

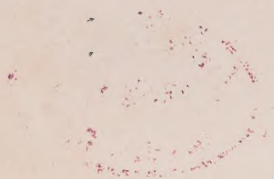


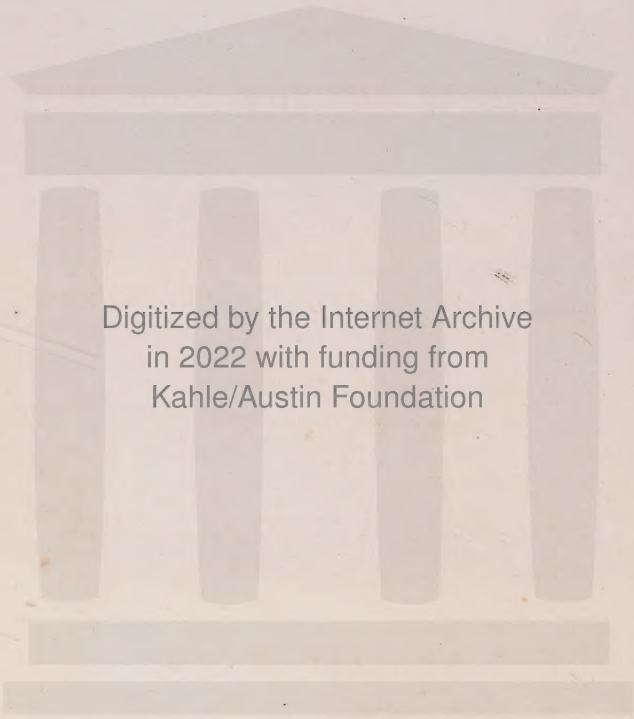




H. Lohmann

Altenhof.





Digitized by the Internet Archive  
in 2022 with funding from  
Kahle/Austin Foundation



# Allgemeine Missions - Zeitschrift.

---

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

---

In Verbindung mit einer Reihe Fachmänner

unter specieller Mitwirkung von

D. Th. Christlieb,  
Professor d. Theol. zu Bonn,

und

Dr. R. Grundemann,  
Pastor zu Mörz,

herausgegeben von

Dr. G. Warneck,

Pfarrer in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evan-  
gelium vom Reich in der ganzen Welt  
zu einem Zeugniß über alle Völker und  
dann wird das Ende kommen.

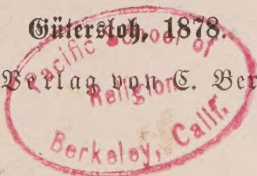
Matth. 24, 14.

Fünfter Band.

---

Gütersloh, 1878.

Druck und Verlag von E. Bertelsmann.



Manuscript

William Brewster

Manuscript

NAI

4254

v.5

1878

on the ground of the bird's

the bird's

the bird's

the bird's

the bird's

the bird's

the bird's

the bird's

the bird's



# Die Erschließung Innerafrikas

durch Stanleys Entdeckung des „Livingstone“

nebst Karte von Dr. Grundemann.

Vor wenigen Wochen trug der Telegraph durch Europa die Kunde von einem Ereignis, dessen ganze Tragweite wir noch gar nicht zu übersehen im Stande sind, das aber jedenfalls in der Geschichte unsres Jahrhunderts neben den folgenreichsten Thatfachen seinen Platz finden wird. Wenn jetzt ein neuer Columbus einen bisher unbekannten Erdtheil entdeckt hätte, so könnten wir seiner Entdeckung keine größere Bedeutung beilegen, als der ruhmvollen That des Amerikaners Henry M. Stanley. Wir bitten unsre Leser diese Worte nicht für eine rhetorische Phrase zu nehmen; wir haben sie in der nüchternsten Erwägung der Verhältnisse niedergeschrieben und hoffen im folgenden einige gewichtige Data für ihre Berechtigung beizubringen.

Stanley hat seinen Namen bereits bekannt gemacht durch die entschlossene Auffuchung des rastlosen Missionspioniers Livingstone im Jahre 1871. Er fand damals den Veteranen der Afrikaforscher am Tanganyikasee, krank und erschöpft von der anstrengenden Arbeit an der Lösung einer Aufgabe, vor deren Vollendung derselbe um keinen Preis nach Europa zurückkommen wollte. Es ist bekannt, wie Livingstone 1½ Jahr später in jenem Werke, das wie sein ganzes Leben dem Wohle Afrikas gewidmet war, sein Ende gefunden hat. Wenig westlich von der großen Seenregion des inneren Ostafrikas hatte er ein bedeutendes Stromsystem entdeckt, das selbst beträchtliche Seebecken umfaßt. Er hatte den Quellfluß in dem südlich vom Tanganyikasee entspringenden Tschambesi<sup>1)</sup> gefunden, der durch den großen flachen Bangweolo-See fließt, um als Luapula durch den kleineren Moero- (Mweru-) See zu gehen. Etwa 60—70 Meilen<sup>2)</sup> nördlich von da hatte er denselben Strom wieder angetroffen, der dort als Kuálaba bereits die beträchtliche Breite von 1000 Meter, die zu Zeiten bis auf über eine dritte Meile steigt, erreicht hat. Livingstone meinte

---

1) Hoffentlich bedarf es für die meisten unsrer Leser nicht des NB.: Nicht zu verwechseln mit dem Zambesi.

2) Wir meinen überall deutsche geographische Meilen.

den Quellfluß des Nil gefunden zu haben und verbrauchte seine letzten Kräfte um dafür den Nachweis zu führen.

Raum war die Kunde dieser Entdeckungen nach Europa gelangt, als deutsche Geographen die Unmöglichkeit eines Zusammenhanges des Quälaba mit dem Nil nachwiesen. Besonders that dies Dr. E. Behm in Gotha, der mit überzeugenden Gründen in scharfsinniger Weise den Beweis führte, daß Livingstone mit seiner letzten Entdeckung den Quellfluß des Congo gefunden habe.

Diese im deutschen Studirzimmer gemachte Entdeckung hat nun eine glänzende Bestätigung gefunden durch die That des kühnen Afrikaforschers Stanley, der in die Fußstapfen des großen Livingstone tretend das Werk der Enthüllung des mittleren Afrikas ruhmvoll vollendet hat.

Nachdem derselbe 1871 den alternden, erschöpften Missionar gestärkt und mit ihm einen Theil des Tanganyika-Sees näher erforscht hatte, war er heimgekehrt. Seine Berichte wurden verschieden aufgenommen. Die, welche damals argwöhnischer Weise sie sogar für eitel Humbug halten wollten, ahnten nicht, daß dies der Mann war, der im Wettkampf der afrikanischen Forschungsreisenden die Krone davontragen würde.

Nach Livingstones Tode finden wir ihn alsbald bereit in die schwere Arbeit einzutreten. Zwei Zeitungen, der Herald in New-York und Daily Telegraph in London, versehen ihn mit den beträchtlichen Mitteln für eine größere Expedition. Gegen Ende des Jahres 1874 betritt er wieder den „schwarzen Erdtheil“ im Osten, geht auf einem bisher von Europäern noch nicht betretenen Wege zum Ukerewe-See (Victoria-Nyanza), dessen Ufer er in ihrer ganzen Ausdehnung erforscht, weilt dann längere Zeit bei dem Könige Mtesa von Uganda und vermittelt die Gründung einer evangelischen Mission (Church M. S.) bei demselben. Weiter erforscht er das Gebiet zwischen dem Ukerewe und Mwutan (Albert Nyanza), sowie den bedeutendsten Zufluß des erstgenannten Sees im Westen und findet ein paar kleinere Seen, die er Alexandra-Nyanza nennt, sowie den Alexandra Nil, den er als den Quellfluß des Nil überhaupt betrachtet. Später sehen wir ihn am Tanganyika thätig. Leutnant Cameron hatte inzwischen einen von Livingstone übersehenen Ausfluß des letzteren nach Westen entdeckt und dadurch die Augen der Geographen dorthin gelenkt, obwohl es ihm nicht gelungen war die Verbindung des Sees mit dem Strome im Westen zu beobachten.<sup>1)</sup> Stanley verfolgt jene leichte, sumpfige Wasser-

<sup>1)</sup> Bekanntlich kreuzte auch Cameron den Continent, ließ aber durch Schwierigkeiten



verbindung, dem Rufuga und widerlegt also die Annahme, daß der Tanganyika die Quelle des Luálaba sei. Im Herbst des verflossenen Jahres (1876) endlich rüstet er sich nach längerer Rast in Nyangwe mit seiner Schaar bewaffneter Schwarzen und seinem einzigen ihm gebliebenen weißen Begleiter Francis Pocock zu der gewagten Expedition den Strom auf alle Fälle bis zur Mündung zu verfolgen. Der genannte Ort ist nämlich die äußerste Station alles fremden Einflusses in jener Gegend. Auch die muhammedanischen Sklavenhändler waren nie darüber hinausgekommen. Die wilden Wabroiro auf der rechten und die kannibalischen Bakusu auf der linken Seite hatten jedes weitere Vordringen vereitelt. Auch Stanley hatte alle Mühe seine Leute zusammen zu halten, die aus Furcht vor den bevorstehenden Gefahren schon zu desertiren begannen. Seine letzten Berichte aber hatten auf dem Wege über Zanzibar noch nicht Europa erreicht als bereits von der Westküste das Telegramm eintraf, daß die Expedition, wenngleich in furchtbar leidendem Zustande, dort angekommen sei. Verfolgen wir zunächst in kurzen Zügen die Reise, wie sie nach den neuesten uns vorliegenden Notizen verlief.

Am 5. November brach man auf, 150 Personen mit 18 Rähnen und einem größeren Erforschungsboot. Zunächst wurde der Weg auf dem rechten Ufer, durch das Gebiet von Urregu genommen, bis die dichten Wälder nach der andern Seite überzusetzen zwangen. Hier kam man zu den Bakusu, die sich den Fremden feindlich widersetzten, ohne sich durch ihre Geschenke besänftigen zu lassen. Die hartnäckigen Angriffe mit vergifteten Pfeilen, die mehrere von Stanleys Leuten verwundeten oder tödteten, zwangen zum Gebrauch der Waffen. So wurde der Durchzug erkämpft.<sup>1)</sup> Obgleich man von den Rähnen aus gegen die angreifenden

---

von dem Laufe des Luálaba seinen Weg nach Südwesten hin abwenden, so daß ihm die Entdeckung entging, der er bereits so nahe war.

1) Stanleys Verfahren, in dieser Weise die Forschungsreise durch seine, wenn ich nicht irre, militärisch geschulte Schaar zu stützen, hat manche Bedenken, ja ernste Tadel hervorgerufen. Wir haben jedoch keinen Grund seine Versicherung zu bezweifeln, daß er nur im Falle der dringendsten Nothwehr zu den Waffen commandirte. Andererseits haben solche Kämpfe keineswegs den gefürchteten Erfolg die Eingebornen gegen alle nachfolgenden Weißen mit Feindschaft zu erfüllen und ihnen den Weg vollends zu verschließen. Krieg ist bei jenen Völkern eine so alltägliche Sache, daß so ein Kampf nicht nachhaltige Rachegeanken erweckt. Die Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft zogen kürzlich ganz unangefochten durch das Gebiet südlich von Ukerewe, wo Stanley vor etwa 2 Jahren seine erste Schlacht geschlagen hatte. — Wir glauben es wäre einseitig wollte man solche Kämpfe um den Preis einer Verzichtleistung auf weitere Forschung

Wilden im Vorthail war, kam man doch nur langsam vorwärts, denn immer wieder verursachte ein neuer Kampf Aufenthalt. Der breite Strom hält hier seine Richtung nach Norden inne, ja neigt sich zuweilen nach Osten. Von dieser Seite kommen von den Bergzügen, die ihn vom Tanganyika-See trennen, zahlreiche Zuflüsse: der Viru, Urindi, Roma und Kanfona sind die bedeutendsten, zwischen denen sich die felsigen Ausläufer des Gebirges in wilder Scenerie an den Fluß drängen, während auf der flachen linken Seite nach mehreren kleineren der Romami als stärkster Nebenfluß zu erwähnen ist. — Mitten in jenen Kämpfen mit den Eingebornen aber zeigte sich plötzlich ein neues Hindernis: eine Reihe großer Katarakte, die nur passirt werden konnten, indem auf eine Strecke von mehr als  $2\frac{1}{2}$  Meilen ein Weg durch den dichten Urwald gehauen und die Fahrzeuge auf den Schultern fortgeschleppt wurden. Dabei mußten die Aelte wieder mehrfach mit den Gewehren vertauscht werden. Nach Vollendung dieser Arbeit, mit der man schon den Aequator überschritten hatte, war eine Rastzeit nöthig. Die nördliche Richtung des Flusses war eine nicht geringe Prüfung für den Erforscher. Fast kamen ihm selbst Zweifel, ob der Qualaba ihn zum Congo führen werde. Die Bedenken beruhigten sich jedoch, als der Strom jenseits der Fälle bald unter Aufnahme eines bedeutenden rechten Nebenflusses sich nach Nordwest wandte. Wenige Tage-reisen weiter nimmt er einen großen von Nordost kommenden Strom (2000 Meter breit) auf, den Aruwimi, der wahrscheinlich mit Schweinfurths Uelle zu identificiren ist. Hierauf erhält der Hauptstrom eine westliche Richtung die weiter, nach Aufnahme des von Süden kommenden Sankuru, in die südwestliche übergeht. Der Strom ist an manchen Stellen 2 Meilen breit, stellenweis dicht mit Inseln gefüllt und spaltet sich oft in ein Duzend Arme. Hier konnte die Erforschung um keinen Preis erschöpfend sein. Stanley vermuthet selbst, daß er bedeutende Nebenflüsse in dieser Region übersehen haben wird. Dies konnte um so leichter geschehen als auch hier immer wieder gekämpft werden mußte. In der Gegend des Aruwimi sah sich die Expedition plötzlich von 54 Kanos (darunter ein großes Kriegsfahrzeug mit 80 Rudern) angegriffen. Alles freundliche Zurufen war vergebens. Wieder mußte zu den Waffen gegriffen werden, und nach einer halben Stunde war die Durchfahrt erlangt. Aber der Raum reicht hier nicht zu, um alle die Hindernisse und Schwierigkeiten im

---

unterlassen wissen. Ein paar Kannibalenstämme haben nicht das Recht ein solches Pändergebiet für die Kultur hermetisch zu verschließen.



Einzelnen aufzuzählen. Die Eingebornen hatten nie von weißen Menschen gehört. Daß Leute über das Gebiet ihres Stammes hinaus gehen, war ihnen etwas ganz unbekanntes. Der Handel beschränkt sich darauf, daß die von der Westküste her kommenden Waaren von einem der kleinen Stämme zum andern vertauscht werden. So lange Stanley Kleiderzeug für den Tauschhandel hatte, gelang es, reichlich Nahrungsmittel zu bekommen, besonders in den großen Dörfern des Südufers, wo regelmäßige Märkte abgehalten werden. Als jene Tauschmittel aber zu Ende gingen, gerieth die Expedition in die größte Noth. Zuvor waren freilich noch Gefahren andrer Art zu bestehen. Nachdem der größte Nebenfluß, der Kilemba oder Urufi, dessen oberer Lauf, Kasai, mit dem Kasabi Ladislaus Magyar's identisch ist, und weiter der Kufu (Kwango) passiert war, verengt sich das Bett des Stromes, von Felswänden zusammengedrängt und schäumend und donnernd schnellst die mächtige Wassermasse dahin, hier und da Katarakte bildend. Hier ist es, wo der Congo die westliche Wand des innerafrikanischen Beckens durchbricht und auf eine Strecke von 38 Meilen 580 Fuß Fall hat. Einer dieser Katarakten kostete dem frommen, jungen Franz Pocock und mehreren Schwarzen das Leben. Einen andern stürzte Stanley selbst mit allen Fahrzeugen herab und wurde mit seinen Begleitern nur wie durch ein Wunder gerettet. Glücklicherweise waren auf dieser Strecke die Eingebornen nicht feindselig. Doch die giltigen Tauschmittel gingen auf die Neige, schon drückte der Hunger. Zum Weitermarsch war die Mannschaft zu erschöpft. Da hört Stanley, daß zwei Tagereisen weiter weiße Menschen leben. Er schickt Boten mit dringender Bitte dahin — und nach drei Tagen vollständigen Hungerns kommt endlich die ersuchte Hilfe, die ein portugiesischer und ein englischer Kaufmann von Emboma in bereitwilligster Menschenfreundlichkeit senden. Es ist rührend die Schilderung des Eindruckes zu lesen, den diese Sendung auf die Mannschaft wie auf den Führer machte. Jene raffen sich trotz der Erschöpfung zum hellen Jubel auf, als die Träger herannahen, und singen ein improvisirtes Loblied auf die weißen Menschen am großen Salzsee — dieser schleicht sich in sein Zelt um die Thränen zu verbergen, die über die wettergebräunten Wangen rollen. Am 10. August endlich war Emboma erreicht. Die Mannschaft, auf 115 Seelen zusammengeschnitten, bedurfte längerer Erholung und sollte dann zu Schiff über Zanzibar in ihre Heimath zurück gebracht werden.

Soviel in kurzen Zügen von der Entdeckungsreise. Jeder Entdecker hat das Recht Namen zu geben. So wird auch Stanleys Vorschlag keinen

Widerspruch finden, daß der große Strom, auf den weder der Name Congo noch Kuálaba zutrifft, da er in verschiedenen Gegenden wohl noch ein Duzend anderer Namen führt, fortan der Livingstone genannt werden soll. Es ist ein würdiges Denkmal für den Mann, der die Fundamente gelegt hat, auf denen das Gebäude der Erforschung Inner-Afrikas steht, das mit dieser Entdeckung wenigstens im Rohbau fertig geworden ist. Wir begrüßen diese Benennung aber auch in so ferne mit Freuden, als der Name eines Vertreters der vielgeschmähten Missionsache fortan auf jeder Karte von Afrika und in jedem Lehrbuch der Geographie eine ehrende Stelle finden wird.

Was die Sache geographisch zu bedeuten hat ist jedem klar, der die Entdeckungsgeschichte dieses Erdtheils bisher einigermaßen verfolgt hat. Der Schleier mit dem das Innere Jahrzehnte lang allen Anstrengungen der Kulturvölker trogend sich vor der Wissenschaft verhüllte, ist abgezogen. Die Hauptfrage ist gelöst; es bleiben nur noch Nebenfragen zu erörtern. Ein Fluß ist seinem ganzen Laufe nach bekannt geworden, der seiner Wassermasse nach zu den allergrößten der Erde gehört. Wenn er dem Nil auch an Länge nachsteht, so führt er doch wohl dreimal soviel Wasser dem Meere zu als jener. — Die Vorstellung von dem Innern des Continents beruht nicht mehr auf Hypothesen. Es ist das große reichbewässerte, fruchtbare Becken, von hohen Rändern eingefast, die in Norden und Süden sich nach außen hin zu jenen dürrn Rändern herabsenken, die in so auffallendem Gegensatz zu jenem stehen.

Aber nicht bloß für die Wissenschaft hat Stanleys Entdeckung so hohen Werth. Europa kann nicht ein üppig fruchtbares reichbevölkertes Gebiet, von 40,000 Quadratmeilen<sup>1)</sup> das bisher seinem direkten Einfluß völlig verschlossen war, entdecken sehen, ohne in nähere Beziehung zu demselben zu treten. Hier wird die Entdeckung zur Erschließung für den europäischen Verkehr, und dies um so mehr als eine ausgezeichnete Wasserstraße denselben begünstigt. Wohl muß die Reihe der Katarakte zunächst überwunden werden. Aber 38 Meilen können keine Schwierigkeit mehr machen, wenn schon im Ernste von einer Eisenbahn die Rede ist, die von Norden her durch alle Hindernisse der Sahara nach dem Innern vorgeschoben werden soll. Dann aber liegt auf dem Hauptstrome eine Strecke von 180 Meilen für jedes Fahrzeug offen

---

<sup>1)</sup> So groß wie das deutsche Reich, Oestreich, Frankreich, Belgien und England zusammengenommen.







und die größten Nebenflüsse bieten noch einmal vermuthlich wenigstens eine solche Ausdehnung schiffbaren Wassers, während noch viel größere Strecken mit kleineren Fahrzeugen befahren werden können. Wie gesagt: die Länder sind reich. Das bei uns immer knapper werdende Elfenbein ist so reichlich vorhanden, daß die Eingebornen gar keine Ahnung von dem Werth desselben zu haben scheinen.<sup>1)</sup> Die Delpalme bildet große Wälder. Baumwolle, Kautschuk, Grundnüsse (*Arachis Hypogaea*), gedeihen im Ueberfluß — und was kann nicht alles Europäische Kultur unter diesen gesegneten Himmelsstrichen produciren! dazu sind auch bereits Gold- und Kupferminen am oberen Livingstone bekannt.

Das alles wird den Kaufmann locken. Ohne Zweifel wird sehr bald der Handel seine Vorposten in das entdeckte Gebiet vorschieben. Welche Nation aber soll das Vorrecht genießen, denselben in die Hand zu nehmen? Die Mündung des Livingstone befindet sich glücklicherweise gegenwärtig nicht im Besitze irgend einer europäischen Macht. Die Portugiesen hatten dort einst ihre Kolonien, die sie aber vollkommen verfallen ließen. Seitdem von den Franzosen das Fort Loango zerstört worden ist (1786), haben sie faktisch keinen Besitz auf diesem Küstenstriche gehabt — nur die südlichen Gebiete Angola und Benguela sind ihnen geblieben. Zwar haben sie auch auf jene im Jahre 1857 wieder Ansprüche erhoben, die aber von andern Mächten (England, Frankreich und Amerika) mit Protest abgewiesen worden sind. Schwerlich werden diese es zugeben, daß Portugal nun von der Mündung des Livingstone wieder Besitz ergreift. Die Zeiten sind vorüber, in denen europäische Staaten überseeische Gebiete zu eigensüchtiger Ausnutzung sich aneignen durften. Der Handel auf dem Livingstone muß allen Nationen offen stehen. Aber wie? Etwa nach dem beliebten Grundsatz des *laissez faire*? Sollen gewissenlose Händler mit Rum und Pulver die bisher noch von aller europäischen Kultur fernen, in ihren alten Ordnungen lebenden Stämme, (deren es übrigens eine Unzahl giebt) ungestraft ruiniren dürfen?

Nein, es ist die Pflicht aller christlichen Mächte, die neu erschlossenen Länder vor den Greueln zu schützen, die in einem früheren Entdeckungszeitalter ihre Namen befleckt haben. Der Verkehr auf dem Livingstone muß einer internationalen Aufsicht unterstellt werden, die sowohl den rechtlichen Kaufmann vor

---

<sup>1)</sup> Auf den Katarakten verlor Stanley für 18,000 Dollar Werth an Elfenbein, das er gelegentlich eingetauscht hatte.

den Pfeilen der Kannibalen schirmt, als auch die Eingebornen vor dem Ruin durch unsittliches Betragen der Händler in Schutz nimmt. Es liegt uns fern in dieser Beziehung Pläne zu entwerfen. Es sei nur angedeutet, daß einige europäische Dampfschiffe auf dem Livingstone bald jenen Kannibalen so imponiren würden, auch ohne sie mit Gewalt zu unterwerfen, daß den Weißen der Weg in ihr Gebiet ohne Gefahr offen stände. Ebenso aber würden die europäischen Staaten durch Bevollmächtigte eine von der betreffenden internationalen Commission entworfenen Handelsordnung zur Geltung bringen können. Ein Hauptartikel dieser Ordnung müßte jedenfalls der sein: „Alle geistigen Getränke sind von der Einföhrung ausgeschlossen.“

Könnte aber der Handelsverkehr auch noch so trefflich geregelt werden, er allein würde jenen Völkern keinen Segen bringen. Unter den Einflüssen einer nur von außen auf sie eindringenden Kultur würden sie verkümmern, oder höchstens Kultur-Karikaturen werden. Wahre Kultur muß in die Herzen gepflanzt und von innen heraus entwickelt werden. Auch der muthige Entdecker des Livingstone, der sicherlich kein Kopfhänger ist, betont ausdrücklich, daß der Missionar auf demselben dem Kaufmann folgen solle, während er von den afrikanischen Gebieten, wo größere Reiche unter einer festen Herrschaft vereinigt sind, den Missionar den Vortritt einräumt, und durch ihn erst dem ehrlichen Kaufmann den Weg gebahnt sehen will. Ich meine aber auch auf dem Livingstone wird es nichts schaden, wenn der Kaufmann und der Missionar gleich von vornherein Hand in Hand zu den kleinen Stämmen am Livingstone kommen. Hier ist eine offene Thür für die Mission, wie sie dieselbe seit dem Beginn ihrer Arbeit noch nicht gefunden hat: ein weites, zum Theil dicht bevölkertes Gebiet, das bisher noch jedem direkten europäischen Einflusse entzogen war, ist ihr erschlossen. Solch ein virgin soil <sup>1)</sup> hat sich ihrer Arbeit fast noch niemals, oder nur in wenigen Ausnahmefällen dargeboten. Die Missionsgesellschaften sollten sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Sobald der erste Handelsdampfer den Livingstone hinaufgeht, sollte ein Missionsdampfer ihm zur Seite gehen.

Im Interesse der Mission liegt es eben so sehr wie im Interesse des Handels, den Verkehr auf dem großen Strome geregelt zu sehen. Wir möchten daher allen Missionsgesellschaften hiermit zurufen: Versäumt nicht

<sup>1)</sup> Jungfräulicher Boden.



Euren Staatsregierungen sobald als möglich die dringendste Bitte an's Herz zu legen, daß Schritte zur internationalen Regelung dieses neuen Verkehrswegs gethan werden.<sup>1)</sup>

## Mohammed und der Islam.

Von Pastor Lüttke in Schönditz.

### III.

#### Die Ausgestaltung des Islam im Leben seiner Völker.<sup>2)</sup>

##### 3.

Wenden wir uns weiter zu den **staatlichen Zuständen** und zu dem **allgemeinen Geistes- und Culturleben** der muslimischen Welt, so ist allerdings in dieser Beziehung die Gegenwart des Islam von seiner Vergangenheit sehr erheblich verschieden.

Während weder auf dem Gebiete des religiösen Lebens noch auf dem der socialen Zustände, womit die vorigen Abschnitte sich beschäftigten, wesentliche Veränderungen seit den Anfangszeiten stattgefunden haben, weil dort das äußerlich praktische Verhalten lediglich durch die einmal festste-

<sup>1)</sup> Die beigelegte Karte ist nach der flüchtigen Skizze gearbeitet, die im Daily Telegraph vom 14. November publizirt wurde. Bei der Eile, in der die Zeichnung ausgeführt werden mußte, um mit diesem Hefte ausgegeben zu werden, darf der Verfasser, wohl auf eine nachsichtige Beurtheilung hoffen. Es ist keine leichte Aufgabe, die bisher bereits an ihren Quellen und weiterhin bekannten südlichen Nebenflüsse mit Stanley's Zeichnung in Einklang zu bringen. Es bleibt dabei der Hypothese noch ein weiterer Spielraum, bei der sie aber gründlich alle die älteren Berichte wird zurathe ziehen müssen, was natürlich in den zwei Tagen, die mir zur Zeichnung blieben, nicht geschehen konnte. Ich habe daher nur die Skizze des Daily Telegraph den betreffenden Angaben der neuesten Karte Dr. Petermann's (siehe dieselbe in der Febr.-Nummer dieser Ztschr. vom vorigen Jahre) anzupassen gesucht. Der Alexandra-Nil ist nach einer früheren Skizze desselben Blattes hier genauer eingetragen. Gr.

<sup>2)</sup> Dieser Aufsatz ist allerdings um ein Bedeutendes umfangreicher geworden als von mir ursprünglich intentionirt war. Bei der Bedeutung des Gegenstandes, wie dem zeitgeschichtl. Interesse, das derselbe gegenwärtig hat, konnte ich mich indeß nicht entschließen, die Redactionscheere spielen zu lassen, und ich fürchte nicht, daß die Leser mir wegen dieser Versäumniß Vorwürfe machen werden. D. H.

henden, allgemein anerkannten und unwandelbaren Anschauungen oder Satzungen bestimmt wird, ist auf den Gebieten des staatlichen und des allgemeinen Culturlebens, welche naturgemäß der Bewegung und dem Wechsel mehr zugänglich sind und den durch Zeiten oder Menschen ausgeübten Einflüssen freieren Spielraum gestatten, ein großer Unterschied zwischen dem, was ehemals war und dem, was jetzt ist, zu constatiren. Die Veränderung jedoch, die im Laufe der Zeit stattgefunden hat, ist nicht eine Veränderung zum Besseren, sondern zum Schlechteren; man kann sie nicht Fortschritt oder Entwicklung nennen, sondern nur Rückgang und Verfall.

In den ersten Jahrhunderten seines Bestehens ist der Islam thatsächlich und unleugbar eine weltbewegende Macht gewesen. Die unwiderstehliche Gewalt und die rapide Schnelligkeit, womit er die Völker im weitesten Umkreise nicht allein seiner Herrschaft, sondern in den meisten Fällen auch seinem Glauben unterwarf, ist geradezu ohne Beispiel in der Geschichte, und der Glanz des Khalifates hat selbst dem des römischen und byzantinischen Kaiserthums kaum etwas nachgegeben. Dabei war es damals keineswegs ausschließlich die rohe Kraft des Schwertes und die zwingende Gewalt des Despotismus, wodurch das Reich, nachdem es einmal gegründet war, gestützt und zusammengehalten wurde, sondern in hohem Maße wirkten geschickte Organisation, weise und gerechte Verwaltung und aner kennenswerthe Fürsorge für das Wohl der Bevölkerungen dazu mit. Eine ausgezeichnete, in der damaligen Zeit jedenfalls nirgends übertroffene Steuergesetzgebung stellte dem Staate reiche Mittel zur Verfügung, ohne die Unterthanen übermäßig zu belasten. Ein gut eingerichtetes Verkehrswesen, das bis in die fernsten Provinzen reichte, das Verbot von jeder Art von Zwischenzöllen zwischen den verschiedenen Ländern des so gewaltig ausgedehnten Reiches, eine fast überall gehandhabte straffe Ordnung beförderten und sicherten den Ackerbau, den Gewerbefleiß, den Handel, und lange Zeit hindurch hat sich nicht allein das Khalifenreich, sondern auch die nach und nach sich bildenden muslimischen Einzelstaaten, was das materielle Gedeihen angeht, in einem Zustande beneidenswerther Blüthe befunden.

Auch in geistiger Beziehung hat der Islam eine zeitlang ein ebenso lebendiges wie fruchtbares Streben bekundet; vielfache Anregungen sind von ihm ausgegangen, ja er hat ohne Frage den wichtigsten Einfluß auf die gesammte Culturentwicklung des Mittelalters ausgeübt. Allerdings hat man häufig wohl seine Bedeutung für die Wissenschaften beträchtlich

überschätzt, denn ein großer Theil dessen, was man ihm beimißt und als verdienstliche Leistung anrechnet, führt sich genauer betrachtet darauf zurück, daß er nur aufgenommen und weiter be- oder verarbeitet hat, was andre Völker vor ihm erarbeitet hatten. Daß er die geographischen Kenntnisse erweiterte, war weniger eine Frucht wissenschaftlichen Forschens als eine Folge seiner weitausgedehnten Eroberungszüge. Die Astronomie verdankt ihm im Grunde nur ihre Verwandlung in Astrologie. Unsere Ziffern und unser Zahlensystem, die man lange als eine muslimisch-arabische Erfindung betrachtete, sind, wie jetzt wohl als festgestellt gelten darf, vielmehr auf Indien zurückzuführen, und die Araber sind nur die Vermittler bei ihrer Uebertragung nach dem Westen gewesen. In Philosophie und Geschichte, Mathematik und Medicin fußte die arabische Wissenschaft anerkanntermaßen nur auf den Schriften des Alterthums. Kurzum, eigentlich schöpferisch und bahnbrechend ist der Islam wohl kaum irgendwo in der Wissenschaft aufgetreten, und zudem hat er auf fast allen Gebieten geistiger Thätigkeit, auch auf denjenigen, die er noch am meisten als ihm eigenthümlich in Anspruch nehmen kann, — Koranexegeze (theologische wie juristische), Grammatik, Rhetorik, nicht minder auch Poesie, — sich sehr bald in trocknes, pedantisches Formenwesen verloren.

Bei Alledem aber bleibt das eine Thatsache, daß der Islam eine lange Periode regen und reichen geistigen Lebens gehabt hat. Zur Zeit des Khalifates von Bagdad war diese Stadt nicht bloß der politische Mittelpunkt des weiten Reiches, sondern auch der Brennpunkt vielseitiger wissenschaftlicher Bestrebungen. Das Gleiche gilt von denjenigen Städten, welche später nach der Spaltung des Khalifates die Centra der sich bildenden Sonderreiche wurden, Damaskus, Kairo und Cordova, sowie von vielen anderen Großstädten. Man las und studirte mit hingebendem Eifer den Plato und Aristoteles, den Ptolemäus und Euklid, den Hippokrates und Galenus, und den hierdurch empfangenen Anregungen folgend arbeitete man mit großer Rührigkeit weiter. Zahlreiche Bildungsanstalten, ja eine ganze Reihe weitberühmter und starkbesuchter Hochschulen, die unter der thatkräftigen Pflege der Khalifen und Sultane wie auch reicher Privatleute sich einer hohen und dauernden Blüthe erfreuten, spannten sich gleich einem Netze über den weiten Bereich der muslimischen Länder, von Mesopotamien und Persien bis nach Spanien<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Auch die Leistungen auf dem Gebiete der Baukunst sind nicht zu übersehn.  
D. S.



Jene Zeiten der Macht und des Glanzes, der staatlichen Wohlfahrt und des materiellen Gedeihens, der fruchtbaren Bethätigung eines frischen Geisteslebens sind aber längst dahin. Was wir heut zutage wahrnehmen, berechtigt zu dem Urtheil, daß der Islam einer Lähmung und Erstarrung, einer Ohnmacht und Unfruchtbarkeit verfallen ist, die vom geistigen Tode sich nicht wesentlich unterscheidet. In fast Allem, was er heute noch ist, besitzt und leistet, zehrt er von der Vergangenheit. Aber wie die Schöpfungen und Lebensformen früherer Zeiten, nachdem die eigentlich treibende Kraft entwichen war, Werth, Ansehen und Bedeutung verlieren mußten, so konnte doch auch wiederum aus einer solchen Vergangenheit, wie sie nun einmal war, nach der inneren Natur der Dinge nichts Anderes hervorbachsen, als eine solche Gegenwart, wie sie heute ist.

Um zunächst bei den **politischen und staatlichen Verhältnissen** zu verweilen, so ist die Staatsform, die in allen muslimischen Ländern ausschließlich in Geltung steht, und die sich ebensowohl aus der Idee und der geschichtlichen Entwicklung des Islam wie auch aus den socialen Grundlagen des muslimischen Volkslebens ergeben mußte, der unbeschränkte **Absolutismus**.

Es ist im vorigen Abschnitt darauf hingedeutet worden, daß auch das Staatswesen die bitteren Früchte der in dem Familienwesen herrschenden Anschauungen und Einrichtungen zu schmecken hat. Warum ist der Orient von jeher und bis heute die Heimath des staatlichen Absolutismus und Despotismus gewesen, und hat in allen seinen Ländern diese Staatsform mit einer Allgewalt und Rücksichtslosigkeit herrschen können, wie es in den Ländern des Westens niemals, wenigstens auf die Dauer nicht, möglich war? Gewiß zum größten Theil mit deswegen, weil der absolutistische und despotische Geist des Hauses sich in das Staatsleben übertrug. Das sogenannte patriarchalische Element, das die Grundlage der orientalischen Staatseinrichtungen bildet, muß sofort einen absolutistischen Charakter annehmen, wenn nicht die Anschauung von der Würde und Geltung des Familienhauptes, worauf es ja beruht, von vornherein auf ihr rechtes Maß zurückgeführt wird und dadurch sich selber corrigirt. Dieses Maß fehlt aber, wo es allbeherrschender Grundsatz ist, daß in Haus und Familie ausschließlich der Mann eine Geltung hat. Neben dem Manne hat die Frau, haben die Kinder, haben selbst die erwachsenen Söhne keine Rechte, keinen Willen; die Familie hat also in allen ihren Gliedern sich lediglich der Meinung und dem Befehl des Hausherrn zu unterwerfen; außer den Familiengliedern aber gibt es im Hause

nur noch Diener und Sklaven, die ohnehin keine Rechte zu beanspruchen haben. Dieses Prinzip sammt seiner praktischen Anerkennung und Ausübung überträgt sich in natürlicher Consequenz auf die erweiterten Einrichtungen größerer Gemeinwesen: im Stamme gilt nur der Wille des Häuptlings, im Staate nur der des Herrschers, die Unterthanen haben keinerlei Recht, gehört oder mit ihren Willen berücksichtigt zu werden.

Dazu kommt speziell für die muslimischen Staaten noch das dem Islam als solchen angehörige falsch theokratische Moment hinzu. Sowie der Korân, als das Buch Mohammeds des unfehlbaren Propheten, religiöses und zugleich bürgerliches Gesetz ist, so war der Khalif als Nachfolger des Propheten weltliches und zugleich religiöses Oberhaupt. Aus dieser Vermengung des Religiösen und Weltlichen, wovon früher eingehender die Rede gewesen (cfr. S. 71 des vorigen Jahrgangs) folgte von selbst für den Herrscher absolute Machtvollkommenheit und für die Beherrschten die Pflicht absoluter Unterwerfung. Die daraus sich ergebende Theorie wurde nach dem Zerfall des Khalifenreiches auch auf alle übrigen Machthaber, die gewissermaßen als Stellvertreter und partielle Nachfolger des Khalifen galten und von seiner geheiligten Person ihre Macht ableiteten, ausgedehnt und angewendet. Daß sie nicht Theorie geblieben, sondern überall auch Praxis geworden ist, zeigt jeder Blick in die Vergangenheit wie in die Gegenwart der muslimischen Staaten. Allezeit haben es die Herrscher für ihre unveräußerliche Praerogative gehalten, mit voller Willkür über Eigenthum und Leben ihrer Unterthanen zu verfügen, der höchststehenden ebenso wie der geringsten; ja je höher die Würde, je näher die Vertrauensstellung, desto größer die Gefahr, und die Khalifen und Sultane, die Schahs und Emire, die Paschas und Deys sind stets von denen am meisten gefürchtet gewesen, die ihnen nach Rang und Einfluß am nächsten standen.

Die Folge dieser absolutistischen Staatstheorie und Staatspraxis aber ist gewesen, daß sich nirgend eine staatliche und politische Selbstständigkeit oder Mündigkeit der Völker hat entwickeln können. Nirgend finden wir eine Theilnahme der Unterthanen an ihrer eigenen Regierung oder Verwaltung, nirgend ein Mitreden in den Angelegenheiten, die ihr eigenes Wohl und Wehe betreffen. Während das Christenthum, zufolge der Anerkennung der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung des einzelnen Menschen, auf staatlichem Gebiete nach und nach zu constitutionellen Regierungsformen geführt hat und führen mußte, hat der Islam weder bisher dazu geführt, noch kann er je dazu führen, so lange er sich selbst treu bleibt.

Wenn gleichwohl in neuester Zeit (December 1876) zu Konstantinopel unter dem zwingenden Druck der Umstände ein Versuch dieser Art gemacht worden ist, indem man bekanntlich eine constitutionelle Verfassungsurkunde publicirt und eine Volksvertretung berufen hat, so wird sich ohne Zweifel bald zeigen, daß es dieser Einrichtung an jeder Basis fehlt und daß sie darum auch weder eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten noch einen dauernden Bestand haben kann. Ja sie wird gerade um so weniger Bestand haben, je weiter sie geht in der Adoptirung constitutioneller, man könnte selbst sagen demokratischer Formen und Grundsätze. „Weniger wäre mehr“ muß es hier heißen. So wie die Verfassung vorliegt, könnte sie, etliche einzelne Punkte ausgenommen, in den civilisirten Staaten Europas recht wohl ins Leben treten und würde hier sogar in diesem und jenem Stücke noch einen Fortschritt nach der freiheitlichen Seite bedeuten. Nur fehlen leider für eine solche Verfassung gerade in der Türkei, überhaupt im Orient, die allernothwendigsten Vorbedingungen, es fehlt nämlich, um es kurz zusammenzufassen, der Boden nicht nur politischer, sondern auch allgemeiner Bildung, der Boden eines entwickelten Volkslebens und gereiften Volksbewußtseins. — Dabei ist es andererseits wiederum bezeichnend für diese türkische „Verfassung“, daß sie unter anderen eine Bestimmung enthält, welche nicht nur allem constitutionellen Geiste stracks zuwiderläuft, sondern auch gewissermaßen die ganze Verfassung selber in ihren Grundfesten erschüttert, indem sie rücksichtlich eines gewissen Punktes die absolutistische Machtvollkommenheit des Herrschers in optima forma wiederherstellt. § 113 giebt nämlich dem Sultan das Recht, „Personen, die dem Reichswohl gefährlich sind, durch Verbannung zu entfernen“, natürlich nach eigenstem souverainen Ermessen, ohne über die Gründe für seine Entschlüsse verantwortlich oder mit seinem Handeln an eine Entscheidung der Gerichte oder eine Bestimmung der Gesetze gebunden zu sein. Und es ist eine wunderbare Ironie des Schicksals, daß gerade der Schöpfer dieser Verfassung, Midhat-Pascha, vermöge dieses Paragraphen ihr erstes Opfer wurde. Die Absetzung und Verbannung dieses Großwesirs, die im Februar 1877 um ihrer Urplögllichkeit willen, und weil sie gerade in einem Augenblick stattfand, wo man gegenüber der verzweifeltsten Lage der äußeren Politik dieses energischen Mannes so dringend bedurft hätte, die ganze Welt in Staunen setzte, geschah unter ausdrücklicher Berufung auf diesen Verfassungsparagraphen.

Es dürfte sich mit fast zweifelloser Gewißheit voraussagen lassen, daß diese Verfassung ebensogut wie die beiden andern berühmten Reform-Hats,



der Hat-y-Scherif von Gülhane (1839) und der Hat-y-Humayum (1856), nach dem ersten Anlauf, sie zu realisiren, alsbald wieder ein bloßes Stück Papier sein und dann jedenfalls für lange Zeit bleiben wird. Ein praktischer Versuch, den man früher bereits, zu Anfang der vierziger Jahre, in gleicher Richtung machte, um wie heute der Welt zu zeigen, daß man mit der Zeit fortgeschritten sei und daß man die verkündeten Reformen auch wirklich ins Leben einführen wolle, ist ja thatsächlich bald in sich zerfallen: Im Anschluß an den erwähnten Hat-y-Scherif von Gülhane und die darin enthaltenen Tansimati, eine Art von Staatsgrundgesetz, das u. A. auch die Bevölkerung mit einer größeren Freiheit und Selbstständigkeit beschenken wollte, berief der europäisch-reformirende Großvesir Reschid-Pascha eine Repraesentativ-Versammlung nach dem Zweikammersystem. Der Versuch hatte aber, obgleich nur auf das Ausland berechnet, doch auch dort so wenig Erfolg, d. h. wurde so klar in seiner Nichtigkeit durchschaut, daß man sich nicht bewogen fand, ihn zu wiederholen oder fortzusetzen. Ein ähnliches, wenn auch bis jetzt noch nicht ganz dasselbe Schicksal hat das Unternehmen des aegyptischen Khedive Ismail Pascha gehabt, welcher vor etlichen Jahren die Augen Europas mit der Constituirung einer sogenannten Delegirtenkammer zu blenden versuchte; die Versammlung hat mehrmals getagt, ist zuweilen mit einer für europäische Zeitungen berechneten Thronrede eröffnet worden, wird auch jetzt noch hin und wieder berufen, wenn man für irgend eine eingreifende Finanz- oder sonstige Maßregel sich wenigstens zum Scheine auf die Zustimmung des „Volkswillens“ zu stützen wünscht; Leben und Wirksamkeit aber hat das Institut nie gehabt und kann es nach Lage der Gesamtumstände auch nicht haben.

Diese Einrichtungen sammt all-ihren Consequenzen sind etwas dem Islam gänzlich Fremdes; er müßte zuvor seine eigene Natur aufgeben, ehe dergleichen auf seinem Boden wachsen könnte. Wer von der Türkei Reformen solcher Art verlangt, der verlangt nichts Anderes, als daß sie aufhöre ein muslimischer Staat zu sein. Und wenn sogar die türkischen Reformpolitiker selber meinen, durch Herübernahme moderner und christlicher Staatseinrichtungen dem türkischen Reiche ein neues Leben einhauchen zu können, ohne dieses Leben zuvor von unten herauf und von innen heraus zu begründen und auf dem Wege naturgemäßer Entwicklung erstarken zu lassen, so ist das eine ebenso thörichte wie verhängnißvolle Selbsttäuschung. Die Zeit wird ja lehren, wie viel oder wie wenig Bestand dieser so unvermittelt in das Staats- und Volkswesen eingeführte Consti-

tionalismus haben wird. Einstweilen hat die türkische Regierung, die sich ihrerseits durch die Kammer nicht wenig belästigt fühlte, da dieselbe eine unerwartet energische Sprache führte, verschiedentlich bereits den Entschluß ausgesprochen, die erste von Mitte März bis Ende Juni 1877 abgehaltene Parlamentssession nur als ein Vorparlament zu betrachten, und wahrscheinlich wird es allein von den äußeren Umständen abhängen, ob es nicht dabei auch sein definitives Bewenden haben wird. Denn wenn es der Regierung gelingen sollte, aus den Schwierigkeiten der auswärtigen Politik und der zerrütteten Finanzwirtschaft wieder einen Ausweg zu gewinnen, so wird sie schwerlich daran denken, sich der altgewohnten absolutistischen Allgewalt freiwillig und auf die Dauer zu entäußern. —

Eine weitere Konsequenz aus jener Vermengung des Religiösen und Weltlichen, worin wir so eben eine der Hauptwurzeln des staatlichen Absolutismus erkannt haben, ist die Idee der Einheit, auch der politischen, des gesamten Gebietes des Islam.

Soweit der Glaube an Allah und den Propheten reicht, soweit soll auch nur Ein Oberhaupt sein, das Alle als solches anzusehen haben. Diese Idee bildete die Basis des Khalifates, sie ist aber auch gegenwärtig noch weit mehr in Kraft und Geltung, als man bei der staatlichen Zerstückelung der mohammedanischen Welt glauben sollte. Dem osmanischen Sultan zu Stambul ist erst neuerdings feierlich und vor aller Welt die Würde eines solchen allbeherrschenden Oberhauptes vindicirt worden, denn einer der ersten Sätze der vorerwähnten neuen türkischen Verfassungsurkunde vom 23. Dec. 1876 lautet: „Der Sultan ist der Khalif aller Mohammedaner.“ Auch von andern Seiten her wird ihm als dem Nachfolger Mohammeds und der Khalifen noch immer stillschweigend der Vorrang unter allen muslimischen Potentaten eingeräumt<sup>1)</sup>, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß man bestrebt ist, diese religiöse und politische Einheit des Islam auch äußerlich wieder mehr zur Anerkennung zu bringen oder in die Erscheinung treten zu lassen. In den letzten Jahren haben die meisten mohammedanischen Herrscher Gesandte nach Stambul geschickt, um die Bande mit dem Sultan wieder enger zu ziehen und die Solidarität der Befenner des Islam zu beweisen. Es erschienen diplomatische Bevollmächtigte aus Buchara, Khofand und Kaschgar mit Klagen gegen die Russen, aus Yünnan mit Klagen gegen

<sup>1)</sup> Allerdings ist dies nur bei den Sunniten der Fall; in den Augen der Schiiten nimmt diese Stelle der Schah von Persien ein. Daher denn auch die feindselige Haltung, die Persien stets und auch neuerdings wieder gegen das türkische Reich eingenommen hat.

die Chinesen, die dies an ihrer Grenze liegende Gebiet kürzlich unterworfen haben, selbst aus Altje (oder Altschin) mit Klagen gegen die Holländer. Der Padischah kann allerdings den Bedrängnissen seiner Glaubensgenossen in Centralasien, China und Hinterindien nicht abhelfen, aber es bleibt jedenfalls von Interesse zu sehen, welche Stellung sie ihm einräumen. Auch die zu Stambul erscheinenden türkischen und arabischen Journale, deren Zahl sich neuerdings nicht unbeträchtlich vermehrt hat, und die einen ziemlich weiten Leserkreis auch in den Provinzen und in den benachbarten mohammedanischen Ländern finden, lassen es sich angelegen sein, die Macht und das Ansehen des Beherrschers der Gläubigen möglichst hoch zu erheben und die Muslim in der Ueberzeugung zu bestärken, daß derselbe als Khalif Anspruch auf den Gehorsam Aller habe. In gleicher Weise suchen die arabischen Blätter Indiens zu wirken.

Auch die Krisis, in welcher sich gegenwärtig die Türkei befindet, erregt weit und breit, ja im ganzen Bereiche des Islam, die Gemüther aufs tiefste. Namentlich in Indien schlägt diese Bewegung heftige Wellen. Dort ist die englische Regierung von ihren mohammedanischen Unterthanen aufgefordert worden, in dem Conflict zwischen Rußland und der Pforte activ die Partei der letzteren zu ergreifen, und den Sultan, in welchem sie ihr geistliches Oberhaupt sähen, zu schützen und zu stützen gegen seinen Erzfeind, die Russen. Im Lande wird gesammelt für die türkischen Verwundeten, Wittwen und Waisen; Tagesblätter sind gegründet worden, die nur Berichte vom Kriegsschauplatz bringen, und in den Moscheen werden regelmäßig Gebete gehalten für die baldige Vernichtung der Giaurs. Die indischen Wahabiten, nach deren fanatischer Anschauung kein Muslim, der dem jetzigen Laufe der Dinge ruhig zusieht, ins Paradies kommt, finden sowohl im Lande selbst als in Afghanistan und in den Khanaten einen wachsenden Anhang. Aus Artikeln der arabischen Blätter Indiens kann man sehen, welch ein Geist des Hasses und des Fanatismus unter den dortigen Mohammedanern herrscht, und zugleich, wie lebendig in ihnen das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit aller Bekenner des Islam ist. So haben kürzlich diese Blätter folgenden Aufruf veröffentlicht: „Muslim und Diener des Propheten! Erhebet euch wie Ein Mann und bringet dem Reiche des Padischah finanzielle Hülfe; denn er, der das Oberhaupt unsrer Religion ist, wird jetzt von den Ungläubigen bedrängt. Eröffnet eine Subscription, damit es unsern Glaubensbrüdern im Auslande (Türkei) möglich werde, den Ungläubigen die Köpfe abzuschneiden, weil sie es gewagt haben, ihre ruchlosen Hände gegen jenen Fürsten zu erheben, der von Gott



zu unserm geistlichen und weltlichen (!) Oberhaupte eingesetzt ist. Für ihn sollten auch wir kämpfen (!), und ihm wollen wir nun unser Vermögen und unsern Wohlstand opfern. Muslim, erhebt euch denn!“ Bringt man die große Zahl der muslimischen Unterthanen des englisch-indischen Reiches — es sind ihrer über vierzig Millionen, also fast sechsmal so viel als sämtliche Mohammedaner der europäischen Türkei —, und folglich ihre Wichtigkeit oder Gefährlichkeit in Anschlag, so darf man in dieser Haltung derselben gewiß einen der Gründe, und einen sehr wesentlichen, für die türkenfreundliche Politik erkennen, die England in der gegenwärtigen orientalischen Krisis beobachtet. Jedenfalls sind die commerciellen Rücksichten und die Furcht vor dem Vorschreiten Rußlands in Asien nicht die einzigen Gründe dafür.

Mit der Einheitsidee nahe verwandt ist die Vorstellung, daß der Islam als solcher zu dem Anspruch auf die Beherrschung der ganzen Welt berechtigt sei.

Diese Vorstellung gilt dem echten Muslim noch heute als ebenso unbestreitbar, wie den Gläubigen der ersten zwei Jahrhunderte, wo sich der Islam in der That auf dem geraden Wege zur Unterwerfung der Welt zu befinden schien. Freilich ist heutzutage ja ein muslimisches Weltreich ein Traum, dessen Verwirklichung einfach an der Ohnmacht des Islam und an der Ueberlegenheit der christlichen Reiche scheitert; und dieser Ueberzeugung können sich auch die muslimischen Völker selbst, trotz allem Stolge, Eifer und Fanatismus — und, darf man hinzufügen, trotz ihrer naiven Unwissenheit über die Dinge außerhalb ihres nächsten Horizontes — nicht verschließen. Aber das steht ihnen jedenfalls fest, daß das umgekehrte Verhältniß, eine Beherrschung von Mohammedanern durch eine christliche Macht, als die schreiendste Anomalie zu betrachten, nur mit dem tiefsten Widerwillen zu ertragen und mit allen Mitteln zu bekämpfen sei. Auch hierfür ist eines der überzeugendsten Beispiele das englisch-indische Reich. Die mohammedanischen Unterthanen desselben stehen mit immer noch ungemildeter, wenn auch verhaltener Erbitterung ihren christlichen Beherrschern gegenüber und sind jedesmal die thätigsten Schürer und die wüthendsten Vorkämpfer in den Aufständen, welche die englische Herrschaft von Zeit zu Zeit bedrohen. Unter den dortigen muslimischen Gelehrten gilt es immer noch als eine ausgemachte Sache, daß Indien nicht ein „Land des Islam“, sondern ein „Land des Kriegsdienstes“ sei, d. h. ein Land, in welchem der Islam eigentlich den „heiligen Krieg“ zu führen habe; und wenn die Frage aufgeworfen wird, warum er denn nicht den

heiligen Krieg des Halbmondes proclamire, so ist die Antwort, „nur darum nicht, weil ein solcher Krieg höchst wahrscheinlich mit einer Niederlage enden und folglich nur dazu beitragen werde, den Islam zu beschimpfen, statt ihm zum Vortheil zu gereichen.“ Es ist sogar eine offen ausgesprochene Lehre, daß ein Muslim nicht einer „ungläubigen“ Macht tributpflichtig sein dürfe. Der Geist des Islam ist in dieser Beziehung unverändert, und ein Muslim wird nicht eher ein guter Unterthan eines nicht muslimischen Staates, als bis er eben aufhört Muslim zu sein. —

Ebenso wie die absolute Gewalt, ja die unbeschränkte Willkür des Machthabers das Princip für die Gestaltung des Staatswesens als solchen ist, so regiert sie auch in den innerstaatlichen Verhältnissen, und hat hier in vollstem Maße die verhängnißvollen Wirkungen hervorgebracht, die damit fast stets und naturnothwendig verbunden sind.

Jeder Höhergestellte nimmt gegen den Niederen die gleiche Machtvollkommenheit in Anspruch, die man gegen ihn selbst von oben herab ausübt. Und wiederum, jeder Niedere thut, was ihm obliegt, nur soweit von oben her mit dem Befehle zugleich die Controle ausgeübt wird; im Uebrigen ist für sein Verhalten nur die eigene Neigung und der eigene Vortheil maßgebend. Daher in allen Zweigen des Beamtenthums Willkür, Belieben und Laune, Ausbeutung der Stellung zu persönlichem Gewinn, schamlose Bestechlichkeit, fast unumschränkte Herrschaft des Bakischs,<sup>1)</sup> kein Gefühl von Pflicht und Verantwortlichkeit, keine Rücksicht auf Volks- oder Landeswohlfahrt. Dazu kommt in den meisten Fällen eine staunenswerthe Unwissenheit und Unfähigkeit. Den Beamten pflegt im Durchschnitt nicht nur jede des Namens werthe allgemeine Bildung, sondern sogar jede Fachbildung, sofern dieselbe nicht etwa nur in gewohnheits- und handwerksmäßigem Angelerntsein besteht, vollständig abzugehen. Sowohl der Richter als der Verwaltungsbeamte, selbst bis zu höheren Graden hinauf, pflegt für seine Amtsführung höchst selten andere geistige Hülfquellen zu besitzen, als seinen natürlichen Menschenverstand und die durch Uebung erlangte praktische Gewandtheit; wo dies nicht ausreicht, entscheidet einfach das Gutmüthen.

Großes Unheil wird in allen muslimischen Ländern, vorzugsweise aber in den Provinzen des türkischen Reiches, durch die Günstlingswirth-

<sup>1)</sup> Geschenk, Trinkgeld, das behufs Bestechung wie behufs Belohnung angewandt und gefordert wird, je nach Umständen bis zu großen Geldsummen. Wort und Sache spielen in den mannigfachen Beziehungen ihre Rolle, am unwürdigsten und verderblichsten auf dem hier in Rede stehenden Gebiete der behördlichen Thätigkeit.

schaft und die von diesen Günstlingen verübte Ausfaugung angerichtet. Ein Minister oder sonstiger hoch- oder höchstgestellter Beamter hat etwa einen Diener oder Günstling, der ihm ein williges und nützliches Werkzeug zu vielleicht sehr abscheulichen Zwecken gewesen ist, und den er nun belohnen will, oder einen Verwandten, der nach Verprassung seines Vermögens mittellos dasteht und dem er nun zu helfen wünscht, oder auch einen Schuldner, der befriedigt werden soll. So weiß er es denn durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß der Betreffende mit dem Amte eines Wali oder Kaimakam, eines Muteffarif oder Mudir bekleidet und in die Provinz geschickt wird. Ob er zu diesem Amte tüchtig ist und davon etwas versteht, ist gleichgültig. In der Provinz angekommen, sieht der Mann es natürlich nicht etwa als seine Aufgabe an, seines Amtes mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu warten und für das Wohl des ihm anvertrauten Bezirkes zu sorgen, sondern lediglich sich zu bereichern und seinen leeren Säckel zu füllen. Dies aber muß noch dazu so schnell als möglich und auf allen nur immer sich darbietenden Wegen geschehen, denn bei dem fast unablässigen Personenwechsel in den ihm übergeordneten höchsten Behörden hat er die Aussicht, schon in kurzer Zeit, nach einem Jahre, vielleicht gar nach einigen Monaten wieder abberufen und durch einen Anderen, dem eine ähnliche Gunst zu Theil werden soll, ersetzt zu werden. Dieser unaufhörliche Wechsel in den oberen Regionen macht es aber auch selbst den wenigen tüchtigen und redlichen Provinzialbeamten fast unmöglich, auf ihrem Posten eine gedeihliche und segensreiche Wirksamkeit zu entfalten; sie haben kaum Zeit, die Zustände ihrer Provinz genauer kennen zu lernen oder sich mit der Bevölkerung in nähere Beziehung zu setzen, noch weniger aber, mit Ruhe und Stetigkeit in ihrem Wirken vorzuschreiten.

Was Wunder daher, wenn man auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und Wesens den traurigsten Zuständen begegnet. Die Beamtenkreise von den höchsten bis zu den niedrigsten von der schmachvollsten Corruption durchdrungen, die Verwaltung versumpft und verkommen, selbst die Rechtspflege aufs aller verderblichste beeinflusst von Willkür, Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit; das Verkehrswesen völlig vernachlässigt, der Handel, Gewerbefleiß und Ackerbau darniederliegend und in keiner Weise ermunthigt oder unterstützt; die Bevölkerung mit Steuern überbürdet und noch außerdem auf jede Weise ausgezogen, selbst die von der Natur am reichsten ausgestatteten Gegenden in Armuth und Elend versunken. Wohin man blickt, trostloser Ruin, unwiederbringlicher Verfall. In was für



Einöden haben sich unter der mehrhundertjährigen Herrschaft des Islam die meisten der Länder verwandelt, die im Alterthum in höchster Blüthe standen und nicht allein zu den stärkstenbevölkerten und bestcultivirten, sondern auch zu den schönsten, reichsten und ergiebigsten der damaligen Welt gehörten: Persien, Armenien und Mesopotamien, Kleinasien und Syrien, Macedonien und seine Nachbarländer, die berühmten Inseln Rhodus, Cypern und Creta, endlich die ganze Nordküste von Afrika. —

## 4.

Es darf hier, wo von der Ausprägung des muslimischen Wesens im öffentlichen und staatlichen Leben die Rede ist, ein Zug nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der vielfach als durchaus charakteristisch hervortritt: Eine wahrhaft entsetzliche Geringsachtung des Menschenlebens und eine Bereitschaft zum Blutvergießen, die oft mit schonungsloster Brutalität zu Thaten schreitet.

Die Geschichte der muslimischen Staaten und Reiche hat davon die erschreckendsten Beispiele aufzuweisen. Nicht nur in den Kämpfen der Muslim gegen die „Ungläubigen“, sondern auch in den innermuslimischen Kämpfen, bei Bürgerkriegen, Aufständen, Unternehmungen des dynastischen Ehrgeizes, selbst aus Gründen der kühl erwägenden Staatsraison, aber auch in allen diesen Fällen dann am meisten, wenn religiöse Motive sich einmengen, etwa der gegenseitige Haß zwischen Sunniten und Schiiten oder der Sectenfanatismus, — überall sieht man Blut in Strömen fließen und Köpfe zu Tausenden und Zehntausenden fallen. Einige wenige Beispiele aus älteren und neueren Zeiten mögen diese Behauptung belegen.<sup>1)</sup>

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts machte Timur, der große Völkermörder, mit den zum schiitischen Islam sich bekennenden Mongolenhaaren seine bluttriefenden Eroberungs- und Plünderungszüge durch Mittel- und Vorderasien. In Isfahan ließ er Thürme aus 70,000 frisch abgehauenen Menschenköpfen bauen; Damaskus gab er unter dem Vorwande, daß einst die Syrer die Ommejaden in ihren Unternehmungen gegen die Nachkommen des Propheten unterstützt hätten, einem zehntägigen Morden und Plündern preis; seine Soldaten würgten Tausende ohne Unterschied

---

<sup>1)</sup> Diejenigen der hier folgenden Angaben, welche der Zeit bis Ende des vorigen Jahrhunderts angehören, sind zum Theil dem reichhaltigen und umfassenden Werke von Zul. Braun, „Gemälde der mohammedanischen Welt“ (Leipzig, Brockhaus 1870) entnommen, das die Entwicklung des Islam und der mohammedanischen Staaten darlegt, und sind daselbst durchgängig auf quellenmäßige Belege gestützt.

des Alters und Geschlechts, und was dem Schwerte entging, ward in die Sklaverei verkauft.

Im 16. Jahrhundert beginnt die lange dauernde Blut- und Raubwirthschaft in den nordafrikanischen Staaten. In Algerien und Marokko hatte bis dahin, von der im Innern gelegenen großen und gewerbfleißigen Hauptstadt Tlemsen aus, eine berberische Dynastie, die Beni-Zian, mehrere Jahrhunderte hindurch geherrscht. Durch den schon damals ausgiebig betriebenen Seeraub mit Spanien in Conflict gekommen, rief 1515 der eingeborene Fürst Salem-ben-Tumi den Korsaren Arudsch aus Lesbos zu Hülfe. Damit aber kam über den Räuber nur ein andrer, weit schlimmerer Räuber. Arudsch ließ den Salem-ben-Tumi an einem Thore von Algier aufknüpfen, bemächtigte sich der Stadt, allmählig auch des Landes, und räumte dann das ganze regierende Haus der Beni-Zian hinweg; acht Sprossen desselben ließ er mittelst ihrer Kopfbunde an die Pfeiler der Galerie des Palastes hängen, die übrigen, so viele ihrer später noch zu erhaschen waren, stürzte er selber in einen Teich und freute sich ihres Gezappels beim Todeskampf. Sein Bruder und Nachfolger, der bekannte Haireddin Barbarossa, der die große Zahl von Christensklaven im Lande bedenklich fand, ließ dieselben zuerst in Ketten legen, dann ihrer an Dreitausend hinschlachten, und verwandte die übrigen zur Erbauung eines großen Dammes zum Schutze des Hafens, wobei an dieser gefährlichen Küste durch Sturm und Wellen Tausende und Abertausende ihr Leben verloren. In welchem Umfange aber zugleich der Menschenraub betrieben wurde, ersieht man z. B. daraus, daß bei Karls V. Belagerung von Tunis (1535) mehr als 20,000 Christensklaven daselbst befreit werden konnten. Als fünf Jahre später Karl V. mit großer Schiffs- und Truppenmacht eine Expedition gegen Algier unternahm, erlebte er bekanntlich das Unglück, daß durch furchtbare Stürme seine Flotte zu Grunde ging und seine schiffbrüchigen Truppen dem Schwerte der Araber anheimfielen. Europa aber hat dies Unglück noch drei Jahrhunderte lang empfinden müssen, denn von nun an war die Frechheit und Grausamkeit dieser muslimischen Piratenstaaten grenzenlos, und erst im gegenwärtigen Jahrhundert hat ihnen (durch die französische Eroberung) ein Ende gemacht werden können.

Im Jahre 1571 gerieth, nachdem mit der immer weiter vordringenden Türkenherrschaft schon die meisten Besitzungen der italienischen See- und Handelsstädte im Mittelmeere verloren gegangen waren, auch die den Venetianern gehörige Insel Cypern unter türkische Gewalt. Ein Feldherr Sultan Selims II. belagerte die Hafenstadt und Festung Famagusta, und

dieselbe mußte, trotz heldenmüthiger elfmonatlicher Vertheidigung unter dem venetianischen Befehlshaber Bragadino, endlich capituliren. Die Türken aber inaugurirten ihre Herrschaft mit einem Acte blutigster Treulosigkeit: der türkische Feldherr brach die Capitulation, ließ die kriegsgefangene Mannschaft, die sich im Vertrauen auf sein Wort ergeben hatte, niederhauen, dem tapferen Bragadino aber die Haut abziehen und diese ausgestopft als Trophäe an der Haupttraa seines Admiralschiffes aufhängen.

Die großen Kriegszüge der Türken gegen die ihnen benachbarten christlichen Länder Europas sind, wie alle Chroniken jener Zeiten berichten und die sogar noch jetzt lebendige Tradition bezeugt, stets von Strömen Blutes und von der vollständigsten Verödung der durchzogenen Gebiete begleitet gewesen. In welchem Sinne noch vor zwei Jahrhunderten die Türken selber einen Krieg gegen die Christenheit auffaßten, und mit welcher Schamlosigkeit sie denselben zu führen für erlaubt hielten, beweist u. A. eine Kriegserklärung, welche Sultan Mohammed IV. an Kaiser Leopold I. und den König von Polen richtete, und welche ebensowohl ein Beispiel des wahnsinnigen Stolzes wie der brutalen Blutgier ist, wovon die muslimischen Gewalthaber und Völker gegen die Christenheit erfüllt waren. Dieselbe lautet:

„Von Gnaden des im Himmel waltenden Gottes verpfänden wir, Mola Mohammed, Gott auf Erden, glorreicher und allgewaltiger Kaiser von Babylon und Judäa, vom Orient und Occident, König aller irdischen und himmlischen Könige, Großkönig vom heiligen Arabien und Mauretanien, geborner, ruhmgefrönter König Jerusalems, Gebieter und Herr des Grabes des gekreuzigten Gottes der Ungläubigen, Dir, Caesar Roms, und Dir, König von Polen, unser heiligstes Wort, ebenso allen Deinen Anhängern, sowie dem rothen Hahn von Rom (Papst), den Cardinälen, Bischöfen und allen ihren vielfarbigen Helfershelfern, daß Wir im Begriffe sind, Dein Ländchen mit Krieg zu überziehen. Wir führen mit uns 13 Könige und 1,300,000 Mann Infanterie und Cavallerie, und werden Dein Ländchen mit diesem Heere, von dem weder Du noch Deine Anhänger je eine Ahnung hatten, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Hufeisen zertreten, und dem Feuer und Schwerte überliefern. Vor Allem befehlen wir Dir, Uns in Deiner Residenzstadt Wien zu erwarten, damit wir Dich köpfen können. Auch Du, kleines Königlein von Polen, thue dasselbe. Wir werden dich sowie alle Deine Anhänger durch Mord, Brand, Raub, Schändung und Plünderung vertilgen und das allerletzte Geschöpf Gottes, was nur ein Giau'r ist, von der Erde verschwinden machen. Wir werden Groß und Klein vorerst den grausamsten Qualen aussetzen und dann dem schändlichsten Tode übergeben. Dein kleines Reich will ich Dir nehmen und jenes des rothen Hahns zertrümmern und die gesammte Bevölkerung von der Erde wegsegen. Dich und den König von Polen werden Wir so lange leben lassen, bis Ihr Euch überzeugt haben werdet, daß wir alles Obgesagte erfüllt haben. Dies zur Nachachtung. Gegeben in Unserer majestätischen Haupt- und Residenzstadt Stambul, die 1659 Gassen, 90 Spitäler,



1000 Bäder, 999 Brunnen, 120 Plätze, 115 öffentliche Gebäude, 486 Einkiehlhäuser für fremde Gäste, 1652 große und kleine Schulen, 1600 Mühlen und 4122 Moscheen besitzt. Diese große und feste Stadt nimmt einen Flächenraum von 4 Meilen ein und ist mit 569 Thürmen verziert. Diese Stadt haben Meine Ahnen den Ungläubigen mit Gewalt entrisen, nachdem man alle Kinder, Männer und Weiber zuerst geschändet und dann massacrirt hatte. Wir werden diese Stadt auch fernerhin auch Giauren zum Trotz behalten. Gegeben in Unserm 25. Lebensjahre und in dem 7. Unserer allmächtigen Regierung. Mola Mohammed m. p.“

Nicht ohne Ursache fürwahr wurden daher die Türken in den Zeiten ihrer Macht und ihres siegreichen Vordringens als die entsetzlichste Geißel der Welt angesehen, und ging es wie ein lähmender Schrecken durch die ganze Christenheit, so oft sie sich zu einem neuen Kriegszuge wider dieselbe anschickten.

Hervorragende Beispiele barbarischer Grausamkeit, welche Muslim gegen Muslim verübten, bietet die Geschichte Persiens im vorigen Jahrhundert. 1721 wurde Ispahān, damals noch eine ungeheure Stadt, „welche zu umreiten ein Reiter zwei Tage brauchte,“ von dem Afghanen-Häuptling Mahmud angegriffen und nach langer Belagerung, während welcher die furchtbarste Hungersnoth entstand, so daß Tausende elendigst umkamen und Menschenfleisch fast die einzige Nahrung war, endlich erobert. Die Umgegend der Stadt, damals weit hinaus wohl bewässert und trefflich angebaut, wurde in monatelanger Anstrengung verwüstet, und wie die Ruinen der Kanäle, Landhäuser und Ortschaften sammt den dürrn Feldern heute noch bezeugen, ist es dabei für immer geblieben. Derartige gewaltsame Verwüstung ist mit der Kriegsführung im Orient fast stets verbunden. Als aber Mahmud bald darauf zufolge der Nachricht von einer Niederlage seiner Truppen im nördlichen Persien sich zu schleunigem Abzuge genöthigt sah, wußte er zur Sicherung seiner Herrschaft nichts Besseres zu thun, als alle persischen Großen, 300 an der Zahl, zu einem Feste laden und umbringen zu lassen; desgleichen alle ihre Knaben, die man aus der Schule aufs freie Feld führte, und ebenso die frühere Leibwache des Schahs, die er selbst in Sold genommen, gegen 3000 Mann, und zwar gleichfalls beim Mahle; endlich jeden Perser, welcher der früheren Regierung gedient hatte, und so groß war die Entmuthigung, daß regelmäßig ein Afghane drei, vier Perser zur Hinrichtung führen konnte, ohne daß jemals einer sich gewehrt hätte. — Gleichwohl raffte sich Persien bald nachher, um 1735, unter der Führung eines turkmanischen Emporkömmlings, des späteren Nadir-Schah, wieder auf. Dieser aber, obwohl er die Macht des Reiches durch glückliche Kriege hob, gab im Ue-

brigen jenem Afghanen Mahmud nichts nach an Mißtrauen und Grausamkeit. Seinem ältesten Sohne Risa Kuli ließ er die Augen ausstechen, und während die Worte des Unglücklichen: „Nicht mir, sondern Persien hast du die Augen ausgestochen,“ ewig ihn verfolgten, suchte er Betäubung in ewig neuen Bluththaten. Als man aber gar erfuhr, daß er alle Perser in seinem zumeist aus seinen turkmanischen Stammesgenossen bestehenden Heere umbringen lassen wolle, stießen einige Officiere ihn in seinem Zelte nieder. — Wiederum etliche Jahrzehnte später, gegen 1790, wußte ein andrer Turkmane, Agha-Mohammed, die Herrschaft über Persien an sich zu reißen. Seinen Großvater hatte Nadir Schah umgebracht, ihn selbst hatte Nadirs Neffe und Nachfolger Edil Schah schon im Kindesalter entmannen lassen; er ist mithin zugleich ein Beispiel von einem Eunuchen auf dem Fürstenthron. In unver söhnl icher Rachsucht war er, als er sich der Gewalt bemächtigt hatte, bemüht, Alles was von dem früheren Herrscherhause noch vorhanden war, auszurotten, und Alles was ihm anhing, aufs erbarmungsloseste zu bestrafen. Zu Kerman ließ er 7000 Einwohner blenden, nur weil seine Gegner vermocht hatten, sich eine Zeitlang in dieser Stadt zu halten. Auch sein Verfahren gegen die Christen in dem eroberten Tiflis erinnerte an Timurs Zeit; alle Priester wurden gebunden in den Fluß geworfen, die Kirchen dem Boden gleich gemacht und 15000 Gefangene weggeschleppt: „Die tapferen persischen Krieger, hieß es, gaben den Ungläubigen eine Probe dessen, was ihrer am Tage des Gerichts harre.“

Raum ein anderes Land aber ist mit einer so bluttriefenden Dynastie gesegnet gewesen wie Marokko. Dieses noch jetzt regierende Herrscherhaus, die Scherifs von Marokko — so genannt, weil es durch einen Scherif (Nachkommen des Propheten) von der Oase Tafilelt gegründet sein soll — zählte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter seinen Sprossen den Muley-Ismael, dessen Bluththaten heute noch in der Volkserinnerung leben. Er verübte sie mit Hülfe einer Negergarde, die aus eigens dazu im Lande angesiedelten Negerstämmen gewissermaßen gezüchtet wurde. Da aber auch diese Schwarzen, ähnlich wie die Janitscharen zu Stambul, sich bewußt waren, daß eigentlich die Gewalt in ihrer Hand lag, so wurden sie wiederholt von Regenten, die sich auf dem Thron behaupten wollten, verrätherisch ins Verderben geschickt. Ismaels Sohn, der sechsmal verjagte und sechsmal wieder zur Herrschaft gelangte Muley-Abdallah, war ein Mann im Geiste seines Vaters, und man überliefert von ihm das Wort:

„Meine Unterthanen haben kein anderes Recht zu leben als das, welches ich ihnen lasse, und ich kenne kein größeres Vergnügen als sie selber zu tödten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Native Christen<sup>1)</sup>

von Missionar Oscar Fleg.

Der Ausdruck: „native Christen“ bezeichnet unter Indoeuropäern die aus den Eingebornen dieses Landes zum Christenthum übergetretenen

<sup>1)</sup> Die hier gebotenen Lebensbilder sollen das Leben unserer oder speciell meiner Christen, d. h. ihr „Christwerden“ von den ersten Anfängen an, die Hindernisse, welche der Entwicklung desselben in socialer, moralischer und intellectueller Hinsicht entgegenarbeiten, die verschiedenen Phasen ihres inneren Fortschrittes, charakteristische Eigenthümlichkeiten ihres christlichen Familien- und Gemeindelebens, die Stellung unsrer christlichen Jugend, ihre Erziehung u. dergleichen veranschaulichen. Wenn ich die Uraunchristen zum Gegenstand dieser Skizzen gemacht habe, so geschieht das erstens, weil der Stamm der Urauns bis jetzt nie selbstständig in unsrer Missionsgeschichte behandelt worden ist. Man redet im Allgemeinen immer von der Kolhs-Mission und vergißt dabei ganz, daß die ältesten Christen dieser Kolhs-Mission nicht aus den Kolhs, sondern aus den Urauns gekommen und daß die Urauns jetzt ein Contingent von mehr denn 4000 Seelen zur Gesamtzahl unsrer Christen stellen. Als Missionar, der seit Jahren speciell unter ihnen gearbeitet hat, wird man mir es gewiß verzeihen, wenn ich der deutschen Leserschaft auch einmal meine Urauns separat vorführe. Zweitens, weil ich von der Ansicht ausgehe, daß der Werth solcher Skizzen in ihrer Zuverlässigkeit liegen müsse, ich daher nur schreiben wollte, was ich selbst erlebt und gesehen. Und drittens, weil nach meiner Ansicht der Uraun Christ, wenn er auch zu einem der verachteten uncivilisirten Völker Indiens gehört, in seinem Ringen nach Seligkeit ebenso große Heldenthaten vollbringt, wie der Hindu aus hoher oder niederer Kaste, dem das Christwerden so schwere Opfer kostet. Die Missionsberichte erzählen dem Publikum viel von den Massenerfolgen unsrer Mission, hier will ich den Erfolg oder Misserfolg am einzelnen Individuum illustriren. Selbstredend kann ich in dem begrenzten Rahmen von Skizzen nicht alle Schattirungen der letzteren wiedergeben, aber ich gebe den Durchschnittschristen, wie er lebt und leidet.

D. B.

Es erschien dem Herausgeber ein dringendes Bedürfnis, dem heimischen Missionspublikum einmal Lebensbilder dieser Art vorzuführen, welche die eingeborenen Christen nicht blos im Sonntagsstaate zeichnen, sondern in die concreten Alltagsverhältnisse uns einen nüchternen Blick thun lassen. Daß ich Bilder aus der Kolhsmission bringe, hat seinen Grund zunächst darin, daß von einem andern Missionsgebiete augenblicklich keine zu erhalten waren.

D. S.



Heiden. Die beiden Worte enthalten aber in den meisten Fällen nicht nur die Bezeichnung einer bestimmten Classe unsrer christlichen Bevölkerung sondern auch zugleich eine Critik derselben. Diese Critik offenbart sich in der Art und Weise, in welcher die beiden Worte ausgesprochen werden.

Der Missionar gebraucht sie mit evidentem Wohlgefallen. Die native Christen sind, menschlich gesprochen, die Frucht seiner Arbeit, sie sind seine geistlichen Kinder, die zu ihm als ihrem Vater und Priester emporblicken. Die andern mögen sie als Menschen kennen, er aber kennt sie als Christen, und wenn er von native Christen spricht, so legt er unwillkürlich den Schwerpunkt auf das zweite Wort mit dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit gegen seinen Herrn und dem Bewußtsein, sie mit diesem Namen als das bezeichnet zu haben was sie seiner Ansicht nach, im Großen und Ganzen genommen, auch wirklich sind.

Der Missionsfreund redet mit unverhohlenem Interesse, oft zu enthusiastisch von native Christen. Er spricht die Worte mit innerer Genugthuung und herzerquickender Befriedigung aus; er sieht in ihnen den Lohn auch seiner Mühen, die Ernte auch seiner Saat, die Antwort auf seine Gebete. Sie sind für ihn der greifbare Erfolg, welchen die Mission trotz aller Behauptungen des Gegentheils aufzuweisen hat.

Der Weltmann spricht selten von native Christen. Muß er's thun, so sagt uns der verächtliche Zug, welcher seinen Mund umspielt, daß er das, was sie bezeichnen, nur als ein illusorisches Produkt moderner Christenfabrikation gelten läßt, das man am liebsten ignorirt. Ist der Weltmann durch seine Stellung und sein Amt gezwungen, von native Christen doch Kenntniß zu nehmen oder gar sich mit ihnen zu befassen, so entdeckt er bald, daß sie wirklich nichts taugen, sie haben wunderbarer Weise gerade die Untugenden, die sie als Christen nicht haben sollten und von ihren neuen Herren, den Europäern, gerade die Eigenthümlichkeiten angenommen, die auf alles Andere, nur nicht auf Christenthum schließen lassen. Eigennutz, Verschlagenheit, Scheinheiligkeit, Lüge, laxer Moral, Genußsucht, Nachäffen europäischer Sitten und eine specielle Vorliebe für Brandy sind die Haupteigenschaften, die er und seines Gleichen an den native Christen bemerken, so daß sie sich der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß native Christen und humbug identisch sind.

Der Heide endlich redet von native Christen oder Khristan log<sup>1)</sup>

1) „Christenvolk“ Hindi Name für Christen.

mit einem Gefühl von Abscheu und Furcht. Für ihn sind sie outcasts,<sup>1)</sup> Verstoßene, gegen die man aller menschlichen Verpflichtungen baar und ledig ist. Er meidet sie wie die Pest, nur wenn es ihm materiellen Vortheil bringt, verkehrt er mit ihnen. Steht es in seiner Gewalt, so läßt er sie das volle Maß seines Hasses fühlen, indem er sie quält, beraubt oder aus seiner Nähe vertreibt. Bei alle dem fürchtet er sie. Das Wort „Christ“ hat einen unheimlichen Zauber für ihn. Er fühlt und sieht, daß eine wunderbare Kraft in dem Worte steckt, und er fängt an, zu erkennen, daß seine Macht vor derselben zur Ohnmacht wird. Die Zahl der native Christen mehrt sich von Tag zu Tag, aus allen Kasten und allen Stämmen rekrutiren sie sich, und er ist machtlos, dem Umsichgreifen des Uebels Einhalt zu thun, da hilft weder Ram noch Krischna, dem Christengott widersteht keiner seiner Götter und kein Pudscha machen<sup>2)</sup> vermag ihren Cultus zu dämpfen.

Die Ansichten des Missionars und der Missionsfreunde über native Christen sind also denen, welche die außerhalb der Missionskreise Stehenden, seien sie nun Christen oder Heiden, über die letzteren haben, so ziemlich entgegengesetzt. Wenn dieser Gegensatz nun auch in erster Linie auf der entgegengesetzten Stellung beruht, welche beide Partheien zur Missionsfrage überhaupt einnehmen, so resultirt er doch auch nicht weniger aus der Kenntniß und Nichtkenntniß, welche beiden Theilen in Missionsfachen und besonders bezüglich des Werths der native Christen eignet. Die den native Christen feindliche Critik scheint von der Voraussetzung auszugehen, daß ein Heide, sobald er Christ geworden (d. h. sobald er seinen Namen in der Liste des Missionars hat eintragen lassen, denn von da an nennt er sich Christ) nun auch sofort intuitiv alle Doktrinen des Christenthums kennen und wie ein Christ denken und handeln müsse. Sind die neuen Christen aus den höheren Kasten der Hindu herübergetreten, also gebildete Leute oder Personen, die die Vortheile einer rationellen Erziehung in englischen Regierungs- oder Missionschulen gehabt haben, so mag dieser Voraussetzung noch eine gewisse Berechtigung zugestanden werden; gehören die Converts aber, wie es bei den meisten der indischen native Christen der Fall ist, niederen Kasten oder gar den uncivilisirten Urstämmen Mittel- und Südindiens an, so ist sie einfach absurd. Wenn z. B. ein Kolh, oder,

1) „Kastenlose“ der größte Schimpf für einen Native.

2) Götterverehrung oder ceremonielle Anbetung eines bestimmten Gottes oder Götzen zu einem besondern Zweck.

um in meiner nächsten, mir also bekanntesten Umgebung zu bleiben, ein Uraun,<sup>1)</sup> Christ wird, so geschieht das höchst selten, weil er sich vorher durch das Studium der Bibel und kritisches Prüfen der christlichen Heilswahrheiten von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion überzeugt hat, sondern weil ihn äußere und innere Noth und die Hoffnung von ihr befreit zu werden, dazu treiben. — Die Bekanntschaft mit dem Wesen, der Bedeutung und den Forderungen der von ihm adoptirten Religion kommt erst nach dem Christwerden, und die Erlangung dieser Bekanntschaft ist seine Lebensaufgabe.

Ein solcher Heidenchrist nun, der zwar vollständig zu Hause ist in den Mysterien der Bonga<sup>2)</sup> und Bhutverehrung und die genaueste Kenntniß hat von den Legenden seines Stammes und den weisen Aussprüchen und Vorschriften seiner Priester, der bis auf's Korn zu bestimmen weiß, wie viel Reis zum Brauen seines Lieblingstrankes, des Bode genommen werden muß, und mit der größten Exactheit die verschiedenen oft so schwierigen pas der Tänze, welche er und seine Kameraden mit den Dorfmadchen auf der Akhra<sup>3)</sup> vor gar nicht langer Zeit noch allabendlich übten, anzugeben und auszuführen versteht, der aber die allerersten Rudimente der Glaubenslehren, die sein Leben von nun an normiren sollen, noch zu lernen hat, ein solcher Heidenchrist ist natürlich nicht im Stande, den idealen Anforderungen seiner Critiker zu entsprechen, sobald er nur den Christenamen angenommen. Den Einen ist er also ein Ignorant, den Andern ein Intriguant, der sich unter des Padri's<sup>4)</sup> Schutz gestellt hat, um durch dessen Hilfe aus seinen mannigfachen Schwierigkeiten herauszukommen; und läßt er sich dann und wann noch auf einer Lüge ertappen oder beim heimlichen Genuß eines Schlucks Bode, so steht er als entlarvter Heuchler da und wird nicht selten zum Repräsentanten der native Christen überhaupt gemacht.

Vor den europäischen Beamten im Lande geht's ihm nicht viel besser. Der Gerichtshof ist im Allgemeinen der einzige Ort, wo er mit ihnen zusammenkommt und dann fast immer in der zweifelhaften Rolle des Angeklagten oder Klägers. Die fremde Umgebung, der Anblick der gefürchteten Polizisten, der europäischen und eingebornen Richter und Advokaten und vor allen

1) Das Wort Uraun wird eigentlich mit unterstrichenem n geschrieben und das n als Nasenlaut gesprochen.

2) Dämonen, böse Geister, denen die Urauns opfern.

3) Name des Dorfplatzes.

4) Allgemeine Bezeichnung der Missionare.



die Gegenwart seines Erbfeindes, des Tikadar's,<sup>1)</sup> der, ihm gegenüberstehend, ihn mit seinem höhnischen Blick zu vernichten droht, der Gedanke an die Macht dieses Mannes, von dem er abhängig, an die endlosen Unterdrückungen und Quälereien, mit denen er ihn verfolgt und noch heftiger verfolgen wird, der Gedanke, daß in diesem Augenblick vielleicht seine und seiner Familie Existenz auf dem Spiele steht, die Laute einer ihm fremden oder doch nur wenig verständlichen Sprache, in der er verhört wird,<sup>2)</sup> das Alles schüchtert den Naturmenschen so ein, daß er nichts versteht, nichts sagen kann. Er bietet in seiner intellektuellen Hilflosigkeit ein solch bejammerenswerthes Bild geistiger Impotenz dar, daß der präsidirende Richter nicht umhin kann, über die Stupidität der native Christen verächtlich die Achseln zu zucken, oder wenn er einer von denen ist, die ein Herz für die Mission, also auch für die native Christen haben, mit erbarmungsvoller Fürbitte ihrer im Kämmerlein zu gedenken.

Die native Christen sind in ihrer überwiegenden Anzahl noch zu wenig geübt in der Praxis des christlichen Lebens und noch nicht gewöhnt, im Verkehr mit der Außenwelt ihre neue Natur, welche durch die regenerirende Kraft der Taufe in ihnen erweckt und durch den belebenden Geist des Wortes Gottes genährt worden, immer zur Geltung zu bringen. Es ist daher klar, daß die außerhalb der Mission Stehenden ihr Urtheil über die native Christen nicht blos nach deren äußerem Verhalten, wie es sich im öffentlichen Verkehr zeigt, sondern wesentlich nach den Beweisen ihrer Befehrung, wie sie in ihrem Privatleben und dem Verkehr unter sich und mit ihren Missionaren zu Tage treten, bilden sollten. Es ist widersinnig, Reife an einer Frucht zu suchen, deren Reifezeit noch nicht gekommen, oder vom Knaben zu erwarten, daß er als Mann auftreten und handeln solle. —

Wenn nun andererseits der Missionar und wohl unterrichtete Missionsfreunde ihre native Christen weniger ungünstig beurtheilen, so ist das ganz naturgemäß. Sie sind für ihre Fehler nicht blind, aber sie können nicht einseitig urtheilen, weil sie die andere Seite, das dem Publikum noch verborgene Leben ihrer Christen, auch sehen. — Ein hiesiger Regierungsbeamter sagte jüngst zu einem Missionar: „die Missionare sehen ihre Christen mit ganz besonderen Augen an, sie können Dinge in ihnen sehen, die für Andere ganz unsichtbar sind.“

<sup>1)</sup> Name der Dorfbesitzer oder Pächter, die meistens Hindus oft auch Muhamedaner sind.

<sup>2)</sup> Die Gerichtssprache ist ein mit Urdu, Pharsi und englischen Worten vermengtes Sindi.

So ist es in der That. Jeder neue Christ ist für den Missionar das, was das Kind für seine Mutter ist. Sobald der Heide seine Absicht, Christ zu werden, dem Missionar mitgetheilt, wird er für diesen der Gegenstand eines besonderen Interesses. Der Missionar wird sein Freund, sein Lehrer, sein Helfer und Berather in allen wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten und sorgt hinfort mit unermüdlichem Eifer für sein leibliches und geistliches Wohl. Mit welcher Mühe unterrichtet er ihn, mit welcher Geduld trägt er seine Schwachheiten, mit welcher Hingabe unterzieht er sich der so schweren, aber doch auch so herrlichen Aufgabe, den Heiden zum Christen umzuwandeln und seinen Geist zu veredeln, mit welcher Freude begrüßt er auch den geringsten Fortschritt seines Schülers in der Erkenntniß des in Christo geoffenbarten Heils. Jede Anstrengung seitens des neuen Christen, alte böse Gewohnheiten abzulegen, den alten Menschen zu tödten und den neuen Menschen anzuziehen, unterstützt er auf's eifrigste, das allmählich erwachende Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, das Verlangen nach Erlösung, die leise aufkeimende Liebe zum Heiland, das sich nach und nach entwickelnde Verständniß für die Pflichten und Privilegien des Christen, diese und tausend andere im jungen Christenleben so wichtigen Momente überwacht und verfolgt der Missionar mit unermüdlicher Sorge; er macht den Heidenchristen nicht nur zum Gegenstand einer unablässig arbeitenden seelsorgerischen Thätigkeit, sondern auch zum Gegenstand eines eingehenden psychologischen Studiums, und das Resultat beider ist die intimste Bekanntschaft mit dem inneren und äußeren Menschen des angehenden Christen.

Ist es nun wunderbar, daß der Missionar unter diesen Umständen allerdings Züge und Eigenschaften in seinen Christen zu sehen im Stande ist, die die Außenwelt nicht sehen kann? Mit dem Auge und der Liebe einer Mutter hat er das Erwachen und das Wachsthum des geistlichen Lebens in dem Convert beobachtet, er allein hat die geheimnißvollen Kräfte erkannt, die den Heiden zum Kreuze Christi zogen, er allein weiß, welche Opfer, welche Kämpfe und Leiden er zu bringen und zu bestehen hatte, um von seiner heidnischen Umgebung nicht überwältigt zu werden.

Wenn diejenigen, die jetzt verächtlich auf native Christen herabsehen, weil sie so wenig Christenthum an sich zu tragen scheinen, ebenso wie der Missionar die Regungen des ihnen innewohnenden göttlichen Geistes erkennen und mit ihm Jahre hindurch beobachten könnten, wie der Proceß ihrer intellektuellen und geistigen Umwandlung sich stillschweigend, in dem Einen kräftig, im Andern nur schwach, in Allen aber unaufhaltjam, voll-

zieht, so würden sie besser von den native Christen denken und ihnen ihre Sympathie nicht versagen, denn auch die, welche vom Christenthum nichts halten, werden doch vom rein menschlichen Standpunkt aus zugeben müssen, daß es nichts Großartigeres und Achtungswertheres giebt als eine Seele, die nach Freiheit von der Sünde und nach Erkenntniß der Wahrheit ringt.

So ist es vollständig berechtigt, wenn der Missionar selbst zum Apologeten seiner Sache und seiner Christen wird. Mit den letzteren durch Jahre lange Arbeit aufs innigste vertraut, ist er im Stande, sie vor der Welt in das rechte Licht zu stellen und gerade darauf kommt's ihm an. Er wird darum jedes gestattete Mittel ergreifen, die native Christen und ihre Critiker in mittelbare oder unmittelbare Berührung mit einander zu bringen, um es diesen zu ermöglichen, nach eigener Anschauung oder auf Grund rein objectiv gehaltener Darstellungen ihr Urtheil über jene modificiren zu können. Wenn ich mir daher erlaube, in den folgenden Skizzen den Vorhang, welcher den wahren Charakter unserer native Christen, sowie die reale Gestaltung ihres christlichen Lebens der Außenwelt verdeckt, etwas zu lüften, so geschieht auch dies in der Hoffnung, dadurch zur Anbahnung eines besseren Verständnisses der native Christen mitzuwirken und in den Herzen der Leser das Gefühl des Mitleids und vielleicht auch der Achtung für eine Classe von Leuten zu erwecken, die durch ihr Leiden und Leben beweisen, daß sie beides verdienen. —

Um meine Schilderungen durchaus naturgetreu und zuverlässig zu machen, lasse ich andere Missionen zunächst ganz außer Acht und greife in das Leben meiner eigenen Christen, der Urauns,<sup>1)</sup> die ich nun seit mehr denn 15 Jahren kenne, hinein, und wie ich's finde, so biete ich's dem Leser. —

---

<sup>1)</sup> Die Urauns (eigentl. Name Kurunch) wohnen circa 362500 Seelen stark im Westen der Provinz Chota Nagpur. Außerdem finden sie sich in Sirgudscha, Dschaspur, Singbhum, Gangpur, Bonai, Ramghar, Sambhalpur und vereinzelt auch in den Theedistrikten Assam und Katschar. Sie gehören zu den dravidischen Stämmen, sind also nicht mit den sie umwohnenden Kolarischen zu verwechseln. Ihre Sprache, bisher ungeschrieben, ist vom Verfasser dieses in den letzten Jahren grammatisch und orthographisch fixirt worden. (Introduction to the Uraun language by Rev. Oscar Flex. Calcutta. 1874.) Ueber die Urauns siehe auch dessen deutsche Bearbeitung der Ethnology of Bengal by Col. Dalton, Berlin 1875 bei Parey & Hempel, und seinen Artikel über diesen Stamm im Juniheft des „Christlichen Hausfreundes“ 1876, Berlin, Gösnersche Mission. Die letztere arbeitet unter den Urauns seit 1845. Die Zahl der Christen beträgt über 4000, die von Ranchi und dessen Filial Lohardagga aus versorgt werden. —



1. Der Enquirer.<sup>1)</sup>

Das Leben des Uraun=Christen erfährt eine vollständige Umgestaltung, sobald er sein Dorf und sein Haus wieder betritt, nachdem er sich bei dem Missionar als Enquirer hat anschreiben lassen. Seine frühere Umgebung tritt ihm bei seiner Heimkehr sofort im schärfsten Contrast entgegen, und diesen Contrast läßt ihn, sein Weib, seine Kinder und alle, die mit ihm den verhängnißvollen Schritt gethan haben, die Thatsache, daß sie nicht mehr Heiden sind, erst nun in ihrer folgenschweren Bedeutung ganz empfinden.

Dort in der Ecke ihrer Hütte stehen die rauchgeschwärzten Töpfe, in denen sie als Heiden ihren Lieblingstrank, das Reissbier, brauten. Ein Uraun ohne Bode<sup>2)</sup> ist gar nicht denkbar. Die Kunst, ihn zu bereiten, hat sich seit undenklichen Zeiten unter ihnen vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter vererbt, jedes einzelne Familienglied ist in die Geheimnisse derselben eingeweiht, und ihnen allen war der Genuß des genialen Stoffes zur Lebensbedingung geworden. Der Reis zum Bode durfte nie fehlen; ging der Vorrath auf die Reige, so versagte man sich lieber die tägliche Mahlzeit und behalf sich mit einem Substitut von dürrerem Hirsebrod und Kräutern und Blättern, die man auf dem Felde und im Walde suchte, um die Körner für den Trank zu sparen. Und war das letzte Korn vertrunken, so wurde beim Dorfsträmer auf Rechnung der nächsten Ernte das nöthige Quantum geborgt, denn Bode muß im Hause sein. Der Uraun trinkt ihn des Morgens, ehe er auf die Arbeit geht, um sich den nüchternen Magen warm zu halten und dem Hunger zu wehren, den er erst um Mittag mit soliderer Mahlzeit zu stillen gewöhnt ist, er erfrischt sich an ihm nach vollbrachtem Tagewerk, er läßt die mit ihm gefüllten ehernen Schalen des Abends am Feuer unter den Seinen kreisen und, ist ein Gast im Hause, so wird ihm zu Ehren die Quantität verdoppelt. Bei allen Festen der Familie sind die schwarzen Bodetöpfe der nie versiechende Brunnen allgemeiner Lust. Bei den Jahresfesten im Dorf fließt das edle Raß in Strömen, um die vom Gesang und Tauchzen trocknen Kehlen von Jung und Alt anzufeuchten und die vom wilden Tanz ermatteten Glieder zu neuen Sprüngen zu begeistern. Und allabendlich auf dem Tanzplatz, wo die Trommeln rasseln und die Burschen und Mäd-

<sup>1)</sup> Bezeichnung neuer Christen, die noch nicht getauft sind.

<sup>2)</sup> Name des aus Reis oder Marwa (hirseartige Frucht) gebrauten Nationaltrankes der Urauns.

den in dichtgeschlossenen Reihen mit taktfesteren Füßen den rothen Staub aufwirbeln, da steht unter dem alten Tamarindenbaum an der Stein- oder Holzbank Bode, der Zaubertrank, und dicht neben an im Dschoncherpa,<sup>1)</sup> dem Burschenhaus, in dem die männliche Jugend die Nacht zubringt, ist Bode der stets geschäftige anregende Vermittler der Ideen. Welche capitalen Geschichten werden dort in den langen Abenden der Regenzeit unter seinem Einfluß erzählt, wie viele neue Gedanken erzeugt er in den Köpfen der jugendlichen Dorfpoeten, die sie in zierliche Dandis<sup>2)</sup> fassen und mit ihnen am nächsten Abend ihre gesangeskundigen Gefährtinnen auf dem Tanzplatz überraschen.

Doch auch in ernsten Stunden fehlt der Bode nicht. Wenn der Dorfpriester die Opfer bringt, um die bösen Geister zu versöhnen, um Mißernten abzuwenden, um Krankheiten zu heilen, so fließt neben dem Blut der geschlachteten Thiere der Lebenssaft des Uraun, d. i. Bode, sowohl auf dem Opferstein wie in die Kehlen der Opfernden, und tritt der Tod in die Uraunhütte, so ist der Bodetopf der Quell des Trostes, der seine Wirkung nie versagt, und reichliche Libationen ehren das Andenken der Geschiedenen.

Die Leser haben von dem eben Gesagten zweifellos den Eindruck bekommen, daß die Urauns sammt und sonders dem Trunk ergeben sind, wenigstens war es meine Absicht, ihnen diese Thatfache recht lebhaft zum Bewußtsein zu bringen, denn nur dann werden sie begreifen können, was der Uraun aufgibt, wenn er dem Trunk entsagt. Der Trunk war für den Uraun-Heiden noch gestern Nationalsitte und Lebensbedürfniß, und heute als Christ soll er ihn als Nationallaster betrachten und überzeugt sein, daß ihm fröhnen Sünde ist. Er hat's gestern dem Padri versprochen, nicht mehr zu trinken, er hat dem Bode entsagt, und damit ein Stück seines Volks- — und individuellen Lebens dran gegeben. —

Da steht er nun vor den Töpfen — was thun! Sie verstecken — heimlich Bode brauen und heimlich trinken? Verlockender Gedanke! Doch was nützt's — der im Dorfe stationirte Catechist, der Gemeindeälteste oder die andern Christen würden es doch erfahren und ihn strafen; das Opfer muß gebracht werden und — hinaus fliegen die Scherben. —

<sup>1)</sup> Die jungen Burschen des Dorfes schlafen bei den Urauns nicht im Hause der Eltern, sondern in einem eigens von ihnen zu diesem Zweck errichteten Gebäude, das gewöhnlich in der Mitte des Dorfs steht, und vor ihm liegt der Tanzplatz.

<sup>2)</sup> Bezeichnung der Uraunlieder.

Unter'm Dach, am Bambus angeknüpft, hängt in Lumpenstückchen eingebunden eine Sammlung von Amuletten, Zaubermitteln und Medicinen. Schlangenköpfe, Rattenknochen, Bären- und Tigerklauen, duftende Holzkügelchen, dürre Wurzeln, getrocknete und zerriebene Kräuter und Palmenblattstückchen mit wunderbaren Zeichen bemalt, bilden den Inhalt der kleinen Teufelsapothek. Der weise Mann des Dorfes, der Odschha<sup>1)</sup> hat sie dem Hausvater gegen schweres Geld abgelassen, als seine Familie wuchs und mancherlei Krankheit sich einstellte, und welche Wunderkuren haben sie gewirkt!

Doch auch diese Schätze dürfen nicht länger im Hause bleiben, denn sie stammen aus der Satansküche und der Enquirer hat gelobt, den Shaytan<sup>2)</sup> und seine Hilfe in Zukunft nicht mehr in Anspruch zu nehmen, sondern sich unter den Schutz des Christengottes zu stellen, der, wie ihm die Christen und der Padri gesagt haben, mit seiner Allmacht ihm viel besser helfen werde, als der Teufel. Dem letzteren wird also der Dienst aufgesagt. Was er dazu sagen wird, ist freilich eine andre Sache. Wird er sich nicht rächen? Wird er die Kinder nicht krank machen und das Vieh sterben lassen? Das ganze Dorf weiß es ja, daß als lezthm sein Vetter, der Lakhua<sup>3)</sup> einen Pipalbaum umhieb, in dem ein Bhut wohnte, dieser aus Zorn darüber in die Kinder des Veters fuhr und sie alle sterbenskrank machte, und die beiden Büffel des Nachbarn Somra<sup>3)</sup> sind auch nur deswegen gefallen, weil er dies Jahr auf seinem Acker keinen Shaytan eingegraben hat.<sup>4)</sup> 's ist freilich auch wahr, daß des alten Christen Prabhudas<sup>5)</sup> älteste Tochter, die Phulmani,<sup>6)</sup> als sie am hitzigen Fieber litt, durch die Medizin, die der Padri für sie sandte, gesund geworden, und als der eine Sohn des ihm gegenüber wohnenden Mausidh<sup>7)</sup> im vergangenen Jahr, als er noch Heide war, von einer giftigen Schlange gebissen wurde, und der Odschha mit all seinen Beschwörungsformeln und Zauberarzneien ihm nicht helfen konnte, da wurde der Knabe auf

<sup>1)</sup> Name des Dorfbeschwörers und Zaubersers.

<sup>2)</sup> d. i. Satan. —

<sup>3)</sup> Proben von Uraun-Heidennamen.

<sup>4)</sup> Die Urauns graben einen roth bemalten, oft roh geschnitzten Pfahl in ihr Land, dem sie Opfer bringen, und die Ceremonie des Eingrabens heißt: Shaytan garhna = den Teufel aufstellen.

<sup>5)</sup> d. i. „Diener des Herrn.“

<sup>6)</sup> „Blumenedelstein.“

<sup>7)</sup> „Herzbereit“, Proben von Christennamen.



das Gebet der Christen, welche der Vater in seiner Angst gerufen hatte, gesund. (In Folge dessen das ganze Haus zum Christenthum überging.) Daß der Christengott helfen kann, ist also klar, und daß er stärker ist als der Teufel und auch die von diesem gesandten Krankheiten heilen kann, behaupten wenigstens die andern Christen im Dorf. Aber die Entscheidung ist doch so schwer! Der Vater bindet, Zweifel und Furcht im Herzen, ein Bündelchen nach dem andern los vom Dach und öffnet es mit den Kindern, um sich den Inhalt noch einmal zu besehen. Die Kräuter und die Tigerklauen möchten sie so gern behalten, die einen hat die alte Großmutter, die von der Last der Jahre gedrückt, stumpf und theilnahmslos draußen im Sonnenschein vor der Thür sitzt, noch gesammelt, als die Cholera vor 2 Jahren im Orte wüthete, und sie vom Odschha expreß zubereiten lassen, die andern hat der Bruder des Vaters dem Tiger eigenhändig ausgerissen, den er im jungle<sup>1)</sup> von Achtsanga<sup>2)</sup> erschlug. Kann der Christengott sie auch vor der Cholera und dem Tiger schützen? Und doch — wird er nicht zürnen, wenn sie auch nur etwas behalten, was dem Shaytan geweiht war? Der Padri hat ihnen gesagt, wenn sie Christen werden wollten, so müßten sie ihrem Gott ganz vertrauen, mit dem Teufelsdienst, seinem Priester und seinen Medicinen dürften sie gar nichts mehr zu thun haben — fort daher mit dem Plunder! Und ein gewaltiges Stück Familienglaube und Trost fliegt mit den Bündelchen zur Thür hinaus. —

An der Wand neben dem Feuerplatz hängt ein mit Staub und Ruß bedecktes Körbchen. Wir heben den Deckel auf und finden Lappen bunten Zeuges, Haarbüschel, hölzerne Kämmchen und Schmucksachen der einfachsten Art darin, die das Eigenthum und der Stolz der Mädchen sind. Daneben liegen alte verrostete Ringe und Amulets, die der Vater getragen, als er noch jünger war, und bestaubte Glasperlen und dunkle Corallen, die die Mutter als Mädchen und Braut schmückten. Sollen wir uns auch von diesen trennen? — und fragend sehen sie einander an. Ach, das Opfer ist schon halb gebracht — die Mädchen und Knaben, noch vor wenigen Tagen so prunkend in ihrem Perlenschmuck und Glanz der Messingringe, die ihnen Hals und Brust und Arme bedeckten, stehen jetzt entblößt von all der Herrlichkeit, nichts hebt das matte Dunkel der braunen Haut, nichts schmückt sie, als ein Paar beschmutzte Lumpen, die ihre

<sup>1)</sup> d. i. Wald.

<sup>2)</sup> Name eines nördlich von Ranchi gelegenen großen Waldes.

Blöße decken. Glimmernder Putz ist nächst dem Tanz die größte Leidenschaft der heidnischen Uraunjugend. Mit den buntesten Perlschnüren beladen sie die Brust, gewichtige hufeisenförmige Messingringe umschließen den Hals der Mädchen, während kleinere Ringe von demselben Metall oder Eisen das Handgelenk, die Finger und Zehen umspannen und noch kleinere die durchstochenen Nasenflügel und Ohrränder zieren. Das rechts am Hinterkopf in Knoten aufgeschürzte Haar ist mit Blumen geschmückt, und runde in Metall gefaßte Spiegeln und kurze Messingketten glitzern neben soliden Eisennadeln und langzinfigen Kammchen auf den Köpfen der Mädchen und Burschen. Seltsam gewundene Leder- oder Rohrschnüre, an denen eine zweite Sammlung von Ringen und die blankgeschuerte Tschunabüchse<sup>1)</sup> nebst dem selbstgefertigten Tabaksbeutelchen aufgereiht sind, umgürten die Lenden der Letzteren.

Der Schmuck ersetzt dem Uraunjüngling die Kleidung so vollständig, daß er auch den um die Hüften gelegten schmalen Zeugstreifen für überflüssig halten würde, wenn nicht der Anstand geböte, ihn zu tragen, und die Mädchen finden es viel kleidsamer, die Brust mit Perlschnüren zu bedecken, die so farbenprächtigt strahlen, als mit dem unbequemen Zeugstück, das alle Tage schmutzig wird.

Als unser Enquirer nun mit seiner Familie Christ werden wollte, da wurde ihnen gesagt, daß es Unrecht sei, den auswändigen Menschen mit dergleichen Eitelkeiten nach heidnischer Sitte zu schmücken, und daß es ein Hauptkennzeichen der Christen sei, an dem man sie auch äußerlich von den Heiden unterscheiden könne, daß sie keinen Schmuck trügen. Das war bitter, o wie bitter! Den geliebten Schmuck ablegen, an dem das Herz so hing, das hieß sein eigenes Ich ausziehen. Aber es muß sein. Die Jungen sind frisch bei der Hand, aber den Mädchen bricht's schier das Herz, mit Thränen in den Augen wird eine Schnur nach der andern gelöst, ein Ring nach dem andern abgestreift, und da im Korbe liegen sie — um nie wieder angelegt zu werden. Nach zu den Deckel — auch er birgt ein Stück Leben des Uraun-Christen. —

An der andern Seite des Herdes, der Thür gegenüber, wo die Bogen und Pfeile, die Vogel- und Fischneze und die Tigerart an der Wand aufgehängt sind, da hängen auch die Musikinstrumente des Hauses, die langleibigen Trommeln, die flachgeformten Dhaplas und die kleinen

<sup>1)</sup> Tschuna-Kalk. Die Eingebornen mischen ein wenig Kalk mit einem Stückchen Tabak, den sie in der linken Handfläche mit dem Daumen der rechten Hand zerreiben, und erfrischen mit dieser Mischung den trocknen Mund.

kesselartigen Dammas<sup>1)</sup> an dünnen Riemen vom Pflock in der Wand, und schlanke, mit allerhand Zierraten tätowirte Bambusflöten stecken darüber im Dachgras,<sup>2)</sup> und auf dem niedrigen Sessel darunter liegt die wunderbar einfache, doch stets begehrte Ektar.<sup>3)</sup> Die Trommeln groß und klein, spielten in der Hand des Vaters und der Söhne nach ihm des Abends auf dem Tanzplan auf, und bei allen Festaufzügen verstärkten sie das Dorforchester, die gelbgrünen Flöten waren die steten Begleiter der Knaben, wenn sie das Vieh auf die abgeernteten Reisfelder oder in den nahen Wald zur Weide trieben, und aus Feld und Wald ließen sie vom Morgen bis zum Abend ihre unharmonischen Weisen tönen, und des Nachts im Burschenhaus war die Flöte stets zur Hand um die Melodien zu den neugedichteten Strophen zu erfinden. Die Ektar endlich begleitete mit ihrem monotonen Geklimper die Lieder, die in der Dämmerstunde vor der Hofthür unter den Mango- und Katalbäumen oder des Nachts im Burschenhaus von Einzelnen oder im Chor gesungen wurden.

Diese harmlosen Instrumente werden doch nicht auch verbrannt werden — wahrlich, es wird doch auch den Christen gestattet sein, zu spielen und zu singen! „Ja, die Instrumente dürft Ihr behalten“ haben die andern Christen gesagt, „Ihr müßt sie aber nur zur Begleitung christlicher Gesänge gebrauchen, überhaupt von jetzt an nur christliche Lieder singen.“ „Wir kennen aber keine,“ hat der Enquirer erwidert. „O, kommt nur in die Andachten und Gottesdienste, die wir in unsrer Capelle haben, da wollen wir Euch welche lehren“, ist die Antwort gewesen. — Die Trommeln, groß und klein, und die Flöten und die Ektar bleiben also, und froh, wenigstens diese Kleinodien aus den Trümmern eines vergangenen Lebens gerettet zu haben, macht sich die Familie an die Besorgung der Hauptgeschäfte, welche der endende Tag mit sich bringt.

Die Kühe und die Büffelochsen, die heute der Reise nach Ranchi wegen der Hut des Gwala<sup>4)</sup> übergeben worden waren, stecken schon neugierig die Köpfe zur Thür herein, um sich nach ihren Herren umzusehen und ihren Stehplatz an der einen Seite der Wand, der für sie durch

<sup>1)</sup> Namen der verschiedenen unter den Urauns gebräuchl. Trommelarten. —

<sup>2)</sup> Die Dächer werden am liebsten mit Gras gedeckt, weil es dauerhafter ist, als Reisstroh.

<sup>3)</sup> wörtlich: „Eindraht“, das guitarrenähnliche Instrument hat nämlich nur eine Saite, neuere haben auch zwei. —

<sup>4)</sup> Der Dorfhirt ist gewöhnlich ein Hindu aus der Gwalakaste, die meisten Urauns hüten aber ihr Vieh selbst. —



Stangen abgesperrt ist, aufzusuchen.<sup>1)</sup> Schwarzborstige, hängebäuchige Gefesener, die sich des Tages über auf eigene Hand in den Pflügen und Gäßchen des Dorfes umhergetrieben und den Pariahunden jeden Antheil an dem Abfall und Schmutz, mit dem die letzteren bedeckt sind, streitig gemacht haben, folgen ihnen schnüffelnd und grunzend, um in ihre außerhalb des Hauses gelegenen Erdföben zur Nachtruhe eingesperrt zu werden, und das Hühnervolk schwärmt ungerufen durch die Thür, um seinen gewohnten Sitz auf dem Holzstoß, der über dem Viehplatz aufgeschichtet ist, einzunehmen, während die Henne, die in der für sie in der Ecke zum Brüten aufgehängten Topfhälfte<sup>2)</sup> ihrer Eier wartet, ihnen einen Abendgruß zuglückt.

Die Hausfrau, auch unter den Urauns die „stets geschäftige,“ hat unterdeß einen Sup<sup>3)</sup> voll Dhan<sup>4)</sup> aus der Morha<sup>5)</sup> genommen und den Mädchen übergeben, die eilenden Schrittes damit nach der nahgelegenen Felsplatte laufen, um ihn in einem der dort eingemeißelten Löcher zu stampfen und dadurch seiner Hüllen zu entledigen. Eine Menge anderer Mädchen, heidnische und christliche, sind schon zu gleichem Zweck gekommen, und mit rüstigen Armen stoßen sie die schweren eisenbeschlagenen Stampfer auf die aufspringenden Körner, sorglich mit dem Fuß die am Rande sich zerstreuenden in die mörserartigen Vertiefungen zurückschiebend. Andere sitzen und stäuben den Reis in der Bambuswurfschaufel, daß die Hüllen weit abfliegen zum willkommenen Abendfutter der Pariahunde, welche die Felsplatte umlagern und die Spreu gierig auflecken. — Im Hause sind schon die zur Aufnahme des nun zum Kochen fertigen Reises bestimmten Töpfe von der Mutter gewaschen und mit Wasser gefüllt auf den Tschulha<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Die Mitte des Hausraums dient der Familie zum Aufenthalt, Essen und Schlafen; die eine Seite nimmt das Vieh ein, und die andere wird als Vorrathsraum benutzt.

<sup>2)</sup> Die Töpfe der Eingebornen sind in der Gestalt großer Urnen; damit die Hühner im engen Hausraum unbelästigt brüten können, hängt man für sie die unteren Hälften dieser Urnen in der Ecke neben dem Vieh auf, um ihnen damit ein festes und bequemes Nest zu geben.

<sup>3)</sup> Bambuschaufel ohne Stiel.

<sup>4)</sup> Reis in der Hülse.

<sup>5)</sup> Der ausgedroschene Reis wird in Reisstroh eingeschlagen und mit Seilen, die aus Reisstroh gewunden, umgeben, im Hause verwahrt. Diese forbähnliche Masse heißt Morha.

<sup>6)</sup> d. i. Heerd, aus Erde geformt und in der Sonne oder durch Feuer gehärtet, wird er im Hause an der Rückwand aufgestellt. —

gesetzt. Bald brodeln die Körner über dem Feuer, und der an der Topfmündung sich anhäufende Blasenchaum zeigt, daß sie gar sind. Auf blankgeschuerte Messingteller, oder wenn die Familie zu arm ist, um solche zu besitzen, auf sauber zusammengestellte Blattteller vertheilt, bildet der Reis nun mit einer Handvoll gekochten Kräuter- oder Baumbblattgemüses, oft auch nur mit einer Pfefferschote und ein paar Körnchen Salz das frugale Abendbrot der Hausgenossen, die im Kreise umhersitzend ihren Hunger zu stillen bereit sind.

Sie haben gehört, daß die Christen beim Essen beten; was sie aber beten, weiß der Enquirer nicht, sie begnügen sich daher mit der althergebrachten Sitte, sich vor und nach dem Essen sorgfältig Mund und Hände zu waschen, und wenn sich diese Mahlzeit von allen früheren in etwas unterscheidet, so ist es in dem ominösen Stillschweigen, das auf der Gruppe lagert. Das Herz, das zu andern Zeiten so leichtfertig auf der Zunge saß, ist heute schwer, und kein Scherzwort will über die Lippen des sonst so fröhlichen Jungvolks. Ein noch nie gefühltes Bangen vor der Zukunft erfüllt aller Brust, und ein Jedes sucht in sich die Antwort auf die Frage: Wie wird sie sich gestalten?

Der Ton einer Glocke, welche am andern Ende des Dorfes geläutet wird, dringt jetzt an ihr Ohr. Sie ruft die kleine Gemeinde des Orts, die nicht mehr als 10—12 Häuser zählt, zum Abendgebet in die Capelle und erinnert auch unsern Enquirer an sein Versprechen, an demselben theilnehmen zu wollen; aber, müde von der Reise, erschöpft von der ungewohnten Gedankenarbeit des Tages, fühlt er, daß er heute Abend der Aufgabe, sich in der Christenversammlung einzuführen, nicht gewachsen ist, er verschiebt den Gang daher bis morgen und sucht jetzt mit den Seinen die Ruhe. —

Am andern Morgen verläßt er seine Hütte wie gewöhnlich, um nach dem Vieh zu sehen und die Büffel zum Pflügen in das Joch<sup>1)</sup> zu spannen. Da fällt sein Auge auf die hohen Steinplatten, die Grabdenkmäler<sup>2)</sup> seiner Vorfahren, die er und seine Väter ihnen dort im kleinen Hof an der Seite des Hauses, wo die Pflüge angelehnt sind, zum Andenken gesetzt, und der durch den Nachtschlaf kaum betäubte Zweifel wird auf's Neue und stärker noch als gestern in ihm rege bei ihrem Anblick. Wie

1) Das Joch besteht aus einem Holzstück, das den Thieren über den Nacken gelegt wird.

2) Die Urauns errichten ihren Verstorbenen große Steinplatten als Denkmäler im Hof, auf dem Dorfplatz oder auf dem Acker. —

riesige Warnungsfinger steigen sie hart und unerbitterlich vor ihm aus dem Boden auf, um ihn daran zu erinnern, daß er den Glauben und die Sitte seiner Väter verlassen. Sie, deren Gebeine diese Felsstücke decken, oder deren Andenken sie verewigen sollen, lebten und starben ihren Stammesitten treu, und wenn er auch nichts von Raste und Rastengeist weiß, so fühlt er doch, wie ihn ein Schauer der Furcht durchrieselt bei dem Gedanken, daß er sie verleugnet, und daß seine Kinder nach seinem Tode ihm einen solchen Stein nicht setzen werden.

Er merkt's auch wohl auf dem Wege durch's Dorf, daß seine heidnischen Nachbarn ihn schief ansehen, und daß seine früheren Freunde ihm geflistentlich ausweichen, denn die Nachricht, daß er seinen Vorsatz wirklich ausgeführt hat und Christ geworden ist, hat sich schon Tags zuvor im ganzen Ort verbreitet und alle Freundschaft und Genossenschaft zwischen ihm und ihnen aufgehoben. —

Vom Felde um die Mittagszeit heimkehrend, sieht er, daß im Mangohain am Eingang des Dorfes große Vorbereitungen zu einem allgemeinen Schmause vor sich gehen. Ein Büffel oder ein Schwein wird geschlachtet, lange Reihen von Töpfen, mit Bode gefüllt, werden zu bequemem Gebrauch zurecht gestellt, und Weiber und Mädchen sitzen emsig umher, größere und kleinere Gefäße aus breiten Baumbllättern zusammensteckend, in denen den Theilnehmern am Mahl die Fleisch- und Bode-Portionen zugetheilt werden sollen, während die Männer das geschlachtete Thier abhäuten und zerlegen. Unter diesen erkennt er viele seiner früheren Zechbrüder, mit denen er manchen Tag und manche Nacht hindurch geschwelgt, und mit magischer Kraft zieht's ihn hin zu ihnen, sich mit ihnen auf's Neue in den wilden Taumel heidnischer Freude zu stürzen. „Warum nicht hinüber gehen?“ sagt der Versucher, „nur dies eine Mal noch schwelge in den gewohnten Genüssen.“ Er kann nicht widerstehen — schon wendet er sich vom Wege, um den nahen Hain zu erreichen, da fühlt er seine Hand gefaßt, und der Gruß der Christen: Yisu sahay<sup>1)</sup> fällt in sein Ohr. Betroffen wendet er sich um. Neben ihm steht der Dorfcatechist. Er hat den Enquirer in seinem Hause aufgesucht, und da er ihn dort nicht gefunden, so wollte er ihm auf's Feld folgen um ihn einzuladen, heute Abend die Andacht der Christen zu besuchen, und er kam zur rechten Zeit. Sein Händedruck und Gruß retteten, ihm unbewußt, das jüngste Glied seiner Gemeinde.

<sup>1)</sup> d. i. „Jesus helfe.“



Der Catechist geht weiter, und unser Freund, der Enquirer, wendet seinen Schritt heimwärts. Jetzt gedenkt er des Versprechens, das er vorgestern dem Missionar gegeben, nämlich nie mehr an heidnischen Festlichkeiten und den unter Urauns so gebräuchlichen Gelagen theilzunehmen, und die vergangenen Augenblicke haben ihm die Bedeutung dieses Versprechens in ihrer ganzen Größe gezeigt.

Sein Weg führt ihn am Gehöft des Tikadars vorbei, der, seine Huka<sup>1)</sup> rauchend auf der charpay<sup>2)</sup> in der Veranda sitzt. Ein Wink des großen Mannes bringt den Enquirer vor ihn.

„Ist's wahr, daß du auch Christ geworden?“ fährt ihn der Tikadar an.

„Ja, Herr.“

„Wer hat dich zum Christen gemacht?“

„Niemand, Herr.“

„Lüge nicht, die Christen haben dich überredet oder der Padri hat dir Geld und Land versprochen.“

„Nein, Herr, ich habe meinen Namen aus eigenem Antrieb aufschreiben lassen.“

„Warum, was nützt dir das Christwerden?“

„Um meiner Seele willen bin ich Christ geworden.“

„O, das ist alles Lüge, du wirst nun auch ein Aufrihrer werden und meinen Befehlen nicht mehr gehorchen, wie's die andern Christen thun.“

„Was die andern Christen thun, weiß ich nicht, ich will thun, was Recht ist.“

„Recht?! Was weißt du von Recht, mein Befehl ist hier Recht!“

„Herr, Sie sind eben so gut Unterthan des Sarkar<sup>3)</sup> wie ich, und wenn Sie mich wieder gegen Herkommen und Gesetz zu Frohndiensten zwingen, so beschwere ich mich beim Padri.“

„Natürlich, und du wirst wohl auch, wie die andern Christen, verweigern, am Sonntag Feldarbeit für mich zu thun.“

„Was kann ich thun, der Padri hat mir verboten, am Sonntag zu arbeiten und befohlen, in die Kirche zu gehen.“

„Richtig, hat er dir nicht auch geboten, zu dem Gelde, für das wir

<sup>1)</sup> Huka ist die Pfeife der Eingebornen.

<sup>2)</sup> Name eines kleinen aus Stricken geflochtenen Bettgestells, das zum Liegen und Sitzen dient.

<sup>3)</sup> Bezeichnung der Regierung.

alljährlich den Büffel zum Opfer beim Durgafest<sup>1)</sup> kaufen, nichts mehr beizusteuern?“

„Das hat er freilich gethan, ich soll weder mit der Durgapuja<sup>2)</sup> noch mit dem Shaytan hinfort etwas zu thun haben, hat er gesagt.“

„Und wenn ich die Feldrente erhöhe, so sollst du die Bezahlung weigern, hat er dir das nicht auch gesagt?“

„Darüber haben wir nicht gesprochen, aber wenn Sie jetzt von mir mehr Pacht für den Acker verlangten als früher, so würde ich allerdings nicht zahlen.“

„Da haben wir's, du Kharab admi,<sup>3)</sup> deswegen also bist du zum Padri gelaufen! Den großen Herrn willst du hier spielen! — Aber wollen doch sehen, was der Padri Alles thun wird. Wo ist die Pacht, die du mir seit drei Jahren schuldest, her mit dem Gelde!“

„Herr, ich schulde Ihnen nur ein Jahr, die Pacht der beiden andern Jahre habe ich Ihnen richtig bezahlt.“

„So, da zeige mir doch die Quittungen.“

„Sie wissen's recht gut, daß ich keine habe,<sup>4)</sup> Sie geben uns ja nie Quittungen, wenn wir Ihnen die Malgujari<sup>5)</sup> bringen.“

„Siehst du, du jhuthwala,<sup>6)</sup> da haben wir dich, morgen verklage ich dich in Ranchi beim Gericht wegen der schuldigen Rente, und die Zinsen und die Kosten mußt du auch zahlen.“

„Ach Herr, thun Sie das nicht, Sie wissen ja, daß ich die Wahrheit geredet, und woher soll ich das viele Geld nehmen?“

„So geh doch zum Padri, der ist ja jetzt dein Herr geworden, sieh doch, wie der dir helfen wird — und das Rajhas,<sup>7)</sup> was ich dir bis jetzt überlassen, bekommst du auch nicht mehr, das gebe ich einem Andern.“

1) Fest zu Ehren der Hindugöttin Kali, der der Tikadar ein oder zwei Büffel zum Opfer bringt, zu deren Ankauf die ganze Dorfschaft, also auch die Nichthindus, beisteuern muß.

2) Verehrung der Göttin Kali.

3) d. i. schlechter Mensch, Schimpfwort.

4) Die Tikadare geben selten Quittungen für empfangene Pacht oder wenn sie Quittungen ausstellen, so datiren sie sie gewöhnlich 1 oder 2 Jahre zurück. Der Uraun kann nicht lesen und nimmt das Papier auf Treu und Glauben an, nachher fordert der Tikadar die schon gezahlte Pacht wieder und klagt im Nichtbezahlungsfalle, und der betrogene Uraun kann mit seiner Quittung selbstverständlich nichts beweisen.

5) Pacht.

6) Lügner.

7) Pachtland ist gewöhnlich rentfreies Land der Urauns gewesen, der Tikadar hat's ihnen aber geraubt und ihnen einen Theil davon verpachtet.

„Herr, wovon sollen wir dann leben, der Acker ernährt ja mich und meine Kinder!“

„Der Padri wird Euch schon füttern, der ist ja Euer Mabap<sup>1)</sup> geworden, und wenn er so mächtig ist, da mag er dir doch Feld geben, und höre — nächsten Sonntag laß ich Gras am Fluß schneiden, du bist verpflichtet mir 100 Bündel zu liefern,<sup>2)</sup> die schneidest du diesen Sonntag, und gehorchst du mir nicht, so laß ich dich von meinen Pyadas<sup>3)</sup> mit Gewalt herschleppen und von ihnen so lange mit Stöcken schlagen, bis du thust, was ich will, nun geh' du Harmzada.“<sup>4)</sup>

Der Enquirer geht. In seiner Hütte angekommen erzählt er den Seinen, was der Tikadar ihm gesagt, und seine Mittheilungen sind die geeignetsten, ihnen einerseits den letzten Rest von Muth zu rauben, andererseits die Ahnung, daß Christwerden heiße dem Liebsten entsagen, Freunde zu Feinden machen und den unauslöschlichen Haß dessen auf sich laden, der die Macht und den Willen hat sie zu ruiniren, d. i. des Tikadars, zur Gewißheit werden zu lassen. Die trüben Zukunftsbilder von gestern haben heute schon eine bestimmtere Gestalt gewonnen, falsche Beschuldigungen, kostspielige Prozesse, Verlust des alten Ackers, der die Familie seit Jahrhunderten ernährt hat, Mißhandlungen und Verfolgungen von Seiten des Tikadars und seiner Helfershelfer, das sind die deutlichen Antworten, die ihnen schon heute auf ihre gestrige Frage, wie sich die Zukunft für sie gestalten möchte, gegeben werden.

Das Abendmahl wird heute kaum angerührt. Die Mutter sitzt und schluchzt mit den Töchtern über das harte Loos, das sie getroffen und das sie nicht getroffen hätte, wenn sie nicht Christen geworden wären, die Jungen sitzen bald stumm, bald schelten sie unwillig mit dem Vater auf den grausamen Tikadar, kurz — der Jammer ist mit vollen Segeln im Hafen ihres Hauses eingelaufen, und in ihre Herzen hat er seine spitzen Ankerhaken geworfen. —

Da tönt wie gestern die Glocke der Christen herüber. Sie ruft Alle, die mühselig und beladen sind, zu Einem, der sie erquicken will, und heute ruft sie auch den Enquirer nicht vergebens. Heute muß er in die Capelle. Seine Freunde haben ihn verlassen, seine Nachbarn sehen ihn nicht an,

1) Vater und Mutter, Lieblingsbezeichnung eines Beamten oder Gönners.

2) Außer der Pacht müssen dem Tikadar noch Naturalien an Bambus, Gras u. geliefert werden.

3) Privatpolizisten.

4) Schuft, Lump.

der Tikadar droht ihm mit schwerem Unglück, den Shaytan und die Bongas und Bhuts, die ihm sonst wohl helfen könnten, hat er selbst aufgegeben, nun ist ihm nichts geblieben, als die Christen und ihr Gott. Werden sie ihn auch verlassen?

Er tritt aus dem Hause, und dem Lichtschein nachgehend, der ihm aus der Capelle freundlich zuwinkt, tritt er mit andern Christen, die an der Thür derselben standen, in das Innere.

Schmucklos und einfach wie der Christ, ist sein Gotteshaus. Die Erdwände sind mit grauem oder weißem Kalk übertüncht, der Fußboden ist mit Kuhdung gewaschen und jetzt für die Sitzenden mit Matten bedeckt, eine Oeffnung in der Wand vertritt die Stelle des Fensters. Jetzt ist der Raum von einem irdnen Lämpchen erleuchtet, neben dem der Catechist und der Gemeindevälteste Platz genommen, während der Rest der Versammelten, unter denen auch die Kinder nicht fehlen, sich im Halbkreise vor ihnen niederläßt. In ihrer Mitte sitzt auch der Enquirer. Es ist das erste Mal, daß er einem Abendgottesdienst beivohnt, und was er sieht und hört, ist ihm noch Alles fremd.

Ein Lied in Hindi mit deutscher oder englischer Melodie oder ein Bhajan<sup>1)</sup> in der Uraunsprache, welches der Catechist mit der Gemeinde anstimmt, eröffnet die Andacht. Darauf folgt die Verlesung eines kurzen Bibelabschnitts mit Erklärung und Nuzanwendung, oder eine kurz gehaltene Catechese über eine Catechismusstelle, und nach Beendigung derselben erhebt sich die Versammlung, um vereint mit lauter Stimme ihren christlichen Glauben zu bekennen. Ein Gebet des Catechisten oder Aeltesten, in dem auch heute des neuen Enquirers fürbittend gedacht wird, schließt mit dem von allen Anwesenden laut gebeteten Vaterunser und beendet die Andacht. Die Christen erheben sich, und indem sie sich unter einander die Hände reichen, trennen sie sich mit dem Gruß Yisu sahay (Jesus helfe). Auch dem Enquirer schütteln sie alle die Hand, und von jedes Einzelnen Lippen und aus dem Herzen Vieler wird auch ihm der bedeutungsvolle Gruß: Yisu sahay. Wer Jesus ist und wie Jesus ihm helfen könne, das weiß er freilich noch nicht, aber er fühlt, daß hier eine Gemeinschaft von Stammesgenossen ist, die sich zu ihm bekennen, die ihn als den ihrigen betrachtet, ja die für ihn zu ihrem Gott gebetet hat, und dies Gefühl ist Balsam für seine Herzenswunden. Hier ist er nicht verlassen, hier ist der Ersatz für das, was er verloren. Er war in der Absicht gekommen,

<sup>1)</sup> Name religiöser nach native Melodien gesungener Lieder.



den Catechisten von den Drohungen des Tikadars in Kenntniß zu setzen und ihn um Rath und Hilfe zu bitten, jetzt aber verschiebt ers auf ein ander Mal, heute genügt ihm schon die Gewißheit, daß die Christen zu ihm stehen, ja sie erfüllt ihn mit solcher Zuversicht, daß er schnellen Laufes nach Hause eilt, um den Seinen die frohe Botschaft zu verkünden, und mit ihr fällt der erste Licht- und Hoffnungsstrahl in die dunkle Hütte und die kummervollen Herzen der Familie. Getröstet suchen sie ihr Lager, und über den wunderbaren Gruß, das Schiboleth der Christen, Yisu sahay, dessen Klang ihm noch im Ohre tönt, nachdenkend, schläft der Enquirer ein. —

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zur Abwehr nach rechts und links.

Die Art, in welcher „die Katholischen Missionen“ unsrer Zeitschrift je und je die Ehre angethan haben, sie zu citiren, hätte uns schon mehr als ein Mal veranlassen können, uns in eine Auseinandersetzung mit ihnen einzulassen. So reproducirten sie unter der Ueberschrift: „Die Bibelgesellschaften und die Mission“ schon im Nov. 1874 (S. 248) aus dem Artikel: „Der Missionsbefehl als Missionsinstruction“ (1874 S. 377 ff.) einen längeren Passus, in welchem gegen verfrühte und leichtfertige Bibelübersetzungen wie überhaupt gegen jede unweise literarische Missionsthätigkeit auf Kosten des mündlichen Worts der Predigt protestirt wurde. Das Citat wurde eingeleitet durch folgende Worte:

„Wenn Protestanten ihre Missionsthätigkeit recht hoch erheben und anpreisen wollen, so beginnen sie zu sprechen von der Zahl der Sprachen, in welchen sie zuerst Bibelübersetzungen verfaßt und gedruckt und von der Zahl der Bibeln und Traktätchen oder gar — wie die Amerikaner — von der Zahl der Seiten, die sie an Heiden und Ungläubige vertheilt haben. Daß der Heiland seine Apostel nicht ausgesendet habe mit Druckerpresse und Bibelballen (!), sondern daß er ihnen den Auftrag gegeben zu predigen, scheint ihnen ganz unbekannt zu sein. Es freut uns, daß wir wenigstens einmal auch von protestantischer Seite diese so einfache Wahrheit anerkannt sehen; wir glauben zwar, daß diese eine Stimme die eines Rufenden in der Wüste bleiben werde, wir wollen sie aber trotzdem hier verzeichnen, weil sie uns eine treffende Beleuchtung der allgemeinen protestantischen Missionsmethode giebt“ und geschlossen mit der Bemerkung:

„Damit wäre dann allerdings über die Bibelgesellschaften so ziemlich das Todesurtheil gesprochen, wie dieses von der katholischen Kirche schon längst geschehen ist.“

Trotz des sehr zweideutigen Lobes, durch welches der Herausgeber als eine Art Kryptoromanist demuncirt wurde, trotz des Mißbrauchs seiner Polemik, die sofort nicht bloß zur Verherrlichung der römischen Missionspraxis, sondern selbst zur Rechtfertigung des „Todesurtheils“ über die Bibelgesellschaften dienen mußte, trotz der absoluten Unfähigkeit zur Würdigung ernster Selbstkritik, die diese Worte bekundeten; trotz dieser Angriffspunkte, die eine Polemik uns nicht gerade schwer gemacht haben würden, ignorirten wir das mit solchen Stacheln versehene Citat. Einmal weil wir der Meinung waren, daß verständige Leute uns nicht zutrauen würden, wir hätten Holz zu den Scheiterhaufen tragen wollen, auf denen die Kirche Roms die Bibeln verbrennt und dann weil wir längst gelernt

haben, daß dieser Kirche gegenüber auch die überzeugendste Polemik fruchtlos zu bleiben pflegt.

Dennoch müssen wir uns einmal zu einer Abwehr entschließen, so wenig nach unserm Geschmack auch solches Geschäft ist und so ungern wir ihm obliegen gerade in der Periode des Culturkampfes. Aber dies Mal, wo es sich nicht um eine gemißbrauchte Theorie des Herausgebers, sondern um eine Schmähung der protestantischen Mission selbst handelt, dies Mal wäre Schweigen eine Verleugnung der Sache, die wir zu vertreten die Ehre haben.

In der Novembernummer 1877 (S. 238 f.) bringen nämlich „die Katholischen Missionen“ einen Auszug aus der von uns (1877 S. 412 ff.) mitgetheilten Rede des Missionar Cousins über den innern Zustand des Madagassischen Christenthums, den sie mit folgenden Glossen begleiten:

„Mit andern weniger verblühten Worten: immer und immer finden die Sendboten, daß „die Anhänger ihrer Mission“ es dem Namen nach fein mögen, aber sobald es sich um Forderungen des Christenthums handelt, als einfache Heiden sich erweisen . . . Unter solchen Umständen hat der Referent schon Recht, für seine Mission die Jesuiten zu fürchten. Allerdings sind diese erst seit dem 24. Sept. 1861, also 16 Jahre, auf Madagaskar thätig und vorher bestand auf der großen Insel noch keine katholische Mission; auch sind sie jetzt — die Laienbrüder abgerechnet — erst 46 an der Zahl, aber die an Zahl wenigstens dreimal so zahlreichen protestantischen Sendboten haben in 50 Jahren nicht erreicht, was die paar Jesuiten in 16 Jahren erzielt haben. Denn diese haben sich durchaus nicht über das „Mißtrauen“ ihrer Neophyten zu beklagen, so wenig wie über deren „Namenchristenthum“; von den „immer neuen Ausbrüchen der noch nicht völlig überwundenen alten Sittenlosigkeit“ findet sich auch bei den katholischen Neophyten nichts und noch viel weniger von dem fortwährenden Wiederauftauchen des alten heidnischen Aberglaubens“ oder gar von der unter den Protestanten „wachsenden Liebe zu geistigen Getränken.“ Wenn die protestantischen Sendboten ihren Neophyten, wie die katholischen Missionäre dieses Thun, durch ihr Beispiel die Liebe zur Jungfräulichkeit predigen wollten, würden sie auch wohl den Madagassen das „richtige Verständniß der Geschlechter“ und „die Heiligkeit der Ehe“ verständlich machen können; und wenn sie, wie die katholischen Missionäre, sich der Ausfägigen, der Gefangenen, der Sklaven annähmen, würde das Gewissen der Neophyten auch wohl gegen die „Ungeerechtigkeit des Sklavenwesens“ zeugen. Jedenfalls ist es interessant, aus der zwölfsjährigen Erfahrung eines Reverend zu sehen, wie es mit der Protestantisirung Madagaskars eigentlich steht.“

Wir wollen uns nicht aufhalten mit der Widerlegung der statistischen Irrthümer, welche diese römische Interpretation enthält wie: daß „wenigstens dreimal“ 46 protestantische Sendboten in Madagaskar thätig sein sollen — die Londoner, um die es sich hier eigentlich allein handelt, hatten ihrer (Ende 1876) 30, die Ausbreitungs-

Gesellschaft 7, die Quäker und die Norweger zusammen vielleicht 10, macht in Summa 47; also die eingebornen Arbeiter abgerechnet, etwa eben soviel als Jesuiten da sind —; daß die Jesuiten in 16 Jahren mehr erreicht als die Protestanten in 50 — die „Kath. Missionen“, die doch sonst auf Zahlen soviel geben, scheinen ganz vergessen zu haben, daß es protestantische Christen in Madagaskar 275,000, römische wahrscheinlich nicht über 10,000 gibt, nur eine „kleine Heerde“, wie die „Jahrbücher des Glaubens“ durch eine bei ihnen sonst nicht übliche biblische Reminiscenz die Kleinigkeit der Differenz von 265,000 überzuckern —; daß die protestantischen Sendboten „immer und immer“ die Anhänger ihrer Mission als „Heiden“ erfinden, wenn es sich um die Forderungen des Christenthums handelt — wenn der Schreiber dieser Behauptung auch nur die madagassische Märtyrer-Geschichte gelesen hätte, während der es freilich noch keine jesuitischen „Neophyten“ gab, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, eine solche Unwahrheit zu schreiben — wie gesagt, wir wollen uns auf diese Punkte nicht weiter einlassen; nur den guten Rath geben wir den Herausgebern der „Katholischen Missionen“, daß sie künftig Statistik und Geschichte erst ein wenig studiren, ehe sie Behauptungen aufstellen, und Urtheile abgeben. Es ist zwar bequem, wie das vielfach im römischen Lager Observanz, Geschichte und Statistik zu machen, aber man riskirt dann auch, daß man der Ignoranz und der Tendenzschreibung überführt wird.

Nun eigentlich zur Sache. Wir bedauern in keiner Weise weder die Berichterstattung des Miss. Cousins, noch den Abdruck seiner Rede in unsrer Zeitschrift. Im Gegentheil, wir freuen uns nach wie vor einer so nüchternen Beleuchtung des Durchfäuerungsprozesses, wie er nach Matth. 13, 33 überall eintreten muß, wo das Christenthum ein ganzes Volk zu ergreifen beginnt. Die Geschichte lehrt uns, daß nie und nirgends die Massen eines Volkes, das den christlichen Glauben annahm, in einer Kürze gemäß den hohen sittlichen Anforderungen des Evangelii geheiligt worden sind. Immer und überall hat Zeit, zum Theil recht lange Zeit dazu gehört, bis der alte Aberglaube praktisch völlig überwunden, die überlieferte heidnische Sitte ganz abgethan und die christliche Sittlichkeit durch alle socialen Verhältnisse hindurch zur Herrschaft im Leben gebracht wurde. Hat doch selbst in der apostolischen Zeit eine Gemeinde wie die Corinthische in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse noch ein sehr unklares Gewissen gehabt und auch ein Christ wie Philemon



an der „Ungerechtigkeit des Sklavenwesens“ noch keinen Anstoß genommen, ja selbst ein Apostel wie Paulus diese heidnische Institution für's erste mit Langmuth getragen! Sollten die Schreiber der „Katholischen Missionen“ so wenig alte und mittelalterliche Missions- und Kirchengeschichte studirt haben, daß sie das nicht wüßten? Oder wollten sie es bloß nicht wissen, um die protestantische Mission auch da schmähen zu können, wo sie numerisch große Erfolge hat? Sind die numerischen Erfolge der protest. Mission auf einem Gebiete noch gering, so verfehlen die römischen Polemiker gewiß nicht, triumphirend auf ihre großen Zahlen hinzuweisen und — dringen die protestantischen Sendboten auf „Einzelbekehrung“ und stellen ihre Heiligungsforderungen an das Individuum hoch, so haben es die Anhänger der Kirche Roms ihren Spott und machen sich im Wettstreit mit den erklärtesten Vertretern des Unglaubens über pietistische, methodistische, puritanische Rigorosität lustig. Wie es den Herren paßt — nur daß auf alle Weise die protestantische Mission herabgesetzt und geschmäht werde!

Was die sittliche Erneuerung der „Neophyten“ betrifft, so braucht die protestantische Mission sich auch nicht einen Augenblick zu bedenken mit der römischen in die Schranken zu treten. Nur ein großer Unterschied ist bei diesem Wettstreit nicht aus den Augen zu lassen. Die protestantischen Missionare, gerade weil sie hohe Anforderungen an die jungen Heidenchristen stellen, sind weder blind noch stumm gegen ihre Gebrechen und auch ehrlich genug, in der Heimath zu sagen, was ihnen noch fehlt und wir danken Gott, daß wir immer nüchterner werden und die Schönfärberei je länger je weniger für einen Gottesdienst halten. Die römischen Missionare hingegen, die schon auf Grund ihres äußerlichen Kirchen- und Glaubensbegriffes mit der bloßen Taufe, dem Vollbringen der kirchlichen Ceremonien und der Unterwerfung unter die priesterliche resp. päpstliche Autorität bei ihren „Neophyten“ zufrieden sind, wie beispielsweise das Exempel ihres bewundertsten Heidenapostels, des heiligen Kaverins, aufs schlagendste beweist, die römischen Missionare sind sehr nachsichtig in Bezug auf die wirkliche Nachfolge Jesu im täglichen Leben und es fehlt ihnen ganz und gar nicht an schönen Entschuldigungen, um diese Nachsicht als hohe pädagogische Weisheit zu preisen.

Auf Grund dieser Thatsache, die nur der knappe Raum durch Beispiele zu illustriren uns verbietet, ist es ganz begreiflich, daß in den Berichten der Sendlinge Roms mit sehr seltenen Ausnahmen, die den Referenten unliebsame Censuren zuziehen, es nur entweder auf Gold=

grund gezeichnete, oder durch protestantische Schatten effectvoll beleuchtete Lichtbilder sind, die über das Verhalten ihrer „Neophyten“ erscheinen. Wir wollen nicht geradezu behaupten, daß die Berichterstatter absichtlich die Zustände anders darstellen als sie sind, obgleich manchmal solcher Verdacht fast nahe läge — aber es ist ein Bann, unter dem die jesuitischen Eiferer der römischen Kirche stehen, daß ihnen die Selbsterkenntniß und damit auch das Maß einer objectiv wahrhaftigen Beurtheilung ihrer Werke fehlt. So erklärt sich der Pharisäismus, der uns an den jesuitisch geschulten Katholiken überall so widerlich berührt und die absolute Unfähigkeit die Selbstkritik auch nur zu verstehen, welche wir gegen uns und unsre Werke, manchmal vielleicht in zu rigoroser Weise, üben. Diese Selbstkritik, welche auch in unsern Missionsberichten, Gott sei Dank, nicht fehlt, wird dann stets von den römischen Polemikern gemißbraucht, um uns und unser Werk bei ihren Gesinnungsgegnossen herabzusetzen und sich und ihr Werk mit einem desto helleren Glorienscheine zu umgeben. Besonders seit der päpstlichen Unfehlbarkeit scheint auch den Unterthanen des Papstes das Bewußtsein der Fehlbarkeit je länger je mehr zu schwinden. Rom verhärtet sich in Selbstverblendung und Unhufsfertigkeit, trotz aller Gerichte, die in den letzten Jahrzehnten über dasselbe ergangen sind. Unsere evangelische Kirche blutet ja an vielen Wunden und auch die evangelische Mission, soweit sie ein Menschenwerk ist, leidet an mancher Gebrechlichkeit. Aber noch wird bei uns Augensalbe gekauft, damit wir unsre Wunden und Krankheiten sehen und noch hören wir, wo wir gestraft und gezüchtigt werden und weigern uns nicht der Buße. Selbst wenn es „die Katholischen Missionen“ sind oder der Convertit Marshall, die uns in der gehässigsten Weise Fehler vorhalten, — wir prüfen ob sie die Wahrheit sagen, wie diese Zeitschrift des wiederholt Zeuge ist und ist die Kritik begründet, so suchen wir von ihr zu lernen und unsre Fehler zu verbessern.

Von der vorstehenden Kritik können wir aber bei der ernstesten Selbstprüfung nicht sagen, daß sie in irgend einem Punkte Recht habe. Neben dem Mangel an Verständniß für protestantische Nüchternheit und Aufrichtigkeit trägt sie so sehr den Mangel pharisäischen Selbstruhms, daß sie uns schon um deswillen höchst verdächtig wird. Schon das ist ein nach dem bekannten Sprichwort nicht wohlriechendes Eigenlob, daß die jesuitische Mission auf Madagaskar in 16 Jahren mehr erreicht habe als die protestantische in 50. Abgesehen davon daß, wie bereits

oben bemerkt, dieses Lob nicht auf Wahrheit beruht und nur darauf berechnet sein kann, den über die evangelischen Missionen unwissenden katholischen Lesern Sand in die Augen zu streuen — die Jesuiten hatten gut ernten, wo sie weder gepflügt noch gesäet hatten. Sie kamen als ungebetene Eindringlinge, nachdem die lange und schwere Zeit der Verfolgung unter Nanawolona I. vorüber war und ein schwacher König auf dem Throne saß, der ihren Intriguen wenig Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Wenig wählerisch in der Wahl ihrer Mittel (siehe diese Zeitschr. 1875 S. 245 ff. und 1877 S. 483 ff.) mußten sie sich immer fester einzunisten und viel im Trüben zu fischen. Wir sind es gewohnt, daß die römischen Missionen den Paulinischen Grundsatz mit Füßen treten „nicht auf einen fremden Grund zu bauen“, obgleich er gerade im Briefe an die Römer (15, 20) geschrieben steht, aber daß sie dann auch noch hinstehen und sich hoch rühmen, wenn sie fremde Ernten zerstören oder für sich einheimsen, das ist doch nicht gerade ein Zeichen von — Verschämtheit.

Und wie widerwärtig nimmt sich das so häufig in den „Katholischen Missionen“ wiederholte Rühmen ihrer Missionare auf Kosten der protestantischen aus. Je schwärzer diese gemacht werden, desto weißer erscheinen ja jene, und je tiefer man unsre Boten herabstellt, desto höher müssen die eignen steigen. Wir sind uns nicht bewußt jemals die römischen Missionare persönlich angetastet zu haben, wenn wir die römische Mission angriffen; aber „die Katholischen Missionen“ machen sich ein wahres Vergnügen daraus, den Charakter, den sittlichen Wandel, die persönliche Selbstverleugnung der unsern herabzusetzen und in einem Tone von ihnen zu reden, wie wir ihn kaum bei den decidirtesten Gegnern der Mission finden. Stets wo sie an der Mission einen Defect zu entdecken vermeinen, verdächtigen sie die Personen der Missionare, besonders ist es eine Lieblingstaktik dieselben so darzustellen, als lehrten sie höchstens durch Worte, aber nicht, wie die heiligen Männer Roms, durch Beispiel. In der römischen Kirche gilt doch wohl auch das achte Gebot; wenn es aber die Schreiber der „Katholischen Missionen“ etwa nicht kennen sollten, so wollen wir's ihnen sagen, es lautet in unserm Katechismus: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“

So ist es auch eine mindestens sehr sonderbare Belehrung, welche vom hohen Pferde der eingebildeten Selbstgerechtigkeit herab „die Katholischen Missionen“ den evangelischen Missionaren geben, daß sie durch

Ehelosigkeit den Madagassen das richtige Verhältniß der Geschlechter und die Heiligkeit der Ehe am besten verständlich machen würden. Es widerstrebt uns in unklaren Wässern zu rühren; wir bemerken daher nur, daß schon nach dem gesunden Menschenverstande diese „Jungfräulichkeit“ jedenfalls nicht das rechte Mittel ist, um die Heiligkeit der Ehe verständlich zu machen und das Verhältniß der Geschlechter zu heiligen. Wir wollen nicht mehr über diesen delikaten Punkt sagen, aber den Schreibern der „Katholischen Missionen“ den guten Rath ertheilen, lieber zu schweigen über eine hierarchische Verirrung des Romanismus, die thatsächlich zur Hebung der Keuschheit in der Welt wenig beigetragen hat und bekanntlich auch aus ganz andern Gründen eine Institution der römischen Kirche geworden ist. Uebrigens dürfen sie es uns aufs Wort glauben, daß die Ehen der evangelischen Missionare, über die man im römischen Lager sich gern so lustig macht, im Großen und Ganzen nicht nur ihren „Neophyten“ die Heiligkeit der Ehe sehr verständlich gemacht haben und noch machen, sondern auch den Missionaren selbst zu einem nicht geringen Segen für ihren inwendigen Menschen geworden sind, eine Erfahrung, welche die mancherlei Hemmungen reichlich aufwiegt, die ja freilich die häuslichen Pflichten eines verheiratheten Missionars mit sich bringen.

Haben die jesuitischen Missionare nicht über „Namenchristenthum“ bei ihren „Neophyten“ zu klagen, so wundert uns das nicht im mindesten; das Christenthum, mit dem sie zufrieden sind, befriedigt eben unsre Sendboten nicht, sondern wird von ihnen als „Namenchristenthum“ bezeichnet. Und finden die Jesuiten bei ihren jungen Christen, zumal wenn sie in Masse übergetreten sind, keine Reste von heidnischem Aberglauben, so ist auch das sehr natürlich; der Marienkultus, Heiligendienst zc. bietet reichlichen Ersatz und eine große Fülle von Feigenblättern, unter denen das was die evangelischen Missionare „Aberglaube“ nennen, sich trefflich verbergen läßt. Wir haben eben einen ganz andern Maßstab der Beurtheilung und daher kommt's, daß eine Würdigung unsrer Klagen bei den „Katholischen Missionen“ völlig unmöglich ist.

Aber in gerechtes Erstaunen hat uns das gesetzt, daß auch die Klage des Miss. Cousins: „das Gewissen der Madagassischen Christen zeuge noch nicht gegen die Ungerechtigkeit des Sklavenwesens“ in eine Anklage gegen die protest. Missionare verwandelt und ihnen vorgeworfen wird, „wenn sie, wie die katholischen Missionäre, sich der Ausfägigen, der Gefangenen, der Sklaven annähmen, so würde das Gewissen



der Neophyten auch wohl gegen die Ungerechtigkeit des Sklavenwesens zeugen." Nun — ob unsre Missionare „sich der Ausfägigen, der Gefangenen, der Sklaven annehmen“, das können die „Katholischen Missionen“ freilich nicht wissen, da evangel. Miss.-Geschichte ihnen eine terra incognita ist, über die sie weiter nichts zu hören begehren, als einige Anekdoten, die sich zur Schmähung verwenden lassen und die sie, wie es scheint, zur Belustigung ihrer Leser wesentlich in den „Miscellen“ verwenden. Aber das sollten sie doch wissen, wenn sie auch sonst um Geschichte sich nicht viel kümmern, daß es nicht das Gewissen katholischer Staaten (Portugals, Spaniens, Frankreichs), sondern wesentlich das des protestantischen Englands gewesen, welches zur Beseitigung des Sklavenwesens ernsthafte Anstrengungen gemacht und große Opfer gebracht hat! Wir fragen „die Katholischen Missionen“: wie kommt es doch, daß nicht in der Heimath des Katholicismus das Gewissen gegen die Ungerechtigkeit des Sklavenwesens gezeugt hat? Und wissen „die Katholischen Missionen“ nichts z. B. von einem Livingstone, dessen ganzes Leben das eine Ziel hatte „diese offene Wunde der Welt zu heilen“, nichts von der Gründung Freretowns und Livingstonia's, nichts von den Expeditionen an den Nyanza und Tanganyika — Sierra Leones, Liberias und Westindiens ganz zu geschweigen? Männer, welche in der ganzen Welt thätig sind, um das Joch der Sklaven zu brechen, die sind wahrlich nicht Schuld daran, wenn junge Heidenchristen 5 oder 10 Jahre, nachdem sie die Taufe erhalten, ihre Gewissen noch nicht bedrückt fühlen durch die jahrhundertelange Sitte der Sklaverei, in der sie aufgewachsen. Das sind Dinge, die müssen auch die Schreiber der „Kath. Missionen“ wissen. Wenn sie nun dennoch die evangelischen Missionare ihren Lesern so darstellen als thäten diese nichts, um die Gewissen zu erwecken, daß sie gegen die Ungerechtigkeit des Sklavenwesens zeugen, so ist das eine — nicht mehr unbewußte Verdächtigung.

Damit genug, Gott gebe ein für alle Mal. Wir bitten die Herausgeber der „Katholischen Missionen“ recht dringlich in dieser Art, Citate zu mißbrauchen und die evangelischen Missionare zu verdächtigen nicht fortzufahren. Wir haben eine Abneigung gegen jede unfruchtbare Arbeit im Allgemeinen und gegen eine katholische Polemik im Besondern; wir gehen lieber „schiedlich — friedlich“ unsern Weg; freuen uns auch viel mehr des wirklich Guten, das in ihrer Weise die katholische Mission thut, als daß wir ihre Fehler zur Schau stellen. Wenn man sich aber aus dem Verdächtigen der evang. Mission ein förmliches Geschäft

macht, nun dann wird es uns auch nicht an Waffen fehlen zur Vertheidigung und wenn wir durchaus dazu gedrängt werden auch zum Angriff.

Gelegentlich eines sehr verständnißvollen Artikels der „Kölnischen Zeitung“ über die gegen die Mission herrschenden Vorurtheile sprachen wir jüngst (1877 S. 398 ff.) die Hoffnung aus, es scheine, daß die deutsche politische Tagespresse eine wohlwollendere, jedenfalls eine würdigere Haltung gegenüber der in ihrer Bedeutung immer allseitiger erkannten Mission einnehmen wolle als bisher der Fall gewesen. Leider hat sich bezüglich der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ diese Annahme als nicht zutreffend erwiesen. In einer Correspondenz aus London bringt nämlich das genannte Blatt unter dem 21. Nov. 1877 folgenden Artikel:

„Ich schätze unlängst die Gesamtausgabe der religiösen Propaganda-Gesellschaften, deren Hauptquartier sich in London befindet, auf ungefähr 1,000,000 Pfd. Sterling, sage 20,000,000 Mk. im Jahr. Ein mir jetzt vorliegender genauer Ausweis, der auch die schottischen Vereine in sich faßt, bringt nun die Ausgaben des letzten Jahres auf 1,355,625 Pfd. Sterl. Davon geht die erkleckliche Summe von 284,419 Pfd. Sterl. für Verwaltungskosten ab, d. h. mehr als 25 Procent. Die Ergebnisse dieses ungeheuren Aufwandes sind auffallend gering. Die Bekehrung eines Juden war die kostspieligste, nämlich durchschnittlich 450 Pfd. Sterl. Ein Türke kostete 244 Pfd. Sterl. Ein Perser ist schon sehr billig; auf seine Bekehrung wurden nur 68 Pfd. Sterl. verwendet. So auch auf einen Buddhisten in China oder Japan 60 Pfd. Sterl. Ein irischer Katholik erforderte 50 Pfd. Sterl.; ein Armenier bloß 35 Pfd. Sterl.; desgleichen ein Neger von Mittel-Afrika. Eine Menge Aeußerungen liegen seit Jahren von englischen Beamten, Capitänen, Reisenden, ja selbst Missionaren vor, welche die Früchte der Bekehrung höchst zweifelhaft erscheinen lassen. Das Urtheil einiger dieser Berichtersteller ist so furchtbar schneidend, daß ich Einzelheiten wiederzugeben unterlasse. Der „Christian Remembrancer“ — gewiß ein unverdächtiger Zeuge — sagt: „Wir dürfen uns durch ein paar Fälle des Erfolgs nicht über die Thatsache täuschen lassen, daß um es offen auszusprechen, die Missionsbemühungen in moderner Zeit gänzlich ihres Zweckes verfehlen.“ Im Angesicht der systematisch durch Propaganda-Gesellschaften betriebenen Ausbeutung des englischen Publikums, namentlich der gläubigen Frauenwelt schreibt der schon einmal erwähnte conservativ-religiöse „Tatler“ wörtlich: „Giebt es eigentlich einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Schwindler, der die Leute bewegt ihr Geld in einer „Gesellschaft für die Ausziehung von Sonnenstrahlen aus Gurken“ oder für andere schöne Projekte anzulegen, und jenen „heiligen Männern“, wie sie sich gern nennen lassen, die durch endlose Kniffe Geld für das herauszulocken wissen, was die Erfahrung eines Jahrhunderts als eine Unmöglichkeit erwiesen hat?“ Das Uebel muß weit gediehen sein, wenn ein Blatt dieser Richtung solche Sprache führt. Der „Tatler“ unterläßt nicht zu bemerken, daß es ihm nur lieb wäre, wenn die ganze Welt aus Christen bestände.“

Da der Correspondent der A. A. Z. sein Urtheil wesentlich auf einige englische Zeitschriften gründet, so haben wir zuvor in London genaue Erkundigungen über die citirten Quellen eingezogen, uns auch die sämmtlichen Nummern des „Tatler“ kommen lassen, denen der Referent seine Zahlen und Kritiken entnommen hat.

Was zuerst den „Christian Remembrancer“ betrifft, so hat derselbe seit mindestens 16 Jahren aufgehört zu erscheinen! Dagegen erscheint seit 15 Jahren der „Remembrancer,“ ein christlich-erbauliches Blatt, das wesentlich Predigten, resp. Auszüge aus Predigten oder andern Schriften enthält. Die December-Nummer desselben liegt uns vor und ist aus dem beige-fügten Inhalts-Verzeichniß durchaus nicht zu ersehen, in welchem Artikel etwa das qu. Citat — das der Correspondent gleichfalls dem „Tatler“ nachgeschrieben hat — zu finden sein könnte. Der Inhalt des uns vorliegenden Heftes macht es uns durchaus unwahrscheinlich, daß ein Urtheil wie das in der Correspondenz angeführte, in diesem Blatt gestanden haben kann. Ist das Citat echt, so muß es dem eingegangenen „Christian Remembrancer“ entnommen sein und da wir weder die Tendenz dieses nicht mehr existirenden Blattes noch den Zusammenhang kennen, in welchen es dort etwa gestanden haben könnte, so müssen wir es hier auf sich beruhen lassen.

Bezüglich des „Tatler“ hingegen hat die Sache ihre Richtigkeit. Durch 12 Nummern hindurch bringt derselbe eine kritische Besprechung der Einnahmen, Ausgaben, Leistungen zc. der hauptsächlichsten englischen Missions- und sonstigen auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit wirkenden freien Gesellschaften, die an Gehässigkeit alles weit hinter sich läßt, was uns bisher von Polemik gegen diese Bestrebungen zu Gesicht gekommen ist. Man kann schon aus dem Namen „Tatler,“ d. h. der Schwätzer, den das Blatt führt, ersehen, weiß man sich von ihm zu versehen hat. Unser — dem Kaufmannsstande angehörige — Correspondent schreibt uns über das Blatt: „der erst 1 Jahr alte „Tatler“ repräsentirt die unangenehmste, häßlichste Seite dessen, was man hier Conservatism nennt; seine Force liegt in Skandal-Geschichten über hohe Personen,<sup>1)</sup> Geschwätze über allerlei

---

<sup>1)</sup> In der December-Nummer stand z. B. folgende Notiz über Sir Bartle Frere: Sir Bartle Frere is still „starring it“ in Southern Africa, where he assumes, as nearly as he can, the dignity of a Viceroy. But is this any reason why we in England should be bored day by day with accounts of his visits to small colonial towns and reports of the addresses made to him? I trust Lord

Tagesneuigkeiten und einer stets heißenden Kritik aller philanthropischen und christlichen Bestrebungen. Den Tatler als Autorität für christliche Kreise hinzustellen ist rein lächerlich. Die qu. Artikel haben daher auch, so viel ich beurtheilen kann, hier nicht den geringsten Eindruck gemacht. Weder Times noch Daily News haben Notiz von den ebenso gehässigen wie einseitigen Schilderungen genommen, trotzdem auf den großen gelben Plakaten des „Tatler“, die wöchentlich von den sog. Sandwiches auf den Straßen herumgetragen wurden, die Artikel über Missionary Balance-Sheets &c. in großen Lettern angezeigt waren. Die angegriffenen Gesellschaften haben die betreffenden Artikel höchstens ausgeschnitten und als Curiositäten in dazu bestimmte Hefte zu andern Extracts eingeklebt.“ Dieses Urtheil wird lediglich bestätigt, durch einen zweiten Correspondenten, der uns schreibt: „der „Tatler“ wird nur von einem sehr unbedeutenden Theile des hiesigen Publikums gelesen und genießt so wenig Ansehen, daß man es nicht der Mühe für werth gehalten hat, auf seine gegen die Missions- und andre Gesellschaften gerichteten Artikel zu antworten.“

Auch wir könnten nach diesen Bemerkungen die Correspondenz der A. A. Z. auf sich beruhen lassen. Aber da wir uns nicht in der Lage der Selbstvertheidigung befinden, auch den Schein gerne vermeiden wollen, als zögen wir uns hinter einige allgemeine Redensarten zurück und wir fürchten, daß das deutsche Zeitung lesende Publikum dergleichen „Geschwätz“ leicht mehr Werth beilegt, als das sachkundigere englische, so wird es rathsam sein, noch Einiges zuzufügen.

Gesetzt ich lasse mich auf einem zum Verkauf oder zur Verpachtung stehenden großen Rittergute herumführen, mir den gesammten Viehstand, die Baulichkeiten, die Felder, Wiesen und Wälder zeigen und nun notire ich mir genau, wie viel Vieh krank ist, wie viel Ställe haufällig sind, wie viel Morgen Land geringen Ertrag giebt, wie viel Wiesen jährlich unter Wasser stehen, wie große Strecken Waldes sich nicht in gutem Zustand befinden und dergl. und veröffentliche dann in einer landwirthschaftlichen Zeitschrift nur diese Notizen, ohne ein Wort dazu zu setzen, daß das große Gut daneben viel mehr gesundes Vieh, fruchtbares Land,

---

Beaconsfield will soon crown his patriotic services by giving a Peerage to this superior but too self-asserting person.

„Allein diese Notiz, bemerkt unser Correspondent, ist charakteristisch für die Tendenz des Blattes. Keine andre Zeitung würde über diesen so bescheidenen und demüthigen und dabei so ausgezeichneten Mann in solcher Weise sprechen.“



wohl gepflegten Wald zc. enthält — was würde ein redlicher Mann zu solcher Schilderung sagen? Nun, deutsches Publikum, gerade so hat es der Verfasser der Schmähartikel im „Tatler“ gemacht. Er ist zuvor bei den kritisirten Gesellschaften gewesen, hat sich eingeführt mit dem Bemerken, er beabsichtige einen vergleichenden Bericht über die verschiedenen Gesellschaften erscheinen zu lassen und bitte daher um möglichst genaue mündliche wie gedruckte Information und nachdem man ihm genügenden Aufschluß gegeben, hat er sich hingesezt und eine Kritik geschrieben, die nicht blos alles Günstige absichtlich verschweigt, sondern alles, was ihm als Angriffsobject diente, aufs Gehässigste entstellt und zusammenhanglos zu einem abschreckenden Nachtgemälde karrikirte. Ist das die Art, in der redliche Männer kämpfen? Und sind Artikel solcher Tendenz glaubwürdige Quellen?

Zum Beweise nur einige Beispiele. So heißt es von der Church Miss. Soc.: „In Ostafrika hat diese Gesellschaft im letzten Jahre ausgegeben 11,606 Pf. 14 Sch. 9 P. und doch führt der Bericht nur 46 Communicanten auf! Das Mißverhältniß zwischen Ausgabe und Erfolg ist hier so schreiend, daß wir seine Gründe genauer untersuchen müssen.“ Abgesehen davon, daß die mitgetheilten Zahlen sich theilweise im Report nicht finden, hingegen die 318 eingebornen Christen, wie die günstigen Zeugnisse des Kapitän Boys und der Times vom 18. Jan. 1877, die dort stehen, absichtlich weggelassen werden, so übersieht der Kritiker, daß es sich hier um eine ganz eigenthümliche, mit besonderer Kostspieligkeit in's Werk gesetzte Missionscolonie handelt, die einen bedeutenden Landbesitz erwerben mußte, um die zum größten Theil aus befreiten Sklaven sich zusammensezende Bevölkerung zu erhalten und zu beschäftigen und daß die ganze großartige Unternehmung sich eben noch im Stadium der Anlage befindet. In den folgenden Jahren werden die Unterhaltungskosten sich weit niedriger stellen. Was würde man von einem Berichterstatter sagen, der etwa ein industrielles Etablissement, das sich noch im Baustadium befindet, bei hierüber nicht unterrichteten Leuten dadurch discreditiren wollte, daß er schrieb: „während die Unterhaltungskosten sich auf eine Million Mark belaufen, betrug die Einnahme — Null?“ Ein ganz ähnliches Kunststück bringt der Recensent mit der Neu-Guinea-Mission der London M. S. fertig. Die Madagaskar-Mission derselben (nämlich der L. M. S.) Gesellschaft weiß er ähnlicher Weise schwarz zu malen, wie es die „Katholischen Missionen“ gethan. Hier bedient er sich nämlich der folgenden Täuschung.

Eine Klage des Miss. Pearse über sein seit 4 Jahren begonnenes Missionswerk in der Provinz Sihánaka über die Unzuverlässigkeit vieler dortiger Namenschristen und selbst vieler eingeborner Gehilfen giebt er ohne weiteres aus für eine Charakteristik des christlichen Lebens auf der ganzen Insel! Kein Wort steht in seiner Kritik, daß das angeführte Citat sich mit dem Berichte der Gesellschaft über das gesammte madagassische Missionsgebiet nicht decke, kein Wort darüber daß Miss. Pearse die umfassendsten Anstalten getroffen den Uebelständen innerhalb seines Bezirks energisch abzuhelpen, kein Wort daß Massenbefehrungen, wie sie in Madagaskar eingetreten, nothwendig auch viel Spreu mit in die Kirche wehen mußten zc.

Wir sind überzeugt, daß es sich mit der seit Jahren vorliegenden „Menge von Aeußerungen von englischen Beamten, Kapitänen, Reisenden, ja selbst von Missionaren, welche die Früchte der Befehrung höchst zweifelhaft erscheinen lassen“ ziemlich ähnlich verhält, wie mit den Kritiken des „Tatler“. Da der Berichterstatter der „Ausgb. Allg. Z.“ sich indeß nicht darauf einläßt Namen und Urtheile anzuführen, so bemerken wir nur, daß hier mindestens Bericht gegen Bericht steht und daß die Augen, mit denen ein Berichterstatter sieht, durchaus nach der Gesinnung sich richten, die das Herz beseelt. Die verschiedene Stellung zum Christenthum bedingt auch überall das Urtheil über die Mission. Daß aber eine große Menge von Aeußerungen englischer Beamter, Kapitäne, Reisender zc. vorliegen, welche die Früchte der Befehrung als durchaus nicht zweifelhaft erscheinen lassen, darüber hätte sich der Correspondent leicht informiren können, wenn er auch nur den Report der Church M. S. pro 1876/77 oder die Urtheile eines Lord Lawrence, Rapiet, Northbrook, Sir Bartle Frere, Sir Richard Temple, Sir William Muir und der englischen Blaubücher über die Mission (Ev. Miss. Mag. 1874 S. 22 ff., Church Miss. Int. 1875 S. 231 ff.) hätte einsehen wollen. Auch hätte er z. B. in Meinicks: „Die Südseebölker und das Christenthum“ (Prenzlau 1844) und „die Inseln des stillen Ozeans“ (Leipzig 1875 u. 76) — cf. diese Zeitschr. 1876 S. 223 ff. — oder in Ellinwoods: „The Great Conquest“ (New-York, 1876) speziell in Kap. XXIX: the favorable testimony of travellers and others to the value of missions Material die Fülle gefunden, um die Urtheile seiner Gewährsmänner in das rechte Licht zu setzen resp. zu corrigiren und zu ergänzen.

Was nun die Hauptsache, das Raisonement über die Einnahmen und Ausgaben betrifft, so sind dem Correspondenten in seinem Eifer

schwarz zu malen zunächst eine ganze Reihe thatsächlicher Unrichtigkeiten untergelaufen, die in dieser groben Weise nicht einmal der „Tatler“ sich zu Schulden kommen läßt. 1) Sind in der angegebenen Summe von 1,355,625 Pfd. Sterl. „die schottischen Vereine“ nicht mit einbegriffen, sondern nur die Londoner Gesellschaften, wie der „Tatler“ (S. 268) selbst ausdrücklich sagt: *Although the list has been long, it is very far from exhaustive, we have dealt only with such of the Societies whose head-quarters are in London*<sup>1)</sup>, leaving out altogether the great and wealthy corporations that flourish north of the Tweed. Wir führen dies nur an, um zu zeigen, wie oberflächlich der Correspondent der „Augsb. Allg. Z.“ seine eigne Quelle gelesen hat, wie wenig er orientirt ist über den Gegenstand, den er so sarkastisch kritisiert und wie werthlos also in den Augen aller Verständigen seine Citate und Kritiken sein müssen. 2) Die im „Tatler“ erwähnten 22 Gesellschaften sind keineswegs lauter „Propaganda“-Gesellschaften, wie der Berichterstatter der „Augsb. Allg. Z.“ es darstellt. Es befinden sich unter ihnen vielmehr nur 5 Heiden- und 2 Juden-Missions-Gesellschaften, zu denen noch einige römisch-katholische Propaganda-Vereine kommen. Z. B. die Colonial Miss. Soc. hat mit Mission ebensowenig etwas zu thun wie die Church Association; die English Ch. Union; die Peace Soc.; die Liberation Soc.; die Evangelical Alliance etc. Auch die Bibel- und Traktat-Gesellschaften kann man nur in sehr abgeleitetem Sinne Missions-Gesellschaften nennen. Das alles hätte der Correspondent der „Augsb. Allg. Z.“ sehr leicht wissen können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre sich zu unterrichten. Spricht doch selbst sein Gewährsmann im „Tatler“ von *Missionary and Publishing-Societies*. Doch das ist alles nebensächlich. 3) Die Hauptunrichtigkeit, deren der erwähnte Correspondent sich schuldig macht ist aber die, daß er behauptet: „die erkleckliche Summe von 284,418 Pfd. St. d. h. mehr als 25 Prozent gehen ab für Verwaltungskosten.“ Auch hier müssen wir ihm den Vorwurf machen, daß wenn er auch nur den „Tatler“ sorgfältig gelesen hätte, er diese Behauptung unmöglich habe aufstellen können. Z. B. bei der London M. S. sagt dieser (S. 79) ausdrücklich: *home expenditure*

<sup>1)</sup> Nicht einmal diese bringt der „Tatler“ alle. Z. B. die Moravian Mission, bei der der Berichterstatter, wie wir bestimmt wissen, persönlich gewesen ist und die China Inland Mission erwähnt er in seinem Register gar nicht; jedenfalls weil er hier nichts gefunden hat, was ihm für seine Zwecke eine Handhabe bot.

15,048 L. 11 s. 3 d., of this sum 8517 L. 17 s. 3 d. was absorbed for administration and 6530 L. 13 s. 7 d., for pensions to the widows and orphans of missionaries, to retired missionaries, students etc. Wir wollen das Beste annehmen, nämlich daß der Correspondent der „Augsb. Allg. Z.“ in der Eile dies bloß übersehen habe — ist dann aber ein solcher Correspondent zuverlässig? Hätte er auch nur in diesem einen vom „Tatler“ selbst ihm dargebotenen Falle die wirklichen Verwaltungskosten berechnet, so würde er gefunden haben, daß sie tatsächlich noch nicht 8 Prozent betragen. Nun könnte der Correspondent sich allerdings darauf berufen, daß in seinem Schlußartikel (S. 268) der „Tatler“ selbst vergessen hat, was er früher constatirte und um desto besser verdächtigen zu können einfach summiert: expenditure 1,355,625 Pfd., cost of administration 284,418 Pfd. Das ist seitens des „Tatler“ eine wider besseres Wissen begangene Unredlichkeit, wie nach dem beigebrachten Beispiele jeder wahrheitsliebende Mensch zugeben muß. Wir haben es aber hier mit dem Correspondenten der „Augsb. Allg. Z.“ zu thun. Hätte er auch nur jene Notiz über die London M. S. beachtet, so hätte er auch die Schlußsumme dem „Tatler“ nicht nachschreiben dürfen. Ein Correspondent, der auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben will, muß sich um so mehr verpflichtet fühlen eigne Nachforschungen anzustellen, als sich ihm die Erkenntniß aufdrängt, daß sein Gewährsmann unzuverlässig ist und selbst die Zahlen tendenziös fälscht. Hier war die Kritik sittliche Pflicht. Wir haben daher ein gutes Recht den Berichterstatter eines so angesehenen Blattes, wie die „Augsb. Allg. Z.“ ist, aufs entschiedenste zu tadeln, daß wenn er dem deutschen Publikum Mittheilungen über die englischen Missions-Gesellschaften machen wollte, er bloß aus einer so trüben Quelle schöpfte und nicht zuvor die Berichte der so gehässig kritisirten Gesellschaften selbst und zwar gründlich einsah. Ein auch nur flüchtiger Blick hätte ihn sofort überzeugt, daß der größere Theil von dem, was der „Tatler“ am Schluß unter cost of administration befaßt, auf Pensionen an emeritirte Missionare resp. deren Wittwen und Waisen, die Ausbildung der Missionsaspiranten, die Reisekosten für heimkehrende und zum Theil — wie bei der Church M. S. — für ausgehende Missionare u., kurz auf alle in der Heimath geleisteten Ausgaben zu rechnen ist. Wo in aller Welt nennt man denn solche Ausgaben Verwaltungskosten?

Wir haben, da von den 5 in Rede stehenden Missions-Gesellschaften uns die letzten Jahresberichte zur Hand sind, uns der Mühe unterzogen



die Verwaltungskosten und zwar genau zu berechnen. Nun wollen wir nicht gerade behaupten, daß die englischen Gesellschaften an Sparsamkeit das Aeußerste leisten. Auch uns ist mancher Posten anstößig, besonders mit den großen Summen, die für Sammlung der Missions-Beiträge verausgabt worden (salaries and travelling of association secretaries and missionary deputations, z. B. bei der Church M. S. 9266 L. 10 s. 6 d.), sind wir nicht einverstanden. Indes handelt es sich hier auch weniger um eine Apologie des nach dem englischen Zuschnitt uns Deutschen etwas zu generösen heimathlichen Ausgabe-Stats, als vielmehr um die Constatirung des wirklichen Befundes zur Widerlegung tendenziös gruppirter Zahlen. So betrugen bei der Church M. S. die Verwaltungskosten 20,400 Pf. 18 Sch. 5 P., und nicht: 55,989 L. 10 s. 9 d., wie der „Tatler“ angiebt, also c. 10 Prozent der Gesamtausgabe; bei der London M. S. 8577 L. 17 s. 8 d. und nicht wie der „Tatler“ berechnet: 15,048 L. 11 s. 3 d., also c. 8 Prozent; bei der Prop. G. S. 13,430 L. 6 s. 2 d. und nicht wie der „Tatler“ herausbringt: 23,531 L. 8 s. 8 d., also c. 10 Prozent; bei der West. M. S. 15,153 L. 2 s. 3 d. und nicht wie der „Tatler“ aufbaußt: 31,416 L. 17 s. 2 d., also c. 10 Prozent und bei der Bapt. M. S. 5886 L. 9 s. 9 d. und nicht wie der „Tatler“ ausrechnet: 9796 L. 18 s. 3 d., also c. 11 Prozent.<sup>1)</sup> In dieser Berechnung ist alles begriffen, was man im weitesten Sinne des Wortes verständigerweise als Verwaltungskosten aufführen kann. Um den Lesern den Beweis dafür zu liefern und zugleich um ihnen einen Einblick in die Verwaltungsorganisation einer der großen englischen Missions-Gesellschaften zu geben, lassen wir nach dem letzten Jahresberichte die home expenditure der London M. S. in extenso folgen:

## I.

Wittwen und Waisen der Miss. daheim und draußen.	.	2,183 L. 16 s. 2 d.
Pensionirte Missionare	.	2,156 " 8 " 11 "
Missionszöglinge und Candidaten, für Ausbildung, Reisen &c.	.	2,190 " 8 " 6 "
Sa.:		6,530 " 13 " 7 "

<sup>1)</sup> Die Verwaltungskosten der deutschen Gesellschaften dagegen in Parallele zu stellen ist daher so schwierig, weil die zu summarische Rechnungsablegung derselben keinen genauen Einblick gestattet. Nach sorgfältiger Abwägung würde sich etwa folgende Skala ergeben: Leipzig c. 7 %, Basel, Berlin und Brüdergemeinde c. 8 %, Bremen c. 9 %, Bremen und der Gossnersche Missions-Verein c. 10 %. Hermannsburg gewährt nicht den geringsten Anhalt zu einer Schätzung; vermuthlich stellen sich seine Verwaltungskosten aber sehr gering, wahrscheinlich unter 7 %. Je kleiner eine Missions-Gesellschaft desto theurer natürlich die Verwaltungskosten. Gäßen wir in Deutschland so große Gesellschaften wie die englischen sind, so würden bei uns die Verwaltungskosten 7 % sicher nicht übersteigen.

## II.

## Verwaltungskosten.

Gehalt des auswärtigen Sekretärs Dr. Mullens	500	L.	—	s.	—	d.
der Geschäftsführer	315	"	—	"	—	"
des Boten	78	"	—	"	—	"
Pensionen für Geschäftsführer	70	"	—	"	—	"
Gehalt des Rechnungsführers	300	"	—	"	—	"
des Assistenten	59	"	6	"	8	"
Kosten für die General-Versammlungen	69	"	3	"	—	"
Porto-Auslagen für die überseeische Correspondenz	201	"	14	"	3	"
Druckkosten für Circulare, Broschüren, Magazine für die Missionare u.	138	"	17	"	5	"
Gehalt des heimathl. Sekretärs Robinson	400	"	—	"	—	"
" " " " Jones	400	"	—	"	—	"
des Geschäftsführers und Assistenten	430	"	—	"	—	"
des Boten und Botengehilfen	65	"	—	"	—	"
Für 3 Distrikts-Sekretäre	444	"	—	"	—	"
Reisekosten für Agenten, Missionare und Festprediger	1033	"	8	"	5	"
Jahresfest, Miethe für Exeter Hall	394	"	12	"	11	"
Für Missionsbüchsen	110	"	2	"	6	"
Verschiedenes	165	"	3	"	4	"
Bücher für Bibliothek und zu Geschenken	115	"	0	"	10	"
Druckkosten für Einladungen, Insertionen, Buchbinderarbeiten.	152	"	15	"	6	"
Die Publikationen der Gesellschaft: Jahresberichte (37,525), Vierteljahrsberichte (222,000), Chronicles (132,500), Juvenile Magazines (343,500) nach Abzug der Ab.-Gelder	1404	"	13	"	3	"
Brief- und Packet-Porto-Auslagen (in der Heimath)	275	"	7	"	3	"
Jahresrenten für Legate und Zinsen	444	"	5	"	4	"
Steuern, Reparaturen u.	505	"	12	"	8	"
Zeitschriften, Packmaterial, Erleuchtung, Heizung u.	345	"	14	"	4	"
Unterstützungen für Missionarskinder	100	"	—	"	—	"
Sa.:	8517	"	15	"	8	"

Um für eine so complicirte Verwaltung ein Verständniß zu gewinnen, muß man freilich einen Blick in das gesammte, sehr complicirte Getriebe einer Missions-Gesellschaft wie die Londoner ist gethan haben. Was das auswärtige Departement betrifft, so handelt es sich um die Leitung und Organisation der eigentlichen Missionsarbeit auf 6 großen Gebieten, um die Correspondenz mit 149 Missionaren, wie die Zusendung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse für sie, um die Sorge für die abreisenden und heimkehrenden Missionare, die Aufnahme und Ausbildung neuer Aspiranten u. und wer nur einigermaßen Gelegenheit gehabt hat, die Fülle der Arbeit kennen zu lernen, welche mit diesen Functionen verbunden ist,

der wird zugeben, daß die Beamten des foreign department wahrlich die Hände nicht in den Schoß legen. Wenn aber die Engländer mit ihrem Beamtenpersonal etwas schonender umgehen, als es aus übertriebenen Sparsamkeitsrückichten in den meisten deutschen Missionshäusern geschieht, so werden verständige Männer, denen die Erhaltung der Menschenkraft höher steht, als die Erhaltung einiger tausend Mark, ihnen deshalb keinen Vorwurf machen.

Und noch arbeitsvoller als in dem foreign department ist es in dem home department. Unser kaufmännischer Londoner Correspondent schreibt uns bezüglich dieses Punktes: „Wenn die Verwaltungskosten im Vergleich zu andern Geschäften hoch erscheinen, so ist auch die Arbeit eine bedeutend größere. In einem Bank- oder sonstigen Geschäfte werden Posten von 1000 Pfund oder mehr mit einer Zeile in die Bücher eingetragen und sind damit erledigt. Aber wie viel Briefe, Schreiberei, Lauferei und Arbeit gehört dazu bis eine Missions-Gesellschaft 1000 Pfund gesammelt hat und wie viel kleine Posten müssen gebucht werden um eine Ausgabe von gleicher Höhe zu ordnen; solche Arbeit erfordert mehr Kräfte.“ „Allerdings, fügt er hinzu, bekommen die Leiter einiger der großen engl. Gesellschaften hohe Gehälter, aber würden die gleichen Leute in andern Stellungen nicht mindestens die gleichen Gehälter beziehen? Und ist es nicht eine Thatsache, daß Missionare, denen das 3- ja 4fache ihres Gehalts angeboten wurde, wenn sie z. B. Gemeinden in Nordamerika übernehmen oder in den Dienst der anglobritischen Regierung treten wollten, es vorzogen, aus Liebe zur Mission bei ihrer Arbeit zu bleiben?“ Füge ich nun noch hinzu, daß die Missions-Gesellschaften auch ihre honorary secretaries und agents haben, die ganz unentgeltlich einer großen Arbeit sich unterziehen, so dürfte dieser Punkt seine volle Erledigung gefunden haben.

Aber etliche andre Punkte erfordern noch einige Bemerkungen. Zunächst der Ton, mit welchem die Höhe der Einnahme registriert wird. Jeder unbefangene Leser muß davon den Eindruck bekommen, der Correspondent demuncire förmlich diese Summen dem Publikum, als handle es sich um einen unrechtmäßigen Erwerb, den zu verringern, zu dem wenigstens nichts beizutragen eine höchst verdienstliche Tugend sei. Wir müssen bei solchem Eifer immer wieder an den Schuhmachermeister denken, gegen den ein gebildeter Herr in großer sittlicher Entrüstung sich über das viele Missionsgeld beschwerte, das außer Landes ginge und der ihm darauf zur Antwort gab: „beruhigen Sie sich, mein Herr, von

Ihnen ist doch kein Pfennig dabei.“ Es ist richtig, die Missions-Gesellschaften lassen es sich angelegen sein, um Beiträge zu dem Werke zu bitten, das ihnen anvertraut ist. Aber sie schicken doch keine Gensdarmen aus, um das Geld per Exekution einzutreiben. Noch hat man Niemand einen Pfennig abgenommen, der nicht freiwillig war, ihn zu geben. Aergert es nun etwa die Missionsgegner, daß trotz aller Verdächtigungen noch so viele Missionsfreunde da sind, welche Freude haben für die Ausbreitung des Reiches Gottes sich selbst zu besteuern? Fast macht es diesen Eindruck. Nun, wenn die Missionsgegner so besorgt sind um die „Ausbeutung“ ihrer Mitbürger — es gibt in der That in der industriellen Welt heut Unternehmungen genug, welche „Actien-Gesellschaften für die Ausziehung von Sonnenstrahlen aus Gurken“ ziemlich gleichen; hier wäre ein weites Feld für eine fruchtbare Thätigkeit, damit den Leuten durch „Schwindler“ nicht das Geld aus der Tasche gelockt werde. Und wir wissen noch einen bessern Rath. Irren wir nicht, so war es der selige Heldring, dieser durch seine christlich-philanthropische Thätigkeit, insonderheit durch seinen Kampf gegen das Elend, welches die Fleischesünden anrichten, weit über sein holländisches Vaterland berühmte Held, der berechnet hat, daß in London jährlich gegen 20 Millionen Pf. St., schreibe 400 Millionen Mark für Unzuchtünden verausgabt würden! Und welche Summen verschlingt erst die Trunksucht! Vor einiger Zeit hielt Canon Wilberforce von Winchester in der St. Pauls Kathedrale zu London eine Predigt gegen dies Laster, das wie er mittheilte dem Lande jährlich 150 Millionen Pf. St., sage und schreibe dreitausend Millionen Mark koste! Hier setze man ein, wenn man den Leuten Sündengeld erhalten will; hier ist die sittliche Entrüstung am Platz, hier ist ein weites Feld auch der Fürsorge für den Nationalwohlstand in England wie in Deutschland geöffnet! Aber durch das Missionsgeld versündigt sich Niemand und verarmt auch Niemand, zumal die Summe auch noch gar nicht bedeutend ist, wenn man sie auf die Kopfszahl der Bevölkerung vertheilt.

Und weiß unser Gegner nicht, daß schon von der geschäftlichen Seite betrachtet, das Missionsgeld gar nicht so übel angelegt ist? Hat er niemals etwas davon gehört, daß wo die Mission ihr Werk thut, der Kaufmann ruhig landen und sich niederlassen kann, ohne befürchten zu müssen, von rohen Wilden massakrirt zu werden, daß also die Mission eine den Kaufleuten nichts kostende Sicherheitswache für den Welthandel ist? Jedenfalls wäre es ein nobleres



Geschäft für den Correspondenten einer gediegenen Zeitung auf diese Seite des Missionserfolges hinzuweisen, als durch unrichtige Zahlengruppirung ein Werk in der öffentlichen Meinung zu discreditiren, dem auch der Handel und die Wissenschaft so viel verdankt. Audiatur et altera pars. Wir verweisen die „Augsb. Allg. Z.“ um ihr zur Uebung ihres Gerechtigkeitssinnes Gelegenheit zu geben auf Christliebs lezenswerthe Broschüre: „Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands“ S. 76 ff. (Gütersloh, 1876).

Aber der Gewinn, den das Missionsgeld bringt, ist für uns ein viel höherer. Uns ist es das Mittel unsterbliche Menschenseelen zum Heiland der Sünder zu führen. Wer freilich über das Rettungswerk des allen Menschen zum Heiland gegebenen Sohnes Gottes seinen Spott hat, dem muß die Mission eine Thorheit erscheinen. Uns ist es aber damit ein Ernst und darum muß es uns tief verletzen, wenn man, wie der Correspondent der A. A. Z. thut, seinen Spott damit treibt, wie viel ein Perser oder Neger kostet und wer billiger sei. Nun wir wissen nicht wie hoch der Correspondent seine Seele taxirt — aus dem Munde Jesu Christi, der unsre Seelen so theuer geachtet hat, daß er sich selbst für sie gegeben, haben wir gelernt: „was hilft es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Darnach berechnen wir den Werth einer Menschenseele überhaupt nicht nach Geld. Aber selbst abgesehen von der Incommensurabilität der genannten Größen — es will uns auch sehr wenig geistvoll erscheinen, daß der Correspondent der A. A. Z. wie sein Vorgänger, der Tatler, den Werth der Missionsarbeit durch eine Division der Zahl der in einem Jahre Getauften in die Gesamtsumme der Ausgaben berechnet. Wir haben noch nie gehört, daß Jemand die Frucht der Wirksamkeit der heimathlichen Kirchendiener dadurch bemessen hätte, daß er die Zahl der jährlichen Taufen in die Gesamtsumme der Gehälter der Geistlichen dividirte.

Dem Schreiber dieser Abwehr ist ein Wort unvergeßlich geblieben, das als er die Volksschule noch besuchte, ein ehrwürdiger rationalistischer Lehrer einmal zu der Klasse sprach. Dieses Wort lautet: „was einem Andern heilig ist, das sollst du, auch wo er irrt und du eine andre Ueberzeugung hast, niemals **verspotten**.“ Dieses Wort möchten wir schließlich den Vertretern unsrer Presse zu bedenken geben. Können sie sich nicht mit der Mission befreunden, so mögen

sie entweder über dieselbe schweigen, oder wollen sie sie angreifen, so mögen sie dies thun im redlichen Kampfe, mit allen Waffen des Ernstes, aber nicht mit den Waffen des Hohnes und Spottes. Es gibt, Gott sei Dank, noch viele Tausende in der evangelischen Christenheit aller Länder, denen die Mission eine heilige Sache, weil der Heilige Gottes sie befohlen und denen es darum eine Verletzung ihrer religiösen Gefühle ist, wenn man sie im Tone des Spottes behandelt.

## Mohammed und der Islâm.

Von Pastor Lüttke in Schkeuditz.

### III.

#### Die Ausgestaltung des Islâm im Leben seiner Völker.

(Fortf. u. Schluß.)

Auch das gegenwärtige Jahrhundert ist noch überreich an blutigen Menschen und Thaten im Gebiete des Islâm.

Aegypten, das schon unter dem wahnsinnig grausamen Khalifen Hakim die gräulichsten Schlächtereien erlebte, dessen Boden späterhin durch die Hand seiner muslimischen Bewohner mit dem Blute der christlichen Kopten gedüngt wurde, das durch die Grausamkeit und Willkühr der Mamluken trotz seines natürlichen Reichthums fast zur Einöde gemacht und bis auf ein Drittel seiner Einwohnerzahl entvölkert wurde, erlebte zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Blutthat, wovon noch jetzt Alt und Jung im Lande zu erzählen weiß. Am 1. März 1811 lud Mohammed-Ali, um sich von den Mamluken zu befreien, die sämmtlichen Häupter derselben, 480 Beyn, zu einem Feste auf die Citadelle von Kairo und ließ sie daselbst sämmtlich massacriren; und im Gefolge dieser That wurden alsdann noch gegen 1100 andere angesehene Mamluken in Stadt und Land niedergemacht, deren Köpfe man dem Pascha nach Kairo sandte. — In den unter Mohammed-Ali geführten Wachabitenkriegen, die sein Sohn Ibrahim Pascha in Arabien ausfocht (1811—1819), wurden nicht nur die Umgebungen der zu belagernden Städte auf die radicalste Weise verwüstet, indem man die ausgedehnten, immer mit großer Sorgfalt gepflegten Dattelpflanzungen sammt aller etwa sonst vorhandenen Cultur vernichtete, sondern es wurden auch wiederholt ganze Festungsbesatzungen und Scharen von Gefangenen enthauptet und alsdann statt der Köpfe, wie sonst üblich, des leichteren Transportes halber nur Paare Ohren nach Kairo geschickt. —

Derselbe Ibrahim Pascha, der ja zwar ein bedeutender Feldherr war und seiner Zeit einen europäischen Ruf genoß, der aber auch mit rücksichtslos durchgreifender Härte zu verfahren pflegte, hat in den griechischen Befreiungskriegen der zwanziger Jahre, woran er als Führer des aegyptischen Hilfscorps und an der Seite der Türken theilnahm, in blutig grausamer Kriegsführung diesen letzteren es völlig gleich gethan. Ein anderer Sohn Mohammed-Allis, Ismail Pascha, den sein Vater mit der Unterwerfung der Sudänländer beauftragt hatte (um 1825), wüthete dort durch Blutvergießen und Brandschatzung in solcher Weise unter den Negerstämmen, daß dieselben sich endlich durch einen Act exemplarischer Rache von ihm befreiten. Um sein Haus oder Zelt häuften sie unter irgend einem unschuldigen Vorwande große Heumassen an, entzündeten dieselben dann plötzlich des Nachts und verbrannten ihn so sammt einer Anzahl seiner höheren Officiere bei lebendigem Leibe, wofür dann freilich nachher sein Unterfeldherr und Nachfolger an den unglücklichen Negerstämmen wiederum eine Rache nahm, die alles frühere Blutvergießen noch weit überbot.

Aus den zwanziger Jahren ist ferner eine weltbekannte Blutthat in Konstantinopel zu verzeichnen, der sogenannte Janitscharenmord. Sultan Mahmud II., von dem Wunsche erfüllt, sich dieser übermüthigen, wilden, ihn und das Reich fast ganz beherrschenden Söldner zu entledigen, wußte dies auf keine bessere und sicherere Art zu thun, als daß er den Befehl zu ihrer Niedermetzelung ertheilte und zur Unterstützung seiner Ausführung die heilige Fahne des Propheten entfaltete (das letzte Mal, wo dies in der Neuzeit geschehen), wodurch er den Glaubensfanatismus der Bewohner Stambuls auf sie hegte. Freilich spielte er dabei selber um Leben und Krone, aber das Unternehmen gelang, und so wurden im Juni 1826 binnen wenigen Tagen 25,000 Janitscharen in den Kasernen und Straßen Konstantinopels hingeschlachtet.

In den vierziger Jahren versuchten es die der Pforte tributären fanatisch muslimischen Kurden, unter Nur-Allah-Khan und Bedr-Khan, die bis dahin unter eigenen Patriarchen wenn auch unter türkischer Oberhoheit ziemlich unabhängig lebenden Nestorianer in Nordmesopotamien zu unterwerfen. Schon bei einem ersten Kriegszuge 1843 wurden die blutigsten Gräuel an großentheils wehrlosen Bevölkerungen ohne Unterschied von Alter und Geschlecht verübt, wobei kurdische „Heilige“ die Mordwuth der Ihrigen schürten. Aber bei einem zweiten drei Jahre später holte Bedr-Khan noch nach, was er früher versäumt; es wurden diesmal auch alle Gefangenen nachträglich niedergemacht, damit man nicht, wie das erste Mal auf Drängen des englischen Consuls, gezwungen werde sie herauszugeben;

im Ganzen kamen 11000 Menschen um, der fünfte Theil der christlichen Bevölkerung. Erst dann schritt die Pforte ein, besiegte die rebellischen Kurdenhäuptlinge und zwang sie ins Exil zu gehen, worin die einzige Strafe für ihre Schand- und Greuelthaten bestand.

Noch im frischen Gedächtniß der Zeitgenossen sind die furchtbaren Christenschlächtereien des Jahres 1860 in Damaskus und im Libanon, wo, nachdem Tausende und Abertausende unter ruhigem Zusehen, ja theilweise sogar auf Anstiften der türkischen Behörden, umgekommen waren, das Blutbad nur durch das energische Eingreifen der Westmächte beendet wurde, die eigentlich Schuldigen aber doch schließlich straflos ausgingen.

Um endlich auch der allerneuesten Zeit noch zu gedenken, so sei hier der Greuel Erwähnung gethan, welche die Türken in den dem gegenwärtigen russisch-türkischen Kriege vorangegangenen Aufständen im Norden des Reiches verübten, Aufständen, zu denen die dortigen christlichen Völkerschaften als zu einem Acte der Verzweiflung lediglich durch die unerträgliche türkische Willkühr- und Raubregierung getrieben worden waren. Nach dem officiellen Berichte des englischen Botschaftssecretärs Baring sind dabei allein in Bulgarien gegen 15000 Christen, zum Theil mit unbeschreiblicher Rohheit und unter ausgesuchten Quälereien, abgeschlachtet worden, die Hauptschuldigen aber, die auch hier türkische Beamte und Befehlshaber waren, wiederum ungestraft geblieben.

Diese flüchtige Umschau hat uns so ziemlich durch alle muslimischen Länder geführt, und überall haben wir dasselbe Schauspiel gefunden. Worin kann denn diese blutige Grausamkeit, diese cynische Leichtfertigkeit in der Aufopferung von Menschenleben ihren Grund haben?

Einmal in einer unter den muslimischen Völkern ganz allgemein verbreiteten, wahrhaft frevelhaften Geringschätzung des Individuums, des Werthes und der Würde des einzelnen Menschen, folglich auch des Menschenlebens. Zum Andern aber, und dies kommt natürlich vorzugsweise bei dem Verfahren gegen „Ungläubige“ und überhaupt dann in Betracht, wenn religiöse Motive mitwirken, in der Meinung, daß die Religion durch Waffengewalt ausgebreitet oder geschützt werden dürfe ja müsse, und daß es hierbei vollends auf Menschenblut und Menschenleben nicht ankomme.

Beides aber sind Anschauungen, die der Islam auf seinem Boden nicht nur geduldet, sondern genährt ja zum größten Theil selber erzeugt hat. Die erstere hat wohl ohne Zweifel eine ihrer Hauptgrundlagen oder doch Stützen an den äußerst laxen Vorschriften des Koran über den Mord und die Bestrafung oder Sühnung desselben (vgl. Jahrg. 1876, S. 63 dfr. Ztschr.); eine so leichte Behandlung so schwerwiegender Dinge seitens des



Koran selber war fürwahr nicht geeignet, die „Gläubigen“ mit der Idee von der Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit des Menschenlebens zu durchdringen oder sie zu derselben zu erziehen. Die zweite Anschauung aber ist im Koran mit unmißverständlicher Deutlichkeit, durch das Gebot des sogenannten heiligen Krieges nämlich, sammt den specielleren Vorschriften darüber (vgl. a. a. O. S. 65), geradezu als Princip proclamirt. Das Princip erzeugt die Praxis, die Praxis erzeugt die Gewohnheit, und die Gewohnheit führt wiederum dazu, Princip und Praxis als gerechtfertigt, ja als selbstverständlich anzusehen. Muß man freilich auch die natürliche Wildheit der betreffenden Völker als einen wesentlichen Factor mit in Rechnung bringen, so ist doch mit Nachdruck zu betonen, daß dieselbe in der Religion nicht nur kein Correctiv sondern eher eine Unterstützung und Anreizung findet, — wenigstens was das Verhalten gegen Nichtmuslim angeht, denn nicht nur der religiöse Fanatismus überhaupt, sondern geradezu der Haß gegen Andersgläubige gehört recht eigentlich zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Islam und seiner Befenner. —

## 4.

Betreten wir endlich noch die Gebiete des Cultur- und Geisteslebens im engeren Sinne, — also die Gebiete der **gewerblichen und industriellen Thätigkeit, der Kunst, der Wissenschaft und des Unterrichtswesens** —, so offenbaren sich auch hier ebenso tiefgreifende Schäden und Gebrechen, wie sie uns bisher schon auf Schritt und Tritt begegnet sind.

Erstorbenheit und Stagnation, Verkommenheit und Verfall, eine fast hoffnungslose Unlebendigkeit und Unfruchtbarkeit bilden hier das unverwischbare Gepräge. Natürlich ist dieser Zustand zugleich eine Frucht der im Uebrigen herrschenden Gesamtzustände, und alle die Momente, die das Culturleben der Völker überhaupt zu bestimmen pflegen, haben dazu mitgewirkt ihn hervorzubringen; aber der letzte Grund dafür liegt doch tiefer. Auch hier nämlich hat der Koran mit seinen beengenden Schranken jedem selbstständigen Fortschreiten, jeder des Namens würdigen Entwicklung, jeder freieren Ausgestaltung einen Kiegel vorgeschoben. Nur etliche der Gebiete freilich, von denen hier die Rede ist, werden von seinen Vorschriften in directer Weise betroffen; auf alle aber macht sich naturnothwendig der hemmende und fesselnde Einfluß geltend, den er im Allgemeinen auf das geistige Leben ausübt.

Gewerbe, Handarbeit und Industrie sind schon längst einem völligen Stillstande verfallen. In früheren Zeiten hat ja bekanntlich der Orient in vielen Zweigen derselben eine wohlverdiente Berühmtheit ge-

nossen; namentlich ist Persien die Heimath zahlreicher industriellen Künste und Fertigkeiten gewesen. Seidenstoffe und sonstige Producte der Webekunst, Metallarbeiten, namentlich Waffen aus trefflichstem Stahl mit kunstreicher Eiselirung und Ausschmückung, Stickereien in Leder und Leinwand, Teppiche und Shawls, wohlriechende Oele und Essenzen, Schnitzereien und Gravirungen, Gold- und Silberfiligran, alle diese und manche andere Dinge wurden in Persien früher in hoher Vollkommenheit producirt. Freilich waren diese Kunstfertigkeiten keineswegs ein Erzeugniß muslimischer Cultur, sondern sie blühten daselbst längst vor dem Islam, waren theils aus Indien gekommen, theils von Alters her in Persien heimisch gewesen. Aber sie haben sich nach und nach über den ganzen muslimischen Orient ausgebreitet und sind dort Jahrhunderte lang mit Fleiß und Geschick gepflegt worden. Auch heutzutage haben ja diese Länder allerdings immer noch in gewissen einzelnen Zweigen der gewerblichen Thätigkeit vortreffliche und originale Leistungen aufzuweisen; aber abgesehen davon, daß Vieles, was gegenwärtig verfertigt wird, gegen die früheren Zeiten schon weit zurückbleibt, daß manches Andere, was früher in Uebung war, gänzlich verloren gegangen ist, trägt Alles, was überhaupt geleistet wird, das Gepräge starrer Unveränderlichkeit und Stabilität. Gewisse handwerksmäßige Geschicklichkeiten, die sich auf dem Wege der Tradition vererbt haben, übt man immer in gleicher Weise aus, hat zwar darin eben deswegen eine große Sicherheit, denkt aber nicht daran weiter zu kommen und darüber hinauszugehen. Alte Muster und Formen werden wieder und wieder nachgeahmt, aber dabei hat es auch sein Bewenden. Ebenso bleiben die meist sehr mangelhaften und unvollkommenen Instrumente, deren man sich bei der Arbeit bedient, stets dieselben und werden weder verbessert noch vermehrt. „Erfindungen“ irgend welcher Art sind wohl seit undenklichen Zeiten nicht gemacht worden; von einem Walten vervollkommnender, vorwärtsstrebender Intelligenz, von einer Einführung und Verwerthung neuer Ideen, mithin von Entwicklung und Fortschreiten ist hier nirgends etwas zu bemerken. Die natürliche Folge davon aber ist der stetige Rückgang, der langsame aber sichere Verfall.

Von den Künsten, soweit sie vorhanden, gilt ganz dasselbe. — Malerei und Plastik haben sich, wie bekannt, wegen des koranischen Verbotes aller Bildnisse, überhaupt niemals entwickeln können; sie haben sich stets auf Ornamentik in gemaltem oder plastischem Linien- und Figurenwerk beschränkt. Ausnahmen hat es freilich hie und da gegeben, indem man theils sich über das Verbot des Koran hinwegsetzte, theils auch demselben noch nicht eine so weite Ausdehnung oder so unbedingte Strenge

heimaß, wie in späteren Zeiten. Ein die Thaten des Scheibani, eines streng sunnitischen Helden aus dem Geschlechte der Oezbejen, beschreibendes Epos ist mit farbigen Bildern von Persönlichkeiten und Schlachten illustriert, in einem Exemplare, das noch aus seiner eigenen Zeit stammt, während das heutige Bokhara das Portraitiren unbedingt als Sünde betrachtet. Ebenso haben die Timuriden ihre Paläste mit Schlachtgemälden und Portraits geschmückt und Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, ließ sogar aus Italien einen geschickten Maler kommen um sich portraitiren zu lassen. Aber das sind eben nicht allein Uebertretungen des Korans und der religiösen Satzungen, sondern auch nur vereinzelte Ausnahmen, und Niemand wird auf Grund derselben behaupten wollen, daß die Malerei jemals eine muslimische Kunst gewesen sei. Dasselbe ist zu sagen gegenüber der Thatsache, daß man auch heutzutage wieder vielfach das koranische Verbot unbeachtet läßt. Der aegyptische Khedive läßt sich und seine Söhne malen und gestattet sogar, daß man diese Bilder auf europäische Ausstellungen sendet. Sich photographiren zu lassen ist in all den Städten, wo man Gelegenheit dazu hat, schon fast etwas Gewöhnliches geworden; von den letzten Sultanen, von allen Ministern und sonstigen bekannteren Persönlichkeiten werden in den Läden Konstantinopels, Smyrnas, Beyruts &c. Photographien und andere Bilder verkauft, ohne daß Jemand Einsprache erhebt. Selbst Statuen werden in neuester Zeit öffentlich aufgestellt; so hat der Khedive Ismail Pascha ein großes, in Erz gegossenes Reiterstandbild Mohammed = Alis zu Alexandrien, eine andere ähnliche Statue von Ibrahim Pascha zu Kairo errichtet. Aber aus dem Allen folgt nicht entfernt, daß auf dem Boden des Islam eine Malerei oder Plastik entstehen werde oder zu entstehen begonnen hätte, zumal auch die Künstler in alle diesen Fällen lediglich Europäer sind.

Die Baukunst, die ja freilich eine Blüthezeit gehabt und während derselben einen eigenen Stil von relativer Selbständigkeit erzeugt, auch Werke von großer Schönheit, Eigenthümlichkeit und Pracht geschaffen hat, ist seit Jahrhunderten völlig unproductiv geworden. Aber nicht allein bringt die Gegenwart kaum irgendwo etwas Nennenswerthes mehr hervor — denn wenn hie und da Prachtmoscheen oder Prachtpaläste gebaut werden, so geschieht das fast ausschließlich durch europäische Künstlerhände, — sondern man hat auch Sinn, Neigung und Vermögen für die Erhaltung des Vorhandenen verloren. Von einem Verständniß des künstlerischen oder historischen Werthes älterer Bauwerke, von einem Bestreben sie zu erhalten oder wenn nöthig auszubauen, nirgend eine Spur. Die Prachtbauten ebenso wie die Nutzbauten der früheren Zeiten gehen überall einem



unaufhaltfamen Verfälle entgegen. In allen Großstädten giebt es zahlreiche Bauwerke, die für den verständnißvollen Blick werthvolle Momente eines großen, hochstrebenden oder auf Gutes und Nützlichcs bedachten Geistes sind, aber kaum eines giebt es unter allen, das nicht, wenigstens in dem einen oder andern Theile, sich in haufälligem, verschmuttem, verkommenem Zustande befände.

Die Poesie ferner hat gleichfalls Perioden eifriger Pflege und reicher Entfaltung gehabt, aber sie hat immer an einem Uebel gekrankt, woran schließlich nicht nur alle Poesie, sondern überhaupt alle Kunst zu Grunde gehen muß: sie trachtete mehr darnach und verstand es auch mehr, mit schwierigen Formen geschickt zu spielen, als einen werthvollen Inhalt hervorzubringen und bedeutsame Gedanken auszusprechen. Ausgenommen sind in dieser Hinsicht wohl nur die Erzeugnisse der orientalischen Sprachweisheit, welche vielfach in der That eine reiche Fülle von Lebens- und Erfahrungsweisheit enthalten, wenn freilich auch hier oft aus der barocken, überkünstelten, blumenreichen Form nur mit Mühe der Kern des Gedankens herauszuschälen ist. Auf dem Gebiete der eigentlichen Dichtungen dagegen hat man fast nur kunstvoll verschlungene Verse, schwierige Reimbildungen, grammatische und prosodische Kunststücke zu bewundern, findet aber sehr selten Tiefe oder Reichthum oder Schönheit des Inhalts. Die gute Zeit der arabischen Poesie reicht kaum bis ins zweite Jahrhundert nach Mohammed; der Wein, die Liebe, das Lob der Fürsten und Mächtigen wurden mehr und mehr der fast ausschließliche Gegenstand der Dichtungen, und was an Gedanken fehlte, suchte man eben durch Schönrednerei und Formkünstelei zu ersetzen. Die Gegenwart hat in dieser Hinsicht nichts Besseres aufzuweisen; wo überhaupt gedichtet wird, kommt fast nur Reim- und Versgklingel zu Tage; man sucht nach seltenen Worten, häuft bildliche Redeweisen, zieht entlegene, oft nur mit Schwierigkeit zu deutende Vergleiche heran, läßt aber Geist und Gemüth des Lesers leer ausgehen und hat oft in vielen Zeilen so gut wie nichts gesagt. Freilich aber entspricht das in hohem Maße sowohl der althergebrachten Gewohnheit wie der natürlichen Sinnesrichtung des Orientalen; Dichtung wie Prosa erscheinen seinem Geschmacke um so schöner und bewunderungswürdiger, je mehr der Leser gezwungen ist, „tief in das Meer des Wortschwallcs hinabzutauhen und zwischen den Klippen und Untiefen der Gleichnisse umherzusuchen, bis er mit unjäglicher Mühe die Perle des Sinnes herausholen kann“.

Die Musik endlich, um welche man, aber wohl mit Unrecht, dem Islam und einigen seiner Völker große Verdienste vindicirt hat, wird zwar auch heutzutage noch vielfach geübt, sowohl als Gesanges- wie als



Instrumentalmusik, doch sind auch bei ihr eine Entwicklung, ein Fortschritt oder auch nur neue und bedeutsame Leistungen in keiner Weise wahrzunehmen. Allerdings ist die orientalische Musik in jeder Beziehung dem europäisch gebildeten Ohre und Geschmaç so heterogen, so unzugänglich und unverständlich, daß man sich mit seinem Urtheil bescheiden muß, weil es schwer ist, ein solches abzugeben ohne ungerecht zu sein. Man kann nur sagen, daß sie für unser künstlerisches Gefühl nicht nur völlig unbefriedigend sondern geradezu unschön ist, ebenso bizarr und sinnverwirrend als wiederum zugleich arm und dürftig, der Melodie sowohl als der Harmonie, wie wir dieselben verstehen, fast gänzlich entbehrend. Aber allen abendländisch subjektiven Kunstgeschmaç beiseite gelassen, wird immerhin so viel behauptet werden dürfen, daß, wenn heutzutage in der Musik noch Neues hervorgebracht wird, es stets nur während der praktischen Ausübung improvisirt wird und daher, wenngleich von den Hörern oft mit begeistertem Entzücken aufgenommen, auch vielleicht durch Nachahmung und Tradition für einige Zeit fortgepflanzt, doch für die Kunst als solche ohne Werth bleibt. —

Ebenso wenig wie Gewerbe, Industrie und Kunst ist die Wissenschaft gegenwärtig von irgend welcher Bedeutung.

Manche von denjenigen Zweigen derselben, die ehemals für eine Art von muslimischer Domäne galten, wie Medizin, Mathematik, Astronomie, werden heutzutage gar nicht mehr bearbeitet. Daher denn auch da, wo diese Wissenschaften sich in der Praxis bethätigen sollen, nur die aller mangelhaftesten Leistungen zu finden sind. Die Heilkunst der muslimischen Aerzte ist meist nur Quacksalberei, gewisse Prozeduren und Arzneien müssen als Universalmittel dienen und werden durch allerlei Geheimthuerei, abergläubische Ceremonien und Altweiberkünste unterstützt; von rationellem Heilverfahren ist so wenig wie von eigentlich wissenschaftlichen Studien die Rede. Wo europäische Aerzte leben, ist die Ueberlegenheit ihrer Kunst über die der einheimischen Aerzte auch bereits der Bevölkerung so überzeugend klar geworden, daß, wer die Mittel dazu hat, bei bedenklicheren Krankheitsfällen gewiß die Hülfe der ersteren statt der letzteren in Anspruch nimmt, trotz des Vorurtheils und Mißtrauens, das er gegen den Christen oder Juden im Arzte hegt. — Von Anwendung der Mathematik in der Bautechnik und Ingenieurkunst weiß man nichts mehr; wo nicht europäische Technik hilft, wird nur höchst Unvollkommenes geleistet und werden manche Arten von Bauwerken überhaupt gar nicht mehr ausgeführt. Bewässerungsanstalten, die etwas mehr Kunst als etwa ein einfacher Kanal, ein Damm oder ein Schöpfgrad erfordern, wie z. B. Aquaducte, Schleusenwerke, Wasserhebe- und Pumpmaschinen und ähnliche

Werke, die früher in muslimischen Ländern so zahlreich waren und ja auch fast überall im Orient so höchnöthig sind, werden heutzutage kaum mehr oder nur mit Hülfe europäischer Techniker eingerichtet.

Eine Rechtswissenschaft in unserm Sinne hat es nie gegeben und konnte es nicht geben; sie war durch den Koran einerseits überflüssig, andererseits unmöglich gemacht. Der Koran will bekanntlich zugleich bürgerliches Gesetzbuch und alleinige Quelle des Rechts sein; er enthält aber nur vereinzelte, zusammenhangslose Rechtsbestimmungen, und auch diese treten meist nicht als allgemeine Grundsätze auf, sondern werden oft nur aus dem Verfahren oder dem Ausspruch des Propheten bei bestimmten einzelnen Gelegenheiten, hergeleitet. Was man zur Ergänzung heranzog, war nicht vollkommenerer Natur: zunächst die nicht im Koran verzeichneten, sondern mündlich überlieferten und nachher in der „Sunna“ fixirten Aussprüche des Propheten, und sodann die Meinungen oder Entscheidungen berühmter Gottes- und Rechtsgelehrten späterer Zeiten.<sup>1)</sup> Principien und Rechtsgrundsätze giebt es also in der Gesetzgebung und im Rechte des Islam kaum, sondern an ihre Stelle treten Ansichten und Urtheile über bestimmte, thatsächlich vorgekommene Einzelfälle, und die Rechtssprechung besteht demzufolge auch nicht sowohl in der Anwendung von Rechtsideen und allgemein maßgebenden Maximen, als in einem Auffuchen von Analogien mit früher vorgekommenen, richterlich entschiedenen Fällen. Rechtswissenschaft und Rechtsstudium in unserm Sinne kann es daher, wie gesagt, nicht geben, sondern höchstens eine Rechtsgelehrsamkeit; die mohammedanische Rechtswissenschaft ist nichts Anderes als eine bis ins Minutiöse feste ausgebildete Casuistik und wird auch nur in diesem Sinne gelehrt und gelernt; die Unzahl juristischer Werke, welche die arabische Literatur aufweist, enthalten nichts als Commentirungen von Koranstellen und Aussprüche angesehenen Gelehrten und Richter.

Eine selbständige Philosophie hat gleichfalls auf dem Boden des Islam nie existirt und existirt natürlich heute vollends nicht. Selbst in der Blüthezeit der arabischen Wissenschaft verarbeitete man auf diesem Gebiete lediglich dasjenige, was man aus der Hinterlassenschaft des classischen Alterthums (durch Vermittelung des byzantinischen Reiches und der

<sup>1)</sup> Ibn Chaldun, einer der angesehensten Gelehrten älterer Zeit, definirt die Rechtswissenschaft folgendermaßen: „Sie ist die Kenntniß der Satzungen Gottes in Betreff der Handlungen der Menschen, je nachdem sie geboten oder verboten, anempfohlen, untersagt oder gestattet sind, und diese Kenntniß wird abgeleitet aus dem Buche Gottes (Koran), der Sunna (Tradition) und dem, was der Gesetzgeber (Mohammed) aus genügenden Beweisen des Koran gefolgert hat.“

Christlichen Gelehrten) sich angeeignet hatte. Aber auch hier hat es sich weit mehr um Formen als um Inhalt gehandelt; man hat fast ausschließlich der Formalphilosophie des Aristoteles sich zugewandt und die Gesetze der Logik zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, und auch dieses nicht ohne dabei den spitzfindigsten Klügeleien einen weiten Spielraum zu lassen.

Die Hauptwissenschaft ist stets die Theologie gewesen, deren Bereich sich noch dadurch erweitert und deren Wichtigkeit noch dadurch wächst, daß sie so eng mit der Gesetzeskunde zusammenhängt, ja fast mit ihr identisch ist. Theils um dieser ihrer praktischen Bedeutung willen, theils auch wegen der ungemeinen Ehrfurcht die man dem Koran zollt, und des Ansehens in dem alle koranischen Studien stehen, ist die Theologie auch gegenwärtig immer noch diejenige Wissenschaft, die am meisten mit Eifer und Hingebung getrieben wird. Aber auch hier kommt man nicht über das aus früheren Jahrhunderten Ererbte hinaus; alle Thätigkeit beschränkt sich auf die mechanische Aneignung, das starre Bewahren und das gedankenlose Weitergeben des Vorhandenen. Eine eigentlich wissenschaftliche Arbeit giebt es auch hier nicht; man bemüht sich nicht, selbständig zu forschen, zu denken, zu finden, sondern glaubt viel, glaubt völlig genug gethan zu haben, wenn man die Lehren und Behauptungen der Vorfahren in Ehren hält, sammelt und immer wieder von Neuem commentirt.

Zu erwähnen sind noch die sprachlichen Wissenschaften, die es aber nicht etwa mit Erlernung und Bearbeitung fremder Sprachen oder mit vergleichender Sprachforschung oder mit der Literatur anderer Völker zu thun haben, sondern einzig mit der Grammatik der eigenen Sprache, des Arabischen, und daneben mit Rhetorik und Prosodie. Gegenstand, Grundlage und Muster ist auch hier fast einzig und allein der Koran, erst in zweiter Linie gelten als solche die Hauptwerke der sonstigen arabischen Literatur in Prosa und Versen. Studien dieser Art sind immer mit Vorliebe getrieben worden und werden es auch heute noch, Grammatik und Prosodie haben die sorgsamste, bis ins Feinste und Kleinste gehende Ausarbeitung erfahren, und es zeigt sich auch hier, daß der orientalische Geist in der Arbeit oder dem Spiel mit Formen sich vorzugsweise gefällt, und daß er für Tisteleien und Künsteleien eine hervorragende Neigung wie Begabung besitzt.

Raum braucht es ausdrücklich gesagt zu werden, daß die Naturwissenschaften, sei es als empirische Beobachtung und exacte Forschung, sei es als naturphilosophische Speculation, unter den muslimischen Wissen-

schaften keine Stelle haben. Wenn früher wohl Physik getrieben worden ist, wenn die Chemie sogar als eine „Erfindung“ der Araber gilt, so hatte das nur darin seinen Grund, daß man den sogenannten Stein der Weisen und die Kunst des Goldmachens suchte, und dadurch von selbst auf physikalische und chemische Studien oder wenigstens Experimente geführt wurde. Aber während man in Europa aus fast gleichen Anfängen sich später doch zur wirklichen Wissenschaft emporgearbeitet hat, ist man in den Ländern des Islam nicht darüber hinausgekommen; die Wunderlichkeiten der Alchimie waren und blieben das einzige Resultat jener Bestrebungen, zur eigentlichen Naturwissenschaft hat man es nie gebracht, und auch heutzutage wird kein einziges Gebiet derselben cultivirt.

Was also auch in früheren Jahrhunderten von arabischer Kunst, Wissenschaft und Literatur vorhanden und rühmenswerth gewesen sein mag, der Glanz derselben ist jedenfalls erloschen, die Lebens- und Schaffenskraft, die ihnen eine Zeitlang innegewohnt hat, scheint auf immer entwichen. —

In völliger Uebereinstimmung damit ist der Zustand des Unterrichtswezens.

Ein eigentlicher Volksunterricht hat allezeit nur in sehr beschränktem Maße bestanden, doch muß man anerkennen, daß, soweit er vorhanden, er in der That eine Frucht des Islam als solchen gewesen ist. Die Verehrung, welche man dem Koran zollte, welche aber freilich sich in völlige Abgötterei verlor und welcher schon das bloße Lesen oder Recitiren desselben als ein verdienstliches Werk galt, brachte es mit sich, daß unter den „Gläubigen“ das Verlangen sehr allgemein war, lesen und schreiben zu lernen, oder doch wenigstens lesen. Daher entstand bald eine Menge von Schulen, wo die Lese- und Schreibekunst gelehrt und geübt wurde, und es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Weise die Existenz des Koran und der Eifer der Gläubigen die Keime einer gewissen, wenn auch sehr engbegrenzten Bildung ausgestreut und in den Ländern, die der Islam sich unterwarf, verbreitet hat.

Diese Schreibleseschulen (Kuttāb), auch Koranschulen genannt, existiren immer noch in großer Anzahl, aber sie sind ebensowohl nach ihrer Beschaffenheit wie nach ihrer Wirkung von sehr untergeordneter Natur. Man würde sehr irren, wenn man sich die orientalischen Volksschulen denken wollte wie die bei uns zu Lande bestehenden Schulen dieses Namens, die nach einem bestimmten Plane organisirt und unter einer sachkundigen Leitung zusammengefaßt sind, und in denen mit dem Unterricht im Lesen und Schreiben zugleich der in anderen Elementen des Wissens ertheilt wird.



Die orientalische Volksschule wird ins Leben gerufen, indem irgend Jemand, der sich dazu für befähigt hält, eine Anzahl von Kindern um sich sammelt und sich selber den Namen Fiki, Lehrer, beilegt; oder sie besteht auf Grund einer Stiftung an einer Moschee, aus welcher ein Lehrer fort-dauernd, aber meistens überaus dürftig, besoldet wird. Sie hat kein anderes Ziel als das, die Jugend eben schreiben und lesen zu lehren; sie thut das lediglich an der Hand des Koran, und zwar nach einer Methode, welche es mit sich bringt, daß das, woran die Lese- und Schreibstudien gemacht werden, zugleich vollkommen auswendig gelernt wird. Unablässig wird von der ganzen Schaar der auf einer Matte hockenden Schüler in dem Tone lauten Singens oder Plärrens und unter dem dafür traditionellen Hin- und Herschaukeln des Oberkörpers, der Koranabschnitt recitirt, der den Gegenstand der augenblicklichen Uebung bildet. Dies Auswendiglernen ist aber ein absolut mechanisches; es werden eben nur die Worte dem Gedächtniß eingeprägt, der Lernende empfängt keinerlei Erklärung, wird also auch nicht im Mindesten in ein religiöses oder selbst nur sachliches Verständniß des Gelernten eingeführt. Es kann ein Knabe nach abgeschlossenem Unterricht einen guten Theil des Koran auswendig wissen, ohne doch im Geringsten von Sinn und Bedeutung des Gewußten Rechenschaft geben zu können. Das Einzige, was er außer dem mechanisch Erlernten aus der Schule mitnehmen mag, wird das äußerlich fanatische Festhalten am Islam und der Haß gegen die „Ungläubigen“ sein, da Beides nebenher mit Eifer gepflanzt und gepflegt wird. Es ist deswegen auch nur in einem ganz einseitigen Sinne richtig, wenn so häufig gesagt wird, das ganze mohammedanische Schulwesen habe religiösen Charakter; bei den niederen Schulen wenigstens beschränkt sich der religiöse Charakter lediglich entweder auf den stiftungsmäßigen äußeren Zusammenhang mit einer Moschee, oder auf den ebenso äußerlichen Umstand, daß der Koran das einzige Lern- und Lesebuch der Schüler bildet.

Die an diese Elementarschulen sich anschließenden höheren Schulen stehen — oder vielmehr standen, denn sie haben in manchen Beziehungen gegen frühere Zeiten eine Veränderung erfahren — zum Theil gleichfalls in enger Verbindung mit den Moscheen, waren aber auch oft freie und selbständige Anstalten, eine Art von gelehrten Collegien oder Körperschaften, und führten im letzteren Falle den Namen Medressen. Ihrer viele wurden durch die Herrscher gegründet, deren manche sich in der älteren Zeit des Islam um die Wissenschaft und ihre Pflege Verdienste erwarben, meist aber verdankten sie ihr Entstehen und ihre Erhaltung

reichen und gläubenseifrigen Privatpersonen, die eine Stiftung zu diesem Zwecke machten. Ohne Zweifel sind ebensowohl die Moscheehochschulen wie die Medressen einst für das geistige Leben des Islam von hoher Bedeutung gewesen, mit der Zeit aber haben sie diese Bedeutung größtentheils eingebüßt, ebenso wie sie an Zahl beträchtlich abgenommen haben, indem namentlich die Medressen fast ganz verschwunden sind und beinahe nur noch Moscheeschulen existiren. An den wichtigsten derselben sind zwar die Lehrgegenstände ziemlich mannigfaltig, denn neben Theologie und Gesetzeskunde, die an erster Stelle studirt werden, stehen oft in größerer oder geringerer Vollzähligkeit auch die übrigen Fächer arabisch-muslimischer Wissenschaft. Sie nehmen auch in der Stufenleiter des orientalischen Unterrichtswesens durchaus die Stellung und den Rang ein wie bei uns die Universitäten. Gleichwohl sind sie mit diesen nicht entfernt zu vergleichen, weder in Bezug auf die Gegenstände noch auf die Art, die Ziele oder die Ergebnisse des Studiums.

Die größte und reichste, zugleich auch die angesehenste und besuchteste dieser Hochschulen des Islam ist gegenwärtig die El-Ashar-Moschee in Kairo, und es werden daher einige Mittheilungen über die Organisation dieses Instituts, wie über die Art des hier betriebenen Studiums, sowohl an sich selbst als auch für die Beurtheilung des gesammten geistigen Standpunktes des heutigen Islam von Interesse sein.

Die Moschee, eines der ältesten Gebäude Kairo's (schon aus dem Jahre 970 n. Chr.) ist nach dem Grundplane der heiligen Moschee in Mekka erbaut, bildet also einen großen offenen Hof mit ringsumlaufenden Säulenhallen. Die nach der Mekka-seite gelegene mehrschiffige Halle von beträchtlicher Tiefe ist der hauptfächliche Gebets- und Unterrichtsraum. Sie ist, wie auch die auf den drei übrigen Seiten gelegenen, durch Holzgitter und Verschlüsse in kleinere Abtheilungen (Riwak, d. h. Saal, Halle) getheilt, die den verschiedenen Ländern oder Völkern des Islam und den einzelnen Provinzen Aegyptens zugewiesen sind. Die Studirenden theilen sich nämlich nach Sprache und Herkunft in nationale oder provinzielle Gemeinschaften, eine ähnliche Einrichtung also, wie sie auf unsern mittelalterlichen Universitäten bestand, wo die Studenten sich ebenfalls in „Nationen“ eintheilten. In diesen, übrigens nach dem inneren Moscheehofe zu ganz offenen Gemächern findet der Unterricht statt; der Docent sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf seiner Matte, die Schüler in gleicher Weise vor ihm und um ihn her. — Solcher Riwaks bestehen nicht weniger als siebenzehn, und die Gesamtzahl der Studirenden, Jünglinge

wie Männer, die aus ganz Afrika und Vorderasien, ja aus Indien und den Ländern Binnenasiens herbeikommen, hat sich in den letzten Jahren auf durchschnittlich 10--11000 belaufen. Jeder Riwaq hat, der Zahl der Studirenden entsprechend, seine eigenen Professoren, die den Titel Schekh führen und deren im Ganzen gegenwärtig ungefähr 320 sind. Der Vorsteher der ganzen Hochschule, gewissermaßen der Rector magnificus, heißt der Schekh-el-Ashar, wird von der aegyptischen Regierung ernannt, jedoch meist aus der Zahl der übrigen Ashar-Schekhs oder Professoren entnommen. Die Studirenden, welche gewöhnlich zwei bis drei, oft aber auch vier bis sechs Jahre hier ihren Studien obliegen, zahlen nicht nur kein Lehrgeld, sondern jeder Riwaq erhält sogar noch aus dem Einkommen der Moschee eine bestimmte Dotation zugewiesen. Die meisten der Leute sind dieser Unterstützung dringend bedürftig, da sie aus ungeheurer Ferne ganz ohne alle Mittel nach Kairo kommen und selten Gelegenheit finden, hier etwas zu verdienen oder sonstwie für ihren Unterhalt zu sorgen. Die Schekhs oder Docenten beziehen dagegen kein Gehalt, weder von der Moschee noch von der Regierung, sondern erhalten sich durch Privatunterricht, Geschenke reicherer Schüler, Copiren von Büchern (der Buchdruck ist im Orient immer noch in äußerst mäßigem und seltenem Gebrauch), oder bekleiden religiöse Aemter, mit denen ein Einkommen verbunden ist. — Der Lehrkursus ist gewöhnlich der, daß zuerst, namentlich von denen, deren Muttersprache nicht das Arabische ist, Grammatik getrieben wird, sodann folgt die Theologie oder Religionswissenschaft im engeren Sinne und darauf die Rechtskunde. Dies sind die Hauptfächer und dieselben werden von sämmtlichen Schülern studirt; gelehrt und von Manchen studirt werden außerdem noch Logik, Rhetorik, Prosodie oder Verslehre, Lesung des Koran und richtige Aussprache der Buchstaben, welche letzteren beiden eigene Disciplinen bilden und einen besonderen wissenschaftlichen Namen führen.

Blickt man von dieser äußern Einrichtung, die ja in mancher Beziehung einen großartigen Anstrich hat, auf Unterricht und Studium, so erhält man von der Art, dem Geiste und den Resultaten desselben einen überaus kläglichen Eindruck. Schon die Beschränktheit der Lehrgegenstände und der Ausschluß so vieler Gebiete des Wissens und der Bildung zeigt, wie wenig diese „Universität“ einen solchen Namen verdient. Dazu aber ist die Methode des Lehrens und Lernens der Art, daß von eigentlich wissenschaftlichem Verfahren nicht die Rede sein kann; sie ist fast in demselben Maße eine äußerliche und mechanische, wie an den vorhin geschil-



derthen niederen Schulen. Seitens der Lehrenden — unter denen es allerdings Leute von ungemeiner Gelehrsamkeit gibt, ohne daß indeß diese Gelehrsamkeit etwas Anderes wäre als Belesenheit und gedächtnismäßiges Wissen — besteht die ganze Thätigkeit nur darin, daß sie aus einem vor ihnen liegenden Buche vorlesen und Satz für Satz erklären, oder auch, daß sie einen der fortgeschritteneren Schüler vorlesen lassen und nur stellenweise ihre Erklärungen hinzufügen. Haben sie eigene Hefte behufs des Lehrvortrages ausgearbeitet, so sind dieselben fast stets nur aus den über die betreffende Materie vorhandenen, wahrhaft zahllosen Commentaren und sonstigen Schriften berühmter Gelehrten aus vergangenen Zeiten zusammengestellt. Von eigenem Produciren, von schöpferischem Drange, von dem Bestreben, aus dem überlieferten und gesammelten Material selbständig neue Gebäude zu errichten, ist bei diesen Professoren des heutigen Orients in den seltensten Fällen etwas zu finden. Auf Seiten der Studirenden ist das Verfahren ein ebenso mechanisches; es handelt sich für sie fast nur um das Auswendiglernen. Sowohl der Koran selbst als die dem Unterrichte zu Grunde gelegten literarischen Werke wie auch die schriftlichen Aufzeichnungen, die sie sich nach dem Vortrage ihrer Professoren machen, werden von den Schülern mit ängstlicher Sorgfalt dem Gedächtniß eingeprägt. Wer das im Unterricht vorgetragene oder behandelte Buch ganz auswendig gelernt hat, und zugleich die dazu gegebenen Erklärungen wiederholen kann, erhält von dem Professor durch einen Vermerk in seinem eigenen Exemplar die „Jgase“, d. h. die Erlaubniß, selbst über den betreffenden Gegenstand Vorlesungen zu halten. Der Gelehrteste und Tüchtigste ist schließlich, wer am meisten auswendig weiß; der beste Theolog, wer am genauesten Bescheid weiß in den Suren und Versen des Koran und in den angesehensten Commentaren desselben; der beste Rechtsgelehrte, wer mit seinem Gedächtniß über die größte Menge von Aussprüchen und Meinungen anerkannter Autoritäten disponirt und am sichersten die für die Praxis wichtigen Sätze der Traditionen von Gewährsmann zu Gewährsmann aufwärts zu verfolgen weiß.

Darauf beschränkt sich also, auch im günstigsten Falle, die Ausbildung derer, die einen jahrelangen Curfus an der berühmten El-Mshar-Universität durchgemacht haben. Von sonstigem Wissen, von einer Ausbildung in anderen Fachwissenschaften, ebenso wie von Alledem, was wir zur sogenannten allgemeinen Bildung rechnen, wenig oder nichts; nichts von Kenntniß der Geschichte oder der Geographie, von denen man vielmehr oft die kindischsten Vorstellungen findet, oder der Naturgeschichte



oder fremder Sprachen und Literaturen, vor Allem aber keine Idee von wirklicher Wissenschaft, von wissenschaftlicher Anschauung und wissenschaftlichem Verfahren, keine Fähigkeiten und auch kein Bedürfniß kritischer Betrachtungsweise, kein wirkliches und selbständiges Urtheil. Das Selbstdenken, die eigene Forschung und Kritik, die eigene geistige Arbeit ist dem heutigen Islam abhanden gekommen. Anhäufung von gelehrtem aber todtem Wissen und dürre geistloser Mechanismus sind das kennzeichnende Merkmal der wissenschaftlichen Thätigkeit. Man lernt und studirt wohl, lernt eifrig und studirt viele Jahre lang, aber nicht um sein Denken zu schulen und sich zu eigenem geistigen Schaffen zu befähigen, nicht um Natur und Geist, um Gott, Welt und Menschen zu erforschen, sondern um die Laute und Wörter, um die Einfälle und Meinungen, um den Glauben und Aberglauben der Ahnen in sich aufzunehmen und wiederum an künftige Geschlechter weiterzugeben. Außer dem Wust ihrer unfruchtbaren Gelehrsamkeit und dem religiösen Fanatismus pflegen die Studirenden nur noch eine wahrhaft staunenswerthe Einbildung und Selbstüberhebung davonzutragen; Europa hat ihrer Meinung nach eine Wissenschaft, die mit Recht so heißen dürfte, überhaupt nicht aufzuweisen, und auf Alles, was außerhalb des Islam und seiner Wissenschaft liegt, pflegen sie mit äußerster Geringschätzung herabzuschauen. —

Ueberblickt man diese Zustände, wie sie sich auf den Gebieten des staatlichen Lebens, des allgemeinen Culturlebens und des specielleren Geisteslebens darstellen, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Islam, ebensowohl im Vergleich mit seiner eigenen Vergangenheit wie auch unabhängig davon und an sich selbst betrachtet, gegenwärtig einen sehr niedrigen Culturstandpunkt einnimmt. Wo ehemals Fluß, Bewegung und Leben war, herrscht jetzt Stillstand, ja todesähnliche Starrheit. Wo sich noch Größe, Macht und Glanz wahrnehmen lassen, da sind es nur Ueberreste früherer Zeiten. Wohin man schaut, hat man das Bild eines langsam aber sicher dahinsiehenden, bis in den innersten Kern hinein kranken Organismus vor sich. Völlig unbegründet muß daher für eine tiefer gehende Betrachtungsweise die Behauptung erscheinen, die ja freilich trotz Allem wohl hie und da aufgestellt wird, daß der Islam auch heutzutage noch eine Cultur Aufgabe zu erfüllen habe oder zu erfüllen im Stande sei; es müßte denn sein gegenüber jenen noch völlig rohen Völkern Binnenafrikas und der hinterindisch-australischen Inselwelt, unter denen er sich bekanntlich noch fortdauernd ausbreitet.

Es scheint aber auch kaum mehr die Möglichkeit vorhanden, daß der Islam sich wieder emporarbeiten, daß er noch eine Zukunft haben sollte. Eine Regeneration von innen heraus und eine jetzt noch eintretende Entwicklung zu höherer Vollkommenheit, wodurch der Auflösung und dem Verfall, die nun schon seit Jahrhunderten herrschen, gesteuert würde, ist undenkbar bei einem Gebilde, welches so fertig und abgeschlossen, so erstarrt und verhärtet ist, und welchem überdies auch die inneren Keim- und Triebkräfte einer lebendigen Neugestaltung so sehr fehlen, wie es bei dem Islam der Fall ist. Denn so wenig es geleugnet werden soll, daß der Islam als Religion in den Gemüthern und für die Vorstellung seiner Befenner immer noch eine gewaltige, bis jetzt kaum irgendwo erschütterte Macht ist, so wenig folgt doch daraus, daß diese Macht auch eine heilsame, nämlich eine religiös und sittlich bauende und zugleich eine die allgemeine Culturentwicklung unterstützende und fördernde ist.<sup>1)</sup>

Weder für ihn selbst noch auch von ihm für die ihm anhängenden Völker ist mehr Heil zu erwarten. Die Frage, um die sichs in der zukünftigen Geschichte des Islam handelt, wird nicht die sein, wie er erneuert, reformirt, gehoben, mit frischen Kräften erfüllt werden kann, — alle Versuche dieser Art werden an seinem eigenen inneren Wesen scheitern —, sondern die, wann und wodurch er überwunden und beseitigt werden wird. Und die Frage für die muslimischen Völker wird nicht die sein, was sie für ihr religiöses, staatliches, sociales und allgemein geistiges Leben von ihm noch zu hoffen haben, sondern nur die, wie sie von seinen starren Banden, von seinem dumpfen, alles höhere Leben erstickenden Drucke befreit werden sollen.

---

<sup>1)</sup> Ueber die Türken und das türkische Reich, das ja freilich mit der muslimischen Welt als solcher nicht identificirt werden darf, aber doch jedenfalls Hauptträger und Hauptrepräsentant derselben ist, fällt der bekannte Orientreisende und Schriftsteller Franz von Vöher folgendes Urtheil, das dem Grundgedanken nach mit den oben entwickelten Anschauungen durchaus übereinstimmt: „Wohin ich auch die Gedanken wende, immer lehren sie auf den Einen Punkt zurück, daß das Türkenvolk von der modernen Cultur nur noch getüncht, nicht mehr durchdrungen werden kann. Neunzehn Zwanzigstel der jetzigen Beamten müßten abtreten und braven Christen Platz machen; wie soll das aber so rasch vor sich gehen? Es ist überhaupt zu Reformen zu spät geworden. Wohl könnte das Türkenvolk noch einmal in wildem Fanatismus ausfodern und der Welt ein letztes fürchterliches Schauspiel des Sichselbstverbrennens aufführen, aber die Culturkraft, diejenige Kraft, die ein Staatswesen gründet, erhält und entwickelt, ist in diesem Volke versiecht auf immerdar.“

### Schlußbemerkungen.

Angeichts dieser Lage der Dinge und zugleich in Anbetracht der gegenwärtigen Zeitumstände lenkt sich von selbst der Blick auf die christlichen Völkerschaften, welche unter der osmanisch-muslimischen Herrschaft stehen, da deren künftiges Schicksal eine der brennenden Fragen der Gegenwart bildet.

Mit Recht fragt man sich, darf ein Staatswesen wie die Türkei, das nicht allein politisch so völlig lebensunfähig, sondern auch religiös, sittlich und social so tief gesunken und verkommen ist, über christliche Völkerschaften länger noch eine Gewaltherrschaft ausüben, unter der dieselben fort und fort aufs schwerste leiden, ja durch die sie je länger desto sicherer ihrem geistigen und materiellen Ruin entgegengeführt werden? Es wird freilich demgegenüber gesagt, daß auch die Christen selber in vielen Beziehungen keine größere Achtung einflößten, daß sie nach ihrem persönlichen wie nationalen Charakter und daneben auch an Bildung und Gesittung auf keiner höheren Stufe ständen als ihre mohammedanischen Beherrscher. Aber selbst zugegeben, daß diese Behauptung bis zu einem gewissen Punkte Recht habe, woher kommt es denn, daß dem so ist? Doch ohne Zweifel zu allermeist daher, daß jene Völkerschaften seit Jahrhunderten gewaltsam niedergehalten, bedrückt, ausgezogen, zertreten worden sind, daß sie aller Wohlfahrt, aller Sicherheit, alles Rechtes, und damit aller Vorbedingungen einer gedeihlichen Entwicklung entbehrt haben.

Man braucht nur die Stellung ins Auge zu fassen, welche die christlichen Unterthanen im türkischen Reiche einnehmen, und welche nicht allein durch die historische Entwicklung geworden, sondern auch in den Anschauungen und Sagenen des Islam begründet ist, und man wird erkennen, wie unmöglich es ist, daß sie jemals Recht und Gerechtigkeit oder Wohlfahrt und Gedeihen sollten erwarten dürfen, trotz aller neuerdings wiederum unternommenen freiwilligen und unfreiwilligen Reformversuche der Pforte.

Da der Islam in den von ihm eroberten Ländern die christlichen Bevölkerungen weder gänzlich vernichten, noch auch völlig austreiben konnte, so mußte wohl oder übel eine Form für ihre Existenz in dem Staate der „Gläubigen“ gefunden werden. Man ließ daher die christlichen Gemeinschaften mit den unter ihnen bestehenden Ordnungen fortbestehen und verleibte sie dem Reiche der Osmanen als rechtlich anerkannte



ein. Aber es war ein ganz eigenthümliches Recht, das man ihnen damit eingeräumt hatte, das Recht, als Ungläubige, als Unterworfenen, als Sklaven fortzuexistiren und für das geschenkte Leben dem Sieger Tribut zu zahlen. Aus dem muslimischen Gesetze, das ja durchaus den religiösen Satzungen entspringt, konnten die „Ungläubigen“ keinerlei Berechtigung für ihre Existenz und keinerlei Anspruch auf eine Gleichstellung mit den Gläubigen ableiten. Dieses Gesetz schloß im Gegentheil diejenigen von der Gesellschaft der Gläubigen aus, welche die göttliche Sendung des Propheten leugneten und statt des muslimischen Allah den dreieinigen Gott anbeteten. Die Christen konnten niemals vollberechtigte Glieder an dem Organismus sein, dessen Lebensprincip der Islam war; sie sind daher auch immer außerhalb des osmanischen Staates und seiner theokratischen Einrichtungen stehen geblieben. Ja es stehen sich immer noch dieselben Gegensätze in voller Kraft gegenüber, wie sie im 15. Jahrhundert bei der Eroberung der christlichen Ländergebiete durch die Türken sich von vorn herein gegenübertraten; Sieger und Besiegte bilden immer noch gewissermaßen zwei Nationen, sind zwei gänzlich geschiedene Theile innerhalb des einen Staatswesens: jene sind die rechtmäßigen Herren, diese die unterworfenen und gewaltsam niedergehaltenen Unterthanen, jene mit allen Privilegien einer herrschenden Rasse ausgestattet, im Besiz der Waffen und der Macht, diese wehrlos, politisch rechtlos, eine verachtete Rajah.

Auch in Europa giebt es ja viele Staaten, die durch Eroberung gegründet sind, und manche der großen Nationen schließen eine Menge ganz verschiedener, zunächst nur durch die Gewalt vereinigter Stämme in sich. Aber hier ist überall mit der Zeit durch das gemeinsame Recht und die gemeinsame Cultur auch eine nationale Lebensgemeinschaft der gesammten Bevölkerung entstanden, die Staatsangehörigkeit verbindet alle Unterthanen zu einer Staatsgemeinschaft und sie haben nach und nach in dem Länderverbaude, dem sie angehörten, ein „Vaterland“ erkennen und lieben gelernt. In der Türkei ist das gerade Gegentheil der Fall; hier hat sich diese Fortbildung des öffentlichen Rechtes und der staatlichen Gemeinschaft nicht vollzogen, ja ist gewissermaßen gewaltsam verhindert worden. Der Gegensatz der Religionen hat die Gesellschaft bis in ihre untersten Schichtenerspaltet gehalten. Der Eroberer mußte darauf verzichten, diesen Gegensatz durch Herbeiführung der Unterworfenen zu seiner eigenen Religion zu heben. Aber anstatt diese Unterworfenen nun wenigstens staatlich sich zu assimiliren, traf er vielmehr Einrichtungen, welche nicht nur die staatliche Assimilation unmöglich machten, sondern auch den



religiösen Unterschied geradezu zu einem Momente bleibender Trennung gestalteten. Es wurde den Christen mit ihrer Religion auch ihre kirchliche Ordnung gelassen, aber die Kirche sollte nicht bloß geistliche Anstalt sein, sondern, mit neuen weitgehenden administrativen Befugnissen ausgerüstet, sollte sie die Regentin der tributären Völkerschaften bilden, zugleich aber auch für deren Gehorsam der herrschenden Staatsgewalt verantwortlich sein.

Es war damit der unterworfenen Rajah eine Organisation gegeben, die derjenigen des herrschenden Stammes ganz analog war, denn der zweifache Charakter, welcher auf diese Weise der christlichen Kirche verliehen wurde, entsprach durchaus dem eigenthümlichen Wesen der muslimischen Gesellschaft, in welcher Religion und Gesetz, Kirche und Staat mit einander vermischt waren. Wenn der Herrscher des Staates als Khalif (Nachfolger des Propheten) zugleich mit einem religiösen Charakter bekleidet war, so konnte er keinen Anstoß daran nehmen, dem Patriarchen als dem geistlichen Haupte der tributären Rajah auch die weltliche Administration derselben zu überlassen. Wenn der Kadi als Ulema (Gelehrter des Islam, Kenner und Ausleger des Koran) für den Muslim Richter war, so konnte es ebenso der Bischof für den Christen sein.

So wurde die Kirche und die kirchliche Organisation allerdings einerseits für die Christen eine Schutzmauer, welche Religion, Sitte und Nationalität sicherte, andrerseits für den muslimischen Staat ein bequemes Instrument, um die politisch nicht berechnete Masse in Ordnung zu halten, ihre Besteuerung zu bewirken und ihres Gehorsams gewiß zu sein. Nach beiden Seiten aber war damit die Religion zu einer auch staatlich für immer trennenden Scheidewand gemacht, und es gab nichts, was die beiden so geschiedenen Gemeinschaften innerlich verbunden oder geeint hätte. Indem man der Kirche die innere Administration der christlichen Völkerschaften solchergestalt überließ, so geschah das nur in der Voraussetzung, daß die Christen nicht allein sich von der mohammedanischen Gesellschaft getrennt hielten, sondern auch in keiner Weise eine Stellung sich anzumassen oder überhaupt irgend etwas zu unternehmen suchten, wodurch sie die Sitte, den Stolz und die Vorrechte des herrschenden Stammes hätten verletzen können. Sobald sie aus dem engen Kreise ihrer Glaubensgenossen heraus traten und mit den „Gläubigen“ in Berührung kamen, wurden sie jederzeit mit Strenge an den Sieg erinnert, den der Halbmond über das Kreuz davongetragen; dann mußten sie es bitter fühlen, daß sie die ihnen

gewährten Rechte, ja ihre Existenz selber, nur der Gnade des Siegers verdanken.

Nun scheint zwar neuerdings durch die im December 1876 proclamirte türkische Verfassung diese absolute Scheidung aufgehoben zu sein, indem nicht nur die gleiche Freiheit und Berechtigung für alle Culte (nunmehr zum dritten Male seit 1839!) verkündet, sondern den Christen auch ihre legale Vertretung in dem gleichzeitig geschaffenen Parlamente zugesichert wird. Allein auch damit ist doch nichts Wesentliches verändert; jene Aufhebung der Scheidung ist eben nur Schein, und die Verleihung voller Gleichberechtigung in religiöser wie bürgerlicher Hinsicht ist rein illusorisch. Denn angenommen auch, daß die neue Verfassung wirklich ein- und durchgeführt würde, woran aber kaum zu denken ist, so würde doch schon darum Alles beim Alten bleiben, weil sie den Schwerpunkt der Macht in die Hände der Majorität legt, und das sind die Mohammedaner. Die erste Kammer soll ausschließlich aus hohen mohammedanischen Würdenträgern bestehen, und in der zweiten Kammer soll wenigstens die Mehrheit dem Islam angehören.

Das ist die rechtliche Lage der christlichen Völkerschaften in der Türkei; welches ihre factische Lage ist, darüber braucht gegenwärtig, wo aus Anlaß der orientalischen Wirren sich Jedermann mit diesen Anlässen beschäftigt, kein Wort gesagt zu werden.<sup>1)</sup>

Wer die Dinge gerecht und objectiv betrachtet, sein Urtheil nicht etwa durch politische Erwägungen oder, wie der römische Ultramontanismus, durch kirchlich confessionelle Gesichtspunkte bestimmen läßt,<sup>2)</sup> wird nicht

<sup>1)</sup> Uebrigens sei hier als auf eine für die Kenntniß der Lage der Christen sowie zugleich türkischer Provinzialzustände und Provinzialverwaltung höchst instructive Schrift verwiesen, auf einen Vortrag von Prof. G. Kinkel: „Die christlichen Unterthanen der Türkei in Bosnien und der Herzegowina“, Basel 1876. Wenn auch wenig umfangreich, ist die Brochüre doch sehr reich an statistischen, historischen und anderen thatfactlichen Daten, und in jeder Beziehung von großem Interesse.

<sup>2)</sup> Von einer unbegreiflichen Verblendung zeugte es, wenn 1876 die höchste Autorität der römischen Kirche, Papst Pius IX. selber (nach der *gazzetta d'Italia*) eine Instruction erließ, in welcher er den damaligen Aufstand der so lange gequälten christlichen Provinzen der Türkei nicht allein für eine bloße Folge russischer Untriebe erklärte, sondern auch behauptete, daß sein Gelingen zur Zertrümmerung der Kirche Christi und zum Cultus der brutalen Gewalt führen werde, und worin er deswegen den römischen Katholiken des türkischen Reiches anbefahl, diesen freiheitlichen Bewegungen fern zu bleiben, da der Sieg des schismatischen Kreuzes nur eine Gefahr für die Kirche, für Europa und die Civilisation sein werde. — Freilich gingen diese Aeußerungen Pius IX. zum größten Theil aus seiner leidenschaftlichen Feindschaft gegen Rußland und aus dem

umhin können zu wünschen, daß die türkische Herrschaft über die Christen wenn nicht gänzlich aufgehoben, so doch in einer Weise beschränkt werde, welche ihnen volle (nicht bloß angebliche und papie:ene) Freiheit in religiöser Beziehung, Sicherheit gegen die Willkür der Behörden oder die Brutalitäten des Volksfanatismus, und dazu ein gewisses Maß von freier Selbstbestimmung verschafft.

Von den christlichen Völkerschaften des türkischen Reiches ist für die Zukunft etwas zu hoffen, sie sind entwicklungsfähig, sie tragen Lebenskeime in sich, aber dieselben müssen befruchtet und alsdann in ihrer Entfaltung geschützt werden. Das haben diejenigen unter diesen Völkerschaften, die sich, ganz oder theilweise, schon der Befreiung vom türkischen Joch erfreuen, wie Griechenland, Rumänien, auch selbst Serbien, durch den Aufschwung, den sie seitdem genommen, bereits thatsächlich dargethan. Daß sie einstweilen noch sehr fern davon sind, mit den alten europäischen Culturstaaen auf gleiche Stufe zu treten, daß sie auch in den ersten Stadien ihrer selbständigeren Entwicklung in mancher Beziehung sehr verkehrte Bahnen eingeschlagen, von Ueberstürzung einerseits, von verderblichem Dünkel andrerseits sich nicht frei gehalten haben, soll nicht geleugnet werden, aber das sind die unvermeidlichen Mißstände eines Ueberganges aus sflavischer Unterdrückung in staatliche Autonomie bei noch nicht vorhandener politischer Reife. Man lasse sie nur erst einige Jahrzehnte lang einer geordneten, wohlgeleiteten Verwaltung, eines tüchtigen Unterrichts, einer moralischen, intellectuellen und politischen Erziehung genießen, und man wird sehen, daß die Verderbniß, welche die letzten Jahrhunderte geschaffen haben, zu weichen und gedeihlichen Zuständen Platz zu machen beginnt.

Das Pfortenreich dagegen ist bereits seit Jahrzehnten nicht allein im Niedergange sondern geradezu im Untergange begriffen, und seine Selbstzersehung wird weder durch die blutigen Ausbrüche des muslimischen Fanatismus, noch durch die ohnmächtigen Aufwallungen des alttürkischen Stolzes verdeckt oder aufgehalten.

traditionellen bitteren Gegensatz der römischen Kirche gegen die griechisch orientalische hervor; aber gleichwohl muß es als etwas Unerhörtes angesehen werden, daß der Papst sich gewissermaßen für solidarisch mit dem Sultan erklären konnte gegenüber den orientalischen Christen, die doch, wenn auch immerhin vielleicht Rußland sie im Stillen ermunthigen mochte, im Wesentlichen nur durch das Jahrhunderte lange Elend, das sie erduldet hatten, zu diesem Aeußersten getrieben worden waren. Auch hierfür findet man in der vorerwähnten Rinkelschen Schrift die schlagendsten Belege.

## Geschichte des Missionslebens in Württemberg.

Von Pfarrer Strebel in Roswaag.

Natürlich handelt es sich hier nur um den evangelischen Theil des Württemberger Landes, der etwa  $\frac{2}{3}$  des ganzen beträgt. Auch lassen wir, wenn von Missionsleben die Rede ist, die vielgegliederte „innere Mission“ außer Betracht, werden sie nur hie und da streiflings berühren. Wir gedenken nur der Bemühungen, des Evangeliums von dem Herrn Jesu Christo den nichtchristlichen Völkern, vorzugsweise den Heiden zu bringen. In dieser Richtung hat sich in dem kleinen Lande Württemberg, das etwas über 1,800,000 Seelen zählt, eine Thätigkeit entfaltet, welche die Thätigkeit sämtlicher übrigen deutschen Länder evangelischen Bekenntnisses nach Verhältnis der Einwohnerzahl weit übertrifft. Wie ist das gekommen? — Vergewärtigen wir uns angesichts dieser Frage

### 1. Die religiösen Verhältnisse Württembergs.

Es haben zur Weckung und Pflege des Missionssinnes in diesem Lande verschiedene Umstände zusammengewirkt. In der schwäbischen Art liegt ein gewisser Zug des Ernstes, der Gemüthstiefe und einer Verstandesschärfe, die freilich je und je erst später erwacht. Aus dem „einfältigen Friederle“, das als Kind oft lang in ein Eck geschaut, ist nachmals der tief sinnige Theolog und Philosoph Dettinger geworden. Dazu kommt eine gewisse Fähigkeit im Festhalten des einmal Erfassten, ein gutmüthiges Mitfühlen fremden Leides, ein gewisses Hinausstreben in die Ferne bei aller Anhänglichkeit an das liebe Heimatland, dazu der Ernst seiner Geschichte, die das Völklein öfters in gar schwere Zucht genommen, der Kampf um das Evangelium in Zeiten des Druckes, hinwiederum der Segen einzelner trefflichen Landesfürsten, eines Herzogs Eberhard im Bart, eines Herzogs Christoph, die für Kirche und Volksbildung einen tiefen Grund legten, wie denn Herzog Christoph nicht nur in den noch als Seminare bestehenden Klosterschulen für Bildung tüchtiger Prediger sorgte, sondern auch den „mitunter hart arbeitenden Unterthanen“ zu gut überall, auch auf dem Lande, Schulen errichtete, da nicht blos die Knaben, sondern auch die „Döchterlin“ mit der Furcht Gottes, rechter Lehre und guter Zucht sollten unterrichtet werden. Solche und ähnliche Züge im Wesen des enge zusammenlebenden Völkchens bereiteten den Naturboden für ein christliches Leben, das von Kirche und Gottes Wort genährt, eine gewisse Selbststän-



digkeit zeigte. Wer von draußen hereinkam in das Land Württemberg und sich im Leben des Volkes umsah, der mußte bald den Eindruck bekommen: hier ist christlich Land. So ist's wenigstens dem Schreiber dieses ergangen, als er im Jahr 1825 aus Bayern herübersiedelte. Er fand das württembergische Volk, so weit sein Blick es erreichen konnte, in höherem Maße von christlicher Erkenntnis und christlichem Leben durchdrungen, als es wohl in den meisten evangelischen Ländern Deutschlands damals der Fall sein mochte, wenn gleich auch die demüthigenden Schattenseiten des wegen seiner Christlichkeit nicht selten gerühmten Ländleins ihm nicht verborgen geblieben sind.

Dieses Urtheil dürfte nun auch in dem Missionsleben, das nach früheren stillen Anfängen namentlich im Laufe der letzten 50 bis 60 Jahre mehr und mehr in Gang und Schwang gekommen ist, seine Bestätigung finden. Wo wirklich christliches Leben ist, da will es sich, der warmen Luft gleich, ausdehnen. Die von Seiten des Herrn erfahrene Liebe fühlt sich wieder zur Liebe des Nächsten gedrungen. Und „wer ist mein Nächster?“ Wo hat die Liebe zu ihm ihre Grenze? — Mag sich auch der Missionsthätigkeit in Württemberg allerlei Menschliches angehängt haben, dennoch sehen wir in seinem Missionsleben ein Gotteswerk, das auf ein vorausgehendes Gotteswerk in den Herzen württembergischer Christen hindeutet. Echtes Missionsleben ist ein Ausfluß echten Christenlebens. Wo das christliche Leben stockt, erlahmt, abwelkt, da zeigt sich auch kein Missionsfinn, weder in der Nähe noch in die Ferne. Als Spener die Aufmerksamkeit der Kirche wieder mehr auf gottseliges Leben richtete, in welchem der bekenntnisreine Glaube sich zu bethätigen habe, da fanden seine Gedanken auch in Württemberg einen fruchtbaren Boden. Treffliche Männer im Geist eines Hedinger, des muthigen Hofpredigers in Stuttgart († 1704) wirkend, führten den Kampf für evangelische Wahrheit und Gottseligkeit gegen die Feinde, welche von rechts und links die Kirche angriffen. Da waren einerseits separatistische Bestrebungen, die das Volk aufregten und von der gesunden Lehre der Kirche abziehen drohten; andererseits drohten die Jesuiten, nicht nur das herzogliche Haus zur römischen Kirche zurückzuführen, sondern auch, wo möglich, der evangelischen Kirche im Lande ein Ende zu machen. Unter Herzog Karl Alexander, der schon 1712 zur römischen Kirche übergetreten war, zog sich trotz der gesetzlichen Sicherstellung des evangelischen Landes (Reversalien) eine Wetterwolke über dasselbe zusammen, welche alle evangelischen Herzen mit banger Sorge erfüllte. Die Noth trieb sie ins Gebet. Als Noth und Sorge am höchsten gestiegen

war, trat der Herr unverieheus darein und forderte den Herzog durch plötzlichen Tod ab (1737). Von da an blieb die württembergische Kirche vor den päpstlichen Angriffen gesichert; aber viel Unruhe bereitete das Treiben der „Inspirirten“ und Separatisten, das die Leute aus der Kirche in ihre Sonderversammlungen zu ziehen suchte. Da erschien (1743) ein Generalrescript, die Privatversammlungen betreffend. Diese Verordnung, die von dem „tiefseinsiehenden und weithinaussehenden“ Consistorialpräsidenten G. B. Bilfinger abgefaßt war, wußte das Gute der von Spener angeregten Privatversammlungen zu wahren, aber die Auswüchse und Mißbräuche ferne zu halten. Sie ist die noch vorhaltende Grundlage des Gemeinschaftslebens oder Stundenwesens in Württemberg. Es könne wohl sein, heißt es in diesem Rescripte, „daß sonderlich an Sonn- und Feiertagen christliche Seelen den Tag in Gesellschaft christlicher Freunde hinbringen wollen, und diese weitere Gelegenheit zur Erbauung sei nicht zu verwerfen. Nur sei, um Mißbräuchen vorzubeugen, folgendes zu beobachten: „Anzeige bei dem Ortsgeistlichen und Ueberwachung durch denselben, Abweisung fremder, verdächtiger Personen, Abweisung eigentlicher Sectirer. Die Erbauungstunden sollen mehr in freundschaftlich als kirchlich geformten Versammlungen gehalten werden und in der Regel die Zahl von höchstens 15 Personen nicht überschreiten. Die Zeit solle nicht mit den Gottesdiensten zusammenfallen. Man solle hauptsächlich die heilige Schrift und gute evangelische Bücher lesen und kurze Bemerkungen und Gebete daran knüpfen. Zu einem förmlichen Gewissensrath sollen sie nicht gemacht werden. „Fragen von allerhand neuhervorbrechenden Gläublein, von Favoritmeinungen einiger wahrhaft oder nur zum Schein frommer Leute, von künstlichem Lehrgewebe unterschiedlicher Religionssonderlinge u. sollen nicht vorgetragen werden“ u. s. w.

Unter dem Schutze dieser Verordnung hat sich das christliche Gemeinschaftsleben mehr und mehr so ausgebildet, daß in Alt-Württemberg wenigstens (von dem zu Anfang dieses Jahrhunderts neu hinzugekommenen fränkischen Theile des Landes kann das weniger gesagt werden) fast keine bedeutendere Gemeinde zu Stadt oder Land sich finden dürfte, wo nicht eine Gemeinschaft von „Brüdern“ bestände, öfters auch 2 und mehrere. Ein separirter Schwarm, den ein lediger Weber, Rapp in Iptingen N. Baihingen (nach schwäbischer Gemüthlichkeit „der Rappke“ genannt) an sich zog, wanderte (1804) mit etwa 700 Anhängern nach Pennsylvanien aus, wo die Colonie Economy gegründet wurde.

Die bedeutendste Gemeinschaft Württembergs, die auch noch nach Baden und in einzelne Orte Bayerns hinausragt, ist die Gemeinschaft der „Hahn'schen Brüder“, auch Michelianer genannt, von Michael Hahn, Sohn eines Bauern in Altdorf N. Böblingen (geb. 1758). Er gewann nach und nach durch Wort und Schrift eine hervorragende Stellung als geistlicher Lehrer und Führer des Volkes und das um so mehr, als das Wort Gottes auf den Kanzeln immer seltener wurde. Es regten und regen sich wohl auch nebenher allerlei Secten: Baptisten, Swedenborgianer, Me-

thodisten, Darbysten u. a.; aber sie sind meist fremdes Gewächs. Die Hahn'sche Gemeinschaft ist so recht ein württembergisches Erzeugnis. Sie betont in ihrer Lehre neben manchen Absonderlichkeiten die Heiligung, wohl im Ganzen auf Kosten der Rechtfertigung aus dem Glauben. Die letztere fand ihren nicht minder der Einseitigkeit zuneigenden Vertheidiger an dem sehr volksfäglich redenden Pfarrer Pregizer in Hailerbach (Schwarzwald). Seine Anhänger, der Zahl nach weniger ausgebreitet, heben mit Vorliebe den Glauben an die freie, Alles in allen wirkende Gnade hervor. Mit Anspielung auf den Wohnort ihres Hauptes laufen diese Pregizerianer wohl auch unter dem Namen der „heiteren Christen“, auch der „fliegenden Christen“, der „Seligen.“ Die äußersten Ausläufer beider Richtungen streiften und streifen noch an das Separatistische, im Ganzen aber sind beide in ihren besseren und edleren Elementen nicht widerkirchlich zu nennen, wenn auch je und je eine Neigung sich bemerklich macht, die ecclesiola in ecclesia darzustellen. Das zeigt sich z. B. hie und da in dem kleinlichen Bestreben der Gemeinschaftsglieder, bei dem Abendmahls-Genuß in ungetrennter Reihe zum Altare zu treten.

Zwischen diesen beiden Gemeinschaften, die mehr oder weniger einseitig die beiden Hauptseiten des Christenlebens: Rechtfertigung und Heiligung, ausleben, hat sich immer noch eine dritte Art von Gemeinschaften gehalten, die man einfach als alte Pietisten bezeichnet, da sie in dem von dem Spener'schen Pietismus her gewiesenen Wege fortgingen, ohne sich in der Weise der zwei anderen an einen Mann und seine Weise besonders anzuschließen. Sie benutzen in der Regel fleißig die Gnadenmittel und Anstalten der Kirche so wie die Bücher treuer Wahrheitszeugen und hängen der Kirche treulich an.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß diese Gemeinschaften im Ganzen die besten Kräfte in den Gemeinden an sich gezogen haben. Ihnen ist es wesentlich zu danken, daß in den Zeiten des herrschenden Rationalismus in den württembergischen Gemeinden ein Same der lautern evangelischen Wahrheit erhalten wurde. Es fehlte nicht an der Schmach, die auf jedes lebendige Bekenntnis der christlichen Wahrheit fällt; aber diese wurde zu einem Zaume, der unredliche Leute abhalten mochte. Wir kennen eine Gemeinde, die 30 Jahre lang einen rationalisten Pfarrer ertrug, ohne an ihrem innern Leben einzubüßen. Eine gesunde Gemeinschaft hielt seiner einreißenden Thätigkeit das Gleichgewicht. Aber die Wahrhaftigkeit fordert auch, nicht zu verschweigen, daß sich gar manche Menschlichkeiten mit anhängten: bei den „Michelianern“ nicht selten eine gewisse einseitige Ausschließlichkeit und Gefezlichkeit, verbunden mit einem an das Methodistische streifenden treiberischen Wesen, ein starkes Hangen an geistig hervorragenden Männern: am Michele, am Friederle, am Hannele, und wie die gemüthlichen Diminutivnamen alle heißen, und von denen ein *αὐτός ἔφα* fast die Geltung eines Schriftwortes erlangte. Hat die geschlossene Gemeinschaft je und je gegen den Einfluß unglaublicher Pfarrer geschügt, so hat sie in ihrer Ausschließlichkeit auch manchem red-



lichen Diener des Wortes sein Amt erschwert, hat manchmal die besten Früchte seiner Arbeit besonders an der Jugend für sich eingeheimst und in den Bau ihrer Sonderlehre gebracht, abgesehen davon, daß sich auch hier „Pöbelvolk“ angehängt hat. Und was die andere Partei, die der „Pregizerianer“ betrifft, so sind auch da gar manche über dem tröstlichen „Worte vom Glauben“ an der Form des lutherischen Rechtfertigungsbegriffs hängen geblieben und in eine bedenkliche Leichtfertigkeit, was Sünde und Gnade betrifft, gerathen.

Neben und zum Theil unter diesen Gemeinschaften setzt die Brüdergemeinde von lange her ihre stille Arbeit fort, indem zwei Sendboten das Land durchziehen und in Versammlungen und Einzelgesprächen für Weckung und Förderung christlichen Lebens thätig sind. Namentlich hat das von Gnadau ausgehende „Lösungsbüchlein“ in Stunden und häuslichen Kreisen, ja auch in Conferenzen und geistlichen Versammlungen vielfach Aufnahme gefunden und bildet gewissermaßen ein Band der Vereinigung unter den Gläubigen.

Dieses Gemeinschaftsleben und Stundenwesen ist vorzugsweise der Boden, auf dem in Württemberg der Baum der Mission erwachsen ist und von dem er immer noch vorherrschend getragen wird. Wir mußten daher von demselben auch etwas ausführlicher reden.

## 2. Die Schwaben in Basel.

Für die Verbindung der christlichen Gemeinschaften in Württemberg, so wie überhaupt der lebendigen Christen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in das jetzige herein leistete die „deutsche Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit,“ oder kürzer: die „deutsche Christenthumsgesellschaft“, noch kürzer: „die deutsche Gesellschaft“ wesentliche Dienste. Auf Alb. Ostertags treffliche Geschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel (Verlag des Missionshauses daselbst 1865) verweisend heben wir hier nur heraus, wie es vornämlich der schwäbisch-württembergische Geist gewesen, der diese wichtige Verbindung anregte und pflegte, aus der heraus später die Basler Missionsgesellschaft als Mittelpunkt des württembergischen Missionslebens erwachsen ist.

Schon der Gründer der deutschen Christenthumsgesellschaft, J. Aug. Urtsberger, geb. 1728 in Augsburg, war eigentlich württembergischen Stammes. Sein Vater, Sam. Urtsberger, war Hofprediger des lebigen Herzogs Eberhard Ludwig in Stuttgart. Auf eine brüderliche Mahnung A. H. Franke's, der ihn (1718) in Stuttgart hatte predigen hören, trat er gewaltig gegen die am Hof im Schwange gehenden Sünden auf, verlor in Folge davon sein Amt, ward aber von der freien Stadt Augsburg mit Freuden aufgenommen. In dem Herzen des Sohnes, der dem Vater zu Augsburg in Amt und Würden nachgefolgt war, entbrannte das Verlangen, dem mehr und mehr aufkommenden Unglauben gegenüber alle gesunden Kräfte gläubiger Christen in der evangelischen Kirche näher unter sich zu verbinden. Aber eine 16 Monate lang fortgesetzte Arbeit in diesem Sinne war ohne Erfolg, bis endlich Basel, die



Letzte Stadt, welche der unermüdlche Mann auf seiner langen Reise durch Deutschland, Dänemark, Holland, England aufsuchte, sich für seinen Gedanken empfänglich zeigte. Am 30. August 1780 trat hier ein Verein von christlichen Männern zusammen und bildete die oben genannte Gesellschaft, die sich zunächst zur Aufgabe setzte, gute, bibelgläubige Schriften zu drucken und zu verbreiten. Nach einigem Schwanken zwischen mehreren Städten namentlich auch Nürnberg und Basel blieb der leitende Mittelpunkt in der freien Schweizerstadt. Aus den Protocollen dieser Gesellschaft, die zuerst allmonatlich in Abschriften an die verbundenen Freunde ausgegeben wurden, entstand vom J. 1784 an eine monatlich erscheinende Zeitschrift zu Mittheilung des Wichtigsten aus den Protocollen und von weiteren Nachrichten aus dem Reiche Gottes. Dies war der Anfang der „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit“ oder der „Basler Sammlungen“, die bereits ihren 92. Jahrgang erlebt und in weite Kreise hinaus sich verbreitet haben. Die Hauptarbeit fiel hiebei dem Secretär der Gesellschaft zu. Da ist es nun merkwürdig, daß dieses Secretariat von Anfang an sich in den Händen von Württembergern befand. Schon der erste Protocollführer der Gesellschaft, der Handlungsbdiener Riesching, stammte aus Würt., der erste Secretär derselben war ein frommer württembergischer Theologe Namens Schmid, der Vater des trefflichen weil. Professors der Theologie in Tübingen. Ihm folgten die württembergischen Candidaten Temp, Metzger, Pichler, Maier, Gros und vom J. 1795 an Steinkopf mit seinen innig verbundenen Freunden: Spittler und Blumhardt, allesammt im Schwabenlande geboren und herangebildet. Auch in dem wichtigsten Zweige, der aus dem Baume der deutschen Christenthums-gesellschaft hervortrieb, wenn wir nicht lieber den Zweig als den Baum selbst und den Baum als die tiefgründende Wurzel ansehen wollen, — wir meinen die Basler Missionsgesellschaft, — hat sich gleichfalls das württembergische Element in seinen Inspectoren, Lehrern und Zöglingen als das weit überwiegende gezeigt. „In dieser (nachweislich ungesuchten) Verbindung des württembergischen und Basler Elements und ihrem sich gegenseitig ergänzenden Zusammenwirken ist,“ wie Ostertag bemerkt, „ohne Zweifel auch mit die Quelle des gesegneten Gedeihens zu suchen, das die deutsche Christenthums-gesellschaft und nachmals die evangelische Missionsgesellschaft erfahren durfte.“ Für die Entwicklungsgeschichte der Basler-württembergischen Mission ist das unter den Secretären letztgenannte Schwabenkleeblatt: Steinkopf, Spittler, Blumhardt von besonderer Wichtigkeit.

Steinkopf, geb. 1773 in Stuttgart, fest gegründet im Glauben, tüchtiger Theologe, ein redfertiger Zeuge der Wahrheit, mild, herzlich, gewandt und fein im Umgang, gewissenhaft und pünktlich in allen Geschäften wußte von 1795 an das Räderwerk der mancherlei Arbeiten in die beste Ordnung zu bringen. Im Jahre 1801 als deutscher Prediger an die Savoykirche zu London berufen und dort bald in die großen Unternehmungen der im Jahr 1795 gegründeten Londoner Missionsgesellschaft so wie der (1804) entstandenen britisch-ausländischen Bibelgesellschaft verflocht-

ten, that er den Freunden in Basel und Württemberg wichtige Dienste durch seine Mittheilungen aus der englischen Thätigkeit für das Reich Gottes und durch sonstige wirksame Handreichung.

Spittler, der zweite in dem genannten Kleeblatte, war geboren 1782 in Wimmshelm, Oberamts Maulbronn. Er widmete sich, der väterlichen Anordnung gehorsam und die Neigung zur Theologie unterdrückend, dem Schreiberei- oder Cameralwesen. Steinkopf, der vor seinem Abgange nach London einen jungen Mann als Gehilfen für die sich immer mehr häufenden Secretariatsgeschäfte suchte, wurde in Schorndorf auf ihn aufmerksam gemacht.<sup>\*)</sup> Auf ihrem Gange mit einander nach Basel kam Steinkopf mit dem bisherigen Oberamts-Scribenten nach Tübingen. Hier klopfte er bei der theologischen Facultät an, ob man seinen Freund Blumhardt, der damals noch in dem theologischen Seminare, dem „Stifte“, studirte, nicht an seiner statt nach Basel wolle ziehen lassen. Blumhardt und Spittler sahen sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal. Beide fühlten sich bald von einander angezogen, — Blumhardt, äußerlich ein „hageres Studentlein“, wie Spittler ihn später manchmal im Rückblick auf die erste Zeit ihres Begegnens nannte, ein Studentlein, „das jetzt so viel Rumor in der Welt mache“; und Spittler selbst, der dem Aeußern nach auch nicht sonderlich stattlich angelegt gewesen sein muß, sonst würde das 14jährige Töchterlein des frommen Färbermeisters Götz in Basel, in dessen Haus der junge Schreiber von Steinkopf eingeführt wurde, ihrer Gespielin nicht zugeflüstert haben: „Wer mag wohl dieses Jüngferli ein?“ — Das fragende Kind hat diesem „Jüngferli“ nach 11 Jahren als Braut die Hand gereicht und ist seine liebe Hausfrau geworden, die dem unermüdlisch sinnenden und wirkenden Mann in alle seine Unternehmungen mit liebendem Aufopferungssinne nachfolgte. Freilich soll sie ihm später manchmal scherzend versichert haben: „Die hätte ich dich gemüthlich, wenn ich geahnt hätte, daß du so ein unruhiger Geist seiest. Wie zart und jungfernmäßig sahst du aus, als ich dich im Garten zuerst erblickte?“ — Diese beiden unscheinbaren Leutlein, mehr noch Jünglinge als Männer, waren vom Herrn ausersehen, ihm als besonders wirksame Werkzeuge für das Werk der Mission zu dienen, das in Basel erstehen und sich von dort weiter herausbilden sollte.

Das „hagere Studentlein“, Christian Gottlieb Blumhardt, der dritte im Bunde, stammte aus Stuttgart, „dem politischen Haupte und kräftigschlagenden Herzen des Landes Württemberg“. Er war im Jahr 1779 einem armen, frommen Schuhmachermeister von seiner gleich gesinnten Ehefrau geboren worden. Wie der Knabe dem ihm zugedachten Schuhmacherschurzfell entging, wie er sich über Berge von Schwierigkeiten zu tüchtiger Gymnasial- und Universitätsbildung hindurchrang, neben den gediegensten Studien als „Stiftler“ in Tübingen sich im Umgange mit lebendigen Christen stärkte, die Pietistenschmach willig trug und so zu einer eben so tiefen als umfassenden Geistes- und Herzensbildung durchdrang,

<sup>1)</sup> Christian Friedr. Spittlers Leben. Basel 1876. Missionsmagazin 1877. S. 17 u.

davon zu sagen wäre versuchlich genug (1. Ostertag S. 597). Wir hören hier nur den merkwürdigen Lebensabschluß seines Vaters an wegen der prophetischen Bedeutung seines letzten Segens über diesen Sohn. Er fiel in das 2. Universitätsjahr des Sohnes. Auf Geheiß und auf die glaubensgewisse Versicherung des todtkranken Vaters, er werde zuvor nicht sterben, hatte der Sohn eine ihm angetragene Predigt in einer Filialkirche von Stuttgart als seine erste abgelegt. Da hatte der arme Schuster, so arm, daß er sich vom Sohne während seiner Gymnasialzeit ein durch Privatunterricht fauer verdientes Kostgeld zahlen ließ, derweil ein Festmahl für seine Kinder und 8 seiner christlichen Freunde zureichten lassen, hatte es mit Gesang und Gebet und frommem Gespräche geweiht und dann, wie ein Erzvater, dem Sohne den weissagenden Segen erteilt: „Dich wird der Heiland so segnen, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade unter den Heiden sein wirst!“ Wenige Stunden darauf entschlief er „voll Lebens“ und Lobens. — Er gerüstet, auch durch die Basler Sammlungen und durch die Theilnahme an den bereits in den frommen Kreisen Württembergs bestehenden Missionsbestrebungen mit der Sache der evangelischen Mission bekannt, reiste Blumhardt nach wohl vollendeten Studien in Tübingen zu Ostern 1803, eynlich erwartet, nach Basel ab, um da in die ihm von seinem alten Freunde Steinkopf zuge dachte und vorbereitete Stelle eines Secretärs der deutschen Christenthums gesellschaft einzutreten, sie mit Hülfe des jüngeren Freundes Spittler zu versehen und zugleich das etwas erlahmte thätige Leben daselbst wieder aufzufrischen. Verschiedene Umstände, namentlich, der Blick auf die Missionsanstalt des eifrigen Predigers Zänicke in Berlin (von 1800 an) erweckten zuerst in der Seele des Freundes Spittler den Gedanken an eine eigene Missions schule in Basel. Er hatte von dem ihm sonst vielfach überlegenen Blumhardt die Gabe voraus: „aus der Beschaffenheit der Zeitverhältnisse die Bedürfnisse der Zeit herauszu ziehen, zur Befriedigung derselben fruchtbare und zeitgemäße Pläne in seinem Geiste zu gestalten und diese Pläne mit unüberwindlicher Zähigkeit und Ausdauer bis zu ihrer schließlichen Verwirklichung festzuhalten und zu verfolgen.“ Im Jahr 1806 und 1807 trat diese Gabe besonders dem alles ruhig, nüchtern, ja ängstlich erwägenden Freunde gegenüber hervor. Warum sollte man, meinte Spittler, in Basel nicht eben so gut, ja noch besser eine Missions schule haben können, als in Berlin? Warum nicht eine für den Norden und eine für den Süden von Deutschland? — Wie tief er diesen Gedanken im Herzen trug, bezeugt eine briefliche Aeußerung aus dem Jahr 1811 an seinen Schwager Bahmaier: Was ich Basel vor allem wünschen möchte, das wäre ein gut eingerichtetes Missions institut; denn es fließen stets so viele Beiträge für die Mission, mit welchem nicht der Nutzen geschafft wird, der daraus hervorgehen könnte. Doch das liegt noch in weiter Ferne. Zu einem solchen Unternehmen finden sich wenig Liebhaber; denn es gehört viel Glaube dazu“. Bei dem Kauf eines eigenen Hauses, des „Fälkli“, dachte er damals schon daran, in einem Theile derselben Missionszöglinge, etwa die nach dem sicherern Basel aus-



wandernden Berliner, aufnehmen zu können. Die Sache blieb damals aufgeschoben, aber nicht aufgehoben; bis des Herrn Stunde würde gekommen sein. Bis diese kam, mußte noch viel Geduldswasser den Rhein hinunterfließen. Erst unter den Wettern und Schrecken des Krieges, den das vereinigte Europa gegen den gewaltigen Napoleon führte, kam diese Stunde, — die ungeschickteste freilich, die es nach Menschenge danken geben konnte. Auch das friedliche Basel wurde in Lärm und Getümmel und Elend des großen Krieges gezogen. Die Granaten der französischen Festung Hüningen sausten manchmal drohend über die Stadt hin und schienen die alte Inschrift einer Festungskanone wahr machen zu wollen: „Si te remues, Bâle, jete tue!“ — Im Jahr 1815 wiederholte sich diese Schreckenszeit für die schöne Rheinstadt nochmals. Und mitten in diese Sturmzeit hinein fallen die geistlichen Kämpfe, aus denen endlich die Missionschule hervorgehen sollte. Waren ja auch in England gerade in die sturmreiche Wendezeit des 18. und 19. Jahrhunderts, wo ein Schüler klagen mußte:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden  
Und das neue öffnet sich mit Mord!“

die Geburtstage großer, weit aussehender Unternehmungen für das Reich Gottes gefallen.

Spittler und ein durch die Stürm der Zeit ihm zugetriebener Gehilfe, Kellner aus Braunschweig, betrieb die Gründung einer Missionschule bei dem Centralausschusse der deutschen Gesellschaft aufs Lebhafteste; aber diese konnte sich nicht zu einem Vorgehen in dieser Sache entschließen und überließ es den Antragstellern, auf eigene Hand zu fahren. Das geschah nun wirklich.

Vor allem galt es, für das Unternehmen den rechten Mann als Inspector zu finden. Spittler wendet sich an Blumhardt, zunächst zum Entwurf eines Lehrplans, und dann, als dieser geliefert war, zur Ausführung desselben. Blumhardt aber zweifelt an seiner Befähigung dazu. Er schreibt an Spittler (11. Juni 1815): „Also wieder ein Plan! ein Plan! ein Plan! — und mein theurer muthiger Bruder Spittler ist des Planmachens noch nicht müde geworden. — Hättest du dich nur nicht an einen so prosaischen, nüchternen Menschen, wie ich bin, mit deinem Riede gewendet! — Rein Wort der Einrede gegen deinen Plan, gegen deinen Glauben, gegen deine Liebe zur großen Sache unsres Herrn; aber ein desto stärkeres Wort gegen den Mann, den Du gleichsam an die Spitze dieses Glaubenswerkes stellen oder vielmehr zu einem Pfeiler am Gebäude machen möchtest. Du fragst, ob ich den Mann kenne? — Ach ja, ich kenne ihn gut und weiß, daß er nicht zum Vorausgehen, sondern nur zum Hintendreinmarschiren taugt. Ich kenne seine Schwäche, seinen oft fast versinkenden Kleinmuth, seine ganze Blödigkeit und Armseligkeit nur zu wohl und daß er keine großen Lasten zu tragen vermag und am Glauben oft Mangel leidet.“ — Am Ende sagt er: „Ich bin von Herzen bereit, in meiner großen Armuth und Dürftigkeit dem Herrn zu dienen, wo er mich hinstellt. — Hier stehe ich als sein armer Diener, der von seinem Willen abhängt. Nur muß ich seines Willens gewiß sein!“



Endlich waren alle Schwierigkeiten von dem rastlos thätigen Cameralisten überwunden; auf Steinkopfs Rath wurde eine „Committee“, aus 7 Freunden bestehend, gebildet, und diese that sich am 25. September 1815 als evangelische Missionsgesellschaft auf. Steinkopf, der damals Basel in Sachen der englischen Bibelgesellschaft besuchte, half vollends über den letzten Berg, die Zusage eines Jahresgehaltes von 1000 Fl. für Blumhardt, hinweg und dieser wurde förmlich als Inspector der Missionsanstalt berufen. Nun war er des göttlichen Willens aus all den zusammentreffenden Umständen versichert und sagte die Annahme der Stelle zu. Seine Entlassung aus dem württembergischen Kirchendienste wurde von König Friedrich zwar gewährt, doch mit dem Zusage: „ohne Hoffnung auf Wiederbedienstung.“ Bei Zellers Entlassung aus dem württembergischen Staatsverbande hatte das Wort des gestrengen Landesvaters, der seine Kinder nicht gerne auswandern sah, noch etwas lakonischer gelaute: „Kann marschiren!“ — Den einmal Entschlossenen hielt nun nichts mehr zurück. Am 17. April 1816 trat er in Basel ein. Krieg, Noth, Theuerung und Hunger, mächtige Bewegungen der Herzen durch auffallende Erweckungen in und um Basel (Frau von Krüdener) hatten alle mit müssen Bahn machen helfen, um den Gedanken einer Missionsanstalt, den der Glaube gefaßt, die Liebe genährt und die Hoffnung getragen hatte, zur Reife zu bringen und zur That werden zu lassen. In letzter Stunde gelang auch noch der Kauf eines passenden Hauses für den Inspector und die Zöglinge. Mit 7 jungen Männern, darunter 4 aus Württemberg, wurde die Anstalt eröffnet.

So haben die Schwaben in Basel, besonders die des genannten Kleeblattes, unterstützt von treuen Freunden des Herrn und seiner Sache, einen guten Schwabentreich ausgeführt. Die Gründung der Basler Missionsgesellschaft und ihres Bildungshauses für Missionszöglinge ist, — menschlich zu reden — hauptsächlich ein Werk ihres warmen, zäh aushaltenden Glaubensmuthes und Liebeseifers, und es ist lieblich, wie diese drei Männer mit den verschiedenen Gaben: der praktische Cameralist, der tiefgründende, umsichtige Theologe und der beides in sich vereinigende und von hoher Warte aus weitblickende Prediger, von einem Geiste geleitet, zusammenwirkten. Die Missionsanstalt in Basel war gegründet unter vielfachen Einflüssen der württembergischen, namentlich der Stuttgarter Brüder. Kein Wunder, daß nun auch für das Missionsleben im Schwabenlande selbst dieser Schritt von tiefer und nachhaltiger Wirkung gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Native Christen

von Missionar Oscar Flex.

(Fortsetzung.)

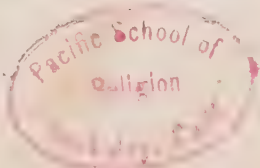
## 2. Die Catechumenen.

Es ist beinahe ein Jahr her, seit unser Freund, der Enquirer, das Heidenthum verlassen und sich zur Religion der Christen bekannt hat. Sehen wir, wie es ihm seit jenem Abend, der für ihn und seine Familie den Wendepunkt seines socialen und Glaubens-Lebens bildete, gegangen ist.

In materieller Hinsicht hat sich seine Lage wenig gebessert. Der Tikadar hat seine Drohungen wahr gemacht und ihm den Acker, den er bisher in Pacht gehabt, entzogen. Einige der Christen hatten ihm zwar gerathen, beim Gericht Hilfe gegen diesen Gewaltact zu suchen; die Kostspieligkeit des Prozesses, die Mittellosigkeit des Vebrauchten und die Gewißheit, daß der Tikadar mit seinen erkauften Zeugen und seinem Einfluß unter den eingebornen Advokaten, deren mehrere ihm verwandt sind, doch den Sieg davon tragen würde, haben ihn jedoch bewogen, von dem Plan abzustehen. Er fühlt sich um so weniger geneigt, mit den Gerichten zu thun zu haben, als der Tikadar selbst ihn in einen langwierigen Prozeß wegen der angeblich rückständigen Rente verwickelt hatte, in dem er (der Enquirer) sowohl in erster Instanz als auch bei der Appellation den Kürzeren gezogen, weil es ihm unmöglich war, die Fälschung der Quittung seitens des Tikadars durch Zeugen zu beweisen. Er wurde demgemäß verurtheilt, die Pachtsumme zu zahlen und die Prozeß-Kosten zu tragen.

Der Tikadar hatte, da der Enquirer seinem Verlangen, am Sonntag für ihn Dachgras zu schneiden, nicht nachgekommen war, auch eine Klage wegen Verweigerung schuldiger Dienste und Abgaben gegen ihn angestrengt, war aber damit abgewiesen worden, weil das Herkommen wohl die Zahl der Grasbündel, nicht aber den Tag bestimmte, an dem sie abgeliefert werden mußten. Der Enquirer hatte sie übrigens bald nach der früher erwähnten Scene dem bhandari<sup>1)</sup> desselben an einem Wochentage vollständig zugestellt, was derselbe aber bei den gerichtlichen Verhandlungen in

<sup>1)</sup> Verwalter.



Abrede stellte, weil er sie zur Ausbesserung seines eigenen Daches verbrauchte hatte.

Der Enquirer hat nun versucht, anderes Land zu pachten, in seinem Dorfe aber keins erhalten können. Die Heiden wollten ihm aus Furcht vor der Rache des Tikadars keins ablassen, und die Christen, auch wenn einige unter ihnen etwas eigenen Grundbesitz bei den durch heidnische Beamte ausgeführten Landvermessungen gerettet hatten, sahen sich außer Stande, an dem Stückchen Acker, das kaum zu ihrem Unterhalt hinreicht, noch Andere Theil nehmen zu lassen. — Der Enquirer mußte also im nächsten Dorf Feld suchen. Er fand es zwar dort, aber die Bewirthschaftung desselben wurde ihm durch die Entfernung bedeutend erschwert und theurer, als sie ihm im eigenen Ort zu stehen gekommen war. Die vorerwähnten Prozesse und doppelten Pachtzahlungen haben ihn genöthigt, sein Zugvieh zu verkaufen, um einen Theil der geforderten Summe aufzubringen, und das noch fehlende Geld hat er bei dem Dorfkrämer gegen 50 und 75 Procent Zins<sup>1)</sup> geborgt.

Die letzte Reisernte hat soviel eingebracht, daß er sich mit den Seinen das Jahr hindurch davon nothdürftig nähren kann; ihm fehlt aber der Reis zur Aussaat, und die verkauften Büffel müssen auch durch andere ersetzt werden. Der Dorfkrämer würde wohl das Saatkorn vorschießen, aber er fordert so übermäßig viel zurück, daß man nur in der größten Noth bei ihm Hilfe sucht. Der Enquirer hat seine Bedrängniß den andern Christen und auch dem Catechisten geklagt, und der letztere ist mit ihm zum Padri gegangen, um von diesem Unterstützung für ihn zu erbitten. Dem Missionar aber stehen zu solchen Zwecken keine Gelder zur Verfügung außer denen, welche die Gemeinde selbst durch freiwillige Steuern und Collekten zusammenbringt, und der Armen und Bedürftigen sind so viele, daß die gesammelte Summe nicht für den zehnten Theil derselben ausreicht, auch wenn der Grundsatz, nur getaufte Christen in Nothfällen zu unterstützen, streng durchgeführt wird. — Der Kaufmann mußte also den Samen leihen, und die Dienste der fehlenden Zugochsen ersetzte er durch ein Arrangement mit einem andern Christen, nach welchem er dessen Büffel für eine bestimmte Zeit zum Pflügen erhielt und ihm dafür eine Anzahl Tage unentgeltlich beim Reisschneiden zu helfen versprach.

Die sociale Stellung des Enquirers ist im Verlauf des Jahres

<sup>1)</sup> Die Wucherer nehmen auch oft 100 Procent.

eine ziemlich erträgliche geworden. Der Tikadar und dessen Untergebene sind freilich prinzipiell seine Feinde geblieben, und wo sie können, lassen sie ihn ihren Haß nachdrücklich fühlen. Die heidnischen Nachbarn und früheren Freunde haben, als sie sich erst daran gewöhnt hatten, in ihrem einstigen Kameraden einen Christen zu sehen, wenigstens den äußeren Verkehr mit ihm wieder aufgenommen. Die innere Harmonie zwischen ihm und ihnen ist allerdings verschwunden, die könnte nur hergestellt werden, wenn er wieder Heide würde. Aber wenn er auch Christ geworden, so bleibt er doch Uraun und somit, wenn nicht ihr Gefinnungs-, so doch ihr Stammgenosse. Am Schwersten hält es noch mit den Verwandten, welche seinen Uebertritt zum Christenthum als ein ihnen persönlich angethanes Unrecht, eine Verletzung der Familienehre und des traditionellen Haususus ansehen. Doch auch hier werden sich mit der Zeit die Schärfen des Gegensatzes abschleifen, und sollte der Christgewordene Verwandte vielleicht im Stande sein, ihnen einmal als Christ einen Dienst zu erweisen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch sie später oder früher seinem Beispiel folgen werden; jedenfalls wird er, wenn er erst selbst mit der christlichen Religion inniger vertraut ist, keine Mühe sparen, sie dahin zu bringen, ganz abgesehen davon, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, seine Position den Heiden gegenüber und in der Gemeinde durch eine möglichst zahlreiche christliche Verwandtschaft zu verstärken. Vor der Hand steht er in dieser Richtung noch isolirt da. Andererseits aber sind seine Beziehungen zu den Christen gegenseitiger und solider geworden. Ihre Gemeinschaft hat ihm auf's Neue Boden unter die Füße gegeben. Er fühlt jetzt, daß er das Recht der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft besitzt, die eine Macht im Lande geworden, deren Mitglieder über alle Theile der Provinz verbreitet sind und zu Tausenden gezählt werden. Er ist zu Festzeiten mit den andern Christen nach Ranchi gegangen und hat dort in der Dera<sup>1)</sup> Christen aus allen Himmelsgegenden in Scharen vorgefunden, die ihn alle als bhai<sup>2)</sup> begrüßt und seine Interessen zu den ihrigen gemacht haben.

Ebenso hat er bald genug herausgefunden, daß die Christen, über die er als Heide soviel Schlechtes gehört hatte, in Wahrheit viel besser und, was ihm besonders aufgefallen, viel klüger sind, als die Heiden. Er versteht ganz gut zu beurtheilen, daß der Wandel der Christen ein reinerer

<sup>1)</sup> Logirplatz für die von auswärts kommenden Christen.

<sup>2)</sup> Bruder.



ist, als z. B. sein eigener war, und daß sie neben der Dharm<sup>1)</sup> auch die Budhi<sup>2)</sup> suchen, beweisen ihm die Bücher, welche er in allen Christenhäusern, die er bis jetzt betreten, gefunden, und die Thatsache, daß alle Christen, ehe sie getauft werden, den Inhalt einiger dieser Bücher kennen müssen. Da er selbst hat in seinem Hause schon einen Catechismus und ein Buch, Lukratschit<sup>3)</sup> genannt, und wenn er beide noch nicht lesen kann, so liegt das nicht am Mangel seines guten Willens, sondern am Mangel von Zeit; denn seine Landangelegenheit und die Prozesse des Tikadars haben ihn Monate lang in Anspruch genommen, und dann mußte der neugepachtete Acker bestellt werden. Damit ist er nun fertig und er hat sich fest vorgenommen, sowie er den Reis geschnitten und ausgedroschen, zu dem Catechisten in die Schule zu gehen, um lesen zu lernen.

Zwei Dinge sind dem Enquirer bis jetzt klar geworden, erstens, daß die Christen denken und zwar ganz anders denken, als die Heiden, und zweitens, daß das Christenthum von Grundsätzen normirt wird, die denen des Heidenthums direkt entgegenstehen. Diese beiden Thatsachen sind für ihn Entdeckungen, die sein ganzes Verstandesleben umgestalten werden. Man kann von dem heidnischen Uraun kaum sagen, daß er in der eigentlichen Bedeutung des Wortes denke, d. h. überlege, combinire und Schlüsse ziehe. Die Gewohnheit und das Herkommen schreiben ihm sein Thun und Lassen vor, der Instinkt und Egoismus des Naturmenschen bestimmen seine individuellen Neigungen; Furcht oder Hoffnung, Reue über Geschehenes, Sorge wegen der Zukunft berühren ihn wenig oder gar nicht, er ist vielmehr ein Kind des Impulses und lebt für den Augenblick. Das eigentliche Denkvermögen wurde in ihm erst durch den Contrast geweckt, in welchen er durch sein Christwerden plötzlich zu seinem vergangenen Leben, seinen heidnischen Anschauungen und Sitten gestellt wurde. Und daß das Denken und die Gedanken der Christen ganz anderer Natur sind, als die der Heiden, und Dinge zum Gegenstand und Ziel haben, an die der Uraunheide nie gedacht hat und nie denken konnte, das hat er im Umgang mit den ersteren bald erkennen müssen. Und was die Grundsätze anlangt, auf denen das Christenthum in seiner praktischen Erscheinung beruht, so geht ihm eine nähere Kenntniß derselben natürlich noch ab, aber soviel hat er doch gesehen, daß die Christen ein bestimmtes Gesetz haben, nach dem sie ihr Glauben und Leben einrichten und das sie für ihre

1) Religion, Gerechtigkeit, Heiligkeit.

2) Weisheit.

3) Das Evangelium Lucas.

Handlungen verantwortlich macht. Sie nennen dies Gesetz Ishwar kabatschan<sup>1)</sup>. Der Catechist und mehrere Christen im Dorf besitzen es, und sobald er 8 Annas<sup>2)</sup> erübrigt hat, wird er es sich auch kaufen. Das Heidenthum dagegen, nämlich sein Heidenthum, hatte Nichts dergleichen aufzuweisen. Es kannte wohl traditionelle Gebräuche, die Beobachtung derselben hing aber doch theils von dem Willen, oft auch den Mitteln des Einzelnen, theils von dem Belieben und Gelüsten des Dorfpriesters ab, und was sich ihm besonders eingeprägt hat, die Opfer, die sie brachten, die tollen Feste, die Tanz- und Trinkgelage, die sie feierten, sollten ausgesprochenener Weise stets Dienst des Shaytan und der Bhuts sein, während die Christen im Gegentheil den Shaytan und seine unsaubern Geister verabscheuen und nur Gott dienen, dem Dharmes<sup>3)</sup>, der dem Namen nach zwar auch für ihn existirt, dessen Dienst ihm aber unbekannt war. —

So oft er konnte, hat er die Gottesdienste und Andachten in der Dorfkapelle besucht, er ist auch mehrere Male in der großen Kirche in Ranchi gewesen, und obgleich ihm in den Predigten und Catechesen noch Vieles fremd und unverständlich geblieben, zumal ihm die Sprache, in der gewöhnlich gelehrt wird, das Hindī, nicht geläufig ist, so ist er doch im Stande, einzelne Sätze von dem Gehörten zu verstehen. Auch die Lieder, die die Christen singen, fangen an, für ihn Sinn und Bedeutung zu haben, und bei einigen, die seine Kinder von den andern Christenkindern gelernt haben und des Abends im Hause üben, kann er schon mit einstimmen, und wenn er sich jetzt mit seiner Familie zum Essen niedersetzt, so beten sie alle Khanabinti<sup>4)</sup>, und wenn sie schlafen gehen, so flehen sie mit gebogtem Haupt und gefalteten Händen, auf ihren Knien liegend, daß die Gnade des Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes mit ihnen allen sein möge. —

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf den sittlichen Standpunkt des Enquirers, und zwar jetzt nur, soweit dieser sich seit seinem Uebertritt zum Christenthum in seinem äußeren Verhalten beurfundet.

Der Mann hatte den besten Willen, als er Christ wurde, alles das abzulegen, was in seinem bisherigen Wandel als der christlichen Religion zuwider, also als sündhaft, bezeichnet worden war. Dies betraf vor-

1) „Das Wort Gottes.“ Bezeichnung der Bibel, insonderheit des Neuen Testaments.

2) 8 Groschen. Preis des Neuen Testaments in Hindi.

3) „Gerechter,“ „Heiliger.“

4) wörtl. „Essengebet,“ es ist damit das Vaterunser gemeint.

nämlich den Teufelsdienst, Verehrung der Bhuts, Glaube an Hexen und Zauberei, Trunk, Lüge, Schmucktragen und Theilnahme an heidnischen Vergnügungen und Festlichkeiten.

Es ist nun, wie schon früher bemerkt, in Kreisen, die der Mission ferner stehen, die Ansicht verbreitet, daß der Heide, sobald er Christ geworden, den Heiden auch vollständig ausgezogen und mit ihm die eben angeführten Kennzeichen desselben abgelegt habe. Das ist ein Postulat, welches die Mission natürlicher Weise auch stellt, der Missionar müßte aber einen bedauerlich geringen Grad von Menschenkenntniß besitzen, ja sich selbst zu erkennen noch nicht gelernt haben, wenn er sich der Hoffnung hingäbe, daß ein Heide in so kurzer Zeit die oben erwähnten Sünden, die für ihn ja gar keine Sünden sind, mit Stumpf und Stiel aus seinem äußern und innern Menschen ausrotten könne. Der Teufelsdienst ist dem naturwüchsigem Uraunheiden Existenzbedingung, der Trunk ist ihm Lebensbedürfniß, eine Uraunjugend ohne Tanz und Schmuck ist ihm einfach undenkbar, den Glauben an Zauberei und Hexen hat er mit der Muttermilch eingesogen, die Lüge ist der Ausdruck seines innersten Wesens, sie ist ihm eingeboren, er lügt, ohne es zu wissen. Und das Alles wird für ihn deswegen noch nicht zur Sünde, weil der Missionar gesagt hat, es ist Sünde. Das Verbot des Padri kann bei einem aufrichtigen Enquirer zuerst nur soviel bewirken, daß er die thatsächliche Beobachtung seiner heidnischen Riten und Sitten unterläßt, den Sinn für dieselben wird ihm erst die durch Gottes Geist in ihm gewirkte Ueberzeugung ihrer Sündhaftigkeit nehmen, und diese Erkenntniß in ihm anzubahnen und zu vermitteln, das ist die erste ideale Aufgabe des Missionars, die aber nicht im Handumdrehn gelöst werden kann.

Wir werden uns also bei Beurtheilung der sittlichen Stellung des Enquirers vor der Hand nur darauf beschränken müssen, zu sehen, ob und wie weit sein Wandel den Vorschriften des Christenthums conform war. Seine Mitchristen im Dorf sind am Besten im Stande, darüber ein Urtheil abzugeben. Das Leben des Uraun ist durchaus publik. Ein häusliches Dasein, wie wir es kennen, hat er nicht. Seine Hütte oder sein Haus dient ihm wohl zum Schutz gegen den Regen oder die Sonnengluth, zum Aufbewahren der Vorräthe, zum Viehstall, zum Essenkochen und Schlafen, er wohnt aber nicht darin, der Hofraum, der Dorfanger, das Feld, der Wald, kurz, die freie Natur, das ist der eigentliche Aufenthaltssort des Naturmenschen, da lebt er, da arbeitet er, und was er redet, hört der Nachbar, und was er thut, das kann die ganze Welt

sehen. Unter diesen Umständen würden es die andern Christen sofort erfahren haben, wenn er sich einer heidnischen Handlung schuldig gemacht hätte. Das ist nun glücklicher Weise nicht der Fall gewesen, obwohl es an Versuchungen nicht gefehlt hat. Wie hart hat ihm der Pahan zugelegt, pudscha zu machen, als zu Anfang der Regenzeit eins seiner Kinder krank wurde; wie oft hat er geglaubt, es ohne Bode nicht aushalten zu können, wenn er müde, niedergeschlagen oder unwohl war; welche Ueberwindung hat es ihn gekostet, wenn er bei der Hütte des Sundi<sup>1)</sup> vorbeiging, nicht hineinzuschlüpfen und eine Schale voll des so schwer entbehrten Tranks hinunterzustürzen; wie viel Mühe hat es ihn zu Anfang gekostet, die Mädchen dahin zu bringen, daß sie des Nachts im Hause blieben, und sie sammt den Knaben zu überreden, nicht mehr auf den Tanzplatz zu gehen! Und der Erfolg in dieser Richtung ist ihm um so saurer geworden, als er dem lebenslustigen Jungvolk für die Freuden des Tanzes, des Schmucktragens und andrer heidnischer Lizenzen keinen Ersatz bieten konnte. Er hat sich aber mannhaft gehalten. Der Catechist stellt ihm vor dem Padri das Zeugniß aus, daß er sich während der Probezeit, soweit man wisse, unbescholten aufgeführt habe, und erhält demgemäß den Auftrag, ihn und seine Familie zur Taufe vorzubereiten.

Unser Enquirer ist in einer glücklicheren Lage, als Mancher seiner Brüder, indem nämlich sein ganzes Haus mit ihm Christ geworden ist. Dies ist keineswegs stets der Fall, es kommt im Gegentheil nicht selten vor, daß der Hausvater zur christlichen Religion übertritt, während seine Frau und die Kinder Heiden bleiben. Sie folgen ihm wohl endlich, aber manchmal erst nach Jahren, und die häuslichen Zustände in der Zwischenzeit sind dann über alle Begriffe traurig. Unserm Freund ist nun diese Prüfung erspart worden, und er selbst fühlt, welchen Trost und wie viel Muth ihm das Bewußtsein der Sinneseinheit seiner Familie giebt. Der Vortheil, in welchem er zu den eben genannten weniger glücklichen Enquirern steht, zeigt sich nun auch in ganz markirter Weise beim Lernen des zur Taufe Erforderlichen.

Lernen und zwar systematisches Lernen ist dem Naturmenschen etwas durchaus Fremdartiges, und er fühlt das um so mehr, wenn auch der Stoff, den er verarbeiten soll, ein ihm fern liegender ist. Wird ihm dies Alles noch dazu in einer ihm unbekannten oder von ihm vielleicht

---

<sup>1)</sup> Name der Branntweinverkäufer, welche mit obrigkeitlicher Genehmigung Destillationen in den Dörfern anlegen.



nur wenig verstandenen Sprache gebracht, so läßt sich leicht ermessen, daß die Vorbereitung zur Taufe für ihn ein Berg ist, dessen Erklimmen ihm oft unmöglich erscheint. Hier nun zeigt sich der Segen der Gemeinschaft. Was er allein vielleicht nie erreicht haben würde, das erreicht er doch in längerer oder kürzerer Zeit durch die Hilfe seiner Kinder. Ihre Geisteskräfte sind noch nicht verknöchert, der Prozeß intellektueller Abstumpfung hat bei ihnen noch nicht angefangen, ihr Gedächtniß hat noch retentive Kraft und ihre Gedankenmaschinerie besitzt die ihr zugehörige Gelenkigkeit in unverklümmertem Maße, so daß sie, von kundiger Hand in Bewegung gesetzt, ihren Dienst nie versagt. Die Kinder, vorzüglich aber die Knaben lernen und verstehen viel schneller und gewandter, als die Eltern, und es dauert nicht lange, so werden sie die Lehrer derselben, indem sie ihnen zu Hause, des Abends beim Feuer im Angan<sup>1)</sup> oder auf der Tenne beim Bewachen des Reises<sup>2)</sup> das Auswendiggelernte oder die darüber empfangenen Erklärungen wiederholt vorsagen und ihrem Gedächtniß einprägen. Betrachten wir uns nun die Vorbereitung zur Taufe etwas näher. Ich habe oben gesagt, daß der Padri dem Dorfcatechisten den Auftrag gegeben, den Enquirer zur Taufe zu unterrichten. Hier durfte sich dem Leser nicht ohne Ursache die Frage aufdrängen: Ist das auch recht, eine so wichtige Arbeit, bei der es darauf ankommt, mit erfahrener und sichrer Hand den Grund des neuen Glaubens und Erkennens in dem jungen Christen zu legen, eine Arbeit, die nothwendiger Weise für die ganze Geistes- und Lebensrichtung desselben von dem tiefgreifendsten Einfluß sein muß, einem Catechisten, einem Eingebornen, der wahrscheinlich selbst noch jung im Christenthum, im Glauben und in der Erkenntniß ist, zu überlassen? Darauf antworte ich, daß es zweifelsohne das ideal Richtige ist, daß der Missionar die Seele, die er dem Herrn zuführen will, selbst zur Taufe vorbereite, und ist dies Ideal auch, so lange es hier noch wenig Christen gab, durch die Praxis stets realisirt worden. Die Taufbewerber wurden, wenn die Feldarbeit ruhte, also zwischen der kalten und der Regenzeit (December-Juni) in Ranchi versammelt und in der hiesigen Christuskirche von den Missionaren täglich 6 Stunden unterrichtet. Dieser Unterricht währte für jede Parthie 4—6 Wochen, dann wurden sie öffentlich geprüft und alle zusammen an einem Sonntage getauft und Montags darauf nach Hause geschickt, um andern Taufcandidaten Platz zu machen.

1) Der Hofraum.

2) Die Tennen sind hier zu Lande auf den Feldern, der auf ihnen aufgestapelte Reis wird des Nachts von den Eigenthümern bewacht. —

Dies Verfahren hatte allerdings den nicht genug zu schätzenden Vortheil, daß es den Missionaren gestattete, ihre Täuflinge in den christlichen Hauptlehren selbst gründlich zu unterrichten und in näheren Rapport mit ihnen zu treten, es wurde aber unausführbar, als die Zahl der Enquirers von zehnen auf hunderte und von hunderten auf tausende stieg. Durch das schnelle Wachsthum der Gemeinden vermehrte sich die Arbeit der Missionare derartig, daß sie bald außer allem Verhältniß zu ihrer Zahl und ihren Kräften stand. Ferner wurden mit der Erweiterung der Peripherie der Gemeinde auch die Entfernungen von der Missionsstation immer größer und endlich so groß, daß die Enquirers ihre Familien nicht nach Ranchi bringen konnten. Weiter waren die meisten von ihnen nicht im Stande, die Kosten des Aufenthalts in der Station für sich und die Ihrigen zu erschwingen, denn sie erhielten von den Missionaren Nichts als Holz und Töpfe zum Kochen und Matten zum Schlafen, und bei den überhand nehmenden Unterdrückungen und Beraubungen seitens der Tikadars wagte es kein Christ mehr, sein Eigenthum im Dorf auf ein oder anderthalb Monate ohne Schutz zu lassen. Die Missionare können unter diesen Umständen den Unterricht der Enquirers nur zum Theil selbst in die Hand nehmen, indem sie die näher Wohnenden auf die Station kommen lassen, Entferntere aber auf ihren Reisen aus den verschiedenen Ortschaften um sich versammeln, im Uebrigen sind sie auf die Hilfe eingeborner Lehrer angewiesen, die in den Dörfern leben und die Leute an Ort und Stelle unterrichten können. —

Was und wie unterrichten sie nun da?

Es ist anerkannter Grundsatz, beim Unterricht der aus dem Heidenthum Uebergetretenen soviel wie möglich an ihnen geläufige Vorstellungen von göttlichem Wesen und unter ihnen bestehende Traditionen göttlichen Wirkens anzuknüpfen. Die Auswahl solcher Anknüpfungspunkte ist bei den heidnischen Culturvölkern überraschend reich, bei den uncivilisirten und Aoriginal-Stämmen weniger ergiebig, bei den Urauns beschränkt sie sich im Allgemeinen auf monotheistische Nachklänge des Gottesbegriffes. Sie kennen außer den bösen Geistern, den Bhuts und Bongas auch einen guten Geist, einen Gott, der in der Sonne wohnt und heilig und unsterblich ist. Ob freilich gerade dieser Gott Originalgut der Urauns ist, das ist noch zu beweisen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Es liegt außerhalb des Gebiets dieser Skizzen, hier eine eingehende Untersuchung über diesen an und für sich gewiß interessanten Punkt anzustellen, ich will nur zweier Thatfachen erwähnen, die auf das Gegentheil hindeuten dürften. Erstens haben die

Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls ist der Dharmes für den Lernenden und Lehrenden da, und mit den ihm zuerkannten Eigenschaften der Heiligkeit und Unsterblichkeit bietet er einen bequemen Anknüpfungs- und Ausgangspunkt für den Unterricht über das Wesen und die Eigenschaften Gottes. Die Schöpfungsgeschichte giebt die nöthigen Illustrationen und Beweise dazu. Auch die Geschichte des Sündenfalls, seine Ursachen und Folgen, aus denen die Begriffe Sünde, Erbsünde, Strafe, sich entwickeln, werden bald capirt, um so mehr als hier der Shaytan mitwirkt, der dem Uraun ein alter Bekannter ist. Die Geburtsgeschichte des Herrn, seine Wunder, seine Lehren und sein Leiden, vornämlich das letztere verfehlen nie, das Interesse der Lernenden in hohem Grade zu erregen. Da ihnen Ausdrücke wie Kreuz, Dornenkrone und andere fremd sind, so ist es gut, diesen Theil des Unterrichts durch Vorzeigung der betreffenden Gegenstände anschaulich zu machen, was entweder durch große, klar gezeichnete Bilder geschehen kann oder noch besser durch Exhibition eines wirklichen Kreuzes und eines selbstgeflochtenen Dornenkranzes, zu dem die nächste Hecke das Material liefert. Es kommt viel darauf an, die Realität des Leidens seines Heilandes dem Enquirer zum Bewußtsein zu bringen, um sein Verstandniß dafür und seinen Glauben daran zu erwecken. —

Schwieriger ist es, nachdem der geschichtliche Theil des Unterrichts, welcher vorwiegend nur die Verstandesthätigkeit (?) der Catechumenen in Anspruch nahm, absolvirt ist, sie dahin zu bringen, nun das Gehörte auf sich selbst zu beziehen. Was Sünde ist, und wen man einen Sünder nennt, das wissen sie jetzt, nun heißt's aber: Du bist der Mann! Wenn der Unterricht geistige Früchte bringen soll, so muß nun der Stachel

---

Urauns keinen eigenen Namen für den Gott. Sie nennen ihn zwar Dharmes — der Gerechte, Heilige — das ist aber ein durch das angehängte es uraunisirtes Hindi- resp. Sanskrit-Wort. Zweitens erweisen sie diesem Dharmes keinerlei Anbetung oder Dienst, ein ihm irgendwie gebührender Cultus ist ihnen absolut unbekannt und hat augenscheinlich nie unter ihnen existirt. Bringt man beides nun mit dem Umstand in Verbindung, daß die Urauns seit vorgeschichtlichen Zeiten unter der Herrschaft der Hindus gestanden, deren Brahmanen ihr Möglichstes thaten, auch diesen Stamm in seiner nationalen Integrität zu erschüttern und in die untern Schichten ihrer Bastardmassen zu absorbiren, so liegt die Annahme nahe, daß dieser Dharmes nichts weiter als ein Seitenstück des alten Ishwar und des modernen Bhagwar und als solches ein Geschenk der Hindus sei, dessen Würdigung der Dämonencultus der Urauns entweder verdrängen oder ergänzen oder der bei ihnen vorgefundenen Gottesidee die vom Hinduismus (Brahmaismus) geforderte Gestalt geben sollte.

der eigenen Sündenerkenntniß ihnen in's Herz getrieben werden, um mit ihr den Sündenabscheu und die Buße anzubahnen, und das ist bei dem leichtlebigen, oberflächlichen Uraun ein unsäglich schweres Stück Arbeit. —

Man hört zuweilen die Behauptung aufstellen, daß die Christianisirung der indischen Urböcker viel leichter sei, als die der Culturvölker, bei jenen finde man jungfräulichen Boden, da gebe es keine seit Jahrtausenden festgewurzelten Religionsysteme umzustößen, keine doctrinalen Vorurtheile zu bekämpfen, keine nationalen oder socialen Antipathien und Gegensätze aus dem Wege zu räumen und auszugleichen, da dürfe der Missionar nur den Samen des Wortes Gottes austreuen, um seiner Annahme gewiß zu sein. Diese Vorstellungen finden bis zu einem gewissen Grade in dem organischen Entwicklungsgang beider Völkerklassen und den durch denselben constatirten Differenzen beider ihre Berechtigung. Die letzterwähnte Ansicht aber wird durch die nachstehende Erörterung wesentlich modificirt werden.

Es ist wahr, die Christianisirung der Aboriginalstämme erlaubt dem Missionar im Ganzen mehr constructiv, als destruktiv zu verfahren. Wird ihm aber einerseits die Mühe des Ausredens erleichtert, so wird ihm andrerseits die des Pflanzens zehnfach erschwert, und zwar deswegen, weil der ihm zugewiesene Boden noch nie cultivirt worden, er ist über alle Begriffe verdorben, wüßt, todt, und seine Zubereitung erfordert nicht weniger Anstrengung und Hingabe, als die, welche die Aufgabe hat, der Produktivität eines schon cultivirten Ackers neue und edlere Früchte abzugewinnen, als er bisher zu bringen im Stande war. —

Ein Beispiel wird das eben Gesagte deutlicher machen. Nehmen wir die drei Hauptfrüchte, auf deren Erzielung es schließlich doch bei aller evangelisirenden Thätigkeit ankommt, nämlich: Verständniß des Begriffs Sünde und Erkenntniß der eigenen Sünde — Beurkundung des Heilsverlangens durch aufrichtige Buße — und thatsächliche Aneignung des Heils durch den Glauben an Christum seitens der Täuflinge. Die eben genannten Hauptfactoren, welche bei der Bekehrung jeder einzelnen Seele in Betracht kommen müssen, nämlich Sünde, Buße, Glaube sind nun dem Hindu z. B. durchweg bekannt, nicht nur begrifflich und sprachlich, sondern in ihrem eigensten Zusammenhange mit seinem innersten Sein und Wesen, sie beherrschen sein religiöses Leben bis in's Kleinste, seine ganze Theologie, sein Ceremonial- und Sittengesetz, sein ganzer Cultus sind laut redende Zeugen für sein Sündenbewußtsein und sein Sehnen nach Vergebung.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wenn der Hindu dabei die Sühne seiner Sünde in Handlungen sucht, die an



Bei ihm findet der Missionar also ein für seine Zwecke schon vorbereitetes Feld, und seine Aufgabe ist's, die vorgefundenen religiösen Anschauungen zu verchristlichen und der suchenden Seele den wahren Papharta<sup>1)</sup> zu geben.

Beim Uraun dagegen ist von dergl. Vorarbeiten keine Spur zu finden. Er weiß von Sünde, Buße, Glaube absolut Nichts, seiner Sprache fehlen nicht nur diese drei Worte, sondern überhaupt alle Ausdrücke, welche zu dem Schluß berechtigen könnten, daß er andere als rein materielle Bedürfnisse habe. Er hat keine Worte für Seele, Geist, Lüge, Wahrheit, Gebet, Liebe, Vergebung, Gnade, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Ewigkeit, u. Der Missionar muß sie alle aus dem Hindi für ihn entlehnen, sein Verstandniß für sie in ihm erwecken, sie in sein Seelen- und Verstandesleben übertragen und durch unausgesetzte Pflege in ihm lebensfähig machen und dadurch die Grundlage einer wirklichen und dauernden Bekehrung in ihm schaffen.

Wenn es anerkannt schwer ist, die Seele eines Culturmenschen selig zu machen, so wird man nach dem oben Gesagten verstehen können, daß die Aufgabe bei Individuen aus den quasi religionslosen Völkern nicht minder schwer zu lösen ist.

Was nun den Uraun betrifft, so darf allerdings hier nicht übersehen werden, daß er zwei Eigenschaften besitzt, die dem Hindu oft ganz abgehen, die dem Missionar einen höchst willkommenen und oft recht trostreichen Ersatz bieten für die mangelnde innere Vorbereitung des ihm zugeführten Subjekts, und die es erklären helfen, daß trotz des eben genannten Mangels das Christenthum von ihm und seines Gleichen doch schneller acceptirt und practicirt wird, als von dem religiös viel höher stehenden Hindu. Diese beiden Eigenschaften sind die ganz widerstandslose Bereitwilligkeit des Uraun, sich unterrichten zu lassen, und die unerforschliche Geduld, mit der er an der Bewältigung des von ihm zu Lernenden arbeitet. (Er weiß, daß er Nichts weiß, und ist bereit zu lernen.) Diese beiden Qualifikationen finden wir denn auch bei der Catechumenenfamilie, die jetzt zur Taufe vorbereitet wird. Als Leitfaden beim Taufunterricht dient ein Catechismus, dessen Hauptfragen nebst den 10 Geboten, dem Vaterunser,

---

und für sich erst recht sündig sind, so ist das eine Verirrung, in die der Heide, dem die geoffenbarte Religion und damit die Erleuchtung des heil. Geistes abgeht, naturgemäß verfallen muß.

<sup>1)</sup> Sündenwegnehmer.

dem Glauben und den nothwendigen Angaben über die Taufe auswendig gelernt werden. Da die Lernenden noch nicht lesen können, (der beabsichtigte Lesekursus hat wegen der Vorbereitung zur Taufe verschoben werden müssen) so muß ihnen der Catechist jeden Satz so lange vorsprechen, bis sie ihn correct nachsprechen und endlich selbstständig wiederholen können. Diese rein mechanische Arbeit allein erfordert geraume Zeit, denn einmal hat der Uraun in seinem ganzen Leben noch nie Etwas auswendig gelernt, sein Erinnerungsvermögen ist also durchaus ungeübt, und dann wird ihm das dem Gedächtniß Einzuprägende nicht in seiner Muttersprache, sondern in Hindi gegeben, was dem Hausvater nur selten ganz, dem weiblichen Theil der Familie und den im Dorf aufgewachsenen Söhnen aber gar nicht verständlich ist.

Hier wundert sich nun gewiß mancher Leser darüber, daß man diese Leute nicht in ihrer eigenen Sprache unterrichtet. Wenn die Uraun-Mission ein für sich allein bestehendes Werk wäre, so hätte diese Verwunderung auch ihren guten Grund. Die Mission unter dem Stamm der Urauns steht aber nicht für sich allein da, sondern sie ist ein Theil des ganzen (deutschen) Missionsgetriebes in Chota Nagpur und hat als solcher sich den für das Ganze gültigen Gesetzen unterzuordnen. Da nun der andere Theil unsrer Christen kolarischen Stämmen, den Mundas, Hos und Kharrias zugehört, die ihre eigne Sprache, das Kolh, reden, diese aber mit den Urauns ein und dieselben Gottesdienste besuchen, so liegt die Nothwendigkeit auf der Hand, für beiderlei Stämme eine gemeinsame Predigt- und Lehrsprache zu haben, und diese ist das in diesem Theil Indiens unter den Gebildeten dienende Hindi. Würde z. B. in der Ranchi Kirche in Kolh gepredigt, so verstünden's die anwesenden Urauns nicht, und predigte man in Uraun, so hätten die Mundas Nichts davon, oder lehrte man die Urauns den Glauben in ihrer Sprache, die Mundas aber in Mundari, so würden ihn die bei den Gottesdiensten versammelten Christen beider Seiten nicht zusammen bekennen können. Die Praxis beim Unterricht in den Dörfern hat sich nun so gestaltet, daß man den Stoff in Hindi giebt, den Commentar dazu aber in der Sprache des betreffenden Volkes. Aus dem Gesagten leuchtet ein, daß dieser Commentar bei den Urauns nothgedrungen ein zweifacher sein muß, ein sprachlicher und ein sachlicher, was den Unterricht des Catechisten selbstredend bedeutend erschwert und die Vorbereitungszeit oft auf 5—6 Monate ausdehnt.

Die intellektuelle Gymnastik, welche der Uraun Enquirer dabei durch-

machen muß, ist ganz erstaunlich. Mit einer Geduld, die in ihrer Zähigkeit wahrhaft sublim ist, erträgt er aber alle Qualen. Seine Zunge gewöhnt sich an die Aussprache von Worten, die ihm unaussprechbar schienen, seine Gedächtniskammern füllen sich allmählich mit kurzen und langen Sätzen in Menge, er ist nach und nach im Stande, sich Ideen und Gedanken anzueignen, die seinen Anschauungen schnurstracks zuwider sind, und das so Angeeignete läßt den Kampf zwischen Finsterniß und Licht, zwischen Materie und Geist, zwischen Lüge und Wahrheit in ihm bald entbrennen. Den endlichen Ausgang dieses Kampfes jetzt schon vorherzusagen, ist unmöglich; denn der Christ erhält erst durch die ihm später gegebenen sacramentalen Kräfte die volle Waffenrüstung, die ihm den Sieg ermöglicht. Der endliche Sieg aber ist die Summe successiver kleiner Siege, und um die kann und soll er jetzt schon bitten.

Man hat ihn wiederholt versichert, wenn er den Herrn Jesum bitte, so werde ihm dieser seinen Geist geben und ihm helfen das von ihm Gelernte zu verstehen und das ihm Befohlene zu thun. Und das hat er sich nicht vergebens sagen lassen. Er betet alle Tage, allein und vereint mit den Seinen, und wenn der Catechist vor und nach dem Unterricht für sie um Erleuchtung von oben fleht, so beten sie alle vernehmlich mit, und das Gebet einer solchen Einsalt bleibt nicht unerhört, und wenn Gott den Demüthigen Gnade gibt, so muß Sein Gnadenstrom sich auch auf sie ergießen, denn sie sind von Herzen demüthig.

Mit der wachsenden Erkenntniß der Schuld und der Gnade wächst auch der Umfang des Bekenntnisses der einen und das Verlangen nach der andern. Wer sich nur ein wenig auf das Lesen von Menschengesichtern versteht, kann's bald aus den Mienen und dem Blick eines Uraun herauslesen, ob er aufrichtig ist in dem, was er sagt, und es erfordert kein besonderes acumen, am Ton seiner Stimme zu erkennen, ob sie aus dem Herzen kam oder nicht, und wenn du, lieber Leser, unsern Uraunfreund jetzt etwa fragtest: Bist du ein Sünder? Willst du dein sündiges Leben lassen und hinfort nach Gottes Wort wandeln? Glaubst du an den Herrn Jesum Christum? Suchst du wahrhaftig Vergebung deiner Sünden bei Ihm? u. dergl. mehr, so würden dir seine Antworten keinen Zweifel darüber lassen, daß du eine Seele vor dir hast, der's mit dem Christwerden Ernst ist. —

Der Taufunterricht der Catechumenenfamilie hat nun gegen 4 Monate gewährt. Da geht der Catechist eines Tages zum Pabri und stattet ihm Bericht über den Verlauf desselben und die Fortschritte seiner Pflegebe-

fohlenen ab, indem er ihm zugleich ihre Bitte, zur Taufe zugelassen zu werden, vorlegt. Der Padri trägt ihm auf, die Leute zum bevorstehenden Osterfest zu ihm zu bringen. Das geschieht. Am Grünen Donnerstag, an welchem sich die ganze Gemeinde zum Fest in der Hauptstation versammelt, pilgert auch unser Uraun Enquirer mit seiner Frau und seinen Kindern in Gemeinschaft der andern Dorfschriften nach Ranchi. Die greise Großmutter blieb zu Hause, ihr fehlen die Kräfte für den weiten Weg, aber wenn der Padri in der nächsten kalten Zeit auf seiner Rundreise in ihr Dorf kommt, dann will auch sie getauft werden. —

Am Sonnabend vor dem Fest examinirt der Missionar die Taufbewerber. Die Prüfung ist eine eingehende, und die Geprüften merken wohl, daß ihnen der Padri die innersten Gedanken aus dem Herzen herauslesen will, und als er mit eindringlichen Worten ihnen die Bedeutung des Taufactus noch einmal darlegt und sie auf die große Verantwortlichkeit aufmerksam macht, welche jeder Christ mit der Taufe überkomme, da wird ihnen wohl wieder etwas dunkel um den Sinn; als er sie aber fragt, ob sie nun wirklich die Welt verlassen und das Kreuz Christi auf sich nehmen wollen, da antwortet der Vater laut und freudig: Ja.

Am andern Morgen, am Ostertag, finden wir die kleine Schaar wieder und zwar in der großen Stationskirche im Hauptgottesdienst. Sauber gewaschen, in reine Gewänder gekleidet, treten sie nach Beendigung der Predigt angesichts der Gemeinde vor den Taufstein. Der Catechist, der sie gelehrt hat, und der Älteste ihres Orts stehen neben ihnen, und die Augen der in dichtgedrängten Reihen sitzenden Ostergemeinde sind theilnahmsvoll auf sie gerichtet, denn die ganze Gemeinde ist Pathin bei ihrer Taufe und Zeugin des Schwurs, den sie heute ablegen. „Ich verlasse die Welt und den Teufel, ich entsage dem Dienst der Sünde und allen heidnischen Sitten dieses Landes und übergebe mich in deine Gnadenhände, o dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, daß ich für dich lebe und für dich sterbe. Dazu helfe mir der Herr. Amen.“ So lautet ihr Taufgelübde, und nachdem sie mit vereinter Stimme ihren Glauben bekannt haben, werden sie unter Nennung ihrer neuen Namen getauft in den Tod Christi und somit aufgenommen in die Gemeinschaft Seiner Gläubigen. —

Der Ostermontag versammelt die Festgenossen noch ein Mal am frühen Morgen zum Abschiedsgottesdienst. Heute gehen sie alle wieder auseinander, die sich vereinigt hatten, das Leiden und die Auferstehung ihres Heilandes zu feiern, und den Missionar drängt's, ihnen noch ein



letztes Wort der Ermahnung und der Ermuthigung mit auf den Weg zu geben, und als er die versammelten Scharen in gemeinschaftlichem Gebet dem Schutz und der Weiterführung des großen Osterfürsten befiehlt und dabei auch fürbittend der gestern Getauften gedenkt, die nun heute als Christen in ihr Dorf zurückkehren, daß Er Seine schirmende Hand über sie halten wolle, da versteht Prabhudas<sup>1)</sup> (so heißt unser Freund nun) gar wohl, was der Padri für ihn und sein Haus bittet und er sagt aus vollem Herzen Amen dazu. —

(Fortsetzung folgt.)

## Geschichte des Missionslebens in Württemberg.

Von Pfarrer Strebel in Roswaag.

(Fortsetzung.)

### 3. Missionsvereine in Württemberg.

Der Missionsgedanke war schon im vorigen Jahrhundert durch die Hallische und Herrnhutische Mission auch in Württemberg angeregt worden; es wurden sogar etlichemal auf herzoglichen Befehl Sammlungen in den Kirchen des Landes zum Besten von Halle angestellt. Es floßen Beiträge und Stiftungen dorthin. Durch das Gemeinschaftswesen waren die erweckten Leute vielfach mit einander verbunden, und die Bethheiligung an der Christenthums-gesellschaft hatte diese Verbindung noch mit ihren Schriften, Briefen, persönlichen Besuchen u. dgl. gefördert. Sie ging von Stuttgart aus in die Reichs- und Oberamtsstädte, von diesen in die Städtlein und Dörfer hinaus. Vom J. 1830 an hatte sie auch ein verbindendes Organ gefunden in dem durch Stadtpfarrer Burk gegründeten „Christenboten“, der auch seinerseits die Aufmerksamkeit verschiedentlich auf die Sache der Mission lenkte. Für diese war nun statt der entfernteren Mittelpunkte (Halle, Herrnhut, Berlin) ein näherer gewonnen. Von jetzt an wandte sich der Missions-sinn vorzugsweise der Basler Anstalt zu. Wo lebendige Männer an der Spitze standen, wo ein lebendiger Brudersinn sich bildete, da wurde auch die Missions-sache mit großem und nachhaltigem Eifer ge-

<sup>1)</sup> wörtl. des Herrn Knecht.

trieben. So viel Gemeinschaften, so viel naturwüchsige Missionsvereine. Nur bei den Pregizerianern zeigte sich da und dort eine Gegenströmung, indem man in ängstlicher Wortklauberei den Missionsbefehl des Herrn nicht über die Apostel hinaus meinte gelten lassen zu dürfen. Sonst wurden überall in den Erbauungsstunden Mittheilungen aus dem Missionsgebiete gemacht, Briefe vorgelesen von Missionaren oder Missionszöglingen an die Ihrigen oder auch an die Brüder, zu Gaben für die Sache gemahnt u. Als die Missionsblätter aufkamen, so gab man auch in den Versammlungen das Wichtigste daraus kund. In dem Kreise der alten, leitenden Brüder in Stuttgart: Häring, der vorzugsweise die Correspondenz führte, Enslin, Weißgerber Josenhans, Roser, Haller u. a. war man stets von allen Schritten der Basler Committee unterrichtet. Man legte den Stuttgarter Brüdern von dort Gedanken und Wünsche vor zur Erwägung und Begutachtung und ließ auch deren Anschauungen zu Worte kommen. Blumhardt selbst kam von Zeit zu Zeit nach Stuttgart, um sich mit den Missionsfreunden daselbst zu verständigen. So sahen und hörten wir ihn selbst einmal in der Stiftskirche einen Vortrag halten über die Frage, ob man nach den vielen Todesfällen in Westafrika die dortige Mission aufgeben solle oder nicht? — Zu den ältesten Missionsvereinen, die sich an Stuttgart für Basel angeschlossen, zählte der Verein in der Oberamtsstadt Leonberg, wo der nachmalige Gründer Kornthals, Hoffmann, mit Kaufmann Josenhans und anderen Brüdern die Sache des Reiches Gottes aufs Ernstlichste, namentlich auch in besonderen Missionsbetstunden bewegte. Aus diesem Kreise erwuchsen später zwei Inspectoren der Basler Missionsanstalt: Hoffmann und Josenhans, und ein bedeutender von Jahr zu Jahr wachsender Missionsverein.

Wie es mit der Missionsache da und dort im Lande erging, davon mag uns die einfache Erzählung eines noch lebenden alten Pfarrherrn über seinen Vater berichten. Dieser Vater war der Mädchenschulmeister Bölter, ein Mann von gutem altem Schrot und Korn, ein glaubensfester Christ und also auch ein treuer, tüchtiger Lehrer, jedermann zum Dienste bereit, vor Allem dem Herrn und seinem Reiche. Der Ort seiner amtlichen Thätigkeit war das Städtlein Megingen „unter Urach“, weil es nicht weit von dem alten, schönen Abtstädtlein Urach gelegen ist. Er war durch einen feurigen Lehrgehilfen, Johannes Kullen aus Hülben (auf der Alb), in die Thätigkeit für äußere und innere Mission eingeführt worden, und diente ihr 30 Jahre lang mit großer Treue. Im J. 1819 wurden die Brüder des Megiger Kreises von den Stuttgartern aufgefordert,

einen Verein für die Basler Missionschule zu stiften. Da versammelte sich ein Ausschuß von Brüdern in der „hintern Stube“, um darüber zu berathen. Der Antrag ging näher dahin, die Meßinger sollten sich zur Herbeischaffung der für Unterhaltung eines Missionszöglings nöthigen Summe von 275 Gulden (etwas über 471 M.) verpflichten. Der alte Schönbein schüttelte bedenklich den Kopf und rieth von einer bindenden Verpflichtung ab; er bezweifelte, daß man nachhaltig so viel zusammenbringen werde. Der muthige „Provisor“ Kullen aber schlug alle Bedenklichkeiten nieder und fing an, jedem eine bestimmte jährliche Beitragssumme zu dictiren. Der Vater wurde zum Secretär und Cassier des Vereins gemacht. Derselbe erstreckte sich nach und nach über mehr als 30 Orte auf und unter der Alb und hielt jährlich dreimal seine Conferenzen in Meßingen. So wurde das Schulhaus der Mittelpunkt der Missionsthätigkeit in weiterem Umkreise. Alle Missionsangelegenheiten gingen durch seine Hand. Auf Thomastag versammelte sich jährlich ein Ausschuß von Brüdern zur Vertheilung der Gaben an die Anstalten für äußere Mission (Heiden und Juden), aber auch der inneren. Für beide nahm man immer je die Hälfte. Dabei kam man nie in den Fall, die übernommene Verbindlichkeit für den Unterhalt eines Basler Zöglings nicht erfüllen zu können. Im Gegentheil nahmen die Beiträge stetig zu, nur mit Ausnahme der Theuerungsjahre 1846 und 1847 und der Revolutionsjahre 1848 und 1849. Im J. 1846 betrug die Summe aller Gaben 3,802 Gulden (nahezu 5,143 M.). Davon bekam Basel gegen 1,717 M., die Mission der Brüdergemeinde 514 M., die Judenmission 76 M. Die andere Hälfte vertheilte sich unter Rettungs-, Schullehrerbildungs-, Taubstummen-, Kinderheil- und andere Anstalten. Der Rest diente zu Anschaffung von Missionsblättern. Bölter pflegte den Missionsfönn durch Missionsstunden, die er jeden Samstag in seinem Hause hielt. Hier las man das Basler Missionsmagazin, das immer viel Belehrung, Unterhaltung und geistliche Anregung bot. — Die Verbindung mit Basel wurde namentlich auch dadurch erhalten, daß in jeder Vacanz Missionszöglinge von dort im Hause Bölters Besuche machten. Die älteren derselben, wie Zaremba, waren da ganz einheimisch. — Das Missionsfest, das namentlich auf Bölters Betrieb von 1846 an jährlich in Meßingen gefeiert wurde, zog immer viele Leute herbei. Sie kamen zum Theil auf 5 bis 6 Stunden Entfernung daher, so daß die große Kirche jedesmal gedrängt voll war. Nach dem Tode des Mannes (1849) führte die Wittve das Cassier- und Versendungsgefchäft noch 16 Jahre lang mit

sestener Ausdauer allein fort. Es mögen in den 30 Jahren seines Cas-  
fieramtes dem wackeren Manne über 60,000 Gulden (= 102,857 M.)  
an solchen freiwilligen Missionsgaben durch die Hand gegangen sein.

Die Geschichte eines solchen Missionsvereins ist im Wesentlichen  
die Geschichte vieler. Eine oder einige bedeutendere Persönlichkeiten, die  
an der Spitze der Gemeinschaften stehen, sind gewöhnlich auch die Führer  
in der Missionsthätigkeit. So gestaltet sie sich immer weiter und be-  
stimmter als ein Theil des christlichen Gemeinlebens aus. In solcher  
Weise ging es in Städten und Städtlein des Ober- und Unterlandes:  
in Tuttlingen, Tübingen, Calw, Nagold, Böblingen, Eßlingen, Leonberg,  
Groß-Bottwar &c. Namentlich fand die Sache der Mission eine lebhafteste  
Betheiligung und nachhaltige Pflege in der Gemeinde Kornthal, die  
ja gewissermaßen einen Auszug von allen gläubigen Richtungen Württem-  
bergs in sich schloß. Als Anfang der Gemeinde Kornthal kann man den  
Tag der Grundsteinlegung für ihr Gotteshaus bezeichnen: 9. Juli 1819.  
Das Vorgehen der Oberkirchenbehörde mit einer im rationalistischen Sinne  
gehaltenen Liturgie, einem eben so gefärbten Gesangbuch und überhaupt  
der im 1. Jahrzehnt unsers Jahrhunderts vorwiegenden neugläubigen  
Richtung hatte viele altgläubige Glieder der Kirche beunruhigt und im  
Zusammenhange mit chiliastischen Vorstellungen auf Auswanderungsgedanken  
gebracht. Viele waren schon im J. 1816 dem Osten zugezogen und grün-  
deten in Rußland die noch dort bestehenden württembergischen Orte. An-  
dere machten Miene, ihnen zu folgen und dort den Vergungsort gegen  
den Sturm der hereinbrechenden Gottesgerichte zu finden. Es unter-  
schrieben sich, als es Ernst wurde, 700 Familien, und 1000 andere kamen  
noch hinterdrein. Da erlangte der Bürgermeister und Notar, Gottlieb  
Wilhelm Hoffmann zu Leonberg, durch kluge Vertretung der Sache vor  
dem kurz zuvor zur Regierung gelangten und freundlich gesinnten Könige  
Wilhelm die Erlaubnis, eine politisch-religiöse Gemeinde gründen zu dürfen.  
Der eigentliche Gründer und dann langjährige Vorsteher dieser möglichst  
aus lebendigen evangelisch-lutherischen Christen bestehenden Gemeinde war  
eben der genannte Hoffmann. Das rege Missionsleben, das sich hier  
entfaltete, trug viel zur weiteren Erweckung und Aneiferung des Missions-  
sinnes in den Gemeinschaften bei; denn die persönliche Verbindung mit  
Kornthal wurde stets durch vielfache Besuche von außen her, besonders in  
Festzeiten genährt. — Namentlich war das am Erscheinungsfeste statt-  
findende Missionsfest der Gemeinde immer auch von außen reichlich besucht,  
so reichlich, daß das Gotteshaus manchmal nicht alle Mitfeiernden faßen



konnte und eine Nebenversammlung in einem andern Locale sich bildete. Bis auf 10—12 Stunden weit kamen Gäste herbei.

Im fränkischen Theile von Württemberg, namentlich dem schönen Hohenloher Lande, breiteten sich die Missionsvereine in dem Maße weniger und langsamer aus, als das christliche Gemeinschaftsleben da auch weniger Boden gewonnen hatte. Doch trat schon um den Anfang der dreißiger Jahre ein Hohenloher Missionsverein ins Leben, der die Sache in immer weitere Gemeinden leitete und noch in der Pflege rühriger Geistlichen fortwirkt. Die erste Anregung dazu durfte Schreiber dieses selbst in der Roherstadt Künzelsau geben, indem er als freiwilliger Vicar des dortigen Dekans Gleißberg an dem dort damals nur gleich einem Aposteltage durch einen Vormittagsgottesdienst gefeierten Erscheinungsfeste (1829) die Gemeinde auf den Nachmittag zu einer kirchlichen Nachfeier einlud und ihr auf Grund von Jes. 60, 1—6 Mittheilung machte von Einigem, was zur Erfüllung dieser Weissagung in neuerer Zeit geschehen sei und geschehe. Ein werther Candidat aus Bayern, der damals als Hauslehrer in Künzelsau lebte (Lehmus, später in Fürth bei Nürnberg), nahm die so angeregte Sache auf und führte sie ihrer weiteren Entwicklung unter Mitwirkung von Geistlichen und Laienhänden zu. Ein gutes Blatt „die neue Erde“ von dem damaligen Stadtpfarrer Braun in Niedernhall herausgegeben, führte später die Sache in gedeihlicher Weise weiter. Einen Beweis, daß auch im Hohenloher Lande die Gemeinden nicht unempfindlich seien für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, sobald sie nur angeregt werden, gab der Bezirk Dethringen. Hier hatten es etliche jüngere Pfarrer nach heißem Kampf in einer Versammlung der Geistlichen dem pietistischen und missionsfeindlichen Dekan gegenüber endlich herausgeschlagen, daß ein Schriftchen über die Sache der Mission geschrieben, in den Gemeinden vertheilt und auf das Erscheinungsfest nach einer die evangelische Mission berührenden Predigt eine kirchliche Sammlung für dieselbe veranstaltet würde. Und siehe, die Sache fand freudigen Anklang. Die gesteuerte Summe betrug nur einen Gulden weniger als einst das von Petrus aufs Land gezogene Netz Fische enthalten (Joh. 21, 11). Diese 152 Gulden (über 260 M.), die nach Basel gesandt wurden, bezeugten Sinn und Willen des Volkes, die nur, der fränkischen Art gemäß, vom geistlichen Amte weiter gepflegt werden durften. Ein vor uns liegender „Missionsbericht auf das Erscheinungsfest 1877 für die Diöcesen Aalen, Blausteden, Crailsheim, Gaildorf, Hall, Heidenheim,

Künzelsau, Langenburg und Weikersheim“ gibt Zeugnis von der Entwicklung dieses meist fränkisch-württembergischen Vereins. Er führt Missionsgaben aus 200 Gemeinden auf.

#### 4. Mittel zur Weckung und Nahrung des Missionsfinnes.

Wir richten hier unsern Blick vor Allem auf die Kirche und ihre Diener. Wo gläubige Prediger standen, da hat es auch früher schon nicht an gelegentlicher Erinnerung für Ausbreitung des Evangeliums unter Heiden und Juden in den Predigten oder Betstunden gefehlt. Je mehr aber die Missionsfrage selbst bekannt wurde, desto mehr lag es auch den lebendigen Zeugen der Wahrheit in der Gemeinde ob, auch ihrerseits dieselbe schriftmäßig zu begründen und ihren Zusammenhang mit dem christlichen Leben nachzuweisen. In manchen Gemeinden ging die Anregung zu öffentlichem Hervortreten damit von Gemeindegliedern selbst aus. In Stuttgart reichen die öffentlichen Missionsbetstunden in der Stiftskirche schon in die zwanziger Jahre zurück und wurden auch später daselbst gehalten. In neuerer Zeit finden auch im Saale der evangelischen Gesellschaft solche statt. Man nahm dazu vielfach die Feiertage d. i. die Apostel- und Marienstage, die sich mit Vormittagsgottesdiensten bisher in Württemberg erhalten haben. Jetzt finden sie monatlich an je einem Montage statt. An manchen Orten werden sie auch an Sonntagsnachmittagen nach dem Schluß des Gottesdienstes gehalten.<sup>1)</sup>

Für die Belebung des Missionsfinnes und Zusammenhaltung der Missionsfreunde ist von nicht geringem Einflusse die Stuttgarter Missionsconferenz. Sie wird jährlich im Monat Mai gehalten, von „Stundenhältern“ und Brüdern des ganzen Landes besucht und von

---

<sup>1)</sup> Schreiber dieses hat Missionsstunden seit dem J. 1830 in 3 verschiedenen Gemeinden des fränkischen und schwäbischen Württemberg gehalten und nach verschiedenen Versuchen folgende Form bewährt gefunden: Verbindung von missionsgeschichtlichem Stoffe mit dem Lehrstoffe, der in der sogenannten Kinderlehre (besser Jugendlehre), an Sonntagsnachmittagen nach einem katechetisch abgefaßten Lehrbuche zu behandeln ist. Die confirmirten Söhne oder Töchter stehen da in einer Reihe vor, die Knaben oder Mägdelein der Schuloberklasse in der andern. Die katechetische Unterredung wird je an dem ersten Sonntag eines Monats abgeklirzt und der da behandelte Stoff durch Mittheilungen aus dem Missionsgebiete beleuchtet. Die jedesmaligen Beziehungen zu einander finden sich unschwer. So wird das nachwachsende Geschlecht mit den Erwachsenen, die sich gerne zu diesen Gottesdiensten einfinden, mit der Missionsfrage bekannt und zugleich mancher Anlaß zu fruchtbarer Vergleichung gefunden.

dem Ausschusse des Basler Missionshauses meist mit dem Inspector selbst und einem Ausschußmitgliede besetzt. Hier ist Gelegenheit gegeben, hin und her Ansichten, Wünsche, Ermunterungen laut werden zu lassen, vor allem einen Blick in den Stand der Arbeit, der Casse, der Bedürfnisse zu gewähren. Kaum faßt manchmal der geräumige Saal der „evangelischen Gesellschaft“ die Menge der Brüder, die gewissermaßen die zerstreute Missionsgemeinde vertreten.

Die Oberkirchenbehörde ist der Missionsache bisher stets freundlich entgegengekommen und hat u. a. erlaubt, daß des Jahres 4mal die Sonntagsjugendlehren dürfen in Missionsstunden verwandelt werden. Die Praxis ist übrigens in den Gemeinden des Landes verschieden. Das Halten von Missionsstunden gehört zum freiwilligen Dienste des Geistlichen. Es hängt daher fast ganz von der Persönlichkeit desselben, von seinem Trieb und Willen dazu ab. Erleichtert wird dasselbe denen, welche nicht wohl im Stande sind, sich mit dem Stand und Gange der Mission stets auf dem Laufenden zu halten, durch den Dienst der „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden.“ Sie bieten seit 38 Jahren einen wohlgeachteten Stoff. Pfarrer Blumhardt hat sie unsers Wissens früher besorgt; jetzt stehen sie unter der Redaction des Dr. Gundert, dem Nachfolger des im J. 1862 entschlafenen Dr. Barth. Dieser Name führt uns auf ein weiteres Capitel:

### 5. Missionsblätter.

Grundlegend wirkte hiezu vor allem das „evangelische Missionsmagazin“, ursprünglich von dem ersten Inspector der Basler Missionsgesellschaft, Blumhardt, besorgt unter dem Titel: „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften.“ Es begann sogleich mit dem Amtsantritte Blumhardts (1816) und bot in je 4 Quartalheften einen gründlich gesammelten und bearbeiteten Stoff für die Geschichte des Missionswerkes. Blumhardts enge Verbindung mit England durch seinen Freund Steinkopf kam ihm dabei sehr zu statten. Nach seinem Tode wurde es in trefflicher Weise fortgesetzt von seinem Nachfolger, W. Hoffmann aus Kornthal, dann von Dr. Alb. Ostertag aus Stuttgart, und nachdem auch ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen (1871), trat der frühere Hindumissionar Dr. Gundert in Calw in die Arbeit ein, im J. 1875 Missionar J. Hesse daselbst. Die Schrift, welche sich im Laufe der Zeit statt der 4 Quartalhefte in die bequemere

Form von 12 Monatsheften auseinanderlegte, gibt stets eine vortrefflich bearbeitete Uebersicht über den immer mehr anschwellenden Stoff.

Man empfand aber schon frühe das Bedürfnis eines Blattes, das nicht sowohl den Kreis der Gebildeten, wie das doch bei dem Missionsmagazin mehr der Fall ist, sondern den größeren Kreis der lesenden Missionsfreunde ins Auge faßte, dem das Hauptsächlichste nicht in ganzen Hefen, sondern nur in Blättern geboten werden mußte. Da trat in Stuttgart der Missionshilfsverein hervor mit den „Nachrichten aus der Heidenwelt“. Ihr Anfang fällt in die zwanziger Jahre. Es erschienen jährlich 12 Blätter in groß 8, jedes mit einem Kupferstiche geziert. Diese Stuttgarter Nachrichten scheinen mit dem J. 1843 ihr Ende erreicht zu haben. Schon im J. 1828 war ein zeitgemäßer und für einen weiteren Kreis bestimmtes Blatt hervorgetreten: Das Calwer Missionsblatt, herausgegeben von Dr. Barth.

Mit Dr. Barth geht am württembergischen Missionshimmel ein heller Stern auf. Es ist versuchlich, aus dem reichen Leben dieses Christian Gottlob, wie es sein Freund, Carl Werner, in 3 Bänden bearbeitet hat, allerlei mitzutheilen. Wir müssen uns auf wenige Striche beschränken. Geboren in Stuttgart. (1799) Der Vater ein Maler, die Mutter das Kind einer herzlich frommen Familie. Vom Vater hat er, wie es scheint, den Künstlербlick geerbt, der durch sein Thun und Reden leuchtet. Durch den (1819) nach Basel berufenen Pastor Köllner kam er mit dieser Stadt in Berührung. Schon das Jahr zuvor scheint er als Student durch Missionsinspector Blumhardt und Dr. Pinkerton, Abgeordneten der englischen Bibelgesellschaft, mit der Missionsache bekannt geworden zu sein. Er stellte schon in Tübingen unter seinen Freunden bei ihren erbaulichen Zusammenkünften eine Missionsbüchse auf und zwar mit gutem Erfolge. Daß er nicht selbst dem Rufe zum Missionsdienste folgte, lag, wie das auch bei Spittler der Fall gewesen, nur an dem entschiedenen Widerstreben der geliebten Mutter, dem er sich, wie jener, in Selbstverleugnung fügte. Schon im J. 1824 kam Barth durch ein Reisegespräch mit einem norddeutschen Weinwandhändler über das Wort: „Ungekannt bleibt ungeliebt“ auf den Gedanken an eine Missionszeitung und besprach denselben bei einem Besuch in Basel mit Spittler. Das Blatt sollte den Namen „Heidenbote“ führen. Ein Gespräch über denselben Gegenstand mit Pastor Ball in Hörstgen hatte schon 1824 den Anstoß zu dem Barmener Missionsblatte gegeben, das im Jahr 1826 begann. Nun sollte auch für Süddeutschland eines gegründet werden. Aber als man auch den In-



spector Blumhardt mit in die Berathung zog, hatte dieser nach seiner bedächtigen Weise Sorge für sein Missionsmagazin. Die Sache gerieth ins Stocken; da fing endlich im J. 1828 Barth auf eigene Hand sein „Calwer Missionsblatt“ an. Zu einigem Schrecken für ihn erschien bald darnach auch der vertagte Basler „Heidenbote“. Doch lernten beide Blätter bald neben einander bestehen; denn mit der Verbreitung der Missionskenntnis erweiterte sich auch der Markt für solche Volksblätter. Hatten doch alle diese Blätter je ihre besondere Gabe und ihren eigenthümlichen Ton. Das Barmener redete mehr volkserbaulich. Man hätte etwas dieser Art auch gerne in dem Calwer Blatt gesehen; aber Barth erklärte sich darüber einmal kurz und bündig: „Liebe Leser! Ich habe mir oft Mühe geben wollen, anders zu schreiben; aber es hat nicht gehen wollen. Es fehlt mir alles Geschick dazu. Ich besitze die Gabe, manchmal etwas kurz zu sagen und manchmal gar nichts zu sagen; aber die Gabe der erbaulichen Ausführlichkeit geht mir ab. An den 5 Broten und 2 Fischlein ist auch keine Brühe gewesen und doch sind sie alle satt geworden.“ — Der Malerssohn machte dafür von der ihm angeborenen Gabe, der Liebe zu Bildern, Gebrauch; er versah sein Blatt mit einem Bilde: „Trompeten, die vom Kreuze posaunen.“ Diese wollten manchen Leuten in ihrer allerdings etwas primitiven Gestalt nicht sonderlich gefallen. Barth aber schlug die Kritiker in seiner Art mit der Bemerkung: sie (die Trompeten) seien „nicht zum Gefallen da, sondern zum Blasen“. Den Bauern gefalle das wohl, und diese seien die meisten Leser seines Blattes. Schon vom J. 1832 an werden aber die Bilder gefälliger und mannigfaltiger. Mit dem J. 1877 erscheint das Blatt zur Feier seines 50jährigen Bestehens in noch freundlicherer Gestalt. Sein Jubelgruß beginnt also:

„Vor einem Halbjahrhundert hat mancher sich gewundert: „Wozu ein Calwerblatt? Schon hat man eins von Barmen; zwei würden nur verarmen, und keins von beiden würde satt!“ Nach einem Halbjahrhundert sehn Wenige verwundert auf all der Blätter Zahl, wie sie herangewachsen von Basel bis nach Sachsen, und keins geht leer vom reichen Mahl.“

Auch der Heidenbote bringt im J. 1877 seinen 50. Jahrgang. Der Ueberschwang von Stoff zwang ihn im J. 1873, seinen früher eingehaltenen Raum um ein bedeutendes zu erweitern. Auch in netten Bildern aus der Missionswelt folgt er seinem Calwer Bruder nach. Im J. 1829 hatte das Calwer Blatt bereits eine Auflage von 4000 Ex., jetzt ver-

breitet es 10,000. Das Sturmjahr 1848 hatte es auf 13,000 Ex. getrieben. Später, im J. 1841, kam zu diesem Blatte für Erwachsene auch noch ein liebliches Kindermissionsblatt, gleichfalls mit anziehenden Bildern geschmückt: 12 Octavheftchen jedes Jahr für 50 Pfennige. Fast wäre da Freund Ostertag in Basels Nebenbuhler geworden; denn dieser hatte um dieselbe Zeit denselben Gedanken. „Wie gerne,“ so schrieb ihm Barth, als es zu spät war, „wie gerne hätte ich einen einzigen Abnehmer und zwar Dich für alles gehabt!“ — Mit dem J. 1877 beginnt dessen 36. Jahrgang in 3000 Ex. Diese Blätter wurden nach Tausenden in Erbauungsstunden, in Familien, von Schulkindern gelesen, in Missionsstunden benützt, und da auch sonst christliche Zeitschriften es nicht unterlassen konnten, je und je auch Mittheilungen aus der Geschichte der Mission zu machen, ja auch gewöhnliche politische Zeitungen von Missionsfesten und sonstigen die Sache betreffenden Vorgängen von Zeit zu Zeit Nachricht geben, so ist die Mission nachgerade ein fast in allen evangelischen Gemeinden des Landes bekannter Gegenstand geworden. Seit die „Halbbakencollecte“ besteht, schließt sich den kleinen Missionsblättern auch je alle 10 Wochen ein mit einem Bilde geschmücktes Blättchen an mit der Ueberschrift: „Dem Collecten-Verein für die Basler Mission.“ Es wird unentgeltlich gegeben, ist besonders von Dr. Ostertag mit Liebe besorgt worden und enthält kurze sprechende Züge aus dem Gebiete der Mission.

## 6. Missionsfeste.

Sie sind die Blüten, welche das Gewächs einer geregelten Missionsthätigkeit in ganz naturgemäßer Weise treibt. Nur ein irgendwie getrübler Blick kann darin blos eine künstlich gemachte, treiberische „Schaustellung“ erblicken. Schon die apostolische Forderung, daß es redlich zugehe (2 Kor. 8, 21), macht eine etwa jährliche öffentliche Rechnungsablegung zur Pflicht. Diese bildet aber gleichsam die leibliche Unterlage für Mittheilung dessen, was durch die geleisteten Beiträge im Sinne der Lebenden geleistet worden ist. Oder ist etwa auch die Einsegnung und die kirchliche Ordination eines oder etlicher Sendlinge, welche die Missionsgemeinde zusammenruft, nur „Schaustellung?“ — Missionsfeste sind, wie alle Feste, Höhepunkte, da man sich immer wieder die Bedeutung der gefeierten Sache, ihren Zusammenhang mit dem Reiche Gottes in Nähe und Ferne, ihre Berechtigung auf Grund des Wortes Gottes und die daraus für die Glieder

der Kirche entspringenden Pflichten vergegenwärtigt. So gesehen sind die Missionsfeste nicht weniger wirksam für die Vertiefung und Befestigung als für die weitere Weckung und Förderung des Missionsfinnes.

Basels Vorgang war auch in dieser Beziehung für Württemberg maßgebend. Das erste öffentliche Missionsfest wurde daselbst im J. 1821 gefeiert, als die Einsegnung der dortigen Zöglingserstlinge: Dittrich, Zaremba, Werner und Lang stattfand. Von da an wurde die öffentliche Einsegnung der Sendlinge und damit das jährliche Fest Regel und übte mehr und mehr eine weithin wirkende Anziehungskraft. Mit der Zeit gewann dieses Basler Missionsfest seine feststehende Form. Eingeleitet durch die Jahresfeste des schweizerischen protestantischen Hilfsvereins, der Freunde Israels und der Bibelgesellschaft nimmt es gewöhnlich den Mittwoch und Donnerstag der letzten Juni — oder ersten Juliwoche in Anspruch, den Mittwoch Vormittags für die Prüfung der Zöglinge im Missionshause, den Nachmittag für den Jahresbericht des Inspectors in der Leonhardskirche. Am Donnerstag Generalconferenz in der Martinskirche und Nachmittags Einsegnung der Sendlinge im Münster. Am anziehendsten wirken immer die Versammlungen des Donnerstags. Die Generalconferenz steht der „Specialconferenz“ gegenüber, bestehend aus dem engeren Kreise geladener Missionsfreunde, während zu jenen alle, die sich im Missionshause mit Eintrittskarten versehen, Zutritt haben. Da treten denn nach den zunächst berufenen Sprechern, dem Präsidenten und Inspector, Vertreter der befreundeten Hilfsvereine redend auf, und dann folgen Freunde der Mission aus der Nähe und Ferne, wie sie vom Präsidenten aufgerufen werden. Sie reden meist kurz und gedrängt, und jeder bringt, die Minuten auskaufend, sein Bestes. In gespannter Aufmerksamkeit und athemloser Stille hält stets die gedrängte Hörerschaft die 4 vollen, nur je und je von einem Gesangsverse unterbrochenen Stunden von 8 bis 12 Uhr aus. Nicht geringer ist die Theilnahme einer noch zahlreicheren Gemeinde, die Nachmittags von 3 Uhr an die weiten Räume der herrlichen Münsterkirche füllt, um die Worte des Zeugnisses über die auszusendenden „Brüder“, von denen gewöhnlich zwei selbst auch das Wort zu kurzen Vorträgen erhalten, zu vernehmen. Gesang der Gemeinde und des Zöglingshores wechseln dazwischen lieblich ab.

Von großem Werth ist die Freundlichkeit, mit der am Dinstag, Mittwoch und Donnerstag sich je nach der kirchlichen Feier geräumige Gärten aufthun. Da finden sich bei dargebotener leiblicher Erquickung alte Freunde, es schließen sich neue Bekanntschaften. Die den Tag über

des Hörens noch nicht satt geworden, finden des noch weitere Gelegenheit. Gartenredner versammeln da an den 2 ersten Abenden oft große Kreise von Festgästen um sich. Am 3. Abend sorgt gewöhnlich ein Basler Geistlicher im Garten des Missionshauses für eine rednerische Verabschiedung derselben. Der Zusammenfluß von Missionsfreunden aus der Nähe und Ferne, aus Württemberg, Baden, Elsaß, der Schweiz, wohl auch aus noch ferneren Landen bietet vielfache Anregung. Das württemberger Land ist in der Regel reichlich vertreten. Im J. 1872 z. B. waren im Missionshause 1042 auswärtige Festgäste angemeldet, von denen die meisten gastlich aufgenommen waren und die thatsächliche Auslegung des Apostelsprüchleins erfuhren: „Herberget gerne!“ — Wer, wie Schreiber dieses, seit den letzten 3 Jahrzehnden einen großen Theil dieser Basler Missionsfeste mitlebte, der hat an dem Wachsen der Räume, welche für die Festgelegenheiten benützt wurden, ein Maß für das stetige Wachsthum dieser Reichs Sache vor Augen. Die „Begrüßung“ am Montag Abends 6 Uhr von Seiten der Bibelgesellschaft fand früher in einem geräumigeren Zimmer des Antistitiums (Wohnung des ersten Geistlichen von Basel) statt. Der Zudrang der Gäste nöthigte im J. 1864 zur Benützung des Conciliumsaales im Münster, und noch später, weil auch weibliche Gäste mit zudrangen, fühlte man sich in den großen Saal des jetzigen evangelischen Vereinshauses getrieben. Für die Generalconferenz genügte in den vierziger Jahren der Saal der Brüdergemeinde; von 1857 an wurde sie in die Martinskirche gedrängt, die Versammlung zur Einsegnung der Auswendlinge aber aus der Leonhardskirche (1863) in die geräumigste der Basler Kirchen, das Münster. Denselben Maßstab für das Wachsthum der Anstalt gewinnt man an dem vorigen Missionshause und dem jetzigen: jenes ein ganz bescheidenes Haus in einer Nebengasse, die der Volksmund nach und nach zur „Missionsgasse“ stempelte, dieses ein großes stattliches Bauwerk mit lieblichen Gartenanlagen und dem einen Missionskinderhause in der Nähe, in einer breiten Straße vor dem Spalenthore, die den amtlichen Namen „Missionsstraße“ trägt. 1859 fand die feierliche Weihe desselben statt. Es wird von etwa 80 Zöglingen mit ihren Lehrern bewohnt. Man fände aber nöthigenfalls für 100 Zöglinge Raum. — Ein weiteres untrügliches Wahrzeichen des Wachsthums gibt dem Festgaste der Bericht des Inspectors, der die Hörenden auf 3 eigene Missionsgebiete führt (Indien, Africa, China), während man Anfangs durch Heranbildung von Missionszöglingen nur Handlangerdienste für andere Gesellschaften mit eigenen Missionsgebieten zu thun gedachte. —



Und wer konnte nach den Rechnungsberichten, die an den Festen gegeben wurden, die Jahreseinnahme vom J. 1820 an mit 44,000 Franken sich fort und fort steigern sehen bis zu der Einnahme des letzten Rechnungsjahres mit 861,042 Franken, ohne den Eindruck zu empfangen, daß es sich hier wahrhaftig um einen Baum handle, der, an Waßerbächen des göttlichen Segens gewurzelt, mit jedem Jahre weiter hinauf und hinauswächst? — Bis zum Schluß des J. 1853 waren der Missionscasse 5,289,000 Fr. zugeslossen. Zur Erfüllung der 1. Million bedurfte es 13 Jahre, der zweiten 8, der dritten 5, der vierten 4, der fünften 3 Jahre. Mit dem Jahre 1853 beträgt die Jahreseinnahme über 300,000 Fr., im J. 1855 über 400,000, im J. 1859 über 600,000, im J. 1863 über 700,000, im J. 1868 über 800,000 Fr., im J. 1862 gar über 1 Million.

Daß sich am Freitag von alten Zeiten her an das Missionsfest in Basel das Jahresfest der freiwilligen Armenschullehrerbildungsanstalt mit Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in dem etwa 3 Stunden entfernten badiſchen Schloße Beuggen am Rhein anschließt, erwähnen wir nur anhangsweise zu einem Wahrzeichen, wie enge die Heidenmission mit der vaterländischen, die äußere mit der inneren verbunden sei. Beide Anstalten sind aus demselben Geist und im Grunde in demselben Herzen entsprungen: Spittlers, der den Gedanken Zellers, den dieser, der damalige Schuldirector im Canton Aargau, bei seinem ersten Besuch in der neuen Missionsanstalt äußerte, alsbald in seinem empfänglichen Herzen aufnahm und bewegte, den Gedanken: Missionslehrer zu bilden für unser eigenes vielfach verheidetes Volk. Das war und ist noch der Grundgedanke, zu dessen Ausführung Christian Heinrich Zeller, auch ein Württemberger, eine aussichtsreiche Stellung opfernd, ein ganzes reifes Mannesleben eingesetzt hat. Wer im Ernste besorgt, es möge die Heimath über dem Missionsbestreben zu kurz kommen, der nehme einen Theil der Antwort darauf von Beuggen ab oder auch von der „Erischona“. Es ist dies eine gleichfalls durch den vielfinnenden Spittler ins Leben gerufene Bildungsanstalt für einfacher vorbereitete Arbeiter zur Förderung des Reiches Gottes auf den verschiedensten Gebieten im In- und Auslande. Die Anstalt liegt auf der Höhe eines benachbarten Berges, einige Stunden von Basel, an der Stelle, wo sonst eine Kirche zu Ehren einer „heiligen Erischona“ gestanden. Die Kirche war nachgerade als solche werthlos geworden und sollte verkauft werden. Da legte der gedankenreiche Spittler die Hand darauf, ohne selbst noch recht zu

wissen, was daraus werden sollte. Er sei gewohnt, sagte er mir einmal in Beziehung auf diesen seinen Kauf, überall auf die Gedanken des Herrn zu achten und ihnen nachzugehen, — eine Lebensklugheit, deren sich bekanntlich auch H. F. Franke bei allen seinen Unternehmungen in Demuth rühmte. Anfangs wurden Handwerker in die Räume des ehemaligen Gotteshauses aufgenommen und christlich gebildet, daß sie in ihrer Umgebung ein Salz werden möchten. Daraus ist denn nach und nach die „Pilgermission“ geworden. Ihre Zöglinge stehen jetzt vorzugsweise im Dienste der innern Mission, in Ländern dießseits und jenseits des Weltmeeres, in der Schweiz, in Deutschland, in Palästina, Abyssinien, America (hier allein über 200), Australien, und reichen da und dort auch der äußern Mission die Hand. Der neueste Bericht (1876) zählt unter den 51 Zöglingen 9 Württemberger und bei der auf 120,825 Frank gestiegenen Jahreseinnahme über 24,000 Frank aus Württembergischen Händen.

Wohl sahen die Väter der Basler Mission nicht gerade freundlich zu dem letzteren Unternehmen des etwas eigenmächtig vorgehenden Freundes, wie denn hinwiederum auch Spittler, der „würtembergische Urpietist“, wie ihn sein Herzensfreund Dr. Barth je und je betitelte, dem schon durch Inspector Hoffmann und durch den Bau des neuen Missionshauses angeschlagenen höheren Fluge der Missionsanstalt nicht mehr recht zu folgen vermochte. Doch hat sich auch hier die oft gemachte Erfahrung bewährt, daß Anstalten, die aus dem Geiste des Glaubens und der Liebe Christi herausgewachsen sind, einander nicht verderben, und was den von Spittler gefürchteten Hochflug der Missionsanstalt betrifft, so sorgte der Herr, der auch sonst darüber wacht, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, schon auch für ein Bleigewicht mannigfacher Noth, daß er sich nicht gar über die Wolken erhöhe.

Der Vorgang Basels, die Mittheilungen über seine Reichsgottesfeste, wie sie z. B. der Christenbote gewöhnlich seinen Lesern brachte, die Eindrücke, welche die Festgäste ins Land zurücknahmen, lassen es begreiflich finden, daß auch in Württemberg solche Feste von den dreißiger, vierziger Jahren an immer reichlicher aufkamen. Das erste regelmäßige Missionsfest in Stuttgart fällt in das Jahr 1844 oder 1845. Die alten Stuttgarter Brüder waren nicht sehr dafür, daß die Sache der Mission in dieser Weise an die Oeffentlichkeit trete. Sie hätten sie lieber, wie bisher, in den Kreisen der Stillen im Lande gehalten. Allein die Sache hatte schon weit über diese Kreise hinaus die Aufmerksamkeit und Theilnahme

des christlichen Volkes, das sich denn doch nicht ausschließlich in den „Stundenleuten“ und „Pietisten“ beschloßen fand, auf sich gezogen. So hatte sich z. B. in Handwerkerzünften schon früher eine Art Collectenverein für die Mission gebildet. Der ganze Zug der Zeit drängte mehr und mehr auch die Bemühungen für das Reich Gottes und seine Ausbreitung dem Lichte der Oeffentlichkeit zu, und es ist ja auch dem Worte des Herrn und der Art seines Reiches gemäß, daß, was man erst hörte ins Ohr, später von den Dächern gepredigt werde. (Matth. 10, 27). Dr. Barth, sein Freund, Buchhändler Hänel in Stuttgart, der still eifrige Kaufmann Kirchhofer und andere Freunde daselbst traten Hand in Hand mit Basel für größere Oeffentlichkeit ein; auch einflußreiche christliche Frauen sollen mitgetrieben haben, ein von den Basler Festen herkommender Gast, Rector eines Gymnasiums in Schweden, voll von den dort empfangenen Festeindrücken, wirkte ermunternd mit, und so wagte man es, abgesehen von früheren Ordinationen, zum erstenmal, in der Hauptstadt mit einem Missionsfest in der Stiftskirche hervorzutreten. Es wurde in Verbindung mit einem Bibelfeste gesetzt: Vormittags Bibelfest mit Bibelvertheilung an Schulkinder, Nachmittags Missionsfest. Der Eindruck war entscheidend für alle kommenden Jahre. Nur mit einem gemüthlichen Zusammensein der Festgäste nach den Feststunden wollte es sich in Stuttgart nicht so, wie in Basel, machen. Es fehlten die großen, stattlichen Herrengärten, wie sie Basel aufzuweisen hat. Für die auswärtigen Gäste öffneten sich aber mit gleicher Bereitwilligkeit die Häuser und Tische der Stuttgarter Brüder, bis später der Bau eines evangelischen Vereinshauses die meisten hier bei Tisch und nach dem Feste zusammenführte.

Das Stuttgarter Missionsfest war aber weit nicht das erste in Württemberg. Calw, Güglingen, Mekingingen, Großbottwar und andere waren ihm um 10 und mehr Jahre vorausgeeilt. So wurde z. B. durch einen Sohn des obengenannten Schulmeisters Völter der Missionsfönn in Güglingen geweckt. Im J. 1836 kam es daselbst zum ersten Missionsfeste. Man hatte, um sicher zu gehen, schon im J. 1834 bei der Oberkirchenbehörde darüber angefragt. Von dieser war die Erlaubnis erfolgt unter der Bedingung, daß die kirchliche und bürgerliche Ordnung dadurch nicht gestört werde. Im selben Jahre (1836) wurde der Feiertag Mariä Verkündigung zu der ersten öffentlichen Jahresfeier in Großbottwar (Stadtpfarrer Burk, Vater des „Christenboten“) benützt und von da an dem dortigen Missionsvereine eine feste Gestalt gegeben. Zu den frühesten

Missionsfesten dürfte auch das in Leonberg mit Kornthal zu zählen sein. Anfangs war das Haus des eifrigen Missionsvaters, Kaufmanns Josephs, der Sammelort für die feiernden Missionsfreunde. Da wurde gesungen, gebetet, geredet und Rechnung abgelegt. Bald aber bekamen beide, Leonberg und Kornthal, ihre eigenen Jahresfeste in ihren Gotteshäusern. Kornthal allein hatte an seinem letzten Missionsfeste (Erscheinungsfest 1877) eine Einnahme von 7,565 M. zu verrechnen. Jetzt tauchten überall, wo anregende Persönlichkeiten im Dienste der Kirche standen, auch nach und nach regelmäßige Missionsfeste im Zusammenhange mit Missionshilfsvereinen wie Sterne am Himmel der württembergischen Kirche auf, bald festgebunden an einen bestimmten Ort und Tag, bald planetenartig wandernd. Manche Bezirke haben auch, um die Vortheile der Fix- und Wandelsternart zu vereinigen, 2 Feiertage des Jahres, wie z. B. der Bezirk Baihingen: das Jahresfest mit Rechnungsablage am Matthäitag in der Oberamtsstadt und eine einfache Feier am Tage Philippi und Jacobi, die bald da, bald dort im Bezirke gehalten wird, um auch denen, die dem Jahresfeste nicht anwohnen können, oder der Sache noch nicht näher getreten sind, entgegen zu kommen. Es hat nun seit Jahren jeder Bezirk, jeder bedeutendere Missionsverein, jede bedeutendere Stadt Württembergs ein jährliches Missionsfest, das denn immer auch Besucher aus der Nachbarschaft anzieht. Man findet da meist volle, oft gedrängt volle Kirchen. Ein Ortsgeistlicher leitet gewöhnlich die Feier ein, und dann treten je nach Umständen 2 bis 3 auswärtige Redner in Vorträgen mit oder ohne Schrifttext auf. So kommen die mancherlei Gaben auch den Hörern in weiteren Kreisen zu gut. Eine eigentliche Predigt wird nicht gehalten, auch treten die Redner, den einleitenden Pastor loci ausgenommen, nicht im Amtskleid auf. Wo möglich wird auch ein Missionar gewonnen, der etwa in der heimathlichen Luft sich stärkt und aus eigener Anschauung und Erfahrung reden kann. Basel hält ausgediente, aber für die Heimat noch brauchbare Missionare da und dort als Missionsprediger, die stets bereit sind, der Sache der Mission auf solchen Festen zu dienen. Das christliche Volk hat freilich auch seine Lieblinge, deren Namen, wo sie auftreten, eine besondere Zugkraft üben. Dr. Barth z. B. in seiner frischen, markigen, aus vollem Herzen herausredenden Weise, war ein solcher Liebling. Er wurde gewöhnlich als Schlußredner aufgespart. Kurz und gut! das war seine Losung. Kurze geschichtliche Züge, in treffender Weise eingeflochten, gaben seiner natürlich fließenden Rede einen besondern Reiz. Je und je verschmähte er auch



einen akustischen Effect nicht. Mir ist noch unvergeßen, wie er einmal bei einem Missionsfest in Stuttgart seine Rede begann mit den letzten Worten eines auf einer Südseeinsel sterbenden Boten des Evangeliums: „Missionare! Missionare! Missionare!“ — Dieser Nothruf aus dem Munde eines über der unabsehbaren Arbeit zusammenbrechenden Mannes hallte gewaltig nach — zunächst in dem weiten Raume des Gotteshauses, sicherlich aber auch in den Herzen der Hörenden. Wir sahen aber auch einmal, als vorhergehende Redner die ihnen vergönnte Zeit ungebührlich ausgedehnt hatten, unsern schlagfertigen Doctor seine ohne Zweifel wohl ausgedachte Rede kurzweg opfern und, damit nur je des Guten nicht zu viel würde, mit einem kurzen Gebete schließen. Unsere Aposteltage sind für solche Feste wie gemacht; besonders sind die in die bessere Jahreszeit fallenden nebst dem Pfingstmontag für Missions- wie für Jahresfeste von Rettungsanstalten zc. vielseitig in Beschlag genommen und gestalten sich nicht selten zu christlichen Volksfesttagen. Sonntage werden nur selten dazu genommen. Unser christliches Volk wahrt die stille Feier derselben. Die Feiertage aber sind vielfach Wandertage zu Festen, Conferenzen, brüderlichen Zusammenkünften. (Schluß folgt.)

## Die schottischen Missionen.

Von Dr. Fischer in Edinburg.

### I. Kurze Geschichte der schottischen Missionsarbeiten vor dem Jahre 1843.

Das denkwürdige Jahr 1843 — the year of the Disruption — bildete einen Wendepunkt in der Entwicklung der schottischen kirchlichen Gemeinschaften. Es bildet auch einen Wendepunkt in der Geschichte schottischer Mission. Wir thun daher gut, bevor wir von den Missionen einzelner Kirchen, wie der „Staatskirche“ oder der „Freien Kirche“ reden, die allgemeinen Bestrebungen auf diesem Gebiete bis zu jenem Jahre kirchlicher Spaltung in einer kurzen Vorgeschichte zusammenzufassen.

Eine der frühesten Missionsarbeiten, von denen wir in der schottischen Kirche wissen, ist die, die in Verbindung mit dem unglücklichen Colonisationsplan Dariens in's Werk gesetzt wurde. Die abenteuerliche Idee

William Pattersons, des Gründers der Bank of England, auf der Landenge von Panama im Lande Darien ein großes Handelsemporium mit schottischen Ansiedlern zu gründen (1698), erwies sich in ihrer Ausführung, wie aus der Geschichte bekannt, als ein trauriger Mißerfolg. Die vier, zum Dienst unter den schottischen Ansiedlern und zur Mission unter den Heiden bestimmten, von der Generalsynode von Schottland abgesandten Prediger (1699) fanden theils sehr ungünstigen Boden vor, theils standen sie selbst noch zu sehr im Presbyterianischen Fanatismus, um erfolg- und segensreich wirken zu können. Politisch wie kirchlich schlug der ganze Versuch völlig fehl.

Dies war aber auch die einzige Anstrengung im Gebiete der Mission, ja man möchte fast sagen, das einzige Lebenszeichen nach außen, das die Schottische Kirche, die durch die langwierigen Kämpfe um die Güter der Reformation ermüdet war, und sich nach endlicher Erringung derselben (1688) dem Frieden und der ungewöhnten Ruhe mit um so größerer Sicherheit hingab, für viele Jahre hinaus von sich ablegte. Fast ein Jahrhundert lang hören wir so gut wie nichts von Missionen. Zwar werden Missionsanstalten in Boston 1732, Neu-York 1741, Neu-Jersey 1744, eine Schule in Lebanon (Connecticut) erwähnt, für welche letztere 2500 £. aufgewandt wurden, aber es blieb bei Versuchen; und der ganze Zeitraum bleibt für die schottische Kirche, wie ein neuer Schriftsteller sich ausdrückt: eine Zeit lethargischen Schlummers.

Erst die französische Revolution, die durch ihre Offenbarung menschlicher Abscheulichkeit so weit und durchgreifend gewirkt hat, rüttelte die schlafende Kirche auf Ein regeres religiöses Leben, und ein größerer Eifer für die Mission machten sich geltend. Zwei Missionsgesellschaften wurden gegründet: die Missions-Gesellschaft von Glasgow (1796) und die sogenannte Schottische Missions-Gesellschaft von demselben Jahre. Beide Gesellschaften waren unabhängig von irgend welcher Secte und empfingen Unterstützung von Christen innerhalb und außerhalb der schottischen Staatskirche. Die letztere, die die Sache der Mission nun selbst in die Hand nehmen wollte, und im Jahre 1796 dahin gehende Vorlagen auf der General-Synode discutirte, wurde in ihren Versuchen durch eine Anti-Missionspartei gehindert, die bei der Abstimmung in Folge der Beredsamkeit glänzender Redner den Sieg davon trug. So blieb die Hoffnung der Missionsfreunde auf die beiden obengenannten Gesellschaften beschränkt. Leider aber wurden die ersten Anstrengungen, die theils von der „Glasgow Missionary Society“ theils von beiden Gesellschaften in Ge-

meinschaft mit der London Missionary Society, gemacht wurden, schlecht belohnt. Untüchtigkeit der ausgesandten Missionare und die Ungefundtheit des Klimas vereitelten die Missionsversuche in der Sierra Leone-Gegend wie in West-Africa überhaupt. Auch der Plan, der im Jahre 1819 nach dem schrecklichen Erdbeben in Kutsch (Indien), das tausende von friedlichen Einwohnern plötzlich vom Erdboden verschlang, auftauchte: nämlich Missionare an die Ufer des Indus zu senden, scheiterte an den sich erhebenden Schwierigkeiten. Erfolgreicher waren die Versuche, die im Jahre 1820 in der den Holländern entrissenen „Cape Colony“ gemacht wurden. Obgleich nämlich die früheren Herrn des Landes presbyterianische Gemeinden dort hinterlassen hatten, hielt man es doch für politischklug, die entstehenden Vacanzen mit schottischen Geistlichen anstatt mit holländischen auszufüllen. So wurden denn im Mai des folgenden Jahres zwei Missionare und 1823 ein dritter nach dem Kafferlande (Caffraria) abgeschickt.

Die schottische Missions-Gesellschaft war von größerem Glück begünstigt. Sie hatten Missionare nach West-Africa, Rußland, Indien, und Jamaica ausgesandt. In Indien namentlich waren seit 1822 ausgezeichnete Männer wie Mitchell, Nesbitt und Wilson thätig. Sie arbeiteten in der Präsidentschaft Bombay.

Im Laufe der Zeit machte sich aber auch in der Schottischen Staatskirche selbst eine missionsfreundlichere Richtung geltend, an deren Spitze der berühmte Dr. Inglis stand. So kam es, daß in der Synode des Jahres 1824 über die Missionsvorlagen dieses energischen und allgemein geachteten Geistlichen, der folgende Beschluß gefaßt wurde:

„Die Synode billigt den allgemeinen Zweck und Gegenstand dieser Vorlagen und ernennt ein Comité, das zur Erreichung dieses Zweckes für die nächste Versammlung einen Plan auszuarbeiten hat. Die Synode überläßt es den Erwägungen der nächsten Versammlung über die Herbeischaffung der nöthigen Mittel durch eine außerordentliche Sammlung und eine öffentliche Subscription zum Besten dieses wohlthätigen Zweckes, zu berathen.“

Vorsitzender dieses Comité's wurde Dr. Inglis und er war es denn auch, der im folgenden Jahre einen von ihm verfaßten Entwurf der Synode vorlegte. In demselben empfahl er vor allen die britische Provinz Indien in's Auge zu fassen, dort ein Centralseminar, mit einem schottischen Rector an der Spitze, zu gründen und zu gleicher Zeit Zweigschulen in der umliegenden Gegend für die Eingebornen anzulegen, in denen eingeborne Lehrer nach und nach herangezogen werden könnten. Der Mission solle nicht auf diese

Weise durch die Schule und den Segen einer besseren Erziehung der Weg gebahnt werden.

Dieser Entwurf wurde gebilligt und eine allgemeine Sammlung ausgeschrieben. Aber so wenig war die Idee einer Mission in fremden Ländern in's Blut der Kirche und des Volkes eingedrungen, daß von 900 Kirchen und 50 Kapellen nur £. 300 gesammelt wurden und etwa £. 90 an jährlichen Beiträgen. Dies änderte sich aber schon im folgenden Jahre bedeutend; und bald fand sich auch der Mann der für eine lange Reihe von Jahren als der hervorragendste unter den schottischen Missionaren genannt zu werden verdient: Dr. A. Duff.<sup>1)</sup> Im Jahre 1829 am 12. August wurde er als erster Heiden-Missionar der schottischen Kirche in St. Georges Church, Edinburgh, geweiht und segelte im October desselben Jahres nach dem Lande ab, dem er die ganze Energie seines zukünftigen Lebens zu widmen im Begriffe stand. Nach einer sehr gefährlichen Reise, zweimaligen Schiffbruch und Verlust aller seiner Sachen erreichte er 1830 endlich Calcutta. Nach ihm wurden dann, da die Einkünfte zu Missionszwecken sich bis auf £. 1200 gesteigert hatten, noch zwei Missionare dorthin abgesandt.

Während der folgenden Jahre, in denen namentlich Dr. Duffs Wirksamkeit im Felde der Mission, wie im Vaterlande, wohin er aus Gesundheitsrückichten auf längere Zeit hatte zurückkehren müssen, so wie seine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit<sup>2)</sup> in's Gewicht fällt, war ein stetiges Wachsen des Missionseifers zu bemerken. Die drei Missionare der Scottish Mission Society in Bombay: Mitchell, Nesbit und Wilson wurden nun auch von der Staatskirche übernommen; und auch für Madras, die dritte Präsidentschaft bald ein Missionar gefunden. Jahr für Jahr wuchs die Zahl derer, die ausgesandt wurden. Je mehr sich nun aber dieser regere Eifer der Schottischen Nationalkirche bethätigte, desto mehr mußte die Thätigkeit der im Jahre 1796 gegründeten Missionsgesellschaften abnehmen; insbesondere da nun auch die United Presbyterian Church die Mission in ihre eigenen Hände genommen hatte (seit 1835). Demnach konnte die Glasgow Mission Society ihre Arbeit im Vatterlande nur wenig fördern; sie mußte mit ihren geringen Mitteln haushalten und litt überdies seit 1837 an innerer Spaltung, indem eine Partei an der Staatskirche festhielt, eine andere dieselbe verwarf und sich unter dem Namen

<sup>1)</sup> Eben geht uns die Nachricht von seinem am 12. Februar erfolgten Tode zu. In der nächsten Nummer hoffen wir einen Nekrolog zu bringen. D. S.

<sup>2)</sup> Er schrieb ein großes Werk: „India and Indian Missions“ und zahlreiche kleinere Schriften.



Glasgow African Society von ihr trennte. Von der ersteren, die übrigens den alten Namen der Gesellschaft Glasgow Mission Society beibehalten hatte, wurde im Jahre 1840 ein Missionar nach Africa entsandt mit der Instruction ein Seminar für die Neger zu gründen.

Der Aufschwung, den die Missionsfache in den Jahren 1835—1840 nahm, war, wie gesagt, hauptsächlich den energischen Bemühungen Dr. Duff's zu verdanken. Nach seiner Rückkehr nach Indien im Jahre 1840 fand ein bemerkbarer Rückschlag in den gesammelten Fonds statt. Gesammelt wurden nämlich 1838 ca. £. 5437, 1839—1840 ca. £. 5241, 1840—1841 ca. £. 4690, 1841—1842 ca. £. 4158. Der Stand der Schottischen Mission vor der disruption war etwa folgender:

### 1. Indien.

In Calcutta hatte es die große Missionschule von 5 Schülern (1830) bis auf 900 (1842) gebracht, mit einer täglichen Schülerzahl von 700. Ein neues Missionshaus, neue Unterrichtsräume mit Bibliothek und physikalischem Cabinet waren gebaut worden; Zweigschulen bestanden in Saki, Culna und kleineren Orten in der Nähe der Stadt. Ein Waisenhaus für Mädchen war ebenfalls gegründet und stand unter der Leitung zweier Damen, die von der Scottish Ladies' Society for promoting Female Education in India (1839) entsandt worden waren. Fünf Missionare und zwei eingeborne Lehrer waren thätig.

In Madras, wo die Arbeit 1835 mit der Gründung einer Schule (St. Andrew's School) nach dem Muster der Calcutta-Mission begonnen hatte, hatte sich die Schülerzahl von 59 (1835) bis auf ca. 500 gehoben. Drei Zweigschulen bestanden in Conjeeverum, Chingleput und Nellore; ebenso eine gleiche für Mohammedaner in Triplicam, einer Vorstadt von Madras. 3 Missionare und viele sonstige Arbeiter. Uebrigens wurde die Arbeit dort durch Rastenkämpfe oft erschwert und gehindert.

Bombay. Die Missionsarbeit hatte hier nicht in Bombay selbst begonnen, weil dort das Terrain schon von Amerikanern und Engländern in Anspruch genommen war, sondern in Bankote, Herni und Punah. Man war hier zu rasch auf das Anerbieten eingeborner Lehrer eingegangen und hatte achtzig der früher von ihnen geleiteten Schulen übernommen. Natürlich konnten die 4 Missionare die Sache nicht genügend beaufsichtigen und der Mission erwuchs wenig Vortheil daraus. 1827 wurde die Bombay Tract and Book Society gegründet. 1835 Gründung der Schottischen Mission School in Bombay mit einer Schülerzahl von 100 (1840) und einer Mädchenschule. Neue Missionsgebäude waren in Angriff genommen und

obwohl die Arbeit wegen der Rassenstreitigkeiten sehr erschwert und gefährdet war, hatte sie doch unter Dr. Wilson's geschickter Leitung manche gute Frucht aufzuweisen. Außer den (3) Missionaren waren mehrere Lehrerinnen thätig.

In Punah der eigentlichen Hauptstadt der Präsidentschaft und dem Sitze der Bramanen waren seit 1829 Nisbet und Stevenson thätig. Sie hatten 15 Schulen, darunter 11 für Mädchen gegründet. Die Missionsgebäude waren jedoch alle auf Privatkosten einiger wohlthätiger Europäer gebaut.

## 2. Africa.

Der Bestand der Schottischen Mission in Africa im Jahre 1843 war etwa folgender.

Thätig waren 5 Missionare in den folgenden Stationen im Kafferlande: Lovedale, Pirrie, Burnshill, Chumie und Iggebigha. In Lovedale war zu gleicher Zeit durch Mr. Govau ein Seminar gegründet (1841) so wohl für Kaffernkinder als für die Kinder der Missionare. In Burnshill waren 1839 etwa 30 Schüler und 11 Communicanten. Krieg mit den Kaffern hatte auch hier viel dazu beigetragen das Werk zu hindern.

---

## Literatur-Bericht.

1) Dr. Wangemann: „Die Berliner Mission im Bassuto-Lande“ (Berlin, Missionshaus, 1877. S. 800).

Mit diesem vierten Bande hat Dr. W. seine „Geschichte der Berliner Missions-Gesellschaft“ beendet; die umfangreichste und speciellste Monographie, die wir bis heut über irgend eine Missions-Gesellschaft besitzen. Bezüglich der Besprechung des in seiner Art sehr werthvollen Werks setzt uns freilich der Verfasser in nicht geringe Verlegenheit. „Sollte ich — schreibt er nämlich in der Vorrede — dies Buch kritisiren, so würde ich daran viel zu bemängeln finden. Würde aber ein Freund mich fragen: „warum hast du die Mängel nicht abgethan, die dir doch nicht unbekannt geblieben waren?“ so würde ich antworten: weil ich nicht gewollt habe, ja im Gegentheile die Mängel gewollt habe.“ Schreiber dieses ist ein Freund von Paradoxien, aber die hier vorliegende will ihm doch in keiner Beziehung als eine glücklich gewählte und kraftvolle erscheinen, auch nicht wenn er die folgende wieder ziemlich paradoxe Motivirung hinzunimmt: „Um dies zu verstehen bemerke ich, daß dies Buch durchaus nicht für ein lesendes (!) Publikum geschrieben ist. Wer's lesen mag, der lese es und wer nicht, der lege es bei Seite. Das Buch ist nur für Missionsarbeiter und Missionsbeter und zwar ganz speciell für solche Freunde unsres Berliner Missionswerkes

geschrieben, die nicht blos von demselben naschen, sondern ganz ernstlich mitarbeiten wollen. . . Wenn einer der Leser dieser Blätter dies nicht will, dann gebe ich nichts drum, daß er sie liest, aber auch nichts drum, wie er sie beurtheilt.“ Unsere Zeitschrift hat der Leser viele, die nicht specielle Mitarbeiter der Berliner Missions-Gesellschaft sind und doch aus allgemeinem Missionsinteresse ihre Geschichte gern kennen lernen — sollen wir nun zu diesen sagen: dies Buch ist nicht für euch? Im Ernst will das der Verfasser doch gewiß nicht. Aber wenn wir uns nicht auf den partikularistischen Standpunkt eines Vertreters ausschließlich der Berliner Missions-Gesellschaft stellen, so erklärt der Verfasser von vorn herein, daß er nichts drum gebe, wie wir sein Buch beurtheilen. Was sollen wir da thun? Es bleibt uns nur zweierlei übrig: entweder das Buch einfach anzugehen und uns dabei jedes Urtheils zu enthalten; oder wenn wir ein Urtheil abgeben sollen, den Eingang der Vorrede zu ignoriren. Um der Sache willen thun wir das letztere. Der werthe Verfasser wird's ja mit seiner Drohung so buchstäblich nicht nehmen und sich gewiß nur freuen, wenn auch Arbeiter anderer Missions-Gesellschaften im blos geschichtlichen Interesse sein Buch lesen.

Gelegentlich der Anzeige der früheren Bände der nun vollendeten „Geschichte der Berliner Missions-Gesellschaft“ haben wir rühmend hervorgehoben, daß Dr. Wangemann meist sehr anschaulich schildert und gut gruppirt. Der Verfasser hat entschieden ein Erzählertalent und weiß oft auch Kleinigkeiten in ganz interessanter Weise zu verwerthen. Er verfügt über eine große Stofffülle — aber er reproducirt diesen Stoff mehr, als daß er ihn bewältigt. Gewiß gehört zum guten Erzählen je und je eine gewisse umständliche Breite, aber damit diese nicht in langweilige Redseligkeit ausarte und man vor lauter Bäumen den Wald nicht aus den Augen verliere, bedarf sie zu ihrer Ergänzung nothwendig auch der Kunst der Unterscheidung und Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, des Zusammenfassens, des Charakterisirens mit großen Strichen. Enthalten dicke Bücher lauter Kleinigkeitsmalerei so ermüden sie. Dr. Wangemann hat von Anfang bis zu Ende seiner „Geschichte“ mit Absicht eine Menge „Kleinfenster“, wie er meint für das Verständniß des Ganzen höchst wichtiger, Details geliefert; wir zweifeln nicht, daß man uns allgemein zustimmen wird, wenn wir in dieser Häufung Kleinfenster, ja sehr oft kleinlicher Details einen Fehlgriff des Autors und einen der Hauptmängel seines Werks sehen. In den „Missionsberichten“ mögen diese speciellsten Specialia an ihrem Orte sein, aber in eine „Missions-Geschichte“ gehören sie nicht. Das vorliegende Werk ist eine sehr umfassende Berichterstattung über die Berliner Mission, eine ganz vortreffliche Quellsammlung zu einer künftigen Geschichte derselben, deren einstigen Verfasser es der Mühe überhebt die „Berichte“ von Jahrzehnten durchzustudiren; aber es selbst verdient den Namen einer Geschichte nur im abgeleiteten Sinne. Im Verlaufe von 10, 20, 40 Jahren wird vieles werthlos, was seiner Zeit in den „Berichten“ Interesse erregte. Der Historiker reproducirt daher nicht im wesentlichen diese „Berichte“, sondern froh, unnützen Ballast loszuwerden, verarbeitet er die Data von bleibendem Werthe zu einem neuen Bilde. Uns scheint, die „Geschichte“ Dr. Wangemanns hat viel solchen überflüssigen Ballastes. Z. B. um nur einen längeren Abschnitt herauszugreifen und die breiten Detailschilderungen, die fast jede Stationsgeschichte enthält, ganz zu übergehen, das weitgeschweifige Kapitel: „Recognoscirungen und Reisen“ S. 56—107 hätte ohne Schaden ganz fehlen können oder wenigstens auf den 5. Theil reducirt werden müssen. Der Director der Gesellschaft irrt, wenn er meint, daß Jedermann jede Kleinigkeit so interessant sei, als sie ihm selbst erscheint. Auch würde Dr. Wangemann die vielen Wiederholungen und ganz gleichartigen Schilderungen ver-



mieden haben, wenn er energischer und pragmatischer zusammengearbeitet hätte. Freilich er hält uns entgegen, das habe er eben nicht gewollt; selbst das Mosaikartige der Darstellung sei ein gewollter Mangel. Mit einem solchen Willen ist allerdings nicht zu rechten; aber dann wird der Verfasser auch um so williger zugeben, daß er auf das Lob einer pragmatischen Geschichtschreibung verzichte. Auch das scheint uns für den Missionshistoriker eine irrige Auffassung, daß er die Thätigkeit der handelnden Personen wesentlich mit den Worten ihrer eignen Berichte darzustellen habe. Abgesehen davon, daß das den noch lebenden Missionaren selbst gerade nicht immer gut ist — ihre Berichte sind auch nicht immer objectiv genug um sich unbehauen als Bausteine für eine Geschichte verwenden zu lassen. Es muß hier manche Ergänzung, manche Correctur, theils aus andern Quellen, theils in Folge eigner Kritik eintreten, überall aber viel Kürzung vorgenommen werden. Es wäre kein Schade, sondern ein großer Gewinn für das Buch geworden, wenn es dadurch auf die Hälfte seiner Bogenzahl reducirt worden wäre. Weniger wäre gewiß mehr und selbst den speciellsten Freunden der Berliner Missions-Gesellschaft lieber gewesen. — Wenn der Verfasser ferner bemerkt, daß er blos mit Thatfachen allein, „statt mit den bei solchen Werken sonst so beliebten Reflexionen und Uebergüssen“ gearbeitet habe, so dürfte er auch in diesem Punkte sich der Zustimmung keines einzigen Historikers erfreuen. Uns dünkt das lichtvolle Raisonnement, wie die sinnige Verknüpfung der geschichtlichen Fäden machen die Thatfachen dem denkenden Leser erst recht interessant. Warum soll eine Missionsgeschichte sich dieser Vorzüge entäußern, die z. B. Macaulays oder unsres Ranke historische Arbeiten zu einer Lieblingslectüre der Nation gemacht? Versteht der Verfasser unter „Reflexionen und Uebergüssen“ hingegen erbauliche Salbadereien, dann freilich geben wir ihm unbedingt Recht.

Hingegen vermissen wir in der 4bändigen „Geschichte“ manches, was wir in ihr gern gefunden hätten; z. B. eine im Zusammenhang mit der kirchengeschichtlichen Entwicklung gegebene Darlegung des heimathlichen Missionslebens innerhalb des Bezirks der Berliner Gesellschaft; einen Blick in die innere Organisation und Verwaltung derselben wie in das Missionsseminar; eine Biographie des für ihre Gestaltung so einflußreichen Inspector Wallmann und dergl. Wir hätten dem Verfasser dafür vieles geschenkt, was der erste Band von längst bekannten Dingen und Personen enthält. Selbst Bd. 2—4 können trotz ihrer Ueberfülle kleinften Details den nicht befriedigen, der gern tiefere Blicke in den Christianisierungsprozeß eines Heidenvolkes thun und die Pflanzung der christlichen Kirche unter ihm so zu sagen belauschen möchte. Gerade wenn Fachmännern missionsgeschichtliche Arbeiten liefern, so hörte man gern möglichst viel z. B. über die Individualisirung der Bekehrung; über die verschiedene Empfänglichkeit, Auffassung und Vorbereitung der einzelnen Missionsobjecte; über die Missionsmethode im umfassendsten Sinne des Worts; über die gemeindliche Organisation; über die Schaffung einer Volksliteratur; über die Rationalisirung des Christenthums u. dgl. Die in dem Artikel: „die Aufgaben der Missionsgeschichtschreibung“ (1877 djr. Ztschr. Nov. u. Dec.) besonders S. 539 ff. aufgestellten Desiderien sind nur zu einem geringen Theile in dem Wangemannschen Buche erfüllt.

Gewiß ist das fleißige Werk, „eine sehr reiche Fundgrube für Pastoren, die um Stoff zu Missionsstunden verlegen sind.“ Aber wir bitten diese Pastoren es sich doch ja nicht bequem zu machen und einfach das Buch abzulesen oder zu referiren. Es ist ein sicheres Mittel die Missionsstunden langweilig und leer zu machen, so man jahraus jahrein sie mit kleinstem Detail ausfüllt. Also Verarbeitung, Zusammenar-



beitung, liebe Brüder, so daß es jede Stunde ein in sich abgerundetes Bild gibt mit einigen Gestalten, die die Aufmerksamkeit fesseln und dem Gedächtniß sich wirklich einprägen.

2) **Dr. Grundemann:** „Burthards kleine Missionsbibliothek. 2. Aufl. II. 2 u. 3: „die Völkerstämme Südafrikas“ und das „Festland und die Inseln von Ostafrika“ (Bielefeld, 1877 u. 78).

Die in seinem Vorwort zu II. 2 von dem Verfasser selbst concedirten Mängel haben wir natürlich kein Recht weiter zu kritisiren. Bezüglich der Anordnung des Stoffes sind unsre früher geäußerten Wünsche berücksichtigt worden, so daß jetzt in jedem Abschnitte die Geschichte der Mission bis auf die neueste Zeit fortgeführt ist. In Ostafrika haben die neuesten Ereignisse freilich den Inhalt des Buches zum Theil schon überholt und auch in Madagaskar ist indessen allerlei eingetreten, was der Verfasser nicht mehr berücksichtigen konnte. Es legt dies den Wunsch nahe: dem vollendeten Werke ein Schlußcapitel beizufügen, welches in einer Rundschau über die seit dem Druck der einzelnen Hefte eingetretenen Veränderungen und Fortschritte orientirt. — Was den Inhalt der beiden Hefte angeht, so können wir dies Mal kurz sein. Ganz vortrefflich sind die das Kapland behandelnden Abschnitte; aber ehrlich gestanden, es wäre uns lieber gewesen, der Verfasser hätte die auf die Colonie verwendete Sorgfalt den außer ihr lebenden Stämmen gewidmet, da die Kapischen Zustände doch bereits weit bekannter waren, als die unter den letzteren es sind und es doch nicht ganz zutreffen dürfte, daß die Schilderungen aus dem Kaplande zum Theil auf ganz Südafrika passen. — Madagaskar ist mit großer Sachkenntniß und Müchternheit behandelt, während wir bei dem Festlande von Ostafrika, um der Wichtigkeit willen, die es vermuthlich in den nächsten Jahren für die Mission gewinnen wird, gern mehr Specialia besonders aus der neueren Reiseliteratur gefunden hätten.

Wir geben bei dieser Gelegenheit endlich noch einem Wunsche Ausdruck, nämlich, daß es dem Verfasser gefallen möchte wenigstens jedem Bande seiner kundigen Arbeit eine Karte beizugeben. Diese Beilage würde zweifellos den Werth des Werkes um vieles erhöhen.

3) **Pic. C. Hoffmann:** „Leben und Wirken des Dr. L. Fr. Wilh. Hoffmann“ (Berlin, Wiegandt und Grieben 1878).

So interessant gerade die ersten Kapitel dieser von Sohnesshand geschriebenen Biographie des bekannten General-Superintendenten H. sind — uns interessirt hier doch wesentlich der Abschnitt, der die Ueberschrift trägt: „der Missionsmann“ S. 77 bis 163, der Haupttheil dieses ersten Heftes. Bekanntlich ist W. Hoffmann elf Jahre lang Inspector der Baseler Missions-Gesellschaft gewesen und hat sich unter seiner in mancher Beziehung hervorragenden Leitung in der Heimath wie in der Heidenwelt das Gebiet derselben staunenswerth vergrößert. Wir gingen darum mit einer gewissen Spannung an die Lectüre des genannten Abschnitts, denn wir hofften von ihm eine bedeutende Bereicherung unsrer missionswissenschaftlichen Kenntniß. Allein diese Hoffnung ist nur in sehr mäßiger Weise in Erfüllung gegangen. Wer W. Hoffmanns „Elf Jahre in der Mission“ (Stuttgart 1853) und „Missions-Fragen“ (Heidelberg 1847) gelesen hat, zwei wie es scheint in Norddeutschland allerdings nicht eben sehr bekannte Bücher, der empfängt aus unsrer Biographie kaum eine neue Belehrung. Wir mußten unwillkürlich an Hermanns vortreffliche Monographie über Graul denken. Wäre Hoffmanns Wirken in Basel ein Seitenstück dazu geworden, was für eine Bereicherung der Missionswissenschaft würde das gegeben haben. Freilich dazu hätte es etwa der Feder eines Josen-

hans bedurft. Es ist ja immer eine nach mehr als einer Seite hin sehr schwierige Sache, daß der Sohn des Vaters Biograph wird und man kann von ihm nicht verlangen, was man von einem Fachmann, der sich dieselbe Aufgabe stellt, erwarten darf. — Charakteristisch für den hochbegabten Mann und seine ganze Arbeit ist ein Ausspruch, den er selbst über sich thut in dem Vorworte seiner mit großer Eile angefertigten akademischen Inauguralrede: „Es theilt diese Rede das Loos, welches allen meinen Arbeiten und meinem ganzen Leben zugetheilt ist; schnell im Drange des Moments ist sie entstanden und vieles in ihr konnte sich daher nicht mit der Klarheit und plastischen Rundung gestalten, die nur bei ruhigem, stillem und frohem Verweilen bei den Gegenständen erzielt wird“ (S. 161 f.).

4) **Hesse**: „Namen- und Sach-Register zu Band I—XX der neuen Folge des Evangelischen Missions-Magazins“ (Basel, Missionsbuchhandlung 1878).

Eine mühselige und trockne Arbeit, aber sie ist uns mehr werth als ein ganzes Dutzend oberflächlicher neuer Missionschriften, die nichts weiter als ein Zusammenschreiben aus andern secundären Quellen sind. Dies trockene Register ist ein Schlüssel zu einer wahren Schatzkammer. Die 60 Bände des alten und neuen Missions-Magazins sind in ihrer Art die werthvollste Missions-Encyclopädie der Welt. Daher hätten wir freilich gewünscht, der Verfasser möchte auch die 40 Jahrgänge des alten „Magazins“ in den Bereich seines Registers gezogen haben; es ist viel, sehr viel Gold darin und er würde der Auffindung und Verwerthung desselben dadurch einen sehr wesentlichen Dienst erwiesen haben. Vielleicht thut er es doch noch, wenn auch nur wenige Menschen den Werth einer solchen Arbeit zu schätzen wissen. Es braucht ja dieses Inhalts-Verzeichniß zu dem alten Magazin so speciell nicht zu werden, wie das zu den 20 Bänden der neuen Folge es ist. Jedenfalls empfehlen wir jedem, der sich im Besitz der letzten 20 Bände befindet, sich das jetzt erschienene Register ja anzuschaffen. — Uebrigens können wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit die ihnen gewiß angenehme Meldung machen, daß von jetzt ab auch der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ ein speciellcs Inhalts-Verzeichniß beigegeben und ein solches für die 4 ersten Jahrgänge nachgeliefert werden wird.

5) **E. Faber**, Rheinischer Missionar: a) „die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Micius zum ersten Mal vollständig aus den Quellen dargelegt.“

b) „der Naturalismus bei den alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus oder die sämtlichen Werke des Philosophen Micius zum ersten Male vollständig übersetzt und erklärt“ (Elberfeld, Friderichs 1877).

Der Ende Oktober v. J. nach China zurückgekehrte Missionar Faber hat seinen Urlaub in der deutschen Heimath mit großem Fleiß auch literarisch ausgenutzt. Außer zwei allerliebsten Missionstractaten („Bilder aus China“ — Barmen, Missionshaus) hat er uns eine chinesisch-philosophische Trilogie geliefert, deren wissenschaftliche Bedeutung durch die allgemein verständliche Behandlung des Gegenstandes nichts von ihrem Werthe verliert. Außer seinem „Lehrbegriff des Confucius“ (Hongkong 1872) und seinen „Quellen zu Confucius“ (Ebend. 1873) sichert vornämlich diese Trilogie dem Verfasser unter den gelehrten Sinologen einen Ehrenplatz und wir wünschen dem bescheidenen Manne wohl, daß eine deutsche Universität zur Belohnung für seine bisherigen wissenschaftlichen Leistungen wie zur Ermuthigung für weitere Arbeiten in dieser Richtung ihn

honoris causa zum Doktor creirte! — Micius, Mencius und Licius, die Vertreter der Hauptrichtungen der altchinesischen Philosophie hat Faber nicht bloß zu unserm Kenntniß gebracht, sondern durch seine zum Theil trefflichen Erläuterungen auch unserm Verständniß erschlossen. Während Mencius, dessen „Lehrbegriff“ wir schon früher angezeigt (1877 S. 458 ff.), allerdings schon vor F. in mehreren europäischen Sprachen übersezt worden war, ist es das erste Mal, daß Micius und Licius uns zugänglich gemacht werden. Sowohl der gänzliche Mangel an dem, was wir System nennen, als der oft fremdartige Gedankenausdruck machen altchinesische Philosophen für uns schwer genießbar. Um so dankbarer müssen wir dem Uebersetzer sein, daß er zugleich Interpret ist. Wie wir schon bei Mencius bemerkten, so wiederholen wir auch bezüglich des Micius und Licius, daß die Erläuterungen mit großer Präcision große Klarheit verbinden; wie sie beweisen, daß der Verfasser sich wirklich in den Geist seiner Autoren ganz eingelebt hat, so sind sie auch trotz ihrer Kürze in ihr Verständniß wohlgeschickte Führer. Der unserm Literatur-Berichte gewidmete Raum gestattet leider kein Eingehen auf den Inhalt der genannten Systeme, wir behalten uns das für einen späteren selbständigen Artikel vor. Wer sich mit der Gedankenwelt, in der das größte aller Völker der Erde seit Jahrtausenden lebt, einigermaßen vertraut machen will, den können wir nicht dringlich genug die Lectüre der Faber'schen Bücher empfehlen. Es ist in der That der Mühe werth diese chinesischen Philosophen kennen zu lernen. So fremdartig auch das Gewand ist, das sie tragen — unter ihren Weisheitsprüchen sind viele edle Perlen und man kann es wohl begreifen, daß ein auf solche Moralphilosophie eingebildetes Volk in stolzer Selbstgenügsamkeit dem Evangelio Christi viel Widerstand entgegensetzt. — Als Einleitung zur Darlegung der Grundgedanken der socialistischen Lehre des Micius hat der Verfasser in seiner körnigen, knappen Weise eine Abhandlung über „den Socialismus“ vorausgeschickt, die viel Beherzigenswerthes enthält und wohl verdiente in den Kämpfen der Gegenwart verwerthet zu werden.

**6) Prof. Fr. Spieß:** „Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode auf Grund vergleichender Religionsforschung“ (Jena, Costenoble 1870).

Wir beabsichtigten diesem werthvollen Buche einen selbständigen zum Theil seinen Inhalt reproducirenden Artikel zu widmen, halten diesen Vorsatz auch jetzt noch fest: allein da die Fülle anderweitigen Stoffs, die vorher zur Mittheilung zu bringen uns obliegt, für die nächste Zeit die Ausführung dieser Absicht noch nicht gestattet, so bringen wir wenigstens an diesem Orte eine vorläufige Anzeige, damit nicht der Schein entstehe, als ignorirten wir ein für uns so interessantes Werk. — Es ist ein ebenso wichtiger wie dankbarer Gegenstand, den der Verfasser zu seiner religionsvergleichenden Monographie sich ausgewählt hat. Er hat schon bei dieser Wahl einen guten Griff gethan; gleich der Titel des Buches reizt zu seiner Lecture. „Wie ein Columbus trotz der Zweifel und Drohungen der ungläubigen Menge unverwandt die Schiffe gen Westen steuert, wo das geglaubte Festland, die erhoffte neue Welt liegen muß; so zieht der gläubige Theil der Menschheit seit Menschengedenken die pfad- und ziellos scheinenden Lebenswege getrost und voll Zuversicht, in einem besseren Drogen und Drüben zu landen“ (S. 583). Und der Verfasser zieht mit ihnen durch die Lande und durch die Jahrhunderte um „die Vorstellungen vom Wesen und Ursprung wie über Bestimmung und Schicksal der Seele“ (Rp. I u. II), „über den Tod“ (III), „die Leichenbestattung und Gräbersymbolik“ (IV), „die Gründe des Glaubens an ein künftiges Leben“ (V) u. dann die Vorstellungen von diesem selbst bei den „uncivilisirten und wilden Völkern“



(VI) wie bei den alten Egyptern, Chinesen, Hindus, Parfen, Griechen, Römern, Celten, Germanen, Slaven, Juden und Mohammedanern (VII—XVII) auf Grund umfassender und unparteiischer Quellenstudien zu erforschen. Nur der christlichen Unsterblichkeitslehre hat er keine selbständige und zusammenhängende Darstellung gewidmet, theils weil er dieselbe als bekannt glaubte voraussetzen zu dürfen, theils weil eine eingehende Behandlung das so schon ziemlich umfangreiche Buch (S. 615) um ein bedeutendes, ja um einen ganzen zweiten Theil vermehrt haben würde. Aber darum fehlt sie dem Werke nicht; „es zieht sich vielmehr eine Vergleichung der gefundenen Vorstellungen, Gebräuche und auf eine andre Welt sich richtenden Gedanken, Worte und Handlungen mit den betreffenden christlichen wie ein rother Faden durch die ganze Untersuchung, und speciell in den einleitenden Kapiteln (I—V) wie in der Schlußbetrachtung (XVIII) ist die christliche Anschauung über das Jenseits und das aus dem Gesichtspunkte des Jenseits angesehene Diesseits als maßgebende überall in Betracht und Vergleich gezogen“ (Vorm. X).

Der Stoff, den der Verfasser zu bewältigen hatte, ist ein ungeheurer, wie schon ein Blick in die den einzelnen Kapiteln beigegebenen Literatur-Verzeichnisse zeigt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn trotz allen Fleißes Lücken geblieben sind und hier und da auch Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten sich eingeschlichen haben. So kann uns z. B. der Abschnitt über „die eschatologischen Vorstellungen der Chinesen“ kaum genügen — die oben angezeigten Schriften Fabers z. B. bringen wesentliche Bereicherung. Auch die Missionsberichte hätten über die herrschenden Volksvorstellungen nicht unbedeutende Ergänzungen geliefert. Desgleichen vermissen wir eine umfangreiche Benutzung dieser ergiebigen Fundgruben in dem folgenden Kapitel: „die Vorstellungen uncivilisirter oder wilder Völker von dem Jenseits“, bei dem der Verfasser specielle Klage erhebt über die Spärlichkeit der Quellen (S. 521). Wir waren gerade auf die hier vermutheten Forschungsergebnisse des Autors besonders gespannt. Aber unsre Erwartungen wurden wenig erfüllt, denn was wir gefunden, hat unsre bisherige Kenntniß kaum bereichert. Nur im Vorbeigehen wollen wir einige errata dieses Kapitels corrigiren; z. B. die Battas gehören nicht zu den afrikanischen Negerstämmen, wie der Verfasser S. 150 anzunehmen scheint — sie wohnen auf Sumatra und sind malaischen Ursprungs; die Sandwichs-Inseln sind nicht durch „katholische Missionäre und später durch englische und amerikanische“ christianisirt (S. 153 f.). Die Amerikaner kamen zuerst und erst später schlichen sich die Römer und die Boten der P. G. S. ein; das über die nordamerikanischen Indianer gefällte Urtheil (S. 161) bedarf sehr der Restriction zc. Man muß indeß, wie schon bemerkt, gegen Mängel dieser Art, die auch in andern Kapiteln nicht fehlen, sehr nachsichtig sein und sie mild beurtheilen, da die Schwierigkeiten sie gänzlich zu beseitigen ungeheure sind. — Sehr treffend ist die Bemerkung (S. 566 Anm.): „So sonderbar und verwunderlich uns auf den ersten Anschein gar manche Gedanken und Gebräuche vorgekommen sein mögen, welche wir im Laufe unsrer Untersuchung angetroffen haben, wir haben sie nirgends für völlig absurd gehalten und haben uns nie versucht gefühlt, darüber zu spotten.“ Das ist eine sehr weise Verhaltensmaßregel nicht bloß für den Forscher auf dem Gebiete der Religionsvergleichung, sondern auch für den Missionar. „Wir haben gesehen“ — kann daher der Verfasser in seinem apologetisch werthvollen Schlußkapitel resumiren — „wie die gleiche Sorge um das Jenseits, wenn auch in der Besonderheit einzelner Menschen und Nationen auftretend, Alle die vom Weibe geboren sind beschäftigt und bedrückt und wir können sagen, daß sie Alle, wenn auch nicht ohne große Zweifel und Schwankungen, zu Einem und demselben Glauben hindurchgedrungen sind, so wechselnd auch in Individuen, Völkern und



Perioden die Gestalten desselben sein mögen. Die Annahme einer Fortdauer des geistigen und körperlichen Theils des Menschen und einer Verschiedenheit des Zustands, in welchen die Seele eingeht je nach dem Verhalten der Person während des irdischen Lebens ist gemeinschaftliches Eigenthum aller (?) Eschatologien. Man mag sich über die bunte Mannigfaltigkeit, über die Vorstellungen von dem Jenseits wundern, man mag himmelweite Unterschiede in der Art beobachten, sich den Zustand der Abgeschiedenen zu denken und auszumalen; man wird aber jedenfalls zugestehen müssen, daß die Menschen aller Jahrhunderte, soweit wir Nachrichten über sie haben, an allen Orten der Erde, soweit sie unsrer Forschung zugänglich gewesen sind, auf allen Stufen religiöser Erkenntniß, soweit Aeußerungen derselben kund geworden sind, das Räthsel zu lösen sich abgemüht haben, ob der Tod mit dem Leibe auch die Seele der Auflösung und Vernichtung entgegenführe, oder was er uns bringe und daß man mehr auf dem Wege divinatorscher Intuition als logischer Argumentation die Ueberzeugung gewonnen hat, dem unsterblichen Theil sei eine Weiterexistenz beschieden und die Modalität des Fortlebens hänge ab von dem Werthe, welcher vor dem Gerichte Gottes der einzelnen Persönlichkeit zuerkannt werde“ (S. 510 f. 569 ff.). Es ist erst eine Entdeckung des modernsten liberalen Protestantismus, mit der er wohl weder bei Freund noch Feind sich gerade in Respect setzen und viel Bewunderung seines Tieffinns und historischen Wissens erwerben wird, daß „die Annahme eines jenseitigen Lebens nach dem irdischen Tode weder mit der Religion im Allgemeinen noch mit dem Christenthum im Besondern nothwendig verknüpft sei“ (Dr. Pünjer in der 7. These seiner Habilitationsrede 1876 S. 576, cf. Allg. Ev. Luth. R. J. 1877 S. 722). Nicht blos das Christenthum gestaltet sich seltsam in diesen Köpfen!

Wir haben ja auch sonst noch dies und das an Spieß's Buche auszusetzen; z. B. hier und da bedenkliche Accomodationen an die moderne Entwicklungstheorie (S. 524 ff. 540, 544); einen bei aller Hochschätzung der vergleichenden Religionswissenschaft den Werth derselben doch etwas einseitig und übermäßig taxirenden Standpunkt (S. 571 ff.); eine manchmal zu schulmeisterliche Belehrung über Dinge, die den Lesern eines solchen Buchs doch sicher bekannt sind (z. B. 574, was man unter positiv versteht); eine nicht immer ganz objective Hinweisung auf die eignen bahnbrechenden Arbeiten (z. B. S. 513 Anm.); eine hier und da zu behäbige Breite u. dgl. Aber dies alles ist untergeordneter Art und tangirt kaum den Werth des Buches, dem wir herzlichst eine bessere Aufnahme und größere Verbreitung wünschen, als des Verfassers Logos Spermaticos (Leipzig 1871) gefunden hat.

**7) Dr. Zöckler:** „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf Schöpfungsgeschichte. I. Abth. Von den Anfängen der christlichen Kirche bis auf Newton und Leibnitz“ (Gütersloh 1877).

Wie es uns vom Missionsstandpunkte aus interessirt, was für Vorstellungen die nichtchristlichen Völker über „den Zustand nach dem Tode“ haben, ebenso interessirt es uns, zu erfahren, welches ihre Vorstellungen über die Schöpfung der Welt und über das Verhältniß von Gott und Natur sind. Wenigstens einen theilweisen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen liefert das genannte Zöckler'sche Buch, wie alle Arbeiten des productiven Verfassers, die Frucht eines bedeutenden Gelehrtenfleißes. Der dritte und vierte Abschnitt des ersten Buchs, die „den Gegensatz der christlichen Naturansicht zur antihellenischen“ und „der des hellenischen Judenthums, insbesondere Philos“ (S. 42 bis 66) behandeln, zeigen uns den engen Zusammenhang zwischen den religiösen resp.

philosophischen und naturbetrachtenden Anschauungen des mit dem Christenthum der ersten Jahrhunderte ringenden Alterthums. Wir hatten allerdings, vielleicht durch die eben beendete Lectüre des Spieß'schen Buchs verleitet, noch etwas Anderes in diesen Abschnitten gesucht, als wir gefunden; nämlich eine specielle Behandlung des antiheldnischen Schöpfungsbegriffs, wenn man so sagen darf. Allein gemäß der Tendenz seines Buchs setzt der Verfasser über diesen Gegenstand mehr voraus als er giebt. Aber auch in der vorliegenden Beschränkung sind seine Reflexionen werthvoll. „Die unsinnige Vielgötterei, die abergläubische Mischung natürlicher mit angeblich übernatürlichen Potenzen, die mythische Personificirung und Vergottung der einzelnen Naturdinge und Naturkräfte hatte eine chaotische Masse von einander durchkreuzenden und sich wechselseitig aufhebenden phantastischen Vorstellungen erzeugt, die es zu einer ruhig sinnenden, ernstern organischen Gesamtaufassung der Naturwelt nicht kommen ließen und alle edleren, tiefer denkenden Geister nothwendig dem Zweifeln und Verzweifeln an aller höheren Wahrheit überhaupt zutreiben mußten?“ Was dann über die Naturauffassung resp. die Schöpfungslehre der verschiedenen Philosophenschulen wie des Philonismus beigebracht wird, ist lichtvoll bei aller Kürze, ebenso der Nachweis von dem Einfluß der pythagoräisch-platonischen und stoischen Philosopheme durch das Medium theils des effektischen philonischen Synkretismus theils der christlich-alexandrinischen Gnosis auf den altkirchlichen Natur- und Schöpfungsbegriff (S. 67 f. u. Buch II). In der mittelalterlichen Zeit steht dann die christliche Naturansicht wesentlich unter der Herrschaft des Aristotelismus (S. 68 und Buch III), von der sie erst in der reformatorischen Epoche zu einer selbständigen Gestalt sich emancipirt (S. 69 und Buch IV). Aus diesen flüchtigen Andeutungen schon ist ersichtlich, wie wichtig eine Monographie wie die vorliegende auch für eine tiefere Missionsbetrachtung ist. Auch bei den Heidenvölkern der Gegenwart, zumal den philosophisch gebildeten, wird ein ähnliches Ringen zweier verschiedener Weltanschauungen und eine ähnliche gegenseitige Beeinflussung der Naturbetrachtung seitens derselben nicht ausbleiben, während bei den ungebildeten Massen und den uncivilisirten Völkern der auf heidnischer Naturauffassung beruhende Aberglaube noch lange nachspukt.

Dies ist jedoch nur eine Seite, von welcher Zöckler's Buch für uns Interesse hat. Wie unsre Leser schon aus seinem Aufsatze: „Mission und Wissenschaft“ (diese Zeitschrift 1877 Jan. u. Febr.) wissen, geht der Verfasser mit, wir möchten sagen, liebender Sorgfalt auch allen den Förderungen nach, welche irgend eine Wissenschaft, also auch die Naturbetrachtung durch die Mission und ihre Arbeiter erfahren hat. Es handelte sich ihm in dem vorliegenden Buche überhaupt keineswegs wesentlich darum eine Geschichte der Conflicte zwischen Theologie und Naturwissenschaft zu schreiben. „Die Vorkämpfer des Glaubens und der Glaubenswissenschaft erscheinen allerdings vielfach in Opposition wider die Bestrebungen der Naturforschung begriffen oder mit Mißtrauen gegen ihre Ereignisse erfüllt. Aber oft genug haben gerade sie sich an die Spitze wissenschaftlicher Eroberungszüge gestellt, sind gerade aus ihren Reihen begeisterte Herolde neuer wichtiger Erweiterungen des mathematisch-physikalischen wie des sprachlichen und historisch-archäologischen Wissens hervorgegangen“ (S. 2). Daß bei diesen Eroberungszügen selbst für die Naturwissenschaft auch die Missionare nicht gefehlt haben, weist Z. wiederholt nach, bezüglich der Glaubensboten im Mönchsgewande (S. 343 f. 554 f.), speciell der Jesuiten (555 ff.), während die 2. bis auf die Gegenwart fortgeführte Abtheilung seines Werkes bezüglich der neueren, speciell der evangelischen Mission jedenfalls viel reichlichere Mittheilungen in dieser Richtung bringen wird. Wir freuen uns, daß ein Gelehrter

wie Prof. Böckler ein Auge für das alles hat und danken es ihm, daß er auch in seinen scheinbar abliegenden wissenschaftlichen Arbeiten so entschieden mithilft, die Mission aus ihrer Winkel- und Aschenbrödelstellung zu befreien.

8) Dr. Höhne: „Mancherlei Gaben, ein Geist. Vorträge über Themen aus den Grenzgebieten der Theologie“ (Gütersloh 1877).

Fünf recht frische und interessante Vorträge: 1) Christliche Stimmen in der außerchristlichen Welt. 2) Der Fall von Jerusalem. 3) Die Götterdämmerung. 4) Romanismus und Germanismus. 5) Statistik und christliche Sittenlehre; von denen 1—3 sich auch innerhalb der Grenzgebiete der Mission bewegen.

Die Anzeige von Prof. Kählers eben erschienenem Buche über „das Gewissen“ bringt die folgende Nummer.

## Missions-Zeitung.

Am 22. Januar ist Pastor Harms in Hermannsburg von seinem geistlichen Amte suspendirt worden, weil er fest dabei bleibt, das neue Trauformular nicht anzunehmen und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Suspension die Absetzung folgen wird. „Ich werde nicht deshalb abgesetzt — schreibt er im Hermannsb. M.-Bl. 1878 S. 14 — weil ich die Rechtsgiltigkeit der bürgerl. Eheschließung für den Staat nicht anerkannt hätte, wol aber, weil ich mich geweigert habe und noch weigere, die Rechtsgiltigkeit der bürgerl. Eheschließung auch für die Kirche anzuerkennen, wie dies durch das neue Trauformular gefordert wird. Ich behaupte auch noch jetzt und werde es behaupten bis an mein Ende, daß der Kirche die wirkliche Trauung zukommt, d. h. die eheliche Zusammensprechung der Brautleute im Namen des dreieinigen Gottes, so daß die Brautleute durch die kirchl. Zusammensprechung zu Eheleuten werden, daß also in jedem Falle die Christen, wenn sie das Standesamt verlassen haben und dort die Ehe bürgerlich geschlossen ist, dann noch immer Brautleute sind und erst durch die kirchl. Trauung wirkliche Eheleute werden und damit als Eheleute zusammenleben dürfen. . . Ich kann und will die neue Trauweise nicht annehmen, weil sie nach meinem Wissen und Gewissen gegen Gottes Wort ist. Bin ich um desswillen nicht würdig im Predigamt in der Landeskirche zu bleiben, so muß ich gehen, aber nicht blos aus dem landeskirchlichen Pfarramt, sondern auch aus der Landeskirche selbst. . . Ohne Groll und Haß will ich scheiden von meinem theuren Amt in der Landeskirche, von der uralten lieben, lieben Kirche, aus der Segensströme über die ganze Welt geflossen sind, aus der uralten ehrwürdigen Sakristei, in der Urban Rhegius, Hildebrand, Walther, Johann Arnd gebetet, in der mein Vater, Bruder und ich so manches Jahr die Knie gebeugt — aus dem trauten Pfarrhause, da meine Familie 61 Jahre gewohnt, da ich geboren bin, da ich 11 Jahre als Pastor gelebt, da mein seliger Bruder gelebt, gebetet, gerungen, geschrieben, gelitten hat und gestorben ist und in welchem ich auch so gerne gestorben wäre. Das ist mein Trost, daß ich in meinem geliebten Hermannsburg bleiben darf, so Gott will, bleiben darf als Pastor einer freien Gemeinde, frei vom Staat, frei von der Landeskirche, in der ich nicht bleiben kann und darf, in der Mitte der



Treuen, die mit mir zu leiden und zu kämpfen entschlossen sind für das Bekenntniß und die Ordnungen unsrer theuren lutherischen Kirche und die das Missionswerk als ihren Augapfel zu bewahren entschlossen sind.“

„Aber sagen Viele — heißt es S. 13 — was wird aus der Hermannsburger Mission wenn du abgesetzt wirst? Lieben Brüder, die Hermannsburger Mission ist des Herrn Sache und nicht Sache der Landeskirchen, auch nicht der Freikirchen, sondern der Kirche, der Gemeinde der Gläubigen, da Gottes Wort lauter und rein gelehrt und dem Herrn im Glauben und Liebe gedient wird. Will der Herr Hermannsburg fallen lassen, wird keine menschliche Macht es stützen, will der Herr Hermannsburg erhalten und segnen, wird Ihn keine menschliche Macht daran hindern können.“

Zweifellos handelt es sich hier um einen Vorgang von hoher Bedeutung für die heimischen Kirchenverhältnisse, wie — was uns hier vornämlich angeht — für die Mission. Was sollen wir dazu sagen? Wir haben die Darstellung Th. Harms' mit tiefer Herzensbewegung gelesen und erfüllen gern seinen Wunsch: „lieber Bruder, ich richte dich nicht, richte du mich nicht?“ Wir sehen keinen Grund, warum wir dem Manne nicht glauben sollten, wenn er schreibt: „wenn die Leser wüßten, was für Arbeit, was für Gebet, was für Thränen es mich gekostet, sie würden mich nicht des Eigensinns zeihen. — Ich bin in meinem Gewissen gefangen und kann nicht anders und wenn mehr als Brot und Amt, wenn das Leben auf dem Spiele stünde.“ Wir richten also nicht, obgleich wir zu der Trauformular-Frage anders stehen als Harms. Es pflegt bei den Scheidungen auf kirchlichem Gebiete ähnlich zu gehen wie bei den Kriegen zwischen den Völkern; nämlich, daß der Grund, der zuletzt den Ausbruch des Krieges veranlaßt, nicht die eigentliche Hauptursache desselben ist. Es ist dann gemeiniglich schon viel Zündstoff da und zuletzt setzt ein Fünkchen alles in Brand. Wäre und bliebe die Trauformularfrage der einzige Scheidungsgrund, dann ließe sich der durch sie herbeigeführten Separations-Bewegung mit ziemlicher Sicherheit das Prognosticon stellen, daß sie, trotz Hermannsburg an der Spitze, ziemlich im Sande verlaufen würde und wir zu den vielen kleinen, zum Theil kläglichen, lutherischen Separationen nur eine neue erhielten. Bleibt aber nicht die Trauformularfrage das Schibboleth, sondern geht man principieller zu Werke, schreibt man vor allem die Selbstständigkeit der Kirche dem modernen Staate gegenüber auf die Fahne, so daß das Feldgeschrei wird: „hie Staatskirche, hie Freikirche“, so kann die Bewegung sehr bedeutende Dimensionen zunächst wenigstens in Hannover annehmen und der Anfang einer respectablen Freikirchenbildung in Deutschland werden. Wir wissen nicht, ob Harms diesen Weg einschlagen wird; fast scheint es so, sonst würde er schwerlich mit seiner Ausschließung aus dem landeskirchlichen Pfarramt den Austritt aus der Landeskirche selbst und diesen wiederum mit der sofortigen Bildung einer freien Gemeinde verbunden haben. — Fassen wir die Mission und speciell die Hermannsburger Mission ins Auge, so liegt auf der Hand, daß sie nur an einer numerisch bedeutenden und einheitlich organisirten lutherischen Freikirche einen starken Halt in der Heimath finden würde. In der Art der Missionsarbeit selbst dürfte kaum eine Aenderung eintreten, außer daß die Prüfung und Ordination der Missionscandidaten durch das Consistorium in Wegfall käme. Sonst ist der Mission bis jetzt die Bildung einer respectablen Freikirche stets mehr förderlich als hinderlich gewesen, wie die schottische disruption den schlagendsten Beweis liefert und selbst die (staatlichen) Landeskirchen haben viel Segen von ihr empfangen, wie das Exempel Englands deutlich vor Augen stellt. Nur davor bewahre uns Gott in Gnaden, daß wir zu den bisherigen



lutherischen Separationöchen nicht ein neues bekommen, das abermals nichts als Spaltung, Kleinigkeitsgezänk, Verbitterung hüben und drüben und Schwächung der Gläubigen bewirkt. Wir wünschen daher zunächst: Pastor Harms und seine Gesinnungsgenossen mögen durch die That beweisen, daß sie die in den Landeskirchen Bleibenden nicht richten, nicht groffen und Groll anstiften und nicht in kleinlicher Engherzigkeit sich verbittern — eine Gefahr, die auch der Hermannsburger Mission sicher die größte Schädigung bereiten müßte. Die andre Frage, ob unser Volk zur Bildung einer großen, in sich einigen und starken lutherischen Freikirche bereits reif und ob Hermannsburg der rechte Ausgangspunkt für eine solche sei, lassen wir hier unerörtert, da unsre Zeitschrift keine Kirchen-Zeitung ist. Im Uebrigen vertrauen wir, daß Gott im Regimente sitzt und alles wohl führen wird.

Daß Hermannsburg zum dritten Male die Galla-Mission in Angriff nimmt, ist unsern Lesern bereits bekannt. 3 Missionare stehen jetzt bereit, von der Station Hermannsburg in Natal aus in das unbekannte Land aufzubrechen und wir geleiten sie mit dem Gebete, daß der Herr es ihnen gelingen lassen möge.

Ein andres neues Unternehmen der Hermannsburger hat viel weniger unsre Sympathie, nämlich der Beginn einer Mission in Japan. Erstens vermögen wir nicht zu erkennen, daß die Aufforderung des amerik. luth. Pastors Borchard als ein untrüglicher göttlicher Fingerzeig betrachtet werden müßte, um einen so folgenschweren Schritt zu unternehmen. Zweitens besorgen wir sehr, daß Hermannsburg durch die schnell aufeinander folgende, ja zum Theil gleichzeitige Inangriffnahme immer neuer Missionsgebiete seine Kräfte zersplittert und schwächt. Noch ist die neue Mission in Neu-Seeland nicht über die Anfänge hinaus; eben beginnt eine in Australien an den Mac Donnellranges eine sehr zweifelhafte Niederlassung und rüstet man sich zum Einzug ins Gallaland — da beschließt man schon wieder eine neue Mission in Japan! Uns scheint das nicht nüchtern gehandelt. Auch der tapferste Glaubensmuth muß in der Zucht der Weisheit stehen. Drittens beklagen wir es, daß Hermannsburg wieder auf fremden Grund bauen will. Wir sind der Ueberzeugung, daß Japan durch göttliche Führung den amerikanischen und englischen Missionsfreunden übergeben ist und daß es nicht gut thut, Boten aus Hermannsburg ihnen zuzugesellen. Es wäre gewiß mehr im Paulinischen Geiste, Japan aufzugeben und statt seiner das Gallaland doppelt zu besetzen. —

---

Berichtigung. Der Chef der Basler Missions-Verwaltung theilt uns mit, daß laut genauester Berechnung die Verwaltungskosten der Baseler Missions-Gesellschaft sich auf noch nicht 7 % belaufen, wonach wir die Notiz auf S. 64 Anm. zu corrigiren bitten. — S. 53 Z. 5 von unten muß es statt Mangel — Stempel heißen.

---

# Native Christen

von Missionar Oscar Flex.

(Schluß.)

## 3. Große und kleine ABC-Schützen.

Mit der Taufe hat Prabhudas den Rubikon überschritten. Vor und bis zu derselben gab es für ihn noch eine Möglichkeit, sich dem Heidenthum wieder in die Arme zu werfen, und manche seiner Verwandten hatten auch diese Hoffnung nicht aufgegeben; ja es war öffentliches Geheimniß, daß sogar der Tikadar sich erboten hatte, die Kosten seiner Wiederaufnahme in die Uraundshat<sup>1)</sup> aus seiner Tasche zu bezahlen, wenn er die Idee, Christ zu werden, wieder aufgeben wolle. Prabhudas ist aber standhaft geblieben. Nicht alle haben freilich die Kraft, solchen und ähnlichen Versuchungen zu widerstehen. Enquirer, die um äußerer Vortheile willen Christen geworden, diese Vortheile aber nicht erlangt haben, schlagen wieder um; andere lassen sich durch die Drohungen des Tikadars schrecken und von der Gemeinschaft der Christen abziehen; noch andere werden von heidnischen Verwandten und Nachbarn verführt, in Krankheitsfällen, wenn sie zum Christengott gebetet und trotzdem die erwartete Hilfe nicht erlangt haben, wieder den Odschha zu rufen, damit

1) Die Wiederaufnahme in die Stammengenossenschaft der Urauns ist mit bedeutenden Kosten verbunden. Der Wiederaufzunehmende fordert die Männer des Orts auf, bei der Ceremonie zu assistiren. Diese versammeln sich zur bestimmten Zeit im Hain außerhalb des Dorfes. Nachdem sie einen Pradhan (Ceremonienmeister) gewählt haben, wird der zum (Versöhnungs-) Schmaus bestimmte Büffel getödtet, zerstückt und das Fleisch einigen der Anwesenden zur sofortigen Zubereitung in den schon auf Feuerherden gestellten großen Urnen übergeben; die nöthige Zukost, Gemüse, Gewürze u. werden von anderen gekocht. Ist das Mahl fertig, so stellt der Pradhan das Eßgefäß des um die Aufnahme Bittenden in die Mitte der im Kreise sich lagernden Zeugen und 4 Eßgefäße, alle mit Speisen gefüllt, nach den 4 Himmelsgegenden um das erstere, dann bestreicht er die Zunge, oft auch die Stirn des Petenten mit dem Blut des geschlachteten Büffels (oder läßt ihn etwas von dem Blut trinken) und ruft: lape, lape! (Fangt an!). Alle Anwesenden wiederholen den Ruf und fahren mit den Händen in die unterdeß von den Dienenden und Gehülften vor einen jeden gestellten Eßschüssel. Der in reichem Vorrath vorhandene Madh wird herumgereicht, und das Gelage nimmt seinen Anfang. Es endet, wenn Alles verzehrt und aufgetrunken ist. Die Kosten, welche der Held des Tages zu tragen hat, belaufen sich auf 20—30 Rupies.

er durch seine Kunst die Krankheit banne. Jüngere Enquirer, die noch unverheirathet sind, werden zuweilen dem Christenthum deswegen untreu, weil sie's ohne Tanz und Spiel nicht aushalten können. Auf solche Rückfälle vor der Taufe muß der Missionar also gefaßt sein, sie sind aber höchst selten nach der Taufe. Der Taufact, möge er auch von manchem neuen Christen in seiner umfassendsten Bedeutung nicht erkannt worden sein, ist doch für jeden der Act, der ihn factisch zum Christen gemacht und als solchen vor den Heiden und Christen proklamirt hat; durch die Taufe ist der letzte Faden zerschnitten, der ihn vielleicht noch äußerlich mit der Sansar (Welt) verband, und beide, der Christ und das Heidenthum, sind nun ausgesprochener Weise geschieden.

Damit ist nicht gesagt, daß Prabhudas nun kein Heidenthum mehr in sich habe. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß die radikale Ausrottung heidnischer Anschauungen und Neigungen und die vollendete Aneignung eines innerlich erfaßten lebendigen Christenthums seine Lebensaufgabe ist, die zu lösen ihm um so schwerer wird, weil er in einer heidnischen Atmosphäre leben und tagtäglich gegen ihre Einwirkungen auf ihn ankämpfen muß. Er kann außerhalb seines Hauses keinen Schritt thun, ohne heidnische Reden und Gefänge zu hören und heidnische Belustigungen und Ceremonien zu sehen. Wo er geht und steht, wird er an das Heidenthum erinnert und der Gedanke an seine ehemaligen Beziehungen zu demselben in ihm wach gerufen.

Wer es je an sich selbst erfahren, wie schwer es ist, den alten Menschen sammt seinen Lüsten und Begierden zu kreuzigen, der wird es verstehen, wie schwer dieser Kreuzigungsprozeß dem Prabhudas werden muß, der nicht in der christlichen Familie und Gemeinde geboren und erzogen ist wie wir, sondern sein halbes Leben lang purer Heide war und allen Einflüssen des Heidenthums, auch nachdem er Christ geworden, direct ausgesetzt bleibt; dessen alter Mensch, durch die ihn umgebenden, ihm innerlich verwandten heidnischen Elemente unvermeidlich fort und fort belebt, stets frische Widerstandskraft aus denselben schöpft, während sein neugebornes Ich, noch in den ersten Lebensanfängen stehend und aller praktischen Erfahrung baar, nicht fähig ist, den Kampf mit dem gewiegten Feinde, der so lange unbeschränkt in ihm und über ihn geherrscht hat, zu jeder Zeit siegreich zu bestehen.

Es wäre demnach ganz verkehrt, wenn man etwa glauben wollte, Prabhudas werde nun, nachdem er die Taufe empfangen, mit seiner Familie in seinem Dorf wie ein vollendeter Christ auftreten, dessen Herz von

der Liebe zum Heiland überwalle und an den die Sünde sich nicht mehr wagen dürfe. Alles, was wir von ihm und für ihn sagen können, ist, daß er den besten Willen hat, ein wahrer Christ zu werden, und die Gewißheit, daß es der Herr den Aufrichtigen gelingen läßt, bestärkt uns in der Hoffnung, daß er sein Ziel auch erreichen werde.

Dazu bedarf er aber zuvörderst menschlicherseits ununterbrochener zweckmäßiger Belehrung, trostreicher Aufmunterung und liebevoller Fürbitte, und dies Alles ihm zu geben ist nun die recht eigentliche Aufgabe der Missions-Gemeinde. Die Missionsgemeinde ist auch eine Erziehungsanstalt, deren Aufgabe es ist, die ihr durch die Taufe einverleibten Individuen zu lebendigen Gliedern ihres Organismus zu machen. Zu dem Zweck hat sie ihre besondern Einrichtungen, die im Wesentlichen denen der Heimathsgemeinden ähnlich, deren Durchführung und Handhabung sich aber unter gegebenen Verhältnissen oft anders gestalten als in der Mutterkirche. — Sehen wir, wie sie ihrer Aufgabe an Prabhudas gerecht wird. —

„Prabhudas“, sagt der Catechist, als sie beide vom Osterfest heimkehrend auf ihr Dorf zuwandern, „was zur Taufe zu wissen nothwendig war, das hast du nun gelernt, das ist aber nicht genug, du mußt noch mehr lernen.“

„Ja Babu, was soll ich noch lernen?“

„Das Wort Gottes.“

„Was du mich bisher gelehrt hast, das war doch das Wort Gottes!“

„Ja, aber nur ein Theil desselben, du mußt das Ganze lernen.“

„Wie, das große Buch, aus dem du in der Kirche vorliest?“

„Das und noch mehr. Das Buch, das du meinst, ist nur ein Theil des Wortes Gottes, der Naya Niyam (Neue Testament), außer diesem giebt's noch einen Theil, der heißt Purana Niyam (A. Test.), und ein Christ muß wissen, was in beiden steht, denn beide sind Gottes Wort.“

„Das krieg' ich nimmer fertig, ich bin zu alt dazu, aber meine Jungen könnens, die lehre.“

„Ueber deine Kinder rede ich auch noch mit dir, jetzt handelst es sich um dich. Du kannst Alles, was in den genannten und vielen andern Büchern steht, lernen, wenn du lesen lernst.“

„Das ist richtig, ich hab' dich auch bitten wollen, mich lesen zu lehren, aber der Taufunterricht ließ mir keine Zeit dazu.“

„So fange jetzt an. In den Monaten, die noch bis zur Pflüge-



und Saatzeit übrig sind, kannst du wohl soweit kommen, leichte Worte zu lesen, und nachher, wenn die Ackerarbeit dich des Tages in Anspruch nimmt, dann setzen wir den Unterricht des Abends fort."

Das leuchtet dem Prabhudas ein und er verspricht, die heiße Zeit hindurch sich täglich ein oder zwei Stunden im Lesen unterweisen zu lassen und damit noch diese Woche anzufangen.

"Was nun deine Kinder betrifft", fährt der Catechist fort "so müssen die auch noch mehr lernen und besonders deine Söhne, die mußt du in die Schule schicken."

"Das geht nicht, die müssen mir bei der Feldarbeit helfen; wer soll mit mir pflügen und das Vieh hüten, wenn die Jungen in der Schule sind?"

"Nun, sie bleiben ja nur ein paar Stunden in der Schule, während der Zeit kannst du das Vieh dem Gwala (von den Hindus gehaltener Dorfhirt) übergeben, und in der Regenzeit wird ja des Abends Schule gehalten, da haben sie den Tag für die Ackerarbeit frei."

"Das ist wohl wahr, aber wenn ich auch wollte, wer weiß, ob sie wollen."

"Darüber können wir gleich Gewißheit erlangen, ruf' sie heran, wir wollen sie fragen."

Prabhudas beide Söhne, die mit den Kindern der andern heimkehrenden Christen dem Zuge voran laufen, werden herbeigerufen, und der Vater theilt ihnen den Vorschlag des Catechisten mit und fragt sie, was sie dazu meinen. Die Jungen sind augenscheinlich nicht sehr erbaut davon, sie haben eben erst beinahe 4 Monate unausgesetzt lernen müssen, und wenn es ihnen auch gefiel, so lange sie dabei waren, so hat doch die Aussicht, nun alle Tage mehrere Stunden still sitzen und sich den ungewohnten Anstrengungen des Lernens aufs Neue unterziehen zu sollen, für sie durchaus nichts Verlockendes und sie geben ihrer Ansicht durch ein entschiedenes mal kaum (wir werden nicht gehn) unverhohlenen Ausdruck. —

Der Catechist läßt sie aber so leichten Kaufs nicht los. Er stellt ihnen vor, daß sie, wenn sie nicht in die Schule gingen, ganz dumm bleiben würden, während die andern Christenkinder, von denen viele die Schule besuchten, viel mehr von der christlichen Religion und vom Herrn Jesu wußten als sie, außerdem lernten sie noch allerhand nützliche Dinge, wie Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen. Die Jungen wissen das ganz gut, denn ihre Altersgenossen, die die Schule besuchen, haben sie längst in die Mysterien derselben eingeweiht, und wenn sie gerade das Vieh in der

Nähe der Capelle, welche auch als Schulhaus benützt wird, weideten, dann sind sie wohl zum Spaß mit hineingegangen, zumal wenn gerade gefungen wurde; sie fühlen aber instinktiv, daß sie einen Theil ihres Willens und ihrer persönlichen Freiheit drangeben, wenn sie auf das Ansinnen des Catechisten eingehen, und verharren daher, auch als der Vater und die Mutter ihnen zum Nachgeben zureden, in ihrer ablehnenden Stellung. Als aber der Catechist ihnen erklärt, wenn sie in die Schule gingen und brav lernten, so würden sie vielleicht schon nächstes Jahr in der großen Kostschule in Ranchi aufgenommen, und als er ihnen ferner eröffnet, daß sie, wenn sie sich dort wacker hielten und fleißig wären, mit der Zeit selbst zu Lehrern oder Catechisten, ja sogar zu Padris ausgebildet werden könnten, da nimmt die Frage doch eine andre Gestalt für sie an; solche Fernblicke hatten sie noch nicht gethan.<sup>1)</sup> Sie haben in Ranchi die großen Schulhäuser wohl gesehen und nicht umhin gekonnt, die Insassen derselben, als sie mit ihrem Sonntagsstaat angethan, in langen Zügen am Ostermorgen zur Kirche gingen, mit offenem Munde anzustarren, aber die Möglichkeit, daß sie selbst Genossen dieser Glücklichen werden könnten, war für sie noch undenkbar. Des Catechisten Worte machen jedoch diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, ja zur Gewißheit. Den Eltern ist die Aussicht, mit der Zeit einen oder zwei Esser in der Familie weniger zu haben, bei ihren bedrängten materiellen Umständen höchst willkommen, und die Knaben, noch voll von dem in Ranchi Gesehenen und angezogen von der Versicherung des Catechisten, daß sie auch einmal ein solches Amt und ein noch höheres als er habe, erringen könnten, wenn sie jetzt seine Schüler würden, fangen an, die Schwere des von ihnen geforderten Opfers weniger hoch anzuschlagen und dem Gedanken, die Dorfschule zu besuchen, mehr Geschmack abzugewinnen. — Das Versprechen des Catechisten, sie am Weihnachtsfeste mit nach Ranchi zu nehmen und sie dem Padri als seine Zöglinge vorzustellen, der ihnen dann gewiß ein hübsches Geschenk machen würde,<sup>2)</sup> gibt endlich den Ausschlag, und als Prabhudas dem Catechisten vor seinem Hofeingang zum Abschied Yisu sahay sagt, erhält dieser die Zusage, daß die beiden Knaben von morgen ab zur Schulzeit in der Capelle erscheinen würden.

---

<sup>1)</sup> Mit dieser Art, in die Schule zu locken, ist der Herausgeber durchaus nicht einverstanden.

<sup>2)</sup> Durch die Freigebigkeit englischer Missionsfreunde sind die Missionare gewöhnlich in der Lage, den Schulkindern mit Weihnachtsgeschenken eine Freude machen zu können.

Aus den vorhergehenden Zeilen wird der Leser ersehen haben, daß es sich die Missionsgemeinde angelegen sein läßt, die ihr zugehörigen erwachsenen getauften Christen intellektuell weiter auszubilden und das am Erfolgreichsten thun zu können glaubt, wenn sie sie in den Stand setzt, sich selbst fortbilden zu können. Es wäre selbstredend ganz natur- und zweckwidrig, wenn man diese Weiterentwicklung neu angeregter natürlicher Verstandeskräfte mit sofortiger Zuhilfenahme profaner Wissenschaften erzielen wollte. Dem jungen Christen thut vor der Hand nur eine Wissenschaft noth, nämlich die wachsende Erkenntniß des Wortes Gottes. Nun hört er das letztere zwar in der Kirche, er tritt aber in ein viel intimeres Verhältniß zu demselben, wenn er selbst in der Schrift suchen kann. Es ist also von Wichtigkeit, daß man den Neugetauften den Schlüssel zur Bibel selbst in die Hand gebe, indem man sie, auch wenn sie schon bei Jahren sind, zu bewegen sucht, die Kunst des Lesens zu lernen. —

Andrerseits ist angedeutet worden, daß die Missionsgemeinde ihre volle Aufmerksamkeit auch der christlichen Jugend zuwendet. Die Kinder der Christen sind die Eltern der zukünftigen Gemeinde. Ihre Ausbildung und Erziehung bestimmen in hohem Grade den Charakter des Christenthums kommender Generationen und müssen beide um so energischer betrieben werden, als sie von Seiten der Eltern zur Zeit noch nicht gehandhabt werden können, da diese ja selbst noch, unerzogenen Kindern gleich, der eigenen Zucht bedürfen. Der heidnische Uraun weiß absolut nichts von häuslicher Erziehung seiner Kinder. Er liebt sie zärtlich, und die Mutter plagt sich redlich mit ihnen, so lange sie klein sind. Man sieht fast nie ein Uraunweib ohne ihr jüngstes Kind, das, auf ihren Rücken gebunden, sie überall hin begleitet, auf dem Felde, dem Bazar, auf Reisen, kurz, wo die Uraunmutter ist, da ist auch ihr Kind. Sobald es aber selbstständiger wird, bleibt es sich auch selbst mehr überlassen, es schließt sich dann den andern Dorfkindern an und wächst wild auf wie sie. Sind die Kinder größer geworden, so helfen sie bei der Feld- und Hausarbeit, sobald aber diese vorüber ist, gehen sie ungebunden ihrem Vergnügen nach. Die männliche Jugend jedes Uraundorfes bildet eine für sich abgeschlossene Gesellschaft, die ihre eigenen Gesetze hat. Sie kommt allabendlich im Dschoncherpa, dem Burschenhaus, das sie auf ihre Kosten erbaut hat, zusammen und vertreibt sich hier die Nacht mit Trinken, Geschichten erzählen, Viedersingen und Musiciren. Bei gutem Wetter erscheinen auch die Mädchen des Ortes auf dem vor dem Burschenhaus angelegten

Tanzplatz, um hier Stundenlang, oft die ganze Nacht hindurch, zu tanzen und zu singen, wobei die Jünglinge assistiren, indem sie mit ihren Trommeln und Stimmen den Gesang der Mädchen begleiten und verstärken und durch eigene Bewegungen die Tanzfiguren anführen. Weder Knaben noch Mädchen schlafen also im Hause ihrer Eltern. Die Einen schlagen, wie gesagt, ihr Nachtquartier im Dschoncherpa auf, die Andern ziehen sich, wenn sie vom Tanz müde sind, für den Rest der Nacht angeblich in die Hütte irgend einer Wittwe im Ort zurück. Die Uraunjugend entbehrt demnach jeglicher beaufsichtigenden Controle seitens ihrer Eltern, so verlangt es die Sitte.

Das Christenthum macht nun, wie wir anderwärts gesehen, dieser Sitte, oder vielmehr Unsitte, ein Ende. Das Verbot aber, den Tanzplatz und das Burschenhaus zu besuchen, würde in den meisten Fällen, bei dem Mangel jeglicher Autorität der Eltern über ihre Kinder wenig nützen, wenn die Missionsgemeinde nicht darauf bedacht wäre, dem heranwachsenden Geschlecht einen Ersatz für die ihm genommenen heidnischen Freuden zu geben und zwar einen Ersatz, in dessen innerstem Wesen es liegt, sie derselben allmählig zu entwöhnen und so das Verlangen danach in ihnen zu ertödteten. Das gegebene Mittel dazu ist die Schule und zunächst die Dorfschule.

Diese Dorfschulen entstehen gewissermaßen von selbst in allen Orten, an denen ein Catechist stationirt ist, denn es gehört zu dessen Pflichten, die Kinder der ihm anvertrauten Christen um sich zu sammeln und zu unterrichten. Befinden sich in der Parochie eines Catechisten Dörfer, die größere Gemeinden und eine bedeutendere Anzahl schulfähiger Kinder haben, so werden dort, wenn disponible Lehrkräfte vorhanden sind, die Schulen mit eigentlichen Lehrern besetzt, welche im Ranchi-Seminar ausgebildet sind und von der Mission besoldet werden.

Hier höre ich nun wieder manchen Leser fragen: warum bezahlt die Mission diese Lehrer, wär's nicht richtiger, die Christen unterhielten sie?

Gewiß wäre das richtiger, das Ding hat aber seine Schwierigkeiten, die zur Zeit noch unüberwindlich sind (? D. H.). Wenn erst ganze Dorfschaften das Christenthum angenommen haben werden und der Besitzstand der Christen geregelt sein wird, dann werden sie auch ihre Lehrer selbst besolden, vor der Hand können sie es nur in seltenen Fällen. Trotzdem sind wir in dieser Beziehung nicht ganz ohne Hilfe. Die anglo-indische Regierung verhält sich, um allen Unterthanen ihres Reiches gerecht zu werden, den Religionen derselben gegenüber vollständig neutral.



Deffenungeachtet treibt sie indirect auch Mission. Sie befördert nämlich in ganz eminenter Weise mit Aufwendung kolossaler Summen die Sache der Erziehung Indiens.<sup>1)</sup> Dabei ging sie früher von der Ansicht aus, man müsse die vornehmen Klassen der indischen Gesellschaft zuerst in Angriff nehmen und ihnen durch Errichtung von Colleges und Universitäten in den Hauptstädten des Landes europäische Bildung und Wissenschaft zugänglich machen; von oben her würde dann, so meinte sie, die Aufklärung durch die niedern Klassen hindurchsickern und so auch den gemeinen Mann erreichen. Die Erfahrung hat nun leider diese Hoffnung nicht verwirklicht. Die bevorzugten Stände ermangelten nicht, aus dem Vorgehen der Regierung in der Erziehungsangelegenheit für sich einen möglichst großen Gewinn zu ziehen, die niederen Schichten aber verspürten von dem Geisteswehen in den höheren Kastenregionen nichts und blieben so verkommen, wie sie waren. Da kam vor etlichen Jahren ein Mann an's Ruder, der wenigstens für Bengalen der Schulsache einen neuen gewaltigen Impuls gab und energisch zu Werke ging; das bisher in Kraft gewesene Educational System auch für die von demselben unberührten untern und untersten Volksklassen operativ zu machen. Das war Sir George Campbell, der vorborige Lieutenant Governor of Bengal. Er stellte sich die Riesenaufgabe, die Massen des Volkes zu erziehen und legte zu diesem Zweck durch ganz Bengalen Dorfschulen an, die entweder ganz von der Regierung erhalten oder, je nachdem die betreffenden Ortschaften geringere oder größere Summen für ihren Unterhalt aufbringen konnten, mehr oder minder aus den ausgeworfenen Staatsfonds unterstützt wurden. Zu gleicher Zeit wurden an den Centralplätzen der verschiedenen Provinzen Normalschulen zur Ausbildung von Lehrern errichtet und für jeden Distrikt ein besonderes Educational Committee mit einer ausreichenden Zahl Schulinspektoren zur Verwaltung und Beaufsichtigung des ganzen ihm zugehörigen Schulwesens ernannt. Ein solcher Mann

<sup>1)</sup> Man macht der indischen Regierung oft den Vorwurf, sie erziehe durch ihre religionslosen Schulen nur Atheisten, indem sie durch den Unterricht in europäischen Wissenschaften zwar ihre Schüler von der Absurdität des Heidenthums überzeuge, ihnen aber anstatt desselben keine andere Religion gebe. Die Mission hat aber alle Ursache, der Regierung zu danken, daß sie grade in dem Stück der Missionsarbeit, das ihr am meisten zu schaffen macht, nämlich den Heiden von der Unwahrheit seiner Religion zu überzeugen, ihre Mitarbeiterin geworden, denn die Regierungsschulen räumen mit dem Götzendienste und der Kaste, zwei Hauptstützen indischen Heidenthums, gründlich auf, ganz abgesehen davon, daß sie auch die weittragendsten socialen Reformen ins Leben rufen, die alle in größerem oder geringerem Maße der Mission vorarbeiten.

konnte nun auch über die Bedeutung des erziehlischen Einflusses der christlichen Missionen in Indien keinen Augenblick im Zweifel sein; darum fanden auch die Bestrebungen unserer Mission, die uncivilisirten Bergvölker Chota Nagpurs, soweit sie das Christenthum angenommen haben, mit den erforderlichen Lehr- und Erziehungsanstalten zu versehen, seine volle Sympathie und kräftige Unterstützung, und erhielt damit unsere Schülthätigkeit einen neuen Aufschwung.

Die unter den Urauns angelegten Missions-Dorffschulen stehen auf durchaus elementarer Stufe. Sie wollen ihre Schüler nicht zu frühreifen Vielwissern machen, sondern sie auf Grund des Wortes Gottes fördern in dem Verständniß und der lebendigen Erfassung der christlichen Heilslehre und ihnen die zum täglichen Leben eines Christenmenschen nöthigen Kenntnisse heibringen, und indem sie die Bibel zu ihrem Lesebuch machen, auch die Kinder der Heiden, die oft zu ihren Schülern zählen, mit der lautern Quelle des Christenthums bekannt machen. Sie werden von der Station aus durch eingeborne Gehilfen nach Anordnung des Missionars alle zwei oder drei Monate und von dem letzteren auf seinen Rundreisen inspicirt. Conferenzen, die unter dem Vorsitz des Missionars abgehalten werden, geben diesem Gelegenheit, sich mit den Lehrern über die Verwaltung der Schulen, den Lehrplan und das von ihnen in einer vorgeschriebenen Zeit zu verarbeitende Maß des Lehrstoffes zu verständigen, während ein zweimonatlicher Cursus in Ranchi sie jedes Jahr in den Stand setzt, ihr eigenes Wissen wieder aufzufrischen und zu vervollständigen. Dieser Cursus wird gewöhnlich in der Regenzeit absolvirt, weil dann der Feldarbeit alle andern Beschäftigungen und Interessen untergeordnet werden und die Schulen zeitweilig gar nicht oder höchstens des Abends, aber auch dann nur spärlich, besucht werden können.

Die Art und Weise des Unterrichts in den Dörfern ist, dem Charakter der Schulen entsprechend, eine durchweg primitive, die zugleich dem Landesüblichen vollen Spielraum gewährt. Mutter Erde ersetzt die Bänke und das Catheder für Schüler und Lehrer, und waren dem Kaufmann in der Stadt die Schiefertafeln ausgegangen, so zeichnet der Finger als lebendiger Griffel die nicht schwer nachzumalenden Buchstaben des Hindialphabets auf den übertünchten Fußboden. Fibern, Catechismen und Evangelien sind stets vorhanden, und die Rechenmaschine bringt jeder Schüler selbst mit in der Gestalt seiner Finger, die ihm mit ihren Gelenken<sup>1)</sup> die vorgelegten Exempel lösen helfen. — Nur an einem passenden

<sup>1)</sup> Die Eingebornen zählen nicht nur nach den Fingern sondern auch nach den Gelenken derselben.

Gesangbuch für die Schulen fehlt es noch. Die Mission ist selbstverständlich von Anfang an darauf bedacht gewesen, das Kirchenlied zu cultiviren, d. h. das europäische im Hindigewande. Wenn du, lieber Leser, einmal in unsere Christuskirche in Ranchi des Sonntags oder an Festtagen kommen könntest, so würdest du die Perlen des deutschen Kirchengesanges hier wieder finden, und wenn du die vierstimmigen Chöre in der Liturgie oder auch wohl eine Mottete vom Säncherchor unsers Seminars vorgelesen hörtest, so würdest du, wie schon mancher vor dir, vor unserer Sangesfertigkeit allen Respekt kriegen. Die Urauns sind ein überaus singlustiges Volk, und diese Liebe und Befähigung zum Gesang bildet die Mission mit besonderem Eifer aus. Die Dorfschulen haben also auch ihren Singunterricht, bei dem die im Kirchengesangbuch enthaltenen Lieder eingeübt werden, es fehlt ihnen aber das Volkslied. Der Uraun hat einen reichen Schatz echter Volkslieder, die er selbst gemacht und deren Zahl er alle Tage vermehrt, sie sind aber heidnisch, für die christliche Schule also unbrauchbar. Der Dichtergeist jedoch, der, wie ich bei Erwähnung der Instrumente in der 1. Skizze andeutete, in den Köpfen der heidnischen Uraunjugend unablässig spukt, kann sich auch in denen der Christgewordenen nicht verläugnen, in Folge dessen schon ein ganz ansehnliches Material von Liederstoffen und fertigen Liedern, die der Volksmund selbst geschaffen, mit eigens erfundenen Melodien vorhanden ist, das seiner Zeit bei richtiger Pflege den oben angeführten Mangel in den Dorfschulen beseitigen wird.

Neben diesen Schulen für die Kinder bestehen hie und da Abend- und Schulen für Erwachsene, in denen die Catechisten oder Lehrer die älteren Dorfschristen, welche noch lesen und schreiben lernen wollen, unterrichten.

Wie ist's aber mit den Mädchen und Frauen? Wird deren Erziehung etwa übersehen? Durchaus nicht. Für die kleineren Mädchen sind die Dorfschulen da, die größeren oder solche, in deren Dörfern keine Schulen sind, werden in Ranchi in der Kostschule für Mädchen aufgenommen und hier zwei bis drei Jahre von den Missionaren und deren Frauen mit Zuhilfenahme eingeborner Kräfte in Religion, Elementargegenständen und weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Diese Schulanstalten sind für das heranwachsende weibliche Geschlecht von außerordentlichem Segen. Die Frauen der Urauns nehmen keineswegs eine untergeordnete Stellung ein, sie stehen ihren Männern zur Seite und sind ihnen in der That Lebensgefährtinnen, ja, ich könnte mehr als einen Uraunhaushalt nennen, in dem die Frau das Regiment führt und nicht zum Nachtheil

desselben. Ihnen mangelt aber natürlich eben so gut jegliche Erziehung wie ihren Männern. So lange sie unverheirathet waren, blieben die Töchter, von elterlichem Einfluß durchweg unbehelligt, ganz und gar ihren Neigungen überlassen, ihre einzige Beschäftigung bestand in der Besorgung häuslicher Arbeiten, bei denen sie der Mutter zur Hand gingen, oder sie halfen während der Regenzeit beim Reispflanzen und -Schneiden und vertanzten und versangen die übrige Zeit. Nach der Verheirathung hörte das Tanzen zwar auf,<sup>1)</sup> desto größer wurde aber die Arbeitslast. Die Uraunfrauen sind tüchtige Arbeiterinnen in ihrer Weise, gute Mütter und treue Ehegattinnen, ihre Intelligenz ist aber zum großen Theil beschränkt, und sie wird in vorgerückterem Alter bei dem gänzlichen Mangel geistiger Anregung bald ganz abgestumpft. Die auf den Missionsstationen unterhaltenen Kostschulen für Mädchen tragen nun viel dazu bei, die Töchter der Christen und in ihnen die Mütter nachfolgender Geschlechter geistig zu heben. Sie entziehen dieselben mehrere Jahre lang den geisttödtenden Einwirkungen heidnischer Umgebung, denen sie, wenn sie auf den Dörfern blieben, unvermeidlich ausgesetzt wären, und lassen dem Missionar und besonders der Missionarin hinreichende Zeit, die Christenmädchen persönlich zu beeinflussen, sie durch liebevolle Sorge und mütterliche Ermahnungen zum Guten anzuhalten, durch treuen Unterricht in Haus und Schule auf ihr Herz und ihren Verstand umgestaltend und veredelnd einzuwirken und sie so durch die ihnen gegebene Ausbildung zu befähigen, auch einst ihre Kinder dem Geist des Christenthums entsprechend zu erziehen. Und die Uraunmädchen sind ja so bildungsfähig. Wie bald vergelten sie durch ihr folgsames vertrauensvolles Wesen, durch ihre Fortschritte im Verständniß des Gelehrten und ihre Anhänglichkeit an den Sahib oder ihre Memsahib alle an sie gewandte Arbeit und Mühe. — Und wie geschätzt sind dann diese Mädchen! Von sogenanntem „Sitzengeblieben“ ist unter den heidnischen und christlichen Urauntöchtern überhaupt nicht die Rede, dafür sorgen die Eltern, aber die in der Schule erzogenen Jungfrauen sind viel gesuchter, als ihre weniger bevorzugten Schwestern, die keine Schulbildung erhalten haben. In der That, es kommt nicht selten vor, daß sie schon in der Schule verlobt werden und dieselbe mit dem Brautkranz verlassen.

Damit aber auch der ältere weibliche Theil der christlichen Dorfgemeinde nicht vernachlässigt werde, sind die Frauen der Lehrer und Cate-

<sup>1)</sup> Verheiratheten Frauen verbietet es der Anstand, den Tanzplatz zu frequentiren.



Christen, (welche selbst als Mädchen fast alle in der Schule waren und wenn sie ihre Männer auf längere Zeit nach Ranchi begleiten, von den Missionarinnen noch weitere Belehrung erhalten) angewiesen, sich ihrer Mitschristinnen anzunehmen, sie zu besuchen, und wenn sich Gelegenheit bietet, sie auch zu unterrichten.

Wenn ich zu alle diesem noch hinzufüge, daß in der Hauptstation der Mission umfassende Lehrinstitute zur Fortbildung der Dorfscholaren, zur Ausbildung von Lehrern, Catechisten und Geistlichen vorhanden sind, so wird sich der Leser der Ueberzeugung nicht entziehen können, daß die Missionsgemeinde einen Schulapparat besitzt, der an zeitgemäßer Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig läßt.

Unser alter ABC-Schütz Prabhudas verspürt auch bald die Wirkungen, welche die Schule auf ihn und seine Familie ausübt. Seinem Versprechen getreu ist er jeden Abend, an Markt- und Sonntagen ausgenommen, zum Catechisten in die Lesestunde gegangen und wemms auch manchen Seufzer kostete, ehe er sich mit dem Hindi-Alphabet befreunden konnte, so hat er doch mit der Zeit und unter aufrichtigem Gebet auch diesen Berg überstiegen, und als er erst so weit war, daß er Buchstabe an Buchstabe und Sylbe an Sylbe reihen konnte, da fielen ihm unvermerkt auch die Worte von den Lippen, und als aus den ersten Wörtern der erste Satz wurde, da war seine Freude so groß, daß er ihn den ganzen Abend hindurch immer und immer wieder las und nicht verfehlte, seine Hausgenossen mit seiner so schwer errungenen Gelehrsamkeit in Erstaunen zu setzen.

„Nun kannst du lesen“, sagt ihm sein Lehrer am nächsten Abend, „so wie diese sehen alle Hindibuchstaben und -Worte aus, und alle Hindibücher sind so gedruckt.“

Prabhudas schüttelt ungläubig mit dem Kopfe und meint, so weit sei er doch noch nicht.

„Versuch's doch“, erwidert der Catechist und reicht ihm statt des Evangelium Marcus, in dem er den ersten Vers gelesen hat, das Evangelium Johannis hin, und siehe da! auch jetzt gestalten sich die Zeichen zu Worten, und in einer Viertelstunde hat er den Anfangsvers überwunden; ein gleiches Resultat begleitet seine Versuche im Gesangbuch, im Catechismus und im Alten Testament. Die Wahrheit der Behauptung des Catechisten, daß er nun lesen könne, geht ihm wie heller Lichtglanz im Herzen auf: han, ab sakte hain (ja, nun kann ich es), sagt er unwillkürlich in Hindi, für das er während seiner Studien eine unverkennbare Vorliebe

gewonnen; in erhobener Stimmung geht er nach Hause, und wie er der Seinen im Hofe ansichtig wird, ist sein erstes Wort: ab sakte hain.

Von nun an geht Prabhudas nie ohne das Neue Testament und das Gesangbuch in den Gottesdienst. Jeden Vers des vorgesagten Liedes verfolgt er mit eifrigem Blick, und wenn der Catechist das Evangelium verliest, so schlägt er's in seiner Bibel auch auf und liest's bedachtſam mit. Geht er aber nach Ranchi, so begleiten ihn die beiden Bücher in einem kleinen Leinwandbeutel, der über seine Schulter hängt und den er vom mohammedaniſchen Bazarſchneider eigens für diesen Zweck machen ließ. Und wenn in der großen Kirche der Padri vor dem Altar oder von der Kanzel herab das Evangelium oder die Epistel verliest, und die Europäer, die in der Kirche ſitzen, und die Schüler — die Lehrer — die Seminaristen und wie die klugen Leute alle heißen, ihre Bücher aufſchlagen, um mit zu lesen, nun, so kann er ihnen das auch gleich thun und liest's grade so gut wie der Padri. Wenn aber vom Sängerkhor her das Lied angeſagt wird, dann ſucht er die Nummer gleich in ſeinem Buch auf und hält's dem Nachbar hin, der kein's hat, damit er mit lese und ſinge, denn die Einfalt denkt, nun er lesen könne, müßt's jeder können. Am schönsten iſt's aber doch, wenn er in der kalten Zeit des Nachmittags zu Hause im Hofe oder auf der Tenne im Felde im wärmenden Sonnenschein liegt und laut liest (denn wenn er nicht in der Kirche iſt, liest er immer laut, damit er auch höre, was da ſteht), und die Hausfrau, die auf der Rakta<sup>1)</sup> Baumwolle auskernt und die beiden Töchter, die ihre Spinnräder drehen oder Matten flechten, hören zu und er verſucht, nach dem ihm gegebenen Maß der Weiſheit ihnen das Gelesene zu erklären, und die beiden Jungen, die regelmäßig, wie ſie gelobt, in die Schule gegangen und schon lange lesen und noch mehr als das gelernt haben, jetzt aber, eben aus der Schule nach Hause gekommen, die Anforderungen ihrer hungrigen Magen durch Maſſen Reis, die ſie mit Salz würzen, zu befriedigen ſuchen, hören auch zu, und vermessen ſich gar, als ſie mit dem Eſſen fertig ſind, den Vater zu kritiſiren, denn ſie wiſſen's natürlich beſſer als er und er kann's nicht begreifen, wie die Schlingel dies Alles so schnell gelernt haben. Und die alte Großmutter mit den trüben Augen und dem weißen Haar und dem eingefallenen Mund kauert daneben und wackelt mit dem Kopf und murmelt mit den Lippen, als wenn ſie ſich wunderte über den Umſchwung der Dinge im Hause und auch noch mit-

<sup>1)</sup> Eine kleine von den Eingebornen ſelbſt erfundene Maſchine zur Entfernung der Samenkerne aus den Baumwollenſtoffen.

reden wollte; 's geht aber nicht mehr, denn ihre Lebenskraft ist erschöpft und ihr Abschied nahe. Aber auch sie hat's noch gehört, daß ihr Erlöser lebt, und als sie der Padri, der vor etlichen Wochen mehrere Tage im Dorfe war, um die Christen zu besuchen, fragte, ob sie an Prahbu Yisu Masih glaube und durch ihn selig werden wolle, da hat sie „han“ (ja) genickt und ist auf dies Bekenntniß getauft worden, denn sie will als Christin sterben und begraben werden.

Wieder ist's Ostern (2 Jahre nach Prabhudas Taufe), und wieder finden wir ihn mit den Seinen unter den Scharen, die sich in dem weiten Raum des Stationsgotteshauses zur Feier des Festes zusammen gefunden haben. Für Prabhudas aber ist's heute doppelt Fest, denn er feiert seine erste Communion. Von Weihnachten an ist er mit seiner Frau zur Theilnahme am heiligen Abendmahl vorbereitet worden, am Ostersonnabend hat sie der Padri nach vorhergegangener Prüfung confirmirt (! D. S.), und am ersten Feiertag treten sie mit den andern Communicanten zum Tisch des Herrn. Mit einem Dankgebet im Herzen gegen den gnadenreichen Sünderfreund, der sich auch dieser Seelen erbarmt und sie mit seiner Liebeshand so weit geführt hat, daß sie, vor wenigen Jahren noch Heiden, jetzt Zeugen und Genossen Seiner Herrlichkeit geworden sind, reicht der Missionar den in Glaubenseinfalt und Herzensdemuth an den Stufen des Altars Knieenden die herrlichsten Gaben, die die christliche Kirche zu geben hat, und entläßt sie mit dem Segen des dreieinigen Gottes.

Tags darauf wandern sie, wie früher, ihrer Heimath zu, aber nicht alle, zwei fehlen in dem uns bekannten Kreise, nämlich der älteste Sohn des Prabhudas, der Paulus und seine jüngste Tochter, die Kripa. Und wo sind sie? Paulus ist in der Knabenschule und Kripa in der Mädchenanstalt in Ranchi zurückgeblieben. Die Sache war schon längst abgemacht. Als der Padri in ihrem Dorf war und unter Anderm auch die Schule examinirte, da gefiel ihm unter den Schülern der Paulus, der verständige Antworten gab und ein kluger Kopf zu sein schien. Als er den Prabhudas in seinem Hause besuchte, sagte er ihm das und rieth ihm, den Jungen nach Ranchi auf die Schule zu thun. Und als der Missionar bei seinem mehrtägigen Aufenthalt im Ort auch die Kripa als ein bescheidenes, anstelliges Mädchen kennen gelernt hatte, da stellte er den Eltern vor, wie wünschenswerth es sei, auch die Tochter ordentlich ausbilden zu lassen. Diese Vorschläge sind zwar zuerst noch auf mancherlei Bedenken gestoßen, der Prabhudas sieht aber die Schulsache jetzt doch

von der richtigen Seite an und meint, wenn es sein müsse, so könne er die Feldarbeit mit einem Sohn auch beschaffen, und die Mutter meint, nun die Großmutter nicht mehr zu versorgen wäre (sie ist bald nach der Taufe gestorben), könnte sie die Wirthschaft ebenfalls mit Hilfe der einen Tochter besorgen, „übrigens“ setzt der Vater, der darüber nachdenkt, wie's mit dem Pflügen gehn wird, hinzu, „ein Knecht ist auch nicht mehr als 2 Kinder“ und schaut dabei die 2 Sprößlinge an, um die sich's hier handelt, ob sie vielleicht anderer Ansicht wären. Der Paulus möcht' lieber heute noch nach Ranchi, die Kripa will freilich lieber zu Hause bleiben; als ihr aber die Eltern versprechen, sie recht oft zu besuchen und sie daran erinnern, daß der Bruder ja auch mitgehe, und daß sie in der Schule des Christoday Tochter, die Bharosi,<sup>1)</sup> ihre Bekannte aus dem Dorf, ja wiederfinden werde, da sagt sie, sie wollt' sichs überlegen. Nachdem sie jedoch in Ranchi die stattliche Mädchenschar in ihren glänzend weißen Tschaddern, die mit rothen Säumen umfaßt sind, wieder in der Kirche voran sitzen gesehen und ihr die eben genannte Freundin beim Hinausgehn lächelnd zugenickt hat, da ist sie mit dem Ueberlegen fertig gewesen, hat aber trotzdem mit der Mutter die Bharosi am Nachmittag im Mädchenhause besucht und sie noch allein ausgefragt. Was sie da gehört, muß wohl günstig gelautet haben, denn wie der Vater am Montag Morgen zum letzten Mal fragte: „na, wie ist's, willst du bleiben oder nicht?“ da hat sie zugestimmt und ist auch gleich zu der Missionarsfrau gebracht worden, die Mutterstelle an den Mädchen vertritt, so lange sie in Ranchi sind, und die hat sie mit Freuden aufgenommen. Der Paulus aber treibt sich mit den andern Jungen schon auf dem Spielplatz vor dem Schulhaus umher (denn heute sind noch Ferien), und als die Eltern Abschied von ihm nehmen, da reicht er ihnen die Hand und sagt Yisu sahay, ohne daß ihm die Augen naß werden. —

---

<sup>1)</sup> Kripa = Gnade. Christoday = Christi Aufgang. Bharosi = corrumptirte Form von Bharosa = Vertrauen, sind Christennamen. —



# Geschichte des Missionslebens in Württemberg.

Von Pfarrer Strebel in Roswaag.

(Schluß.)

## 7. Missionslieder.

Feste haben von je her durch und für ihre erhöhte Stimmung auch Festlieder hervorgerufen. Wie sollten solche für die Missionsfeste ausgeblieben sein? Bietet doch der Gedanke der Völkerbekehrung in seinem tiefen Zusammenhange mit dem Worte Gottes A. und N. Testaments dem Dichtergeist unzählige Anknüpfungspuncte. Schon die Mission der Brüdergemeinde hat ihre dichterischen Blüten getrieben. Wir beschränken uns hier nur auf württembergische Dichter und nennen Dr. Bahnmaier, zuletzt Dekan in Kirchheim unter Teck, namentlich aber Dr. Barth und Alb. Knapp. Der „evangelische Liederchatz“ des letzteren enthält von seinem Freunde Barth 17, von ihm selbst 24 ausgewählte Heidenmissionslieder, denen sich noch ein Lied von Knapp und 11 von Barth für die Judenmission beigesellen. Vier der Knapp'schen Heidenmissionslieder stammen schon aus dem J. 1822. Das schöne Lied von Barth: „Der du in Todesnächten,“ hat in der Donnerstagsconferenz des Basler Missionsfestes seit Jahren das alleinige Hausrecht erlangt. Es stammt aus dem J. 1827, das Israelslied desselben („Hört ihr die Stürme sausen?“) aus dem Sturmjahr 1848. Unter den Sammlungen dürfte wohl das im J. 1833 erschienene Büchlein mit dem Titel: „Missionslieder zum Gebrauch in Missionsstunden, herausgegeben vom Hohenloheschen Missionsverein“ zu den ältesten gehören. Es enthält 55 Lieder, zusammengestellt von dem obengenannten bayrischen Candidaten Lehmus in Künzelsau. Eine vom Calwer Verlagsverein im J. 1864 herausgegebene Sammlung von Barth'schen Missionsliedern führt 61 für die Heiden- und 23 für die Judenmission auf. Vom J. 1826 an bis 1859 bot der ganz in der Sache des Reiches Gottes und seiner Ausbreitung lebende Mann je ein Missionslied, manchmal auch 2 und mehrere, und alle in meist gelungener Form und marktigem Ausdruck aus der lebendigen Quelle des Wortes Gottes geschöpft.

Als in Württemberg (1842) an der Stelle des rationalistisch verwässerten Gesangbuchs ein vom evangelischen Geiste getragenes eingeführt wurde, fanden sich darin unter der Ueberschrift: „um Ausbreitung des Evangeliums“ auch 6 Missionslieder, darunter eines („Hüter, ist die Nacht

verschwunden?“) von Barth, zwei von Bahmaier, eines von Rudolph Stier, eines von Friedr. Ad. Krummacher und eines von einer edlen Württembergerin, Soph. Herwig aus Eßlingen. Diese Aufnahme von Missionsliedern in das Gesangbuch der evangelischen Kirche mag ein Fingerzeig sein für den nächsten Abschnitt:

## 8. Stellung der Mission zur Kirche und Kirchenbehörde.

Die Stellung der letzteren muß, wie schon oben angedeutet, als eine durchaus freundliche bezeichnet werden. Die Oberkirchenbehörde enthält sich jedes unmittelbaren, amtlichen Eingreifens in den Gang der Missionsfache, sie läßt ihr volle, unverkürzte Freiheit. Die im J. 1861 gezogene Schranke, „daß evangelische Missionare, welche blos für den Dienst der äußeren Mission ordinirt sind, ohne Gutheißung der Oberkirchenbehörde nicht zur Verrichtung des ordentlichen Kirchendienstes für die Geistlichen ermächtigt sind, wohl aber nach dem Ermessen der Oberkirchenbehörde zu Vorträgen in Privatversammlungen und unter Umständen auch in außerordentlichen Gottesdiensten auf der Kanzel zugelassen werden dürfen,“ wird jeder, der die Nothwendigkeit von Ordnung in einer Landeskirche anerkennt, nicht unbillig finden. Das Auftreten von Missionaren auf der Kanzel bei Missionsfesten findet nicht den mindesten Anstand.

Die Oberkirchenbehörde bezeugt ihre freundliche Gesinnung gegen die Mission auch dadurch, daß sie, so weit es nur immer mit dem heimischen Kirchendienste verträglich ist, Geistliche und Candidaten des Predigtamtes für den Dienst an der Missionsanstalt in Basel auf bestimmte Zeit beurlaubt oder wohl auch ganz abgibt. Alle bisherigen Inspectoren des Missionshauses waren Württemberger, die allermeisten theologischen Lehrer gleichfalls, z. B. C. Werner, Staudt (Kornthal), Blumhardt (Voll), Dehler (Tübingen), Ostertag, Reiff, Wurm, Dettinger, B. Knapp, Schott, Braun u. a. Eben so ist man von Seiten des Consistoriums gern bereit, gediente Missionare, mögen sie vorher württembergische Candidaten des Predigtamtes gewesen sein oder auch nur durch eine Staatsprüfung ihre Befähigung nachgewiesen haben, im Landeskirchendienst aufzunehmen. Ein Bestreben aber, die Mission irgendwie in den Organismus der Landeskirche einzugliedern, liegt der Kirchen- und Missionsbehörde so wie dem christlichen Volke Württembergs gleich ferne. Dieser Grundzug der Freiheit und Freiwilligkeit solcher Unternehmungen für äußere und innere Mission hängt wesentlich mit der ganzen Anschauung des evangelischen Würt-

temberger's in Beziehung auf die Kirche selbst in ihrer confessionellen Stellung zusammen.

Von Anfang an haben sich in der evangelischen Kirche Württembergs lutherisches Bekenntnis und reformirte Form berührt und zu verbinden gewußt. Strenger Confessionalismus in lutherischer Richtung ist in Württemberg nicht heimisch. Der lutherisch gerichtete Brenz reformirte unter, der einigermaßen reformirt gerichtete Blaurer „ob der Steig“, der Scheidewand zwischen dem württembergischen Unter- und Oberlande. Die Lehre ist lutherisch, der Gottesdienst athmet mehr reformirten Geist. Lebendigkeit des Glaubens, rechte Gläubigkeit gilt mehr als Rechtgläubigkeit, die thätige Liebe Christi mehr als die kirchliche Form. Ein sehr harmloser, weil aus guten Württembergern bestehender Verein, der vor etlichen Jahren als „lutherische Conferenz“ zusammentrat, um sich seines gut-lutherischen Bekenntnisgrundes in den Wirren der Zeit recht bewußt zu werden und zu bleiben, hat da und dort gute Seelen fast in Schrecken versetzt, als stünde Hannibal vor den Thoren. „Christum lieb haben“ ist dem christlichen Württemberger das Wichtigste. Erst der Herr, dann die Kirche, erst das Haupt, dann der Leib mit seinen vielen und vielerlei Gliedern, durch das Band der Liebe verbunden, — so klingt es im Ganzen, bei aller Werthschätzung des kirchlichen Bekenntnisses und seines volksfähigsten Ausdrucks, des ganz in Saft und Blut des Volkes übergegangenen Confirmationsbüchleins, durch das württembergische Christenthum hindurch.

Daß diese vorzugsweise dem frommen Leben zugewendete und weniger nach der Lauterkeit der Lehre fragende Richtung auch ihre Schattenseite habe, das könnten schon die mancherlei „Gläublein“ bezeugen, die sich in unserm Württemberg von Zeit zu Zeit sectirend aufgethan, und die Leichtigkeit, mit der sie im Lande ihre Anhänger fanden, bezeugen. Man findet vielfach im Volk einen Mangel an kirchlichem Unterscheidungsinn, ja der Begriff der Kirche als der um ein bestimmtes Bekenntnis gescharten Glaubensgemeinschaft scheint den Leuten manchmal fast ganz abhanden gekommen zu sein. Sie gehen hin, wo sie „etwas Gutes hören,“ wo sie „einen Segen finden,“ es sei nun Secte oder Kirche, wie Schafe, die nach allem Grünen laufen, unbesehen, ob es ehrlich Gras und Kraut sei oder Disteln oder Stechpalmen. Kam es doch in neuerer Zeit verschiedentlich vor, daß man z. B. mit den Methodisten Abendmahls-gemeinschaft pflegte (von Besuchen ihrer Versammlungen gar nicht zu reden), ohne darum die eigene Kirche verlassen zu wollen, ja es ist erst im vorigen Jahre —

immerhin wohl ein Unicum — vorgekommen, daß ein Kirchenältester auf dem Lande den methodistischen Prediger in seinem, des Kirchenältesten, Hause zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes methodistischen Gottesdienst mit Abendmahl halten ließ, ohne sich darüber in seinem kirchlichen Gewissen beunruhigt zu fühlen.

Indes bei all solcher Verschwommenheit des kirchlichen Urtheils, in welche diese Richtung im Volke da und dort ausläuft, wird man doch sagen können: In Württemberg findet sich, im Ganzen gesehen, eine gewisse naturwüchsige, geschichtlich gewordene, fast geographisch bedingte Union. Diese spiegelt sich denn auch im Missionsleben der Kirche ab. Basel geht darin den gleichen Gang. Auch ihm ist regelrechte Bekenntnismäßigkeit nicht das Hauptsächlichste, sondern ein lebendiger, in demüthig-treuem Jesusfönn sich bethätigender Glaube, ein Sinn, der das Wort Ludw. Hofackers an einen Missionszögling sagt: „Werdet in eurem Missionsstande keine Herren und Herrlein! Vielmehr werdet Knechte; denn auch Christus ein Knecht hie ward. — Wißet, daß der Heiland keine Weltstudenten brauchen kann, sondern Knechte, Lastträger, die aber Ihn lieben, — Leute, die für ihn glöhen, frieren und hungern und sich eine Lust daraus machen um Seinetwillen. Es geht in den Feldzug, da kann man keine Leute brauchen, welche ihre Kleider schonen. Ihr seid keine Paraderosse, sondern sollt Zugpferde werden.“ — Die Missionsthätigkeit im Lande Württemberg ist so recht aus der Anschauung des christlichen Volkes daselbst herausgeboren. Württemberg hat Basel seinen Stempel aufgedrückt, und Basel übt und übt auch seine Rückwirkung in diesem Sinne.

Obwohl wir die Mission in Württemberg als Sache des christlichen Volkes anzunehmen haben und die Väter unserer Kirche keine Kinder Schwabens sein müßten, wenn sie irgend mit amtlicher Macht in das Leben derselben eingreifen wollten, so schließt das doch nicht aus, daß nicht die Diener der Kirche, soweit sie im lebendigen Glauben an den Herrn der Kirche stehen, die Sache der Mission nach Kräften fördern sollten, ja das Bewußtsein ist bereits tief ins Volk gedrungen, daß die Ausbreitung des Reiches Gottes unter Nichtchristen auch eine Pflicht der christlichen Kirche im weiteren Sinne des Wortes sei, die nicht umsonst vom Herrn zu beten angewiesen werde: „Dein Reich komme!“ Das Erscheinungsfest wird so recht als das kirchliche Missionsfest angesehen. Die liturgischen Gebete für dieses Fest sprechen in dem seit 1843 bestehenden „Kirchenbuche“ den Gedanken der Völkerebefehrung aus, und die 6 ersten unter den besonderen Bitt- und Dankgebeten sind aus dem Leben genommene



Missionsgebete bis auf das letzte hinaus, das in den Anfangsworten: „mit den Scharen deiner Gläubigen, die in allen Theilen der Erde vor dir im Gebete sich versammeln,“ offenbar auf die alte Uebung hinweist, daß am 1. Montag jeden Monats alle Christen, denen das Kommen des Reiches Gottes am Herzen liegt, sich im Gebete geistig zusammenfinden.

Eine Ausnahme von dieser im Ganzen wohlwollenden Stellung der Geistlichen zur Sache der Mission macht der sonst mit Recht hochgeachtete Professor Dr. Beck in Tübingen mit denjenigen seiner Jünger, die auch im Amtsleben in diesem Punkte bei dem Meister stehen bleiben. Es läßt sich von einem so geistvollen, gewissenhaften und schrifttreuen Mann annehmen, daß er für seine Opposition gegen die Mission und die Art ihrer Betreibung seine Gründe habe; doch dürften diese, so weit sie sich kund geben, das Feuer einer unbefangenen Prüfung nicht bestehen. Er beruft sich z. B. darauf,<sup>1)</sup> daß „das Wort Gottes gegenwärtig bei uns genug leeren Raum habe und unsere Lande noch nicht mit demselben überfüllt seien, um über Hispanien hinaus zu müssen (Röm. 15, 23 f.), und Blicke seien auch Missionare, oft bessere, als die heutigen Kunstzöglinge.“ Namentlich stößt sich Dr. Beck an der Art, wie bei uns die Mission getrieben, wie sie „dem Christen zur Pflicht gemacht, wie sie damit vom Innern ins Äußere hineingezogen, wie sie mit einer von Oberflächlichkeiten, theoretischen und praktischen Irrthümern, Anekdotlein strohenden Literatur, mit einem Werkdienst, Werkruhm, Ablasswesen, Heiligenkult, gefährlicher als das Grobjüdische oder Katholische, in Vereinigung gebracht werde.“ Er weist auf Röm. 2, 17 u. hin als eine wahre Machtstelle gegen den hochmüthig-demüthigen Bekehrungsfanatismus unserer Zeit zu Hause und unter Heiden, auf Matth. 7, 3—6. 21—27. „Ueberschüße zur Heidenmission,“ so räth er dem jungen Freund im Amte (S. 133) „würde ich nur einer nicht durch öffentliche Schaustellungen und rednerische Aufzüge verbundenen und die Leute nicht an sich fesslenden Gesellschaft, bei der noch am meisten einfache Bibellehre und am wenigsten Machtgebahren oder Machtanstreben zu finden ist, anvertrauen.“ — So der sonst mit Recht verehrte Tübinger Meister. Das Allzuschärfe und darum Schartige seiner Worte liegt am Tage. Es kann sich hier natürlich nicht um eine eingehende Auseinandersetzung mit diesen Anschauungen handeln. Nur wenige Bemerkungen dagegen! — Wohl hat das Wort Gottes bei

<sup>1)</sup> Gedanken aus und nach der Schrift für christliches Leben und christliches Amt. 3. Aufl. S. 133.

uns noch „genug leeren Raum,“ in sofern das sagen will, daß noch viele es nicht annehmen und in unbefehrtem Sinne hingehen. Aber wird denn dieser je ganz ausgefüllt werden? war er zu des Apostels Paulus Zeit wirklich in diesem Sinne „von Jerusalem und umher bis an Äthrien (Röm. 15, 19) mit dem Evangelium Christi erfüllt?“ Wir zweifeln sehr. Wer im Lande Württemberg, wo jedes evangelische Schulkind seine Bibel hat, das Wort des Lebens hören will, lesen will, der findet dazu Gelegenheit. Wenn man das Evangelium nicht eher weiter hinaustragen sollte als bis alles daheim von demselben erfüllt ist, dann wehe den harrenden Völkern! — Dieser Pfeil ist nicht aus der Kistkammer des sauerteigartigen Himmelreichs auf Erden genommen und fliegt weit über das Ziel hinaus. — „Die heutigen Kunstzöglinge,“ sagt das vernichtende Wort des scharfen Kritikers. — Nun ja, es ist eine Kunst, und wahrlich keine leichte, junge Leute vom Pflug, vom Hobel, vom Ambos, von der Nadel oder Elle weg in 6 Jahren zur Arbeit im Weinberge des Reiches Gottes heranzubilden. Bei studirten Jünglingen, bei Theologen ginge das leichter, — so man sie hätte! — Aber selbst diese, selbst die theologisch gebildeten Candidaten des Predigtamtes, an denen auch Dr. Beck bisher seine hochachtbare Kunst bewiesen hat, sind denn diese nicht am Ende auch „Kunstzöglinge?“ — der Herr muß freilich an diesen und jenen das Beste thun; aber an ihnen nicht nach bestem Wissen und Gewissen arbeiten, ihnen nicht neben einem gesunden Glauben auch zu einer möglichst gründlichen und tüchtigen Geistesbildung zu verhelfen suchen, wäre doch unverantwortlich. — Dr. Beck stößt sich allem nach an der mannigfachen Verunreinigung, die da und dort durch die Art und Weise, die Mission zu betreiben, in dieselbe gekommen sein mag, an Misbräuchen, Verfehrtheiten, Veräußerlichungen der heiligen Sache. Daß sich in das Betreiben des Missionswerkes von oben an bis unten aus auch Irrthum und Sünde mengen konnte und kann, das wissen die Leiter der Mission selbst gar wohl. Man kann dieses Bewußtsein kaum schärfer ausdrücken, als Inspector Josenhans in Basel das bei der Erklärungsfeier an seinen Amtsantritt vor 25 Jahren im J. 1874 gethan hat. Da sagte er z. B.: „Ein Mann auf der Stelle, auf der ich stehe, lernt die Weltünden in einem Grade kennen, wie man sie eben nur in der Mission kennen lernen kann. Aber in der Mission lernt man auch kennen die Sünden der Frommen, und es gibt keine Sünde, die nicht auch bei den Frommen zu Tage treten würde, von der größten Einfältigkeit und Bornirtheit, für die der Inhaber nicht verantwortlich ist, bis zum größten Hochmuth und der höchsten Selbstverblendung, vom Man-

gel an Gewöhnung zur Ordnung und an Bescheidenheit und Dankbarkeit bis zum Ungehorsam und Revolutionsgeist, der nicht blos die Kinder und Zöglinge, sondern auch die Missionare und andere Leute ergreifen kann.“ — Und daß man auch für die Gebrechen und Sünden der gebenden Missionsgemeinde nicht blind ist, dafür könnte ein Satz aus der Neujahrsansprache im Heidenboten von 1877 zeugen: „Man kann die Mission sehr fleißig treiben und dabei doch so, daß der Name Gottes nicht dadurch geheiligt, sondern geradezu entheiligt wird. Man treibt sie oft weltlich, ungläubig, kleingläubig unverständlich, eigenliebig, selbstsüchtig, lieblos, ungeduldig, geizig, anspruchsvoll, kreuzflüchtig, rechthaberisch, verzagt. — Darum bitten wir: Laß uns unser Werk heilig treiben!“ Wir haben selbst in der Generalconferenz des Basler Festes manches scharfe, schneidige Wort des Inspectors Josenhans gehört über angebliche Missionsfreunde, über Festgäste, die nur kommen, um zu genießen, nicht aber, an der ernststen Geistesarbeit sich zu betheiligen. — Vor unberufenem „Bekehrungsfanatismus,“ vor Werkdienst, Werkruhm u. dgl. wird doch jeder gewissenhafte Seelsorger ernstlich warnen, wird auch sicherlich gar manche Gelegenheit finden, die Machtstelle (Röm. 2, 17 u.) den Gewissen der Missionsfreunde vorzuhalten. Ja theils das Heidenthum, theils das junge Christenthum der Heidenchristen gibt reichlich Gelegenheit, das in der alten Christenheit noch vorhandene heidnische Wesen so wie die Erstarrung in Werkdienst, die Lauheit, Schlaffheit, Trägheit unserer heutigen Christenheit strafend zu kennzeichnen. — Aber, wann soll man denn Mission treiben? Gar nicht? oder erst dann, wann wir ganz in und mit uns und den Unfrigen fertig geworden sind? Das Christenleben ist „nicht ein Wesen, sondern ein Werden,“ hat schon Luther gesagt. Mission, äußere wie innere, muß entweder ganz unterlassen, oder durch sündige Menschen, die Gnade gesucht und gefunden, getrieben werden. Andere hat man aber nicht und kann auch nicht auf andere warten. „Wer keine Pferde hat, der muß eben mit Ochsen fahren,“ sagt schon Staupitz. Das ist aber das Große an solchen Gotteswerken, die durch sündige Menschen ausgerichtet werden auch auf dem Missionsgebiete, daß sie trotz aller menschlichen Unvollkommenheiten, Mängel, Gebrechen, Sünden, doch durch die im Worte des Herrn liegende Kraft wachsen und gedeihen, recht als Gottes Werke, den Menschen zur Beschämung, dem Herrn allein zur Ehre. Uebrigens sind „des Gerechten Schläge Balsam auf das Haupt.“ (Ps. 141, 5). So ist es wohl auch mit den nicht eben freundlichen Schlägen, die der verehrte Lehrer gegen die Betreibung der Mission und wohl namentlich der Basel-würt-

tembergischen in der ihm eigenen einschneidenden Ausdrucksweise führt. Sie mögen das Faule, Ungefunde, Fleischnliche, das sich an die beste Sache hängt, treffen und tödten. Man kann darum dem Wächter auf Zions Mauern für seine scharfen, schmetternden Warnungszeichen erst noch dankbar sein; aber irre machen werden sie drum die wahren Missionsfreunde in unserem christlichen Volke nicht.<sup>1)</sup> Daß auch gar manche andere Diener des Wortes in Württemberg aus anderen Gründen der Sache der Mission in ihren Gemeinden nicht hold sind, mindestens nichts für sie thun, ist begreiflich. Wem die Sache des Herrn und seines Reiches noch nicht Herzenssache geworden ist, der wird natürlich auch einen Eifer für dessen Verbreitung weder begreifen noch fördern. Die Sache der Mission ist nun in Württemberg so tief gewurzelt, daß sie nöthigenfalls auch ohne Pflege des geistlichen Amtes, ja unter Umständen auch bei Ungunst desselben ihres Weges gehen würde. Ein redender Beweis dafür ist die nachhaltige Willigkeit desselben zu Opfern und Gaben für die Mission.

### 9. Opfer und Gaben.

Ob es einem Volk Ernst ist mit einer idealen Sache, das zeigt sich am sichersten an seiner nachhaltigen Bereitwilligkeit, sich dieselbe etwas kosten zu lassen. Württemberg bringt nachhaltig der Mission seine Opfer. Wir denken zunächst an die persönliche Hingabe für dieselbe zum Missionsdienste. Die meisten Zöglinge, die sich der Missionsanstalt in Basel zur Ausbildung und Verfügung stellten, kamen ihren Stammländern nach aus Württemberg. Im J. 1858 z. B. (ich greife die nächsten mir vorliegenden Jahre heraus) waren unter 70 Zöglingen 29 Württemberger, 1859 waren es unter 65: 26, im J. 1868 unter 83: 32, im J. 1871 unter 83: 33, im J. 1872 unter 86: 37, im J. 1876 unter 88: 45. Von 475 Zöglingen stammten also in 6 auf Gerathewohl genommenen Jahren 202 aus unserem Württemberger Lande. Vom J. 1816 bis Ende des J. 1876 sind in die Basler Missionsanstalt eingetreten 1022 Zöglinge, darunter 466 Württemberger = 45,5 %. Von diesen 466 Württembergern wurden vor Vollendung des Kurses entlassen oder traten aus

<sup>1)</sup> Der Widerspruch Prof. Beck's ist noch ein tiefer liegender und principiellerer, wesentlich in seiner Eschatologie begründeter. Er meint vor der Wiederkunft Christi sei überhaupt nicht Missionszeit und verwirft daher alles geordnete Missioniren als ein dem Herrn „Beihelfenwollen“ oder „Vorlaufen.“ Den Missionsbefehl beschränkt er auf die Apostel 2c.



114, noch im Hause befanden sich zu Anfang des J. 1877: 41, ausgesandt wurden für die Basler und auch anderer Gesellschaften 311 = 66,7 %. Von den 556 Nichtwürttembergern traten frei- oder unfreiwillig aus 189, sind noch im Hause 39, wurden ausgesendet 328 = 59 %. Von der Gesamtzahl der Ausgesendeten sind 48,6 %, der noch im Hause befindlichen 51,6 % Württemberger, dagegen von der Gesamtzahl der Ausgetretenen nur 37,6 %. Von den 556 Nichtwürttembergern beträgt die Zahl der Ausgetretenen 34 %, von den 466 Württembergern nur 24,5 %: kein übles Zeugnis für die Söhne des Schwabenlandes. So hat denn doch unser Ländlein seither ein schönes Contingent zu dem Heere gestellt, das für den heiligen Krieg in Sachen des höchsten Reiches in Basel eingeübt wurde.

Den jungen Männern gegenüber stand auch immer eine entsprechende Zahl von Jungfrauen, die sich entschloßen, Freud und Leid des Missionslebens mit ihnen, wann sie draußen in die Ehe treten sollten, zu theilen. Es ist drum kein kleines Opfer, das auf solche Weise von christlichen Jungfrauen Württembergs schon gebracht worden ist und noch gebracht wird. Ich erinnere mich, selbst einmal das Amt eines Freiverbers für einen in Africa an der Goldküste stehenden Missionar überkommen zu haben. Er war einer meiner ersten Confirmanden und auf eigenthümlichen Wegen als junger wandernder Handwerker bekehrt und in die Nähe von Basel geführt worden. Hier zog es ihn vollends ins Missionshaus. Vor seiner Aussendung nach Afrika hat er mich, ihm, wenn er sich später verehelichen dürfe, eine Braut zu besorgen. Ich versprach es, halb im Unbedacht. Nach Verlauf von etwa 5 Jahren kam die Aufforderung an mich, mein Versprechen zu erfüllen. Für das ganze Geschäft waren etwa 14 Tage Zeit eingeräumt. Unter des Herrn sichtlicher Führung wurde ich an eine Jungfrau in Kornthal gewiesen, eine Tochter alter Eltern. Und siehe, in wenig Stunden war das Jawort der Tochter und ihrer Eltern gegeben. Elf Tage nur, und das wartende Schiff drängte zum Verlassen von Vater, Mutter und Heimath, um die Jungfrau einem Manne zuzuführen, den sie nie gesehen, ja der bei ihrer Einsegnung zur Reise noch nicht einmal wußte, daß er eine Braut habe. Der Herr hatte aller Herzen bereit gemacht. Die so geschlossene Ehe ist eine nach jeder Seite hin gesegnete geworden. Noch steht der Mann mit dem Weibe seiner Jugend als ehrwürdiger Senior an der Goldküste im Dienste der Basler Mission und hat sein 25jähriges Ehejubiläum trotz der gefürchteten Sonne Africa's lange hinter sich. Diese Jungfrau aus Kornthal zählt zu den

über 50 Personen, die allein aus diesem Orte als Missionare oder Frauen von solchen ausgezogen sind.

Doch auch die Opfer derer, die nicht selbst gehen, aber durch ihre Gaben anderen das Gehen ermöglichen, sind aller Ehre werth. Man sieht da, möge auch gar manches nur in äußerlicher Weise gegeben werden, doch im Ganzen in ein reiches Liebesleben hinein, wenn man die Summen vernimmt, die Jahr für Jahr fast beständig in steigendem Betrage aus den verschiedensten Lebenskreisen zusammenfließen: aus Familien und den Sparbüchsen der Kinder, aus Gemeinschaften, Missionsstunden und -festen, aus freien Gaben, Dankopfern, Legaten, Arbeitsertragnissen zc., und das alles vorzugsweise aus den Häusern und Händen der weniger Bemittelten, ja Armen, selten aus denen der Reichen. So kommt ein Weingärtner zu seinem Pfarrer und trägt ihm vor, er sei arm, möchte aber doch auch etwas für den Herrn im Weinberge der Mission schaffen. Wenn nur ein Weinberg könnte für diesen Zweck angeschafft werden; den wolle er dann bauen. Der Erlös von dem Weine könnte dann der Mission zufließen. Er läßt dem Pfarrer keine Ruhe, bis dieser endlich Mittel und Wege findet, einen solchen Missionsweinberg zu kaufen. Nun ward derselbe seit vielen Jahren von dem Mann und etlichen Freunden gebaut und erbte mit dieser Liebeslast auf die Kinder fort. Der erzeugte Wein gehört jedesmal der Mission. — In einem Dorf des Enzthales, das durch seinen trefflichen rothen Wein einigen Ruf hat, wagte es der Pfarrer, unter Zustimmung einiger wohlgesinnten Bürger, je im Herbst in der Kelter ein „Missionsfäßlein“ aufzustellen, dessen ganz freiwilliger Einguß in seinem Erlös halb der Heidenmission, halb dem Gustav-Adolphsvereine zukommen sollte. In den 19 Jahren, seitdem dies so gehalten wird, hat dieses Fäßlein den beiden genannten Reichgotteszwecken an 400 M. aus der im Ganzen armen Gemeinde eingebracht, — in gewissem Sinne lauter „Vorlaß“, wie der ohne Druck abfließende Wein genannt wird. In einem Dorfe in der Nähe von Tübingen (Wankheim) gibt es einen Missionsgarten, ein Baumgut. Es wurde bei guter Gelegenheit von dem dortigen Missionsvereine angekauft, dient mit seinem Obstertrage der Missionscasse und mit seinem Raum und dem Schatten seiner Bäume je und je zu einem Missionsfeste. — Aus einer Bauerngemeinde (sie hatte früher den bekannten Erziehungsmeister Flattich zum Pfarrer) wird uns mitgetheilt, daß da die jährlichen Missionsbeiträge vom J. 1866 bis 1875 zwischen den Zahlen 326 M. als der mindesten und 1860 M. als der höchsten sich bewegend eine Gesamtzahl von 9734 M. darstellten. — Was ließe

sich da nicht noch alles erzählen von Missionschafen, Missionshennen, Missionsbienen u.! von Schmucksachen, die auf den Altar der Mission niedergelegt, von Dankopfern, die für erfahrene göttliche Wohlthaten dargebracht werden, von Gaben in Wolle, Flachs und Hanf, in Leinwand, in Nadelarbeiten aller Art: Hemden, Strümpfen und sonstigen Bedürfnissen für die Ausrüstung von Missionaren, für die Versorgung der Missionarskinder in den Basler Kinderhäusern u. dgl.! Ein Grönlandfahrer versieht die dortigen christlichen Gemeinden jährlich mit gedörrtem Obst, Frauen und Jungfrauen opfern einen Theil ihrer Zeit in regelmäßigen Zusammenkünften zur Arbeit. Der Erlös gehört der Mission. Kinder bringen dem „Möhrle“ ihre Pfennige und freuen sich seines dankbaren Kopfsneigens. „Spielerei!“ mag es wohl heißen. Und doch hat auch diese Spielerei ihren Ernst.

Ein eigenthümlicher Segen liegt auf der Ordnung, in der regelmäßig freiwillige Gaben von ganz kleinem Betrage eingesammelt werden. Der Gedanke an eine „Halbbazencollecte“ war schon bei Gründung der Missionsanstalt in Basel in Vorschlag gebracht worden. Damals aber war es noch nicht Zeit; der Missionsgedanke war noch nicht tief und weit genug ins Volk eingedrungen. In den fünfziger Jahren tauchte der Gedanke an eine solche Collecte in schwerer Zeit zuerst in Basel wieder auf. Im J. 1855 fing er an, sich als Zwei- oder auch Einkreuzersammlung je wöchentlich in Stuttgart aufzuthun, und von da verbreitete er sich in Reutlingen, Heilbronn und vielen andern Orten des Landes. Sammlerinnen zogen wöchentlich von 10 Personen je 1 oder 2 Kreuzer ein. Für die Einträge hatte jede ihr Büchlein. Der Ertrag wurde je alle 10 Wochen an einen Agenten abgeliefert, der sie dem Hauptagenten in Stuttgart zukommen ließ. So ist's noch. Der so aus dem Lande und Stuttgart selbst zusammen fließende Ertrag dieser Sammlung war im J. 1855: an 12,825 M., im J. 1856: 43,191 M., im J. 1857: 47,145 M., stieg im J. 1865 auf 75,688 M., und bezifferte sich im J. 1875 auf über 98,350 M. Es konnte von dem Ertrage dieser aus so kleinen Tröpflein zusammenfließenden Sammlung die ganze indische Mission Basels erhalten werden.

Ein Bedenken lag nahe: es dürfte sich in Folge davon der Betrag der übrigen Beiträge entsprechend vermindern. Das ist aber nicht geschehen; im Gegentheil haben sich die übrigen Beiträge in der Regel in ihrer vorigen Bewegung nach vorwärts erhalten. Was auf dem neuen Wege der geordneten, regelmäßigen Sammlung einkam, war also reiner Zuwachs,



der namentlich in der Regelmäßigkeit einerseits und der Möglichkeit, mit so kleinen Beiträgen anzukommen, andererseits, ja in der Bequemlichkeit, dem Auffuchen einer Gelegenheit zum Anbringen der gerne gegebenen kleinen Steuern überhoben zu sein, seinen psychologischen Erklärungsgrund finden dürfte. Wohl mögen gar manche dieser Scherflein auf der Wage des Herrn leicht und zu leicht befunden werden; aber wer will die Grenze ihres Werthes bestimmen? Sind sie doch lediglich von dem freien Willen der Gebenden abhängig. — Ein mir zunächst stehender Missionsverein zeigt zwischen den freien Gaben und den Collectensteuern in den letzten 16 Jahren von 1860 bis 1875 folgendes Verhältniß: die ersteren bewegen sich zwischen 872 und 9,602 M. und lieferten zusammen 20,169 M., die letzteren haben als niedersten Ertrag 642 M., als höchsten 1,251 M. und betrugen 15,267 M. Man darf nach den frühern Vorgängen annehmen, daß diese 15,267 M. gegenüber dem, was sonst an Opfern aus Missionsstunden, aus Gemeinschaften, durch Legate u. zusammengeschlossen, sich ganz oder fast ganz als reiner Gewinn darstellen. Bei beiden Quellen zeigt sich mit seltenen Rückschlägen ein stetiges Steigen. Auch im fränkischen Württemberg hat sich wie im schwäbischen die Halbbagencollecte eingebürgert und die Einnahmen an freien Beiträgen nach dem jüngsten oben genannten Missionsberichte sogar herunter gestochen. Die letztere betrug 9852 M., jene 10,921 M.

Bei den Geldopfern darf auch der Ueberschuß nicht unerwähnt bleiben, den das Calwer Missionsblatt jährlich den Missionscassen zuführte. Von dem Reinertrage desselben während seines bisherigen 49jährigen Bestehens wurden 67,542 M. an Basel, 4,290 M. an die Brüdergemeinde, 6,582 M. an andere Missionsvereine abgegeben. Noch sehe ich Dr. Barth, den Schreiber des Blattes, in der Generalconferenz des Basler Festes, als auf der Jahresrechnung eine bedenkliche Mehrausgabe lastete, vortreten und ein Werthpapier als Jahresertrag seines Blattes auf den Tisch des Präsidenten legen mit der kurzen Rede: „Gratulire zum Deficit!“ — Für die Mission der Brüdergemeinde, die auf diesem Gebiete so muthig vorgegangen ist und so treulich aushält, sind früher monatlich durch Vermittelung des alten Vaters Roser in Stuttgart jährlich ohngefähr gegen 7000 M. gesteuert worden; jetzt sind es 17 bis gegen 19,000 M. Auch haben diese Beiträge bei der durch Basel eingetretenen Concurrenz nicht ab-, sondern zugenommen.

Das ist nun freilich nur Geld und Geld ist ein gemeines, äußerliches Ding, es sei nun „gleißend Gold, des Midas harte Kost“ oder der



„bleiche Botenläufer von Mann zu Mann;“ aber es ist denn doch „gespartes Leben,“ und die Liebe, aus der heraus es gespart und gegeben wird, macht auch in den Augen des Herrn das leichte Scherflein gewichtig. „Ich habe zu wenig gegeben, es läßt mir keine Ruhe bei dem Elend der Heiden!“ so sagte ein ärmlich gekleideter Mann, indem er dem nach einer in einem schwäbischen Dorfe gehaltenen Missionsstunde abreisenden Redner (Dr. Ostertag) noch ein Geldstück überreichte. Gewiß eine vollwichtige Gabe! Die 22 Millionen M., die nach einer in dieser Zeitschrift enthaltenen Angabe in einem Jahr aus von Natur selbstüchtigen, geizigen Menschenherzen, noch dazu meistens der Armen, sich ablösen und in die Missionscassen wandern, sie mögen ja wohl doch zu einem guten Theil als ausgemünztes Gold des Glaubens und der Liebe angesehen werden. „Wir haben ein Capital,“ sagte einst Inspector Josenhans in schwerer Zeit zu einem alten, ehrwürdigen Mitgliede der Missionscomittee, „und das ist für die Missionsgesellschaft das größte und sicherste — das Glaubenscapital.“ Da sagte dieser aus dem Bewußtsein des reellen Basler Kaufherrn heraus: „Was Capital, was Glauben! sind Sie mir nur mit ihrem Gläuble still! Sie sind halt eben ein leichtsinniger Württemberger, wie die andern auch!“ — Und doch hat das „Gläuble“ der vorsichtigen, kaufmännischen Berechnung gegenüber Recht behalten. Es bleibt die eigentliche Schatzkammer der Mission.

### 10. Judenmission.

Obwohl die Theilnahme für die Mission sich vornämlich den Heiden zuwandte, so ist doch die Judenmission in Württ. nicht ganz unberücksichtigt geblieben. War es doch auch ein Württemberger, der Prälat Hofstetter in dem evangelischen Klosterseminar Bebenhausen, von dem Franke bei seinem Besuch in Württ. (1817) den ersten Eindruck von der Wichtigkeit der Judenmission bekam. Der vor seinen jungen Freunden in Halle ausgesprochene Gedanke des genannten Mannes zündete in dem Herzen von einem derselben, Kallenberg. Aus der Kallenbergischen Anstalt ging namentlich der treffliche Judenmissionar Stephan Schulze hervor. Die Theilnahme an der Sache der Judenmission blieb übrigens in Württ. eine sehr stille. Erst der Vorgang Basels in der Gesellschaft der „Freunde Israels“ half auch die Augen der Gläubigen nach und nach auf diesen Gegenstand richten. Seit 2 Jahren hat sich ein „Verein für Mission unter Israel“ zusammengethan, der mehr lutherisch gerichtet, mit Erlangen

zusammenhängt. Es fallen vielfach, namentlich bei den Missionsfesten, auch Scherflein für die Judenmission ab, Brosamlein gleichsam, die in bedeutender Verkehrung der vom Herrn belobten Ordnung „von der Herren Tische fallen.“ Und doch haben die Juden eine so große Zukunft in Aussicht und üben jetzt schon einen so tiefgehenden Einfluß auf die christlichen Völker! — Volksthümlich, wie die Heidenmission, ist die Judenmission in unserm Lande weit noch nicht geworden, während die zwischen äußerer und innerer Mission gewissermaßen in der Mitte liegende Sorge für die evangelischen Glaubensgenossen in katholischen Ländern, der Gustav-Adolphverein, sich durch Vereine und namentlich durch die jährliche kirchliche Adventscollekte bereits ganz in unserm christlichen Volke, auch im weiteren Sinne des Wortes, eingelebt hat. Seine Jahresbeiträge sind bisher immer gestiegen und haben im J. 1875 die für das kleine Land bedeutende Summe von 80,369 M. eingebracht.

### 11. Schluß.

Aus der bisherigen Darstellung erhellt, wie unser Land Württ. in seinen evangelischen Theile vom Missionsinn so tief und in so weiten Kreisen durchdrungen ist, daß man wohl von einem Missionsleben in demselben reden kann. Wenn trotzdem gesagt wird, daß auf diesen Ruhm immerhin nur ein im Ganzen kleiner Bruchtheil des Volkes Anspruch hat, so wird das den Kenner des Menschenherzens nicht verwundern. Der alte Mensch hat in Schwaben so ziemlich dieselbe Art wie anderswo, und der Glaube ist auch im Heimatlande eines David Strauß, „nicht jedermanns Ding“. Ein großer Theil unsrer Landsleute, der ungebildeten und der „gebildeten“, weiß und will trotz alle dem Gesagten nichts von der Mission und ihrem Leben, ja sie hat auch hier ihre Verächter, Feinde, Spötter. Dennoch hat die bisherige Erfahrung gezeigt, daß auch von dem Liebeswerke der Mission wie von jedem gottgefälligen Werke ein Segen auf den Thäter zurück kommt. Ein „Anekdotlein“ möge dies beleuchten. Ich besuchte einmal von Stuttgart aus einen im Abzug begriffenen württembergischen Pfarrer. Da kam ein Bauer mit der Frage: „Sind Sie der Pfarrer, der Geld für die Mission besorgt?“ Auf das Ja meines Freundes langt der Mann in die Taschen seiner gelben Lederhosen, bringt etliche Rollen von Münzen heraus und ruht nicht, bis bare 25. fl. (42,85 M.) auf dem Tische lagen. Der Pfarrer wünscht dem Manne dafür Gottes Segen. Da sagt das Bäuerlein: „Den han i scho!“ und macht sich davon. — Es ist wahr: Wer Mission treibt und fördert, der hat schon

Gottes Segen als seliger Geber und wird ihn immer reichlicher erfahren. In der That dürfte der Segen, der von der Mission auf unser christliches Volk gekommen ist, nicht gering anzuschlagen sein. Sie hat bei vielen Blick und Herz erweitert, hat die empfangenen Gnadenschätze höher schätzen lehren, hat das Verständniß der h. Schrift beleben und fördern helfen; sie hat Kräfte geweckt, die sonst unentbunden fortgeschlummert hätten, und die Gedanken auf das Höchste, das Reich Gottes und sein Vorschreiten in der Welt gerichtet. Sie hat den Aufmerksamen das wunderbare Walten Gottes in weiteren Kreisen vor Augen geführt, auch Arme und Aermste im Volke geistig über die engen Schranken ihres kümmerlichen Daseins erhoben und Gelegenheit gegeben, auch gegen die räumlich Entferntesten das Höchste zu üben, was der Mensch am Menschen üben kann: Liebe um der vom Herrn empfangenen Liebe willen. Und ist etwa durch das Wirken dieser Liebe in die Ferne den näher und nächstliegenden Ansprüchen an dieselbe etwas entzogen worden? — Sicherlich so wenig, daß man im Gegentheil wird sagen können: die Bestrebungen für äußere Mission haben auch anregend und fördernd auf das, was man ihr gegenüber innere Mission genannt hat, gewirkt. Schon daß man die vielgestaltige Thätigkeit für die geistigen, geistlichen und leiblichen Bedürfnisse der Heimat mit dem Namen Mission bezeichnete, ist ein Beweis von der wohlthätigen Rückwirkung der nach außen gerichteten Missionsbemühungen. Der Freunde innerer Mission, die für die äußere nichts thun, mögen viele sein; der Freunde äußerer Mission, die Herz und Hand für die innere verschließen, sind sicherlich wenige. Das über das Wasser gefahrene Brot (Pred. 11, 1.) ist nicht verloren. Davon hat bisher auch das Missionsleben Württembergs Zeugnis gegeben.

B. C.

## Die schottischen Missionen.

Von Dr. Fischer.

### II. Die Missionen der „freien Kirche“ von Schottland.

#### A. Indien.

Die Thätigkeit der Free Church Mission schien für einen Augenblick durch die Trennung von der Staatskirche im Jahre 1843 gefährdet, ob-

gleich dies Ereigniß keineswegs unvorhergesehen kam, vielmehr durch schriftliche Mittheilungen selbst bei den Missionaren vorbereitet wurde. Zwar hatte man die Freude gehabt, daß sowohl alle Missionare in Bombay, Punah, Calcutta, Madras und Caffraria, als auch die Judenmissionare ihr Schicksal mit dem der nunmehrigen „freien Kirche“ theilen zu wollen erklärten: aber grade dies frohe Ereigniß brachte die größte, namentlich finanzielle Verantwortlichkeit mit sich. Außerdem war der Verlust an Eigenthum in Indien in Folge der Disruption beträchtlich; es mußten z. B. in Calcutta alle Gebäude, die Bibliothek, das physikalische Cabinet u. d. d. der Established Church (Staatskirche) übergeben werden. Ebenso in Bombay. Trotzdem und trotz der anfänglich kleinen Summe, die der foreign Mission zu Gebote stand, gelang es der Kirche doch durch die Freigebigkeit Einzelner und großartige Anstrengung Aller ihren bisherigen Verpflichtungen den alten Stationen gegenüber nachzukommen. Ja, im Gefühle der Begeisterung und der jungen Kraft, übernahm sie sogar die Kaffer-Missionen von der Glasgow Mission Society (1844) und gründete neue Stationen in Nagpore (Indien) und Cape Town. Man fand jedoch bald, daß man zu rasch und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Mittel vorgegangen war. Die Einkünfte der Kirche waren nicht im Stande die vergrößerten Ausgaben zu decken. So kam es, daß die Schulden des Jahres 1847 sich auf L. 3000, 1848 gar auf L. 5000 beliefen.<sup>1)</sup> Obgleich nun fast immer augenblicklich Hilfe kam, sah sich doch die Foreign Mission Com. veranlaßt, Einschränkungen zu empfehlen, ja sogar die Aufhebung mehrerer Stationen vorzuschlagen.

Dieser Vorschlag wurde auf der Generalversammlung des Jahres 1849 nach längerer Debatte abgelehnt; dagegen beschloßen die Einnahmen für Missionszwecke durch Anwendung eines neuen Systems, womöglich zu vergrößern. Dr. Duff war wiederum ausersehen, der Kirche den richtigen Weg zu zeigen. Nach Ablehnung des durch Chalmers Tod erledigten Professorats hatte sich derselbe nämlich zu einer zeitweiligen Rückkehr nach Schottland bereit erklärt um, wie im Jahre 1835, durch seine persönliche Gegenwart dem Missionsinteresse einen neuen Aufschwung zu verleihen. Sein Plan war der, an Stelle der früheren einmaligen Kirchthürsammlungen Missionsvereine innerhalb der Gemeinde, mit einer bestimmten Anzahl von Collecteuren und regelmäßiger vierteljährlicher Subscription, zu gründen.

<sup>1)</sup> Die Gesamt-Einnahme der Foreign Mission Comitee hatte sich seit der Trennung von der Staatskirche bis 1848 auf etwas über L. 7000 belaufen, während die Ausgaben auf L. 9—10,000 gestiegen waren.



Er selbst reiste durch ganz Schottland um diesem Plane Anhänger zu gewinnen und hatte dann auch im Jahre 1852 die Genugthuung, daß sich 150 sogenannte Associations gebildet hatten, eine Zahl, die sich im Laufe der Jahre auf 355 (1877) vermehrte. Auch die Einnahmen beliefen sich auf das doppelte und erreichten die durchschnittliche Höhe von etwa L. 12,000.<sup>1)</sup> Nach solchen Anstrengungen und Erfolgen durfte das Missionswerk der Free Church of Scotland als gesichert angesehen werden. —

Wenden wir uns nun den einzelnen Stationen zu, so finden wir das Seminar in Calcutta in neuen Gebäuden installiert mit einer Schülerzahl von über 1000 (1845), von denen eine nicht unerhebliche Anzahl zum Christenthume übertrat. Da die Stellung dieser Convertiten eine schwierige oft lebensgefährliche war, wurde im Jahre 1847 aus freiwilligen Beiträgen christlicher Europäer in Indien ein „Converts home“ errichtet. 1851 hatte sich die Schülerzahl in der Haupt- und den Zweigschulen auf ca. 2500 gehoben; seit 1855 waren auch eingeborene Katecheten und Prediger thätig, sodann seit 1851 der erste „Medical Missionary“ (Arzt und Theologe), der in Calcutta selbst seinen Wohnsitz nahm. Wichtiger noch war das 1855 begonnene, nun allbekannte, sogenannte Zenana Scheme. Es war dies ein Versuch sich dem in Indien noch mehr als in der Türkei zurückgesetzten weiblichen Geschlechte zu nähern, und die indischen Großen zu vermögen, christlichen Gouvernanten den Zutritt in die „Zenana“ zu gestatten, zu dem Zweck, den Frauen weltlichen und geistlichen Unterricht zukommen zu lassen.<sup>2)</sup> Trotz großer Opposition von Seiten der Eingebornen, hat sich das Zenana-Werk dennoch gehalten und manche Erfolge erzielt. Das Jahr 1856 war dadurch denkwürdig, daß zum ersten Male Schulgelder von den Eingebornen gesammelt wurden. Es waren freilich nur 5 Pf. per Monat und nur etwa 500 zahlten, aber die Hauptsache war, daß man einen Schritt vorwärts gethan hatte

<sup>1)</sup> Diese Summe repräsentirt jedoch keineswegs die Gesamtsumme der Einnahme. Mit Einrechnung der Legate, Geschenke, Sammlungen in Indien, der Regierungsunterstützung (L. 8000) und der eingegangenen Schulgelder (L. 6000) beläuft sich die Gesamtteinnahme auf ca. L. 51,000 oder mehr als eine Million Reichsmark! — Der jährliche Durchschnittsbeitrag jedes Mitgliedes der „freien Kirche“ für die Mission beläuft sich auf ca. 2½ Mark! Legate und Sammlungen in Sonntagschulen nicht mitgerechnet!! —

<sup>2)</sup> Die meist wöchentlichen Besuche der Lehrerin in den Zenanas dauern 1 Stunde; die Zahl der besuchten Häuser belief sich im Jahre 1876 auf ca. 20. Vgl. Report on F. M. May. 1877 pag. 18.

zur Selbsterhaltung der Mission. Eine vierte Zweigschule in Mahanad, so wie eine Pension für Mädchen aus der höheren Kaste wurden gegründet. Die Indische Revolution des folgenden Jahres brachte der Free Church Mission zwar viele Sorge, aber wenig merklichen Schaden; vielmehr vermehrte sich die Schülerzahl stetig und stieg im Jahre 1862 auf 3577. Alle diese Erfolge waren zum großen Theil dem besonnenen Vorgehen der auch von der Regierung hochgeachteten Stellung und dem bemerkenswerthen Administrationstalent Dr. Duffs zu verdanken. Es war daher ein großer Verlust, als der letztere im Jahre 1863 seiner Gesundheit wegen für immer nach Europa zurückzukehren sich genöthigt sah, besonders da man gerade die Ausführung eines neuen und umfassenden Planes begonnen hatte, nämlich die Bepflanzung der Gegend rund um Calcutta (in einem Umkreis von etwa 12 engl. Meilen) mit Schulen in einer Entfernung von je vier engl. Meilen; und zwar sollten zu diesem Zwecke auch ehemalige Heidenschulen mit neuen Lehrkräften und Lehrbüchern übernommen werden. Dr. Duffs Abreise schien aber diesen Plan eher zu fördern, als zu hindern. Noch ehe sein Schiff den Hafen verlassen hatte, kam ihm auf telegraphischem Wege die Nachricht zu, daß die Kosten des Unternehmens durch die Aufopferung Einzelner und durch die Hilfe der Regierung gedeckt seien. Trotz vieler Prüfungen der nächsten Jahre, hatte die Free Church Mission manche freudige Erfahrung zu machen; dazu gehörte z. B. das stete Steigen des eingehenden Schulgeldes und die opferwillige Hilfe der Free Church Gemeinde in Calcutta. Von einer Summe von L. 1000 stiegen die empfangenen Schulgelder im Jahre 1876 auf ca. 1800 L. Der thätige Beistand der Gemeinde in Calcutta zeigte sich besonders werthvoll in der Mission unter dem wilden götzendienerischen Bergstamm der Santals. Ein Mitglied der Gemeinde hatte dort nämlich ausgedehnte Theeplantagen und bot der Mission in Calcutta einen jährlichen Beitrag von L. 180 an, wenn ein Missionar dorthin entsendet würde. Dies Anerbieten machte es möglich im Jahre 1871 das Werk unter den Santals zu beginnen. Der Ort Pachamba wurde zum Bau einer Kirche, zur Gründung von Schulen und zur Ausrüstung eines Hospitals auserlesen. Ein geschickter Arzt ist im letzteren thätig mit einer Zahl von durchschnittlich 900—1000 Patienten im Jahr; zwei Schulen in Pachamba selbst, neun in den umliegenden Dörfern verbreiten den Segen der Erziehung zugleich mit dem des Christenthums; und die Kirche fügt jährlich neue Mitglieder zu der kleinen Gemeinde der Eingebornen hinzu.

In Madras waren drei Missionare thätig, als die Trennung der beiden Kirchen in der Heimath stattfand. Alle drei schlossen sich der „freien Kirche“ an. Ein Verlust an Gebäuden war hier nicht zu beklagen, da man sich bisher in gemietheten Localitäten beholfen hatte. Characteristisch für die Mission in Madras ist der Erfolg der sogenannten Female Christian Education gewesen. Schon im Jahre 1843 wurden die Mädchenschulen in Madras und Triplicane mit Hilfe der „Free Church Ladié's Society for Female Education in India“ gegründet, erreichten bald eine bedeutende Schülerzahl und wurden für Viele die Vorstufe zum Uebertritt vom Heidenthum zum Christenthum. Trotz des plötzlichen Rückschlages, der nach fast jeder Taufe in Folge der aus der Schule fortgenommenen Schülerinnen einzutreten pflegte, stieg doch die Zahl der Unterrichteten von 24 (1844) auf 784 (1871) und 16 von diesen bestanden die von der Regierung vorgeschriebene Prüfung für das Lehrerinnendiplom. Außer diesen Mädchenschulen bestand eine Central-Anstalt für Knaben in Madras und sieben Zweigschulen, mit einer Schülerzahl von 1600 (1850) und von ca. 3000 (1871). Heftige Scenen und Kämpfe mit den Brahmanen erneuerten sich fast jedes Jahr und ohne den freundschaftlichen Beistand der Regierung wäre die Lage der Mission oft eine mißliche gewesen. Besonders schwer war das Jahr 1857, in welchem die Erregung in Folge des Indischen Aufstandes in Madras und Triplicane<sup>1)</sup> so zunahm, daß am ersteren Orte eine Missionshalle, die im Bau war, vom Pöbel niedergerissen wurde, während in der letzteren Zweigstation für eine Zeitlang alles Predigen aufgegeben werden mußte aus Furcht vor der Erhebung der Mohammedanischen Bevölkerung. Die nächsten Jahre sahen neue Missionsgebäude und eine Bibliothek (1871) entstehen. Die Schüler der Hauptanstalt in Madras zahlen Schulgeld und werden für die Examina der Universität in Madras vorbereitet.

Die Mission in Bombay hatte von vorn herein mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Gebiet, in dem Bombay, Punah, Nagpore u. liegen, wird von dem kriegerischen Stamme der Mahrattas bewohnt. Nachdem dieselben das Mohammedanische Joch, unter dem sie lange geseufzt, abgeschüttelt hatten, suchten sie die Herrschaft über ganz Indien an sich zu reißen. Aus dem blutigen Conflict mit England, in den sie in Folge dieses Planes geriethen, sollten sie, nach Gottes Vorsehung, nur als Unterjochte wieder hervorgehen. Hier hatten also

<sup>1)</sup> Die Mohammedanische Vorstadt von Madras.

die Engländer eine existirende Herrschaft gestürzt, während in Calcutta und Madras die Hindubevölkerung durch die Engländer von der Herrschaft der Mohammedaner befreit worden war. Diese politischen Verhältnisse sind bei der Ausbreitung des Christenthums von Bedeutung, denn es pflegt im Allgemeinen die Regel zu sein, daß die Religion eines Eroberers weniger Aussicht hat angenommen zu werden, als die eines Befreiers. Außerdem war die Mission im Westen Indiens viel später begonnen als die im Osten; und endlich war die geographische Lage Bombays — auf einer Insel, die der schnell anwachsenden Bevölkerung nicht Raum genug bot, und dadurch die Miethen der Gebäude auf enorme Höhen schraubte — der Ausbreitung der Mission kaum förderlich. Trotz aller dieser ungünstigen Umstände erreichte die Bombay Mission, namentlich unter dem weiblichen Theil der Bevölkerung, der hier nicht in dem Grade abgeschlossen lebt wie im Osten, eine große Blüthe. Eine besonders hervorragende Stellung unter den dortigen Missionaren nahm Dr. Wilson, der gelehrte Kenner des Sanscrit,<sup>1)</sup> ein. Die Bombay Institution wurde 1838 gegründet, ein Waisenhaus und eine Mädchenpension bestanden seit 1846. In allen diesen Anstalten waren die Schüler sehr gemischt. So waren z. B. im Jahre 1850 unter den 248 Schülern der Hauptanstalt 111 Hindus, 9 Mohammedaner, 1 Perser, 19 Juden und 108 Römisch-Catholische, namentlich Portugiesen, die alten Inhaber des Küstendistrictes. Seit 1850 wurden Schulgelder entnommen; schon einige Jahre früher hatte man begonnen die Bücher der „Bombay Tract Society“ (Bibel- und Tractatgesellschaft) für ein Billiges zu verkaufen statt zu verschenken: beides mit ausgezeichnetem Erfolge. Später in dem Zeitraum zwischen 1851 und 1855 wurden Stipendien gestiftet und neue Localitäten bezogen. Die Schülerzahl hob sich auch hier trotz mancher Schwankungen rasch; die kleine Missionskirche zählte bald (1855) 126 Mitglieder, von denen 18 in demselben Jahre der Gemeinde einverleibt worden waren. Ja, nicht viel später gelang es sogar eine eigene Kirche und zwei Pfarrhäuser für eingeborne Pastoren zu bauen. Während der Jahre 1865 und 1866 wurden mehrere eingeborne Catecheten und Prediger in die umliegenden Dorfschaften ausgesandt; so nach Kutnagherry im Lande

<sup>1)</sup> Dr. Wilson's Hauptwerke sind: *The Oriental Christian Spectator*, eine monatliche Zeitschrift von 1830—187(0)? *Rudiments of Hebrew Grammar in Marathi (Sanskrit.)* *Lecture on the Vandidad Sade* (das heilige Buch der Perser) und viele Streitschriften.



Coucau,<sup>1)</sup> zu dem wilden Stamme der Warali's<sup>2)</sup> und in das sogenannte Ghaut d. h. das etwa 4000' über dem Meerespiegel sich erhebende Gebirge östlich und südöstlich von Bombay.

Wir haben nun die noch übrigen Stationen der freien Kirche in Indien mit wenigen Worten zu berühren. Sie bestehen im sogen. Deccan, dem Hochplateau östlich von Bombay in den Städten Punah, Sattarah, Indapure und Faulna. Wie schon erwähnt, wurde die Mission in Punah, der alten Hauptstadt des Mahrattalandes, schon frühe von der Scottish Mission Society begonnen. Zur Zeit der Kirchentrennung traten, wie in andern Stationen, so auch hier, die Missionare einfach zur freien Kirche über. Die Schulen, mit deren Gründung man auch hier den Anfang gemacht hatte, zählten schon 1845 über 700 Schüler, wovon 125 auf die Englischen, etwa 500 auf die Sanscritschulen und der Rest auf Indapure fallen. Die Zahl der Mitglieder der Missionskirche belief sich dagegen nur auf 20 (1845) und 29 (1850). Im Jahre 1846 wurde von Bombay aus als Centrum die sogenannte „Rural Mission“ (Mission auf dem Lande) unternommen; eingeborne Convertiten wurden in manche Dörfer entsandt, um dort den Schulunterricht und Unterweisung im Christenthum zu übernehmen. 1856 fing man zuerst an in der Mahratti-Sprache regelmäßigen Gottesdienst zu halten. Obwohl unter dem Aufstand des folgenden Jahres auch Punah zu leiden hatte, fuhren doch die Schulen fort zu blühen; auch die weibliche Erziehung machte so erfreuliche Fortschritte in den Mädchen- und Induschulen, Waisenhäusern und in den Zenana's, daß im Jahre 1860 ein eingeborner Großer in Punah seine Schule unter die Oberaufsicht der Free Church Mission stellte und dabei fortfuhr die Kosten derselben zu bestreiten. Während der Jahre 1869—1871 wurden neue Missionsgebäude und eine neue Kirche bezogen. Auch für die zahlreiche englische Besatzung wurde Gottesdienst gehalten. 1877 waren über 1000 Schüler auf der Liste (417 Mädchen); die Kirche zählte 82 Communicanten und 66 getaufte Anhänger.

Die Mission in Sattarah — fünfundfünfzig Meilen südlich von Bombay wurde nach achtjährigem Bestehen 1858 aufgegeben. Hingegen

<sup>1)</sup> Coucau heißt der schmale Landstrich zwischen dem Gebirge (Ghauts) und dem Meere, südl. von Bombay.

<sup>2)</sup> Die Mission unter den bedauernswerth unwissenden Waralis hat, obwohl mit wenig Erfolg, doch bis 1877 fortbestanden. In demselben Jahre mußten die dort angelegten Schulen wegen Cholera geschlossen werden. Siehe Free Church Report etc. May 1877.

hatte die Mission in Indapure und Faulna eine große Blüthe aufzuweisen. Es verdient hier der Erwähnung, daß während das Institution System (Mission durch Schulen) in den Städten am erfolgreichsten war und namentlich unter Brahmanen und Sudra's großen Anklang fand, auf dem Lande, unter der Masse der eigentlichen Hindu's die Mission durch die Predigt die größte Wirkung hatte. Im Jahre 1862 wurden Faulna und Indapure als Missionsstationen bestimmt und eingeborne christliche Prediger dorthin entsandt, denen sich 1863 ein eingeborner „Medical Missionary“ anschloß. Wohlthätige Anstalten, Schulen, Bibliotheken, Frauen- und Jünglingsvereine wurden unter Pastor Sheshhadri's energischer Leitung in's Leben gerufen; ja man ging sogar soweit ein christliches Dorf Bethel zu gründen, in dem jetzt 9 Maurer, 6 Zimmerleute, 4 Schneider, 4 Gärtner, 7 Ziegler thätig sind und dessen Kirche im Laufe dieses Jahres eingeweiht werden sollte. Leider hat die Hungersnoth des letzten Jahres die Missionsarbeit in den Schulen sehr gefährdet. Dennoch zählen die Kirchen 247 Communicanten, mit 300 Anhängern, die Schulen 392 Insassen.<sup>1)</sup>

Die letzte Station der Free Church Mission in Indien ist Nagpore. Keine andere Mission hat vielleicht eine so interessante Geschichte gehabt, als die in Nagpore in Central-Indien. Nirgends waren die Gefahren der Missionare größer als hier, nirgends die Existenz der ganzen Mission durch Krieg, Aufstand, Rastenstreitigkeiten und Krankheit öfter bedroht. Leider fehlt uns hier der Raum auf diese Geschichte näher einzugehen; wir können nur die wichtigsten Momente hervorheben. — Vor allen Dingen muß festgehalten werden, daß das Reich Nagpore von der Gründung der Mission 1844 bis zum Jahre 1853 unter einem eingebornen König stand. Dies war natürlich der Wirksamkeit der Missionare sehr hinderlich; sie konnten nicht einmal ihre Arbeit in Nagpore selbst beginnen; sondern hatten die nahegelegenen Orte Rampti und Sitabuldi, die den Briten gehörten und wo dieselben eine starke Besatzung hatten, zum Schutz oder besser zur Controllirung der Rajah, dazu auszuwählen.

In Rampti bestand schon eine von englischen Officieren gegründete kleine Schule. Dieselbe wurde jetzt übernommen, und andere in Sitabuldi und endlich in Nagpore selbst (1846) angelegt. Im Jahre 1853 starb der Rajah ohne einen Nachfolger zu hinterlassen und sein Reich wurde,

<sup>1)</sup> Diese Zahlen sind ein Beweis des Oben Gesagten. Die Zahl der Schüler ist klein im Verhältniß zu der der Gemeindemitglieder.

nicht ohne Unruhen, von den Briten annectirt. So nahte das Jahr 1857 heran. Eine Verschwörung zwischen Sepoys und Mohammedanern, die Stadt Nagpore in Brand zu stecken und alle Christen zu tödten, wurde dem Missionar Hislop noch zeitig genug verrathen. Durch ihn benachrichtigt traf die Englische Regierung Vorkehrungen das Blutbad zu verhindern und die Mission zu retten. —

Im Jahre 1864 wurden 32 neue Mitglieder der Kirche einverleibt, und eine neue Gemeinde in Bundara (40 Ml. östlich) gegründet. Einige Zeit später kam ein deutscher Missionar Namens Vohr in Nagpore an, um ein Arbeitsfeld zu suchen und wurde von der Free Ch. M. zu den Satnami Chumars, einem wilden Stamme im äußersten Osten des Nagpore-Reiches, gesandt. Die Nagpore-Mission zählt nun 23 Arbeiter, die Gemeinde 136 Communicanten, 179 getaufte Angehörige. In den Schulen sind ca. 540 Schüler, die über L. 150 aufbringen. Die Regierung steuert über L. 500 zur Nagpore-Mission bei.

Zuletzt müssen wir noch die Mission unter den Gonds erwähnen. Es ist dies ein wilder Stamm im Norden und Osten Nagpore's. Der Hauptort heißt Chindwara und dieser wurde auch zur Hauptstation der Mission gemacht. Von hier aus wurden Touren in die umliegenden Ortschaften unternommen, Tractate verkauft, und gepredigt. 1868 wurde eine Mädchenschule in Chindwara selbst begonnen. Doch scheinen die Gonds selbst sehr wenig zugänglich; auch ist ihre Sprache sehr schwer zu erlernen.<sup>1)</sup> Zeiten des Erfolges liegen für die Gond-Mission noch in der Zukunft.

Fassen wir nun das ganze Missionswerk der freien Kirche in Schottland in Indien zusammen, so ergiebt sich Folgendes:

Zahl der Haupt- und Nebenstationen ca. 20; Zahl der Schüler in den verschiedenen Anstalten und Schulen über 8000; Gesamtzahl europäischer Missionare 20. Gesamtzahl aller auch der eingeborenen christlichen Arbeiter, Lehrer und Lehrerinnen 228. Augenblickliche Mitgliederzahl der verschiedenen Missionskirchen, über 1600. — Gesamtkosten der Mission der freien Kirche in Indien L. 12,000.

---

<sup>1)</sup> Bis zum Jahre 1872 war im Gond-Dialect nur folgendes erschienen: 1. Zwei Aufsätze, herausgegeben durch die Asiatische Gesellschaft Bengalens, mit Elementen der Grammatik und Wörterbuch. 2. Das Evangelium Johannis. 3. Das 1. Buch Moses in römischer Schrift. 4. Das Evang. Matth. in Sanscritschrift. 5. Das Evang. Marci in derselben. 6. Materialien für eine große Grammatik.

## Literatur-Bericht.

**M. Röhler**, Prof. d. Th. in Halle, **Das Gewissen**. Ethische Untersuchung. Erster, geschichtlicher Theil. Die Entwicklung seiner Namen und seines Begriffes. Erste Hälfte: Alterthum und Neues Testament. Halle, J. Fricke 1878. 6 M.

Diese Schrift ist eine der bedeutendsten und hoffentlich fruchtbringendsten Leistungen theologischer Arbeit und verspricht in ihrer Vollendung eine hervorragende Stelle unter den theologischen Monographien einzunehmen. Die Missionszeitschrift hat wohl den Beruf und eine besondere Pflicht auf sie aufmerksam zu machen, denn es handelt sich ja in der Lehre vom Gewissen um den Anknüpfungspunkt für alle Missionsarbeit, um die Voraussetzungen, mit denen sie rechnet.

Dem alten Testament ist der Name des Gewissens noch vollständig fremd. Erst in der hellenistischen Literatur findet er sich innerhalb des Offenbarungsvolkes, herübergenommen von den Griechen. Die apostolische Heilsverkündigung bedient sich seiner in demselben Sinne, in welchem er uns bei den Griechen begegnet. Wie Paulus mit dem Gewissen der Heiden rechnet, ist bekannt. Was die Heilsoffenbarung dem Gewissen bringt, sagen Petrus und der Hebräerbrief. Damit entsteht zunächst die Frage, nicht bloß was die vor- und außerschristliche Menschheit am Gewissen hat, sondern was gerade sie vom Gewissen sagt. Was dann die christliche Menschheit am Gewissen hat, ist eine weitere Frage.

Seine erste Frage zu beantworten ist des Verfassers Aufgabe im ersten Hauptstück: „Ausbildung des stehenden Namens für das Gewissen bei den Griechen und Römern“ (S. 18—215). Es ist das erste Mal, daß diese grundlegende Untersuchung, der sich keine bezügliche Arbeit ganz hat entziehen können, nicht nur das Material vollständig vorführt, sondern dasselbe vor Allem im Zusammenhange des Bewußtseins und Vorstellungskreises, dem es angehört, beleuchtet. Dieser Theil der Arbeit darf unbedenklich als ein Muster sprachgeschichtlicher Untersuchung bezeichnet werden, dem ich Aehnliches nicht an die Seite zu setzen wüßte, und gern bekenne ich mich in der Lage, jede Correctur meiner eignen Ausführungen, die der Verf. vornimmt, acceptiren zu müssen. Zum ersten Male wird hier eine genaue, ins Einzelne gehende vollständige Geschichte des Wortes geboten und durch sorgfältigste Abwägung Sinn und Bedeutung festgestellt, — eine Arbeit, welche alles Bisherige antiquirt und die Nachfolger unbedingt nöthigt, auf den Schultern des Verf. zu stehen. Das Ergebniß ist zu einem Theile durchaus neu, — nämlich daß die Alten nicht von einem sogen. vorhergehenden Gewissen geredet haben; der Nachweis zwingend. Das Wort ist kein Erzeugniß der Schule, am wenigsten der Stoa, wie man vielfach angenommen hat. Der Beweis ist wirklich abschließend erbracht, „daß Begriff und Name des Gewissens bei den führenden Völkern der alten Bildung nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung hervorgebracht, sondern jenseit der schulmäßigen Schriftstellerei im Munde des Volkes geboren ist und von hier aus erst die Aufmerksamkeit jener Kreise theilweise für sich gewonnen hat. Er ist nicht gemacht, sondern erwachsen, nicht erfunden, sondern gefunden.“ Aber er ist in verhältnißmäßig später Zeit erst gefunden und dann durch Vermittlung des Christenthums Gemeingut der Menschheit geworden. Wir können die Entstehungsgeschichte des Bewußtseins um das Gewissen verfolgen. In dieser Dar-



legung der Entstehungsgeschichte dieses Bewußtseins und seines Inhaltes liegt die größte und hervorragende Bedeutung der Arbeit des Verf. Wir nehmen wahr, wie das Bewußtsein um das Gewissen entsteht und besteht, während die Denker des Volkes einen Weg einschlagen und zu Ergebnissen gelangen, die mit diesem Bewußtsein nichts gemein haben. Die Ethik der Griechen kennt es nicht, aber im Leben macht es sich geltend. Es tritt aber erst auf, wo das sittliche Denken nicht mehr getragen wird von dem Gemeinleben des Volkes, wo es kein einhelliges sittliches Urtheil mehr giebt und die sittliche Selbstschätzung mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch tritt, — in der Zeit des Umschwungs, wo das sittliche Bewußtsein sich wehrt gegen die zersetzenden Einflüsse und einzelne sittlich-religiöse Grundanschauungen sich mit wunderbarer Zähigkeit behaupten.

Der Sinn, in dem Griechen und Römer vom Gewissen reden, ist der der Selbstbeurtheilung, des sogen. nachfolgenden Gewissens, des Bewußtseins, in welchem der Mensch als sein eigener Zeuge vor allem wider sich selbst auftritt, dessen Basis das Bewußtsein der unentflieharen Verantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber einer ihm innerlich kundwerdenden Ordnung ist. Es ist wesentlich Schuld-bewußtsein und predigt den Glaubenssatz von einer strafenden Gerechtigkeit; es ist nicht Wirkung eines religiösen Vorurtheils, sondern wendet sich sogar bei den Griechen gegen überlieferte religiöse Anschauungen, wogegen das Gewissen des Juden sich nicht scheidend, geschweige denn verurtheilend gegen den Glauben der Väter und die Sitte des Gottesstaates erhebt. Es ist der kräftige Anlaß für die sittliche Fassung der religiösen Anschauung. Am wenigsten ist es gleichgiltig gegen seinen Inhalt, wie Wilmar meint; aber das Gesetz, nach dem es sein Urtheil spricht, seinen Inhalt, hat die Philosophie nicht entwickeln, nicht aufzeigen können, woher dasselbe seine Autorität nehme. Die Offenbarungsreligion führt mit Einem Schlage die Selbstbeurtheilung zur vollen Klarheit und Schärfe und spricht das gewichtigste Wort in der Verhandlung über den Zusammenhang von Sittlichkeit und Religion mit der That.

Es ist ein ergreifendes Bild, welches der Verf. von dem Nebeneinandergehen der beiden Strömungen des griechischen Geisteslebens entwirft, dem Bildungs-Aristokratismus der philosophischen Ethik und dem „nivellirenden Radikalismus des bösen Gewissens“. Dort das durch intellektuelle Bildung erstrebte Ideal, auf welches die Stoiker zu verzichten sich nie entschlossen und mit dem sie sich nur zu gerne selbst verwechselten, — hier das Gewissen, dem sie nicht ins Auge sehen konnten, und auf dessen Klage die Bildung keine Antwort zu geben wußte, dessen Stimme sie nicht vernahmen mochten, denn sie mahnte sie peinlich an den Abstand von dem Ideal und forderte Reue, der doch der Weise keinen Raum geben darf. Nicht die Bildung, sondern das Gewissen, die *anima naturaliter ad deum relata* bereitet auf das Evangelium vor. Diese Parthie gehört zu den werthvollsten des ganzen Buches, ein tiefgegrabener Beitrag zur Culturgeschichte der Menschheit, nicht bloß des Griechenthums, zugleich ein treues Spiegelbild der Gegenwart.

In hohem Grade interessant ist die Beobachtung und Erklärung der Erscheinung, daß nicht bloß das Alte Testament von dem Gewissen nicht redet, sondern daß ebenso wie auf heidnischem, so auf dem Gebiete des Gottesvolkes verhältnißmäßig erst spät das Gewissen hervortritt, hier aber nicht wie bei den Griechen, nachdem die Religion ihre Stellung im Leben verloren hatten, sondern als Frucht und Wirkung der Religion. Das Erwachen des Einzelgewissens — und als solches erscheint das Gewissen überall — geht hier

nicht Hand in Hand mit dem Verfall der Religion im Gemeinschaftsleben, und doch wieder erwacht das Bewußtsein um dasselbe erst, wo sich der Einzelne nicht mehr genügend getragen weiß von der Gemeinschaft. Das durchschnittliche Verhältniß des Volkslebens zu den Satzungen der Religion ist nicht das genügende Maaß der Selbstbeurtheilung. Die religiöse Satzung selbst ist es, die den Einzelnen nöthigt, einen höheren Maaßstab anzulegen und ihn so theilweise von der Gemeinschaft löst. In den sittlichen Grundanschauungen Israels findet das Gewissen die sichere Grundlage seiner Wirksamkeit. Es ist als käme das Wort auf den heimischen Boden zurück, wenn der jüdische Philosoph es in Gebrauch nimmt. Die Uebereinstimmung des sittlichen Bewußtseins mit der religiösen Ueberlieferung ist hier die eigentliche Kraft dieser Vorstellung. Je ernster aber die Selbstbeurtheilung sich vollzieht, desto weiter klappt der Unterschied zwischen ihrem Maaßstabe, dem Gesetz, und seiner durchschnittlichen Verwirklichung. So naht die Zeit, wo auch der Jude mit der überlieferten Satzung brechen muß, — aber wie ganz anders stellt sich solcher Bruch bei den Griechen und bei Paulus! Aber — und dieser Punct hätte vielleicht stärker hervorgehoben werden dürfen — während im Griechenthum das Volksleben es ist, dem der Begriff des Gewissens angehört, bleibt er hier ausweise der hellenistischen Literatur beschränkt auf die Kreise der „Denker“. In das Volksleben ist er ausweise der Evangelien nicht eingedrungen. Erst das Christenthum, bezw. die apostolische Verkündigung verschafft ihm hier seine bleibende Stelle.

Im zweiten Hauptstück behandelt nun der Verf. die Aneignung des Namens und Begriffes für den neutestamentlichen Sprachschatz. Auch hier ist es das urtheilende Gewissen und es liegt keine Veranlassung vor, diesen Begriff aufzugeben. Eins nur spricht Paulus aus, was er von den Heiden nicht entlehnen konnte: den Zusammenhang des Gewissens mit der Thorah. Er schreibt den Heiden Autonomie zu; das Gewissen ist die Nadel, welche durch alle Abweichungen hindurch auf den nicht deutlich erkannten Regulator des Lebensweges hintweist und die Abirrungen bestimmt zur Kenntniß bringt. Hier kommen nun die Fragen, welche bei den Erörterungen über das Gewissen auftauchen, nach ihrer biblischen Grundlage in Betracht: Gewissen und Gottesbewußtsein, Gewissen und Gesetz, Autonomie des Gewissens, Umwandlung des vorchristlichen bösen Gewissens in ein christlich gutes Gewissen u. Dieselbe Sauberkeit, Feinheit und Sorgfalt der Untersuchung, wie im ersten Hauptstück, kennzeichnet auch diesen Theil der Untersuchung. Zu wenig erörtert erscheint das bedeutsame Verhältniß von Gewissen und Geist. Richtig ist die Ansicht abgewiesen, daß das Gewissen der Rest des Geistes im Menschen sei, zu wenig aber das meiner Ansicht nach Richtige hervorgehoben, daß das Gewissen eine Function des Geistes sei, und zwar die der sündigen Verderbniß unsrer Natur entsprechende Functionirung des nicht mehr trieb- und thatkräftigen Geistes. Doch wird dies wohl der zweite Theil im Zusammenhang mit dem Verhältniß von Gesetz und Geist ausführen.

Die zweite Hälfte soll im dritten Hauptstücke die alte und mittelalterliche Theologie, im vierten die Reformation mit ihren Nachwirkungen behandeln. Der zweite lehrhafte Theil soll „den auf dem Wege geschichtlicher Untersuchung gewonnenen Stoff, zusammengefaßt mit dem aus der lebendigen Erfahrung geschöpften, unter sichtender Auseinandersetzung mit der nachreformatorischen Wissenschaft, zu entsprechendem wissenschaftlichen Ausdrucke bringen.“

Was die vorliegende erste Hälfte des ersten Theiles leistet, genügt schon, um

den gangbarsten Irrungen in der Lehre vom Gewissen die Wurzel abzuschneiden. Die Geschichte des Begriffes ist zugleich eine Geschichte der Erscheinung und Bethätigung des Gewissens. Der Versuch, den Anknüpfungspunkt und das Bewährungsmittel der Wahrheit umzusetzen in Querschnitt und Richtmaß derselben, ist durch die Arbeit des Verfassers unerbittlich gerichtet. Sie erfordert freilich ein ernstes Studium. Der Leser muß mitarbeiten und gewinnt ebensowenig mühelos die Resultate wie der Verf. Der Lohn ist desto größer. Die Zeit fordert von allen, die das Evangelium zu vertreten haben, daß sie sich klar werden über die Entstehung der christlichen Gewißheit und Erkenntniß, die sie wirken sollen. Dazu zu helfen, ist die große Bedeutung dieser Arbeit nicht bloß für die Mitarbeiter auf dem Felde der Wissenschaft, sondern zugleich für die Träger des Amtes, die Diener am Wort.

Greifswald.

H. Cremer.

## Missions-Zeitung.

Am 12. Februar ist einer der bedeutendsten und geehrtesten Missionare der Gegenwart nach einem arbeitsvollen und fruchtbaren Leben zu seines Herrn Freude eingegangen: Dr. Alexander Duff, „die Zierde“ der freien Kirche von Schottland. Obgleich wir schon in dem Artikel: „Die schottischen Missionen“ über seine Wirksamkeit die Hauptmittheilungen bringen, so sind wir es doch der Bedeutung des Mannes schuldig, ihm auch einen speciellen Nekrolog zu widmen.

Der Heimgegangene war in der Nähe des Dorfes Pitlochrie am 25. April 1806 geboren. Schon in der frühesten Kindheit wurde sein Interesse für die Mission angeregt durch die Bilder und Karten, mit denen sein Vater, ein armer frommer Landmann, die Wände des Wohnzimmers schmückte. Mit 12 Jahren kam der befähigte Knabe auf die Schule von St. Andrews. Als einzige väterliche Unterstützung erhielt er die Summe von 20 Pf. (400 Mk.), nach deren Verbrauch er ganz auf sich selbst angewiesen war. Durch seinen Fleiß und seine hervorragenden Leistungen erlangte er später unter 15 Mitbewerbern eine Freistelle und den Grad eines M. A. (Magister artium). Von besonderem Einfluß auf seine Entwicklung war der berühmte Thomas Chalmers, Professor der Ethik an der genannten Schule. Der Eifer, mit welchem Chalmers sich der Missionsfrage annahm, machte die Anstalt in den Jahren 1823—28 zu einer Art Missions-Institut. Die Missionare Dr. Marshmann von Serampore, Dr. Morrison von China und Dr. Yates von Calcutta wurden von Chalmers eingeladen je und je zu den Studenten zu reden und nährten das Feuer, das dieser bereits selbst angezündet. Wie Duff, so wurden in jener Zeit auch Nesbit, Adam, Ewart und Mackay für den Missionsberuf gewonnen. Im Jahre 1824 gründeten die Jünglinge einen eignen Studenten Miss.-Verein, während zu derselben Zeit John Wilson in Edinburgh einen solchen Verein ins Leben rief. Wilson wurde bald darauf von der Scottish Miss. Soc. nach Bombay gesandt, Duff hingegen war bestimmt, der erste ordinirte Missionar der Church of Scotland zu werden.



Bereits im Jahre 1813 hatten der unermüdlche Wilberforce und Genossen es durchgesetzt, daß der Ostindischen Compagnie ihre Privilegien nur unter den folgenden 3 Bedingungen verlängert worden waren: 1) eine bestimmte Summe für die Erziehung der Eingebornen auszusetzen, 2) einen Bischof, 3 Archidiaconen und 3 Presbyterianische Kapläne für die Ausbreitung des Christenthums anzustellen und 3) Missionaren die Niederlassung in Indien zu gestatten. 1829 trug auch in Schottland diese Parlamentsakte ihre Frucht, indem am 12. August d. J. Duff feierlich zum Missionar „der schottischen Kirche“ für Bengalen ordinirt wurde. Als 1828 der erste Ruf zu diesem Amt an ihn ergangen war, hatte er sich entschieden geweigert, ihm zu folgen, weil er sich einer so hohen Aufgabe für nicht gewachsen hielt; als aber Dr. Inglis, der im Auftrage der Synode Arbeiter für die indische Ernte suchte, zum 2. Male ihn aufforderte zu gehen, da glaubte er bei seinem Widerspruch nicht verharren zu dürfen. Mit der Erlaubniß ganz nach seinen eigenen Plänen handeln zu dürfen, reiste Duff, nachdem er sich vorher verheirathet hatte, ab. Auf der Reise erlitt er 2 Mal Schiffbruch und landete von allem entblößt, im Mai 1830 in Calcutta.

Er kam als der rechte Mann zur rechten Zeit. In Calcutta dominirte damals ein durch die Ostindische Compagnie ins Leben gerufenes Hindoo college, von dem ein schlimmer atheistischer Geist in die gebildeten Klassen der heidnischen Bevölkerung ausging. Sogar der bekannte Gründer des Brahma Samadsh, Ram Mohun Roy (diese Zeitschr. 1875 S. 101) hatte sich deshalb von der Anstalt zurückgezogen. Von den europäischen Christen aber trat Niemand gegen ihren mächtigen Einfluß auf. Da beschloß der junge schottische Missionar, nachdem er 2 Monate lang das Terrain sorgfältig recognoscirt hatte, der einzigen Anweisung, die man ihm in Schottland gegeben: sich nicht in Calcutta niederzulassen, ungehorsam zu werden. Im August 1830 eröffnete er in einem Hause der belebtesten Straße von Calcutta mit 5 Schülern, die ihm der Hindu Geist Ram Mohun Roy verschafft hatte, eine Schule — trotz der Opposition selbst der wenigen Missionare, die in Calcutta waren und die solche Schulthätigkeit nicht als Missionsarbeit wollen gelten lassen. Duff hingegen, der gerade durch die Schule und zwar die höhere Schule dem Christenthum einen Weg in die oberen Klassen der Hindugesellschaft bahnen wollte, ließ sich nicht irre machen. Mit nur einem einzigen Ostindischen Gehilfen ertheilte er seinen alle Wissenssäher umfassenden Unterricht und zwar in englischer Sprache. Auch das war damals eine Neuerung; denn Regierung wie Missionare bedienten sich der indischen Sprachen. Duff wollte das Bengali nur in den unteren Klassen gestatten, allen höheren Unterricht hingegen, auch den Religionsunterricht nur englisch ertheilen. Er that dies natürlich nicht aus Trägheit, um nicht selbst die Sprachen der Eingebornen lernen zu müssen, sondern aus Gründen, die für ihn überzeugend waren. Dieser Gründe hatte er wesentlich drei: 1) das Englische, als unentbehrlich für alle, die in den Regierungsdienst zu treten beabsichtigten, sei ein Anziehungsmittel für die Knaben der besseren Stände, die Schule zu besuchen. 2) Das Englische gestatte den Zöglingen nicht bloß eine elementare, sondern eine vollständige auch wissenschaftliche Erziehung zu geben und 3) das Englische werde und müsse mit der Zeit die allgemeine Sprache wenigstens der gebildeten Klassen Indiens werden und es sei das sicherste Mittel die heidnischen Anschauungen zu untergraben und mit der englischen Literatur christliche Bildung in Indien einzubürgern. Es ist hier nicht der Ort, uns in eine Kritik dieser Grundsätze wie der gesammten Duff'schen Schul-Missionsmethode einzulassen; wir begnügen uns dieses Ortes damit sie zu charakterisiren. Jeden-



falls fand die Neuerung Anklang. Aus den 5 Schülern waren am Ende der ersten Woche bereits 200 geworden, von denen der Raum jedoch nur 120 die Aufnahme gestattete. Von Anfang an gab Duff seiner Schule ganz offen einen Missionscharakter. Die Bibel wurde als Schulbuch gebraucht, niemals aber zu bloß sprachlichen Übungen geographischen oder historischen Studien gemißbraucht. Jeder Tag wurde mit Gebet eröffnet. Bald zeigte sich das eminente Lehrtalent Duffs, der trotz der geringen Vorkenntnisse, mit denen die meisten Zöglinge in seine Schule kamen, sie in kurzer Zeit außerordentlich zu fördern wußte. Seitens der orthodoxen Hindu blieb natürlich die Feindschaft nicht aus. In der von diesen herausgegebenen bengalischen Zeitschrift: „Tschandrika“ wurden Alle mit der Ausschließung aus der Kaste bedroht, die ihre Kinder ferner in die Missionschule schicken würden. In Folge dieser Drohung leerte sich plötzlich die Schule, aber da Duff that, als sei nichts vorgefallen, so blieb der Angriff ein Streich in die Luft. Die erste öffentliche Prüfung, die nach Jahresfrist abgehalten wurde, lieferte ein glänzendes Ergebnis und nun war die ganze Presse des Lobes des ebenso talentvollen wie charakterfesten Lehrers voll. Selbst hohe Regierungsbeamte, ja der General-Gouverneur würdigten jetzt die Schule ihres Besuchs und erkannten bald die Wichtigkeit des neuen Systems für ihre eigne Erziehungsthätigkeit. Nach einer Reihe von Jahren wurden Duffs Anschauungen seitens der Regierung für ihre gesammte höhere Schulthätigkeit adoptirt, ja man wollte sie selbst auf die Elementarschulen übertragen, wogegen Duff aber selbst entschiedenen Protest einlegte.

Mittlerweile wurde der junge Missionar seitens des oben genannten Hindu-Colleges zur öffentlichen Polemik herausgefordert. Er hielt ganz im Geiste Chalmers eine Reihe Vorlesungen über natürliche und geoffenbarte Religion, in denen er nicht nur durch seine feurige Beredtsamkeit und seine wissenschaftliche Ueberlegenheit, sondern vornämlich durch seine ihrer Sache gewisse Glaubensfestigkeit glänzende Siege davontrug. Die Atheisten mußten sich als geschlagen bekennen und als mehrere angesehenen und gelehrten Hindu sich gar zum Christenthum bekehrten, gerieth Calcutta in eine noch nicht dagewesene Aufregung, die lange anhielt und durch immer neue Uebertritte fortgehend sich vergrößerte. Wir können hier nicht die Geschichte dieser Jahre lang sich hinziehenden Erregungen und Kämpfe ins einzelne verfolgen und verweisen deshalb auf das „Ev. Miss.-Mag.“ (1874 S. 413 ff.), wo sie auf Grund von Hunter: History of the Missions of the Free Church of Scotland (London, 1873) ausführlich geschildert sind.

In Folge seiner außerordentlichen Anstrengungen mußte Duff, dem mittlerweile von Schottland aus mehrere neue Missionare zu Hilfe gesandt worden waren, zur Erholung seiner sehr angegriffenen Gesundheit 1835 in die Heimath reisen. Hier war er durch Wort und Schrift zur Belebung des Missionsfinnes in sehr gesegneter Weise thätig. Er war nämlich mit dem, was seine Kirche bis jetzt gethan, sehr wenig zufrieden. Wie hoch hinaus er wollte, ist schon aus einem Briefe ersichtlich, den er 1833 an Dr. Inglis richtete. Als dieser ihm nämlich in großer Freude nach Calcutta gemeldet hatte, man könne jetzt auf eine Jahreseinnahme von 1200 Pf. St. (24000 Mk.) rechnen, hatte er geantwortet: „Lassen Sie nicht 1200 Pf. Ihr jährliches Maximum sein; setzen Sie 10,000 Pf. als Ihr Minimum und steigen Sie von dieser Summe aufwärts so hoch Sie können.“ Damals schrieb ein Mitglied der Missions-Committee, dem das doch zu arg schien, an den Rand des Briefes: „Was? Ist der Mensch verrückt? Hat die indische Sonne ihm seinen Kopf verwirrt?“ Nun er war nicht verrückt, aber glaubensbegeistert und sah das Wachsthum des Senfkorns in der Zukunft. Heute bringt seine

Kirche das Fünffache der von ihm bezeichneten Minimalsumme für die Heidenmission auf und daß es geschieht ist zum großen Theil Dr. Duff zu verdanken. Zehn Jahre nach seiner Rückkehr nach Indien mußte er abermals in die Heimath reisen, dies Mal nicht Gesundheits wegen. 1843 hatte sich nämlich die „Freie Kirche“ gebildet, der die sämtlichen Missionare der Church of Scotland beigetreten waren. In Folge der außerordentlichen Opfer, welche die Glieder der „Freien Kirche“ in diesen ersten Jahren ihres Bestehens gebracht, hielten die Einnahmen für ihre sich immer erweiternden Missionen nicht gleichen Schritt mit den Ausgaben. Eine bedeutende Missionsschuld war vorhanden; von Dr. Duff hoffte man ihre Beseitigung. Dazu war Professor Chalmers gestorben und man wußte keinen würdigeren und tüchtigeren Mann zu seinem Nachfolger als denselben Dr. Duff. Aber in Calcutta wollte man ihn nicht ziehen lassen. Missionare und Beamte, Christen und Heiden, Schüler und Lehrer baten aufs dringendste, seine werthvollen Dienste Indien nicht zu entziehen. So schlug er die angebotene Professur aus, reiste aber behufs einer Organisation der Missionsbeiträge nach Schottland. Wie sehr ihm dieselbe gelang meldet der Eingang erwähnte Aufsatz. Ueberall wohin Dr. Duff kam zündete seine begeisterte Beredtsamkeit. Im Jahre 1850 oder 51 sprach er in Exeter Hall am Jahresfeste der Church Miss Soc. Tags darauf erhielt er eine Gabe von 1000 Pf. von einer Dame, welche schrieb, sie habe nimmer geglaubt, daß ein Missionar einer andern Kirchengemeinschaft 2 Stunden lang sprechen könne, ohne seine eignen Arbeiten auch nur ein einziges Mal zu erwähnen. — „Wie groß die Achtung war, welche Dr. Duff schon damals im ganzen Lande genoß, geht daraus hervor, daß er 1851 zum Vorsitzenden der Synode gewählt wurde, die höchste Ehre, die einem schottischen Geistlichen innerhalb seiner eignen Kirche zu Theil werden kann.“ Später genoß er, ein ganz seltener Fall, diese Ehre zum zweiten Male.

Nachdem er jede Parochie Schottlands besucht und überall Missionsvereine organisiert hatte, deren Glieder sich zu vierteljährlichen regelmäßigen Beiträgen verpflichteten, auch in England und Irland zahlreiche Ansprachen gehalten, reiste er 1855 über Nordamerika, wo er abermals als Reiseprediger thätig war, nach Calcutta zurück. Mit den 5000 Pf., die ihm von einigen Freunden privatim gegeben worden waren und den 10,000 Pf., welche das schottische Volk durch eine Pennyssammlung aufgebracht hatte, baute er nun das neue staatliche Erziehungs-Institut der Freischottischen Mission, das zu den baulichen Zierden Calcuttas gehört. In welchem Umfange seine Schulmissions-thätigkeit in Indien fort und fort wuchs, brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Daneben war der rührige Mann aber auch literarisch sehr thätig. Abgesehen von seinen vielen gewichtigen Briefen, seinen Denkschriften für die Regierung, seinem Buche über India and Indian Missions, hat er Jahre lang für den Calcutta Christian Observer und die Calcutta Review die werthvollsten Aufsätze geliefert und besonders die letztere erwarb sich unter seiner Leitung einen bedeutenden Leserkreis. Sein Einfluß auf die öffentliche Meinung, und speciell auf die Entwicklung des gesammten Unterrichtswesens war ein wahrhaft großartiger, wie er denn auch an der Gründung und Leitung der Universität zu Calcutta einen hervorragenden Antheil hatte. Dazu unterstützte er die indischen Bibel- und Traktat-Gesellschaften und wo immer es sich um ein philanthropisches Unternehmen und irgend ein gutes Werk handelte, selbst bei landwirthschaftlichen Vereinen, stand Duff mit an der Spitze.

Im Jahre 1863 verließ er Indien für immer, durch das Vertrauen seiner Landsleute zum obersten Leiter der gesammten Freischottischen Missionsthätigkeit berufen und

benutzte die Heimreise sofort zu einer Visitation des indischen und afrikanischen Arbeitsfeldes. Die höchsten Ehrenbezeugungen wurden ihm zu Theil als er von Calcutta Abschied nahm; Sir Henry Maine, der Vizekanzler der Universität\*) und Bischof Cotton gaben ihrer Anerkennung durch öffentliche Zeugnisse Ausdruck; die schottischen Kaufleute überreichten dem Scheidenden eine Geldsumme zu einem Hause für ihn selbst und zur Begründung eines Lehrstuhls für Missionswissenschaft an dem Edinburger College. Auf einstimmigen Beschluß der Generalsynode übernahm Dr. Duff selbst neben seinem Missions-Directorium, diese Professur, ohne jedoch das Gehalt derselben zu beanspruchen. Auch in Glasgow und Aberdeen hielt er Vorlesungen über „Evangelistik“, denen besonders, wenn er das Manuscript bei Seite legte und frei sprach, die Zuhörer voll Begeisterung lauschten. Als Missions-Director war und blieb er die Seele der gesammten schottischen Missionsthätigkeit. Für auswärtige Missionsbauten brachte er die Summe von c. 40,000 Pf. auf; die Livingstonia-Mission am Nyassa-See wurde wesentlich durch seine Energie ins Werk gesetzt; die Vereinigung der Reformed Presbyterians mit der Free Church betrieb er angelegentlich und obgleich schon sehr leidend und am persönlichen Erscheinen deshalb verhindert proponirte er noch dem Panpresbyterianischen Concile eine gemeinsame Mission aller Presbyterianer auf den Neuhebriden. Mit Indien blieb er fortwährend aufs innigste verbunden. Als ihm mitgetheilt wurde, daß man in der Aula des Free Church Instituts zu Calcutta seine Büste aufgestellt habe, nachdem bereits in der dortigen Universität zu seinem Gedächtniß eine Marmor-Halle für Vorlesungen über christliche Philosophie und Literatur durch Christen und Heiden gestiftet worden war, da heißt es am Schluß des Briefes, in dem er sich für die „unverdiente Glorie“ bedankt: „Es ist wahr, daß ich geehrt habe und noch eifre für die intellectuelle und moralische, die sociale und häusliche Hebung des indischen Volks und daß ich in meiner Schwachheit arbeitete und unaufhörlich noch arbeite an der Realisirung dieser segensreichen Aufgabe. Ich habe gelebt und werde sterben in dem zuversichtlichen Glauben, daß sie schließlich, früher oder später, unter der gnädigen Leitung Gottes, in herrlicher Weise werde vollbracht werden. Unterdeß kann ich sagen, daß obgleich dem Leibe nach abwesend, ich täglich im Geiste in Indien bin, bei den Europäern wie bei den Eingebornen. Wo ich gehe und stehe ist mein Herz noch in Indien, voll der innigsten Sympathie mit den Millionen, die es bewohnen und den heissesten Wünschen für ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt.“

Am Schlusse des Wintersemesters 1876—77 that Duff einen schweren Fall in seiner Bibliothek. Englische und deutsche Bäder brachten keine Genesung. Als ihm die Mittheilung gemacht wurde, daß keine Hoffnung auf Genesung sei, erwiderte er ruhig: „ich habe das lange geahnt, aber ich weiß mich in der Hand meines Vaters. Niemals in meinem Leben habe ich mit größerer Ruhe gesagt: „dein Wille, mein Gott, geschehe. Ich sehe im Geiste den ganzen Rathschluß der Erlösung von der Ewigkeit her deutlicher und herrlicher als je zuvor.“ Als ihm seine Tochter das bekannte Lied: how sweet the name of Jesus sounds wiederholt vorgelesen, antwortete er: „unaussprechlich“. Ein andermal, als auf sein 1879 zu feierndes Jubiläum angespielt wurde, sagte er: „Ich dachte, wenn, wenn mich Gott am Leben ließ, nach meiner Emeritirung, um die ich

\*) Unter den indischen Universitäten dürfen wir uns nicht Anstalten denken, wie wir sie in Deutschland besitzen. Sie sind vielmehr nur ähnlich der Londoner Universität, Stiftungen zur Abhaltung von Prüfungen und zur Ertheilung gelehrter Grade.



nächsten Mai bitten wollte, mich ganz dem Werke zu widmen, das ich mit der Missionsprofessur übernommen, nämlich den Versuch zu machen, das Volk Schottlands von seiner Pflicht, sich der Missions Sache ganz zu weihen zu überzeugen und es zur Errichtung eines Instituts für innere und äußere Mission zu bewegen, das ganz auf die interdenominationalen Grundlehren des herrlichen Evangelii Christi basirt wäre; hätte ich dies erreicht oder doch die gewisse Hoffnung auf seine Erreichung erlangt, dann wollte ich erkennen, daß soweit ich in Demuth zu beurtheilen vermag, das Werk meines Lebens auf dieser Erde vollendet sei und mit dem alten Simeon sprechen: nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Wenn es aber Gott gefällt durch diese Rechnung mir einen Strich zu machen, so bin ich willig ihm Dank, ewigen Dank zu sagen und ebenso bereit mich jeder andern Führung zu unterwerfen, die er in seiner unendlichen Weisheit und Güte und Liebe für gut hält.“ An dem letzten Sonntage, den er mit Bewußtsein erlebte, sagte er kaum hörbar: „ich kann noch empfinden und denken, aber die Schwachheit läßt mich kaum reden“. Und als darauf einer der Anwesenden bemerkte: „So sind Sie, wie Johannes auf Patmos, an des Herrn Tag im Geist“, nickte er erfreut und entgegnete: „o ja, o ja“. Es ging immer sichtlich zu Ende, bis er zuletzt nur noch durch schwache Handbewegungen auszudrücken vermochte, daß er verstand, was man zu ihm sagte. Im vollen Frieden und ohne schweren Todeskampf ging er in der Frühe des 12. Februar nach einem arbeitsreichen Leben ein zur ewigen Ruhe.

Ich schließe diese — meist der *Edinburgher Daily Review* vom 15. Febr. entnommenen Mittheilungen — mit der Charakteristik, die ein zweiter Artikel desselben Blatts, wie es scheint aus der Feder des Redacteurs,\*) brachte. . . „So sehr man Dr. Duff auch geehrt hat — und Wenigen hat man so gern und von Herzen die Ehre gegeben — so ist doch unsre Ueberzeugung, daß die Erkenntniß seiner Geistesmacht (force) erst mit der Zeit wachsen wird. Was vielleicht jetzt am meisten zu bleiben verdient, ist seine geistige Spannkraft (intensity). Diese Intensität erscheint uns noch mehr denn seine bedeutenden Fähigkeiten: Weisheit, Muth, Unternehmungsgeist als das eigentlich Anregende (the most suggestive thing). Er hatte ein Feuer, das seine Kraft verdoppelte und das das Recht für sich in Anspruch nahm, überall Andre in Feuer zu setzen und sich verwunderte, wenn es nicht zündete. Wir haben genug Fähigkeiten, ab und zu auch Genies, reichliche Mühsigkeit, Lebendigkeit, Parteieifer, eine Menge Anschauungen, Beleuchtungen, Beweisführungen. Aber ganz verschieden von dem allen war die Intensität der Pläne und Ueberzeugungen, die in Duff brannte. Und das ist gerade, was wir an den Duffs der Zukunft brauchen, wenn der starrköpfige Lauf der menschlichen Angelegenheiten in einem großartigen Maßstabe und in einer wirkungsvollen Weise beherrscht werden soll. Diese Intensität war bei ihm gepaart mit großer Entschiedenheit und Willensstärke. So muß es sein bei Männern, die Erfolg haben sollen. Wenn er einmal einen Plan gefaßt hatte, so hielt er ihn fest und er siegte leichter, als daß er besiegt werden konnte. In dieser Beziehung konnte er gelegentlich mißverstanden werden. Aber in Wirklichkeit war das in ihm brennende Feuer weder das der Selbstsucht noch des Eigensinns. Es war vielmehr eine heilige Flamme; die Gluth eines wahrhaft liebenden, edeln und großherzigen Mannes; die Ueberzeugung, daß die Wahrheiten, die von hunderten von uns so gemüthlich gesagt und gehört werden, erhabene Realitäten sind, die jedes menschliche

\*) Ein schlagender Beweis, wie gar anders die politische auch liberale Presse Englands zur Mission steht als leider noch immer die deutsche.



Wesen angehen; daß jeder einzelne Hindu ein verlornen Mensch wäre, der gerettet werden könnte, und speciell daß der Rathschluß des Evangelii und der Kirche im göttlichen Geiste ein Missionsgedanke war, der nicht eher zum Segen für das Menschengeschlecht ausschlagen kann, als bis die träge Kirche ihn glaubt und ihm entsprechend handelt. Diese Flamme hielt sein Herz in Feuer von der Zeit an, da er sich selbst dem Missionswerke hingab und als er krank ward und starb, war sie noch ebenso hell und heiß als in den frühesten Tagen.

„Dazu darf nicht vergessen werden, daß Duffs Werk der Ausfluß eines festen, klaren Glaubens war. Kein Zweifel und keine Haarspalterei in Betreff der Bibel oder der Versöhnung verwirrte ihn in seinen Plänen oder trübte seine Rede. Die modernen pantheistischen Speculationen hatte er alle, wie er stets festhielt, als lebendige Gestalten auf Indiens Gefilden, auf den Lippen der Brahmanen und Buddhisten kennen gelernt. Wenn er ihnen daheim begegnete so waren es ihm alte Bekannte in neuen Gewändern. Auch das gehört dazu, ihn zu einem vollkommen großen Missionar zu machen.“

„Der beste Tribut, den die Ueberlebenden vielleicht ihm zollen können, ist, daß sie sich erinnern und begreifen, was ihm besonders am Herzen lag. Dr. Duff hat nie aufgehört seine Ueberzeugung auszusprechen, daß das Selbstopfer in der Kirche für das Werk der Evangelisirung der Welt noch auf einer traurigen niedern Stufe stehe. Er hat diesen Gedanken oft genug auf die Geldgaben und mit derselben Berechtigung auf den Mangel an Arbeitern angewendet. Wenn die besten Männer freiwillig kämen, so müßte die Berührung mit ihrem Eifer auch sofort die Börsen öffnen. An dem Grabe dieses großen Missionars muß die Frage aufgeworfen werden, ob es wirklich wahr ist, daß es schwer ist, Männer und zwar Männer ersten Ranges für die Mission zu finden? Als Journalisten müssen wir bezeugen, daß es keine journalistische Unternehmung giebt, für die es an geeigneten Männern fehlt und wenn es irgend ein Wagniß gibt, so zieht das Abenteuer ebenso wie die Bezahlung.“

„Der Tod Dr. Duffs ist ein Verlust für alle Kirchen, mit besonderer Schwere aber macht er sich fühlbar für die Free Church. Ihr war er in nicht gewöhnlichem Sinne eine Zierde und Zeugniß (decus und testamen). Es ist für sie ein stolzer obgleich schmerzlicher Ruhm, daß sie einen solchen Sohn zu verlieren hatte.“

---

## Postscriptum.

Zu der „Abwehr“ in der Februar-Nummer: Eben erhalte ich die Nachricht, daß der „Tatler“ bereits aufgehört hat zu erscheinen.

---

# Eine Culturstätte unter den Indianern.

Von Pastor Leopold Witte in Cöthen bei Falkenberg i. M.

„Es ist ein ungeheurer Irrthum zu sagen, unsere Civilisation sei ein Produkt des Christenthums“. So schreibt der Italiener Gaetano Negri in einem „atheistischen Versuche“ über die „Religiöse Krisis“, welchen ein Mann von ganz unqualificirbarem Christenthumshasse, M. G. Conrad in Neapel, zu verdeutschen sich gemüßigt gefunden hat. (Breslau 1878.) Diese Auffassung ist nur ein, allerdings in's Krasse verstärktes, Echo von Stimmen, die in unserer modernen Zeitbildung aller Orten sich mit kühner Stirn verlautbaren lassen. In unbegreiflicher Verblendung sägen unsre Epigonen den noch immer lebensgrünen Zweig ab, der sie trägt, und gefallen sich in der ungemüthlichen Situation, lieber in der Luft schweben zu wollen, als den Zusammenhang mit den starken Wurzeln unsrer Kraft festzuhalten.

Daß die Kinder unsres Geschlechts jene muttermörderische Voraussetzung auch dazu benutzen, das Werk der Mission zu verdächtigen und zu verunglimpfen, ist leider bekannt genug. In schmerzlicher Erinnerung sind uns noch die gehässigen Auslassungen des berühmten Malers Hildebrandt über die Missionsarbeit, die er nirgends unterdrückt, wo ihn seine Berichterstattung in die Nähe dieses Gebiets führt. In seiner „Reise um die Erde“ (Berlin 1870, 2. Aufl.) schreibt er unter Anderem (Band I S. 195):

„Aus Verzweiflung habe ich mich zuletzt auf das Studium der Missionäre geworfen, bin aber sehr bald zu der Ueberzeugung gekommen, die ehrenwerthen christlichen Staaten, welche zur Befehrung dieser Völker ein wahres Heidegeld zum Fenster hinaus geworfen, würden besser thun, diese Kapitalien zur Linderung des Elends der Wittwen und Waisen ihrer eigenen Heimat zu verwenden. Es wurde mir schwer, bei dem letzten Gottesdienst unsres nordamerikanischen Missionärs (in Bangkok) das Pachen zu verbeissen. Die Gemeinde bestand aus einer Mätherin und vier Kulis von stamessischem Geblüt. Der mit weißer Jacke und ditto Inexpressibles bekleidete Geistliche schlug bei dem dritten Worte stets mit geballter Faust auf den Tisch, was am meisten zur Erbauung der neuen Christen beizutragen schien. Ein religiöses Hauptagens ist nächst dem der Liedergesang. Sämmtliche fünf Gemeindeglieder müssen täglich fünfmal zum Singen kommen und die auf einer Ziehharmonika von der Frau Missionärin vorgetragenen Choralmelodien mit ihren Stimmen begleiten. Das dadurch entstehende Geheul spottet jeder Beschreibung; die Eingebornen freuen sich indeß darüber. Sie haben einen dunklen Hang zu musika-

lischen Lebensäußerungen und betrachten die Missionsstunden als eine Art Gesangconseratorium“ 2c.

Von fast gleich feindseliger Gesinnung gegen das Christenthum und die Mission im Besondern zeugen folgende Sätze aus der „Culturgeschichte“ Fr. v. Hellwald's (2. Aufl. II, 409):

„Mit der Ausbreitung der Spanier über die amerikanischen Goldländer hielt jene des Christenthums gleichen Schritt. Massenhaft wurden die Indianer getauft, freiwillig oder gezwungen, doch ohne jeglichen Gewinn für sie oder die Cultur. Zum ersten Male in der Geschichte überrascht die Beobachtung von der civilisatorischen Unfähigkeit des Christenthums, eine Beobachtung, die sich seither bei allen wilden Stämmen wiederholt hat. Bis auf die Jetztzeit sind Amerikas Indianer in Herzen Heiden geblieben, wenn auch äußerlich strenge und bigotte Befenner des Christenthums. Wie eine Tünche deckt es den überall im Verborgenen fortwuchernden Heidenglauben. Die alten Götter sind besiegt, aber nicht todt. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der braune Mann nun einen an's Kreuz geschlagenen Gott; die Hauptsache, Blut, ist für ihn da auf den Teocallis der alten Priester des Huizlipochtli, wie auf der Schädelfstätte von Golgatha. Den Pomp des Catholicismus läßt er sich gern gefallen, aber daneben behält er die Feierlichkeiten seines alten Cultus. Nirgends in Amerika hat das Christenthum den rothen Mann gebessert, ja eher noch demoralisirend auf ihn gewirkt. . . . Die Abweisung der Verunglimpfung der christlichen Culturverdienste hindert nicht die Erkenntniß, daß diese Verdienste nur auf die europäische Menschheit beschränkt sind, mit andren Worten, daß das Christenthum, wie jede Religion, nur innerhalb eines Rahmens bestimmter Völker, deren Ideentreifen es entspricht, fruchtbringend wirkt, für alle andren aber untauglich, ja schädlich ist. . . . Der zweifelhafte Erfolg des heute fast über die ganze Erde ausgebreiteten Missionswesens stellt diese Thatsache auch anderwärts in's hellste Licht. Das Christenthum hat eben keine „Weltaufgabe“, und zwar, wie ich gleich hinzufügen will, weder in seiner katholischen, noch in seiner protestantischen Form.“

Solchen ex cathedra-Aussprüchen eines infalliblen Wissensdünkels gegenüber ist die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen, an einem kleinen, in sich geschlossenen Bilde aus der Mission zu zeigen, welche eminent wiedergebährende Kraft das Christenthum an einer heidnischen Nation beweist, die unter das Lebenszeugniß einer christlich=getränkten Persönlichkeit gestellt wird. Die staunenswerthen Erfolge, welche ein einziger Missionar an einem kleinen Fleck von British-Columbia an der fernen Westküste des stillen Oceans erzielt hat, sind bedeutend genug gewesen, um die gesammte Colonisationspolitik Alt-Englands den Indianern gegenüber über den Haufen zu werfen. Die Grundsätze, nach welchen jener Missionar bei der Bildung seiner Indianergemeinde verfahren ist, sind neuerdings durch Parlaments- und Gouvernementsbeschluß für die ganze Canadische Föderation acceptirt worden, und der schlichte Mann hat durch die Darlegung und Annahme seiner Principien den 100—150,000 Indianern von British-

Nordamerika einen unermesslich wichtigen Dienst erwiesen, dessen ganze Tragweite erst die Zukunft offenbaren wird.

Die nachfolgenden Daten sind sämmtlich nur amtlichen Veröffentlichungen entnommen worden, wenn auch die Form der Darstellung ausschließlich auf Rechnung des Verfassers zu setzen ist.

---

Am Bord des Dampfers „Sir James Douglas“

29. August 1876.

Nun hat doch endlich der abscheuliche Nebel aufgehört, der seit unsrer Abfahrt von Nanaimo auf Vancouver's Island uns mitsammt seinem Bruder „Regen“ so unablässig verfolgte. Es war ein Glück, daß unser Capitän Devereux in diesen winkeligen Küstenwässern vortrefflich Bescheid weiß. Wir haben unser Schwesterschiff, den „Amethyst“, trotz seines Lootsen heute überholt. Ich freue mich, daß unser Chef, der General-Gouverneur von Canada, Lord Dufferin, sich entschlossen hat, nun doch noch am Ende seiner langen Inspektionsreise Methlakahtla zu besuchen, von dem man, wie von seinem Missionar Mr. Duncan, ja so viel gehört hat. Eben sind wir in der Bai des Indianerdorfes ( $130^{\circ}$  westl. Länge,  $54^{\circ} 7'$  nördl. Breite) vor Anker gegangen. Wie anders sieht das Alles hier aus, als vor fünfzehn Jahren, wo ich auf einem Kriegsschiff schon einmal die Fahrt von Victoria (Vancouver's Island) nach Fort Simpson, vier geographische Meilen von hier, machte, und wir einen Blick in die schmale stille Bucht hinein thaten. Damals war's ein Bild tiefster Einsamkeit und Verlassenheit, das sich vor uns ausbreitete; über dem saftigen Grün des Vordergrundes die sanft ansteigenden Hügel und die mit dichtem Wald bewachsenen hohen Berge dahinter; am Ufer die melancholischen Spuren einer weit ausgebreiteten ehemaligen indianischen Niederlassung, die 1835 aufgegeben ward, als die hiesigen Indianer nach Fort Simpson übersiedelten; vereinzelt in die Luft ragende massive Pfeiler mit langen morschen, oft in der Mitte geborstenen Querbalken darüber; an den Giebelseiten der früheren Häuserfronten rechts und links zuweilen noch die schauerhaften, aus Holz geschnitzten Figuren, mit denen die Indianer ihre Wohnplätze zu schmücken pflegen. Als unser Capitän damals auf den westlich von hier gelegenen Queen Charlotte-Inseln, wo auch gegen 7000 Indianer wohnen, der Curiosität halber solch einen geschnitzten Holzblock erstehen wollte und mit einer Rothhaut in Unterhandlung trat, schrieb ihm der Mann, nachdem er begriffen hatte, um was es sich handelte, mit wil-



der Wuth entgegen: „Wie! ich soll die Gebeine meines Großvaters in die Knechtschaft verkaufen?“

Jetzt ist die Landschaft von damals kaum wieder zu erkennen. Ein geschäftiges fröhliches Summen von lauten Menschenstimmen tönt vernnehmlich zu uns herüber, wo damals nur der Schrei eines aufgeschreckten Wasservogels die tiefe Stille unterbrach. Eine stadtartige Niederlassung ist entstanden, — so viel man vom Schiffe aus sehen kann, mit dreieckiger Grundfläche; die Spitze des Triangels nach dem Meere zu bilden auf kühnem Vorgebirge die blinkenden Missionsgebäude: eine hohe, achteckige Kirche mit breiter Freitreppe, freundlichem Portikus und ragendem Glockenthurm, auf dem ein strahlendes Kreuz uns grüßt; daneben wahrscheinlich das Pfarrhaus, und zwei andre große Gebäude, über deren Bestimmung ich mich erkundigen werde. Rechts und links hinter diesen bedeutendsten Häusern baut sich die freundliche Stadt amphitheatralisch an der Berglehne auf. Augenblicklich ist ein großartiger Umbau im Werke. Die eine Seite sieht dorfmäßig aus, mit kleineren und niedrigeren Häusern, offenbar der älteste Theil der Niederlassung; auf der anderen Seite stehen ganz neue höhere und breitere Häuser, die aus regelmäßig abgeschnittenen großen Gartengrundstücken hervorragen. Es mögen schon über 100 solcher Neubauten fertig sein, und daß auch die andre Seite in größerem Maßstabe umgebaut werden soll, zeigen die vielen genau abgesteckten Baustellen, die über dem alten Dorfe deutlich zu erkennen sind.

Ich glaubte, wir würden heute noch an's Land kommen; aber der General-Gouverneur wünscht erst morgen nach Metlakahla zu gehen, weil er großmüthig den durch seinen Besuch völlig überraschten Indianern Zeit lassen will, sich zu seinem Empfange doch ein wenig vorzubereiten.

Metlakahla d. 30. Aug. 1876.

Das war ein Tag, wie ich wenige erlebt habe. Lord Dufferin mit dem „Douglas“ ist wieder fort. Ich habe mir aber noch ein paar Tage Urlaub erbeten; während der „Douglas“ Queen Charlotte's Island besucht, bleibe ich hier und frage den gescheuten, gänzlich in seiner Missionsarbeit aufgehenden Mr. Duncan über die Geschichte seiner blühenden Indianergemeinde aus. Und dann eile ich nach dem Fort Simpson nach, wo mich der „Douglas“ wieder aufnehmen kann.

Nun zur Beschreibung des Tages. Um halb zehn Uhr fuhr der Generalgouverneur mit dem ganzen Gefolge bei prächtigem Sonnenschein an's Land. Leider war der größte Theil der männlichen Bevölkerung schon vor mehreren Tagen zum großen Winterfischfang nach dem Naasri-

ver abgezogen, wo sich zweimal jährlich viele Tausende von Indianern aufhalten, um den wichtigsten Artikel ihres Handels zu gewinnen. So hatten sich nur etwa hundert männliche Glieder zum Empfang des Lords versammelt; der Rest bestand aus jungen Burschen, Frauen und Kindern. Wie wir hörten, zählt die Gemeinde im Ganzen 750 Glieder, lauter Getaufte, zu denen noch über hundert Katechumenen gerechnet werden. Denn unablässig erfolgt ein allmählicher Zuzug von heidnischen Indianern nach Methlakathla, die bald vereinzelt, bald in ganzen Familien oft viele Meilen weit aus dem Innern des Landes kommen, um der Christengemeinde beizutreten.

Bei unsrer Landung begrüßten uns mehrere Salutschüsse aus einer kleinen Kanone auf dem Gefängniß von Methlakathla, einem niedrigen sechsseitigen Gebäude mit flachem Dach und einem Balkon als Brustwehr. Mr. Duncan ist nämlich wegen seiner mannigfachen Verdienste und genauen Bekanntschaft mit den Indianerstämmen in dem ganzen Distrikt, inclusive Queen Charlotte's Island, von der Regierung zum Friedensrichter ernannt worden und soll seinen Posten mit großer Weisheit und Strenge verwalten. Auf mehreren Häusern wurden „Union-jacks“ (die englische Rothkreuzflagge) aufgehängt; gleich im Anfang der Straße, gegenüber dem Landungsplatze war ein mächtiges rothes Tuch mit der Inschrift „God save the Queen“ zwischen zwei Häusern ausgespannt. Die ganze Gesellschaft stimmte zu unsrer Begrüßung die Nationalhymne an, welche eine Musikbande von jungen Leuten auf Blechinstrumenten tadellos begleitete. Phantastisch genug sahen die Burschen aus. Sie trugen abgelegte Uniformen von Soldaten der Vereinigten Staaten, die auf einem Verkauf von ausrangirten Armeegegenständen in Alaska erstanden worden sind. Im Uebrigen aber zeigte die Kleidung der Indianischen Männer und Frauen nichts Auffallendes. Sie trugen sich nach europäischem Schnitt und zwar in anerkennenswerth decenter Mode; die Frauen und Mädchen, die unter den Indianern sonst durchaus nicht in würdiger Weise das schöne Geschlecht vertreten, machten sogar einen recht wohlthuenden und lieblichen Eindruck. Ein halbes Duzend solcher Indianer-Mädchen überreichte der Lady Dufferin mit einem wohlgefügten Knix ein Bouquet, worauf Mr. Duncan und sein vor kurzem angekommener College, Mr. Collison, beide von der englischen Staatskirche, die sich schon am Strande präsentirt hatten, zu einem Umgang durch die Missionsgebäude einluden.

Mr. Duncan, den ich auf einen Fünf- bis Sechsbvierziger schätze,

machte den Führer. Zuerst ging es in die Kirche. Es ist schon die zweite, welche sich die Indianer im Verlauf von vierzehn Jahren gebaut haben, weil die erste dem immer wachsenden Bedürfnisse längst nicht mehr genügte. Seit zwei Jahren im Bau und seit vier Monaten im Gebrauch soll sie noch im Laufe dieses Herbstes die letzte Vollendung erhalten. Es ist ein durchaus würdiger Bau, für 1200 Zuhörer berechnet, außen ganz mit Holzschindeln bekleidet, und durch geschmackvolle Strebepfeiler gestützt; der Fußboden im Innern ist mit Cedernholz gedeckt und verbreitet einen überaus angenehmen Wohlgeruch. Die Kosten des Gebäudes werden sich, wie uns Mr. Duncan belehrte, wenn es vollendet ist, auf 8000 Doll. belaufen, zu denen die Indianer baar 800 Doll. beigetragen und die Arbeit unter Mr. Duncan's Leitung durchweg allein ausgeführt haben.

„Und der Rest der Bausumme?“ fragte Lord Dufferin.

„Ich werde sofort die Ehre haben, Ew. Excellenz die Goldquelle zu zeigen, welche uns diese und alle unsre öffentlichen Arbeiten ermöglicht“, erwiderte Mr. Duncan.

Damit führte er uns aus der Kirche erst in das geräumige Pfarrhaus, dann in die neue Schule, ein prächtiges Gebäude von 60 Fuß Länge und 27 Fuß Tiefe, das im Oktober seiner Bestimmung überwiesen werden soll. Es ist auf drei Klassen berechnet, in welche die 170 eingeschriebenen Schüler eingetheilt sind: eine Kleinkinderklasse, welche täglich von 10—12 und von 2—4 Unterricht erhält, eine Klasse für die großen Mädchen, die am Nachmittag, und eine dritte für die großen Burschen, die am Abend unterrichtet werden. Außer den zwei englischen Missionsvorstehern sind an der Schule noch zwei eingeborne Lehrer und eine dazgl. Lehrerin thätig.

Dann ging's in das andere große Haus, das ich vom Schiffe aus gesehen hatte.

„Hier, meine Herren, unsre Goldquelle“, sagte lächelnd Mr. Duncan. Wir sahen nichts als einen leeren Raum und einen wohl assortirten Laden, nebst einigen Gelassen, die als Schlafstätten benutzt zu werden schienen. „Das ist unser Markthaus, das uns unberechenbaren geistigen und sehr erheblichen materiellen Vortheil eingetragen hat.“

„Ein Markthaus geistigen Vortheil? Wie sollen wir das verstehen, Mr. Duncan?“ fragte der Lord-Gouverneur.

„Auf die einfachste Weise von der Welt, Excellenz“, entgegnete Mr. Duncan. „Als ich mit meinen Indianern eine Weile hier gewirthschafetet hatte, sah ich ein, daß wir nothwendig für unsre Gemeinde eine gere-

gelte Einnahme brauchten. Die Jahresabgabe der Indianer an die Gemeinde,  $2\frac{1}{2}$  Doll. oder eine Decke für die erwachsenen Männer, und  $1\frac{1}{2}$  Doll. oder ein Hemd für die Knaben, reichte längst nicht für alle unsre Bedürfnisse aus. Auch wollte ich die entsittlichenden Einflüsse der weißen Händler, die mit ihren Waaren auch Branntwein in unsren Hafen einzuschmuggeln wußten, ein für allemal abschneiden, so wie die regellosen Fahrten meiner Indianer nach Victoria auf Vancouver's Island, wo sie beim Einkauf ihrer Lebensbedürfnisse in alle Laster der Europäer eingeweiht wurden, gänzlich verhindern. So kaufte ich im Jahre 1863 für meine Gemeinde um 300 Doll., wovon uns die Regierung 100 Doll. schenkte und die Indianer 80 Doll. beitrugen, einen kleinen Schooner „Carolina“, durch welchen ich unter eigener Leitung und von völlig zuverlässigen Männern den gesammten Handel unsrer Colonie besorgen ließ. Das Schiff nahm die Produkte unsrer Gemeinde, Fischöl, Pelze, Cedernholz u. nach Victoria, handelte dort ein, was wir gebrauchen, und die Theilnehmer am Geschäft erhielten hier ihre Dividende vom Gewinn. Als nach einigen Jahren unsre frühere Obrigkeit, die Hudson's-Bay-Gesellschaft, sich bereit erklärte, unsere Waaren auf ihren Dampfsern nach Victoria mitzunehmen und den Bedarf unsrer Colonie uns nach Methlakatla zu schaffen, verkaufte ich den Schooner und entschädigte für einen Theil des Ertrags die Gesellschaft. Den Gewinn, den wir aus unsrem Handel erzielten, benutzte ich zu nöthigen Bauten. Wir errichteten zuerst ein Gerichtshaus und dann diese Markthalle, die uns abgesehen vom Verkauf unsrer Waaren auch in den Stand setzt, Indianer aus fremden heidnischen Stämmen, die uns besuchen, hier und nicht in den durch sie mannichfach bedrohten Privathäusern aufzunehmen. Wir behalten sie auf diese Weise unter besserer Controlle, wozu auch unsre achtzehn Constabler das Ihrige beitragen, und gewähren ihnen den Anblick einer christlichen Gemeinschaft, ohne selbst von ihnen behelligt zu werden. Die sonstigen Ueberschüsse aus unsrem Handel wie die Missionsbeiträge unsrer christlichen Freunde haben wir benutzt, um Straßen zu bauen, unsre große Sägemühle dort drüben einzurichten, eine Schmiede, eine Seifenfabrik, eine große Zimmerei und andre Handwerkerräume anzulegen. Auch bauen wir von diesem Gelde den breiten Steindamm am Strande, den Ew. Excellenz bemerkt haben wird. Zuletzt haben wir aus unsrer Markthalle die Mittel zu unsrer neuen Kirche und Schule entnommen; und jedem Indianer, der sich beim Umbau unsres Dorfes zu einer Stadt durch Ankauf von einem Grund-



stück von 60 Fuß Länge und 120 Fuß Breite theiligt, gebe ich zur Errichtung seines Hauses fünfzig Dollar Gemeinde-Beitrag."

Lord Dufferin konnte nicht umhin, der Umsicht, mit welcher Mr. Duncan auf die Hebung seines Settlement's bedacht ist, die höchste Anerkennung auszusprechen. Dann traten wir wieder auf den freien Platz, der von den soeben besuchten Gebäuden eingerahmt ist.

Hier hatte sich inzwischen die ganze Colonie versammelt, und die Schuljugend empfing den Gouverneur mit frisch vorgetragenen Gesängen in englischer und indianischer Sprache. Dann trat ein junger Mann vor und verlas mit vorzüglicher Aussprache folgende englische Adresse:

„Er. Excellenz dem Lord of Dufferin, General-Gouverneur der canadischen Herrschaft.

Ew. Excellenz halten zu Gnaden! Wir, die Bewohner von Methlakthla, den Tschimschean-Indianern angehörig, wünschen unsrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß wir Ew. Excellenz und Lady Dufferin in unsrem Dorfe bewillkommen dürfen. Durch das Evangelium haben wir das göttliche Gebot gelernt: fürchtet Gott, ehret den König; als gehorsame Unterthanen Ihrer Majestät der Königin Victoria begrüßen wir daher mit Freuden Ihren Besuch auf unsren Küsten.

Wir haben die Gesetze der Königin achten und befolgen gelernt, und wir werden fortfahren, sie in unsrer Gemeinde und Nation aufrecht zu erhalten und zu schützen.

Wir sind noch ein schwaches und armes Volk, das erst vor kurzem aus der Knechtschaft des Heidenthums und roher Sitten befreit worden ist; aber wir bemühen uns, zu einem christlichen Leben und zu christlicher Bildung und Civilisation uns zu erheben.

Indem wir die Zuversicht aussprechen, daß auch wir uns der freundlichen und fürsorgenden Pflege Ew. Excellenz erfreuen und unter Ihrer Verwaltung in Frieden und Wohlbefinden fortschreiten werden, haben wir die Ehre uns zu zeichnen als Ew. Excellenz gehorsame und ergebene Diener.

Im Namen der Indianer von Methlakthla

David Piest,

Secretär des Rathes der Eingebornenen."

Während alle Mitglieder des „Raths“ (es sind ihrer zwölf, und Mr. Duncan hat mit großer Weisheit diese echt indianische Einrichtung auch für seine Gemeinde beibehalten) nach einander vortraten und das Document eigenhändig unterschrieben, flüsterte mir Lord Dufferin zu: „Was ist hier noch für ein Unterschied zwischen unsren Weißen und diesen Christ-

lich gebildeten Rothhäuten! Manche unsrer heimischen Gemeinden würde sich schämen, wenn es auf einen Vergleich ankäme. — Diese Schulkinder sind so bescheiden und wohlgezogen, als irgend eine Predigerstochter auf einer englischen Pfarre.“ Dann trat er vor und hielt einen prächtigen speech, worin er den Indianern die Grüße der Königin brachte, seine hohe Freude über Alles, was er gesehen hatte, aussprach, sie zum Dank für den mächtigen Umschwung aufforderte, den das Evangelium in ihrem inneren und äußeren Leben hervorgebracht, und sich schließlich an Mr. Duncan wandte, um ihn der dankbaren Freude zu versichern, mit welcher die Königin, die englische Nation, ja die ganze Christenheit auf seine treue und selbstlose Arbeit blicke. Er schloß mit den Worten: „Ich habe während meines Aufenthalts in Canada von vielen Niederlassungen eurer indianischen Brüder Adressen in Empfang genommen; aber an keine werde ich mit so viel hoffnungsvollen und freudigen Erinnerungen zurückdenken, als die ich von dieser Stätte mit mir nehmen darf.“

Drei schallende „Hurrahs“ für den Gouverneur und drei nicht minder kräftige für Lady Dufferin waren die Antwort der Indianer.

Bald darauf fuhr der Lord nach dem Schiffe zurück und nahm als Andenken Friedenspfeifen, Zauber-Klappern und andre indianische Curiositäten, die ihm geschenkt worden waren, mit sich.

Methlakhila, den 2. September 1876.

Ich habe meine Zeit wohl ausgenutzt, um mir von Mr. Duncan über seine und seiner Gemeinde Vergangenheit und Gegenwart erzählen zu lassen. Das ist ein seltener Mann!<sup>1)</sup> Und dabei diese Bescheidenheit und Demuth, die für sich gar keine Ehre sucht, sondern alles Lob und allen Ruhm von sich ab und Gott zuwendet. Ein paar hundert solcher Männer, und die Heidenwelt sollte schon bald dem Heiland zu Füßen liegen.

Als ich mich nach der Abfahrt des Gouverneurs als ehemaligen Officier von Ihrer Majestät Marine, der in den Civildienst übergetreten, vorstellte und seine Gastfreundschaft in Anspruch nahm, schüttelte er mir mit derber Freundlichkeit die Hand und sagte: „Einem Ihrer Kameraden verdanke ich es nächst Gott, daß ich hier bin. Ich will Ihnen davon mehr erzählen. Aber nun lassen Sie uns in mein Haus gehen. Sie müssen

<sup>1)</sup> In einer der nächsten Nummern werden wir einige Mittheilungen aus der Lebensgeschichte Mr. Duncans nachtragen.

freilich mit der Gastfreundschaft, wie ein alter Junggesell sie Ihnen bieten kann, vorlieb nehmen."

Wir gingen den Hügel hinan und saßen bald beim summanden Thee-  
kessel in Gespräche vertieft.

„Ich sagte Ihnen, daß ein Marineofficier die Veranlassung zu meiner hiesigen Arbeit gewesen ist. Das war Capitain Prevost. Im Frühling 1856 kehrte derselbe von seinen Posten auf Vancouver's Island nach London zurück und traf dort auf einer Jahresversammlung der Church Missionary Soc. mit einem der Sekretäre der Gesellschaft zusammen. Er benutzte die Gelegenheit, um für die Indianer jener Küsten, mit denen ihn sein Amt oft in Verbindung gebracht hatte, im Interesse ihrer Missionirung ein Wort einzulegen. Der Sekretär konnte ihm keine Hoffnung machen, da gerade damals die Gesellschaft von neueröffneten Arbeitsfeldern gänzlich in Anspruch genommen war. Er forderte ihn aber auf, eine Denkschrift einzureichen, welche die Gesellschaft veröffentlichen würde. Capitain Prevost that es. Im Juliheft des Church Missionary Intelligencer erschien sein begeisteter Appell für die Rothhäute dieser Distrikte. Eine im höchsten Grade intelligente Nation, körperlich und geistig in ihren Anlagen der englischen völlig ebenbürtig, der sie auch in der hellen Hautfarbe gleiche, stehe diese nordwestlichste Abtheilung der amerikanischen Indianer in Gefahr, durch die Laster der goldsuchenden Weißen vergiftet und aufgerieben zu werden. Nur das Evangelium könne sie vor dem physischen und moralischen Untergange bewahren. Wenige Tage darauf brachte das Gabenverzeichnis der Gesellschaft die Notiz: „Zwei Freunde für Vancouver's Island 500 £ (10,000 M.)“ Gleichzeitig wurde Capitain Prevost als Commandant des „Satellite“ aufs neue nach diesen Küsten beordert und bot der Gesellschaft für jeden Missionar, den sie mit-schicken wolle, freie Ueberfahrt an. Da fragte man mich, nur zehn Tage vor der Abfahrt des „Satellite“, ob ich entschlossen sei, als erster Missionar zu den Indianern Columbia's zu gehen. Und wiewohl ich mit meinen Studien als Zögling der Gesellschaft im Highbury Training College noch nicht zu Ende war, entschied ich mich doch, in Gottes Namen den Ruf anzunehmen. Am 23. December 1856 fuhren wir von Plymouth ab, und am 13. Juni 1857 landeten wir im Esquimalt-Hafen auf Vancouver's Island. Meine ersten Kenntnisse der hiesigen Zustände verdanke ich also Capitain Prevost, der nicht müde wurde, auf der langen Ueberfahrt in der freundlichsten Weise mich in die hier mir erwachsenden Aufgaben einzuführen.“

„Wo haben sie denn Ihre Arbeit angefangen?“ fragte ich. „Meth-lakstla gab's ja damals nicht; ich habe diese Stelle noch im Jahre 1861 völlig verlassen gefunden.“

„Es war nicht so leicht, über den Ausgangspunkt der Thätigkeit schlüssig zu werden. Die Hundsons-Bai-Compagnie wollte mich bei den Indianern von Vancouver's Island, am liebsten in Nanaimo festhalten, weil dort der Verkehr mit den Europäern die Missionsarbeit schon am meisten vorbereitet hätte. Aber gerade dieser Umstand schreckte mich vielmehr ab. Je entfernter von der glaubenslosen Civilisation so vieler Weiße, desto versprechender erschien mir ein Missionsfeld zu sein. Und obwohl man mich vor der blutdürstigen Wildheit der Indianer am Fort Simpson, wohin meine Instruktion lautete, nicht dringend genug glauben zu können, indem jeder Versuch, außerhalb der Befestigungen mit ihnen zu verkehren, mir tödtlich werden mußte, zog ich doch vor, am 25. September nach dem Fort Simpson abzufahren, wo mich die Indianer am 1. October sogar ganz freundlich begrüßten.“

„Ihre hiesigen Gemeindeglieder“, warf ich ein, „gehören wohl zu einem andren Stamme, als die so übel beleumdeten vom Fort Simpson? Von blutgerigen Neigungen schien mir wenigstens auf den Gesichtern dieser Leute nichts bemerkbar zu sein.“

Lächelnd antwortete Mr. Duncan: „Es sind sogar meistens dieselben Menschen, die vom Fort Simpson mit mir hierherü bergesiedelt sind? Zwischen damals und heute liegt nur ihre Bekehrung; und ich kann nicht genug die sittigende Kraft des Christenthums bewundern, wenn ich daran denke, in welchem Zustande ich diese Leute angetroffen habe. Die Tschim-schean-Indianer, von deren 27 Stämmen sich 9 um das Fort angesiedelt hatten, unterscheiden sich, soweit sie noch nicht christianisirt sind, in nichts von den drei großen Indianer-Nationen, die sich in Britisch-Columbia finden. Nur ihre Sprache ist ihre Besonderheit; die Sitten oder vielmehr Unsitten, stimmen bei allen überein.“

„So hatten sie wohl auch Leichenfresser unter Ihren Indianern? Oder ist deren Existenz überhaupt eine Fabel?“

„Durchaus nicht. Ich kann Ihnen unter Männern meiner Gemeinde noch mehrere zeigen, die diesem schauerhaften Brauche fröhnten. Eine der ersten Scenen, die ich beim Fort Simpson mit ansehen mußte, hing mit dieser teuflischen Unsitte zusammen. Ich wohnte im Fort und hatte mir einen Indianer aus dem Lager, der englisch verstand, als Diener angenommen, um die indianische Sprache von ihm zu lernen. Mit ihm ging



ich mehrere Tage hintereinander die 140 Häuser der Niederlassung durch, um zunächst die Zahl der Angesiedelten, es waren 2300, zu constatiren. Bei einem dieser Gänge hörte ich, daß einer der Häuptlinge soeben eine Sklavin ermordet hätte, um sie seiner sterbenden Tochter als Dienerin in's Geisterreich vorauszuschicken. Die Leiche wäre in's Meer geworfen. Unser Weg führte uns an der Stelle vorüber, wo die Wellen mit dem nackten Körper spielten. In dem Augenblick stürzten aus dem Dorfe zwei Haufen schreiender Männer, vor denen Alles in die Häuser flüchtete. An der Spitze der zwei Banden bewegten sich zwei ganz nackte Gestalten in der seltsamsten, Menschenunähnlichsten Weise. Wie zwei Pferde sprangen sie auf allen Vieren hin und her, warfen ihre Köpfe krampfhaft zurück, so daß das schwarze Indianerhaar im Winde flatterte, und stießen Töne aus, die mir durch Mark und Bein gingen. Eine Weile tummelten sie sich so am Ufer hin und her und thaten, als ob sie die Leiche suchten; dann aber stürzten sie sich plötzlich auf den an's Ufer geschleuderten Körper, fielen mit ihrer Zähnen darüber her und rissen große Stücke Fleisch heraus. Ihre heulenden Gefährten schlossen schnell einen Kreis um sie und verbargen das Zerstörungswerk vor meinen Augen. Bald darauf aber kam jeder der zwei Unmenschen mit der halben Leiche heraus, und setzte sich hin, um das rohe Fleisch zu verzehren. Ich konnte es nicht länger mit ansehen und ging in das nächste Haus hinein. Da hörte ich, daß, wenn die Kannibalen die Leiche nicht gefunden hätten, sie unweigerlich den ersten Besten unter den Lebenden zerrissen und gefressen haben würden. Das sind ihre gefürchteten Zauberer oder Medicinmänner. Sie halten das ganze Volk in knechtischer Angst, und die Zauberer zu beschwichtigen und zu gewinnen, das ist die gesammte Religion dieser armen Indianer. Der ganze Winter, wo der Fischfang ruht, dreht sich um die Thätigkeit der Zauberer. Zehn verschiedene Banden derselben existirten damals in dem Settlement am Fort Simpson. Den Winter hindurch weihen sie ihre neuen Schüler in die Zauberkünste ein, vor allem in das regelrechte Zerreißen von Leichen mit den Zähnen, das in möglichst wolfsähnlicher Weise ausgeführt werden muß. Und zwar theilen sich die Zauberer in zwei Klassen, von denen die Einen nur Menschen-, die Andren aber nur Hundsleichen fressen. Ein dritter Grad beschränkt sich auf die Zubereitung von Zaubermitteln und Medicamenten."

"Haben diese Leute Ihrer Arbeit nicht die furchtbarsten Hindernisse in den Weg gelegt?"

"Gewiß, sie fühlten, daß es um ihre Macht geschehen wäre, wenn

das Christenthum den Sieg davon trüge. Ich habe von vornherein dieser Zauberei den offensten Krieg erklärt, obwohl mir anfangs Alle versicherten, so lange es Indianer gäbe, hätten sie Zauberei getrieben, und ohne Zauberei sei ein Indianer undenkbar. Ich hatte dennoch die Genugthuung, daß schon nach einem Jahre zwei Häuptlinge zu mir kamen und mir mittheilten, daß sie mit ihrem ganzen Stamm beschloßen hätten, in Zukunft allen Zaubermitteln zu entsagen. Als dies Regaik, der damalige oberste Häuptling der ganzen Niederlassung, selbst einer der schlimmsten Zauberer und Leicheneßer, hörte, gerieth er in die äußerste Wuth. Er verbot mir, im Lager noch ferner zu wohnen und Schule zu halten; er drohte, mich und meine 140 Kinder im Schulgebäude wie die Hunde niederschießen zu wollen. Und in der That wurde wiederholt in die von den Indianern selbst mit großer Bereitwilligkeit erbaute Schule geschossen, und mehrere Wochen lang schwebte mein Leben in der äußersten Gefahr. Doch hat mich der liebe Gott immer wieder behütet, und auch keiner meiner Zuhörer durfte Schaden nehmen."

„Wie lange hat es denn gedauert, bis sie einen Ihrer Indianer taufen konnten?"

Mr. Duncan antwortete: „Ich habe überhaupt nicht getauft bis auf Einen Fall der Nothtaufe bei einem Sterbenden."

„Warum denn nicht? Sind sie denn nicht ordinirter Geistlicher unsrer bischöflichen Kirche?"

„Nein, ich bin nur Katechet und Laienhelfer. Man hat mir öfters die Ordination und Vocation zum Pfarramt angeboten, ich glaubte aber immer, das Auerbieten abschlagen zu müssen. Meine Aufgabe ist die bescheidenere, zu lehren und zu predigen. Und damit bin ich, Gott sei Dank, unter meinen Indianern weit genug gekommen. Am 19. November 1858 habe ich meine Schule für die Erwachsenen und für die Kinder bei Fort Simpson angefangen. Am 26. Juli 1861 konnten 19 Erwachsene und 4 Kinder die heilige Taufe erhalten."

„Kam dazu der Bischof her?"

„Bischof Hills hatte uns früher einmal besucht; aber da waren meine Zöglinge für die Taufe noch nicht reif. Nein, die Missionsgesellschaft schickte mir selbst, auf meine inständigen Bitten, einen ordinirten Geistlichen zu Hilfe, der im August 1860 mit seiner Frau in Victoria ankam und einstweilen ein von mir eingeleitetes Missionswerk unter den dortigen Indianern übernahm. Von ihm sind meine ersten Täuflinge in die Kirche aufgenommen worden. Leider mußte Mr. Tugwell schon nach

Jahresfrist Columbia verlassen, weil seine Frau das rauhe Klima durchaus nicht vertrug. Als wir nach Methlakahtla gezogen waren, habe ich meine Katechumenen wiederholt vom Bischof oder von andren uns besuchenden Geistlichen taufen lassen. Die Aufzeichnungen der Herren über die bei diesen Gelegenheiten mit den Indianern vorgenommenen Prüfungen gehören zu den interessantesten Aktenstücken, die ich Ihnen hier vorlegen kann.“

„Ich werde nicht verfehlen, da Sie es erlauben, in diesen Tagen Einblick davon zu nehmen. Vor allen Dingen aber die Frage: was veranlaßte Sie, Fort Simpson aufzugeben und hierher überzusiedeln?“

„Mit einem Worte: die sittlichen Gefahren, welchen die Gläubigen bei Fort Simpson durch ihre heidnischen Stammesgenossen und nicht minder durch die Verührung mit gewissenlosen Weißen ausgesetzt waren. Ein alter Indianerhauptling, Nieslakkauisch, forderte gleich, nachdem er sich bekehrt hatte, die Entfernung der Schulkinder und der Wohlgesinnten unter seinen Volksgenossen. Er hatte Recht. Alle die socialen Fortschritte, die wir hier erreicht haben, wären unmöglich gewesen, wenn wir unter den Heiden hätten bleiben wollen. Auch hätte ich den Muth nicht gehabt, die umfangreichen Schulkenntniffe, die hier unter meinen Christen guten Boden gefunden haben, auf heidnischen Acker auszustreuen. Ich habe wenigstens immer gefunden, daß die Heiden, welche sich gegen den christlichen Glauben wehren, durch die bloße sog. Civilisation nur raffinirter und schlauer in der Sünde werden. Und am Ende möchte dasselbe auch von den Christen gelten.“

„Fand denn Ihr Plan zu diesem neuen Auszuge Israels aus Egypten unter Ihren Christen Anklang?“

„Lieber Herr, es waren das die aufregendsten und wohl auch die gebetsreichsten Tage meines Lebens. Bald nach der Abreise Mr. Tugwell's hatte ich angefangen, den Indianern bei Fort Simpson den ganzen beabsichtigten Plan im Einzelnen vorzulegen. Ich hatte mir ein förmliches Programm ausgearbeitet, nachdem ich bei einer gelegentlichen Küstenfahrt mir diese Bucht des alten Methlakahtla als zur Uebersiedelung vortrefflich geeignet ausgesucht hatte. Sieben Punkte waren es, die ich in das Programm aufnahm und im Lager bei verschiedenen Gelegenheiten vorlas. Es handelte sich darum:

1. Diejenigen Indianer, welche im christlichen Glauben unterrichtet zu werden wünschen, dem Ansteckungsbereiche des heidnischen Lebens und

dem mörderischen und knechtenden Einflusse der heidnischen Sitten zu entziehen.

2. Die Mission an einem Orte aufzuschlagen, wo wir berauschende Getränke und den Verkauf von Branntwein mit Erfolg ausschließen könnten.

3. Eine Schranke aufzurichten gegen den leichtfertigen und nicht von dringenden Geschäften geforderten Besuch der Indianer in Victoria.

4. Uns in den Stand zu setzen, das so gesammelte Volk zu einer Mustergemeinde zu gestalten und ein christliches Dorf zu gründen, von welchem eingeborne Evangelisten ausgehen und die christliche Wahrheit in alle die umliegenden indianischen Stämme ausstrahlen könnte.

5. Eine solche Gemeinde um uns zu sammeln, die es durch ihre sittlich-religiöse Haltung ermöglichte, ohne Bedenken allerhand weltliche Kenntnisse ihr zu überliefern.

6. In der Lage zu sein, mit allen Stammesunterschieden und Indianer-Streitigkeiten zu brechen und jeden, mochte er kommen aus welchem Stamme er wollte, in das Band einer allgemeinen Brüderschaft aufzunehmen.

7. Endlich auf Geltung der Gesetze halten zu können, Gehorsam gegen die Königin zu lehren, mit den Bewohnern ringsum Frieden zu halten und unsre Niederlassung zu einer Municipalität mit eigner indianischer Verfassung zu entwickeln.

Diesen sieben Punkten, die das zu erstrebende Ziel bezeichneten, fügte ich noch je sieben Verbote und Gebote hinzu. Verbieten sollten sein: 1. alle dämonischen Gebräuche und Zaubereien, das „Ahlid“ der Indianer; 2. die heidnischen Kuren für die Kranken; 3. jede Art berauschender Getränke; 4. Hazard-Spiel; 5. das Bemalen und Entstellen der Gesichter; 6. die Vertheilung von Eigenthum aus Prahlucht, ein unter den indianischen Reichen weit verbreitetes Vaster; 7. die Zerstörung und Zerreißung von Eigenthum im Zorn. Gefordert wurde: 1. die Heilighaltung des Sonntags als eines Tages unbedingter Ruhe; 2. Besuch der Versammlungen für christliche Unterweisung; 3. Schulbesuch für alle Kinder; 4. eine Jahresabgabe in Materialien oder Arbeit für alle Gemeindeglieder männlichen Geschlechts, um die öffentlichen Arbeiten zu fördern; 5. Schlichtung aller Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht oder das Gesetz, — eine den grausamen Grundsätzen der indianischen Blutrache gegenüber besonders wichtige Forderung; 6. der Aufbau von saubern und soliden Häusern und ordentliche Gartencultur; 7. die Verpflichtung, reinlich, fleißig, fried-



fertig, ordentlich, unbedingt ehrlich und aufrichtig im Verkehr mit einander zu sein.

Als ich alle diese Einzelheiten wiederholt bekannt gemacht hatte, merkten die Indianer wohl, daß es mir damit heiliger Ernst wäre, und lachten mich für meinen Mangel an Kenntniß ihres Charakters gründlich aus, der die Verwirklichung von dergleichen Utopien unmöglich mache. Ich blieb aber fest und strich keinen einzigen Punkt aus meinem Programm. Keiner Seele redete ich zu, denn ich wollte freiwillige Pioniere und nicht aus Höflichkeit oder Beschränktheit willfährige Diener. Ich wartete die Rückkehr meiner Indianer vom großen Frühjahrsfischfang ab. Auf den 27. Mai 1862 war die Abfahrt festgesetzt. Sie können sich denken, wie mir das Herz klopfte. Noch wußte ich von Niemand ausdrücklich, ob er kommen wollte. Die Leute saßen schweigend am Ufer oder in ihren Hütten, in Indianerweise den Kopf auf die Kniee gestützt und der Dinge wartend, die kommen sollten. Ich trat vor und lud Alle, welche sich an der Gründung einer christlichen Niederlassung betheiligen wollten, ein, aufzustehen und ihre Canoes zu besteigen. Allgemeines Stillschweigen war die Antwort. Endlich erhoben sich langsam zwei, und als das Eis gebrochen war, folgten noch Mehrere nach. In 19 Canoes fuhren wir, im Ganzen 47 Personen an Männern, Frauen und Kindern, nach dem schon länger vorher von mir mit Bauholz versehenen Methlakahla ab. Am 28. Mai Nachmittags 2 Uhr kamen wir hier an. Und schon am 6. Juni fuhr eine Flotte von über dreißig Canoes vom Fort Simpson mit neuen Ansiedlern in unsren Hafen ein und vermehrte unsre Zahl auf 350—400 Seelen. Alle Männer unterschrieben unser Dorfgesetz und zeigten sich zu jeglichem Gehorsam willig. Wundervoll waren in jener Zeit unsre täglichen Gottesdienste; ein Hauch frischer Liebe und Begeisterung durchzog sie und machte allen Hörern das Christenthum lieb. Und so ist's im Großen und Ganzen geblieben. Selbst während der allerersten zehn Monate, wo es doch galt, sich in die neuen Ordnungen erst einzuleben, hatten wir nicht einen einzigen Fall von Trunkenheit unter unsren Indianern. Und daß wir dieses Laster auch jetzt noch absolut von uns ausgeschlossen haben, hängt mit der Strenge zusammen, welche die Gemeinde selbst an Branntwein führenden Händlern übt. Läßt sich ein solcher einmal bei uns sehen, so wandert er sofort erbarmungslos in's Gefängniß."

„Gewiß, Mr. Duncan, erklärt diese völlige Enthaltung von geistigen Getränken einen großen Theil Ihrer günstigen Erfolge. Und wenn hier erst einmal ein blühendes Gemeindegewesen etablirt war, das durch

seine bloße Existenz predigte, so kann ich mir denken, welche Anziehungskraft es auf die Indianer der Umgegend ausübte. Haben Sie denn nicht aber auch bald an den Befehrten selbst einen mächtigen Beistand gehabt, wenn es galt, den Heiden das Evangelium zu verkündigen?"

„Ja wohl; und die sittliche Energie, der heilige Ernst, mit den meine Indianer ihren heidnischen Brüdern predigten, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Denken Sie, welchen Eindruck es auf die Indianer am Fort Simpson machen mußte, als ich im Februar 1864 sie mit meinem früheren größten Feinde, dem Zauberer und obersten Häuptling Legaik zur Seite und mit noch einem andren ihrer einstigen Genossen Clah, besuchte. Legaik war bald nach unsrer Uebersiedelung hierher nachgekommen; die Angst um seine Sünden ließ den mehr als zwanzigfachen Mörder nicht mehr ruhen. Er gab Alles, Reichthum, Ehre, Einfluß über das ganze Lager auf, und wurde unter uns einfacher Zimmermann und Tischler. Nach seiner Taufe wandelte er eine ganze Zeit lang in der Wahrheit und zur Freude Aller, die ihn früher gekannt hatten. Da aber schickten die Fort Simpsoner eine Botschaft: er müßte kommen und seinen alten Posten an der Spitze aller Stämme wieder einnehmen. Ein furchtbarer innrer Kampf begann. Er rief seine hiesigen Freunde an's Ufer und erklärte ihnen, er müsse fort; wohl wisse er, daß es Sünde sei, aber er könne nicht anders, eine unsichtbare Gewalt zöge ihn. Unter Thränen sagte er ihnen Lebewohl und fuhr in seinem Canoe davon. Beim Einbruch der Nacht landete Legaik in einer einsamen Bucht. Und da hat der Mann einen Kampf gekämpft, nicht anders als Jakob am Jakob. Er sagte mir später: ein leibhaftiger Feind habe ihn gegenüber gestanden, und er wolle lieber hundertmal sterben, als noch einmal eine solche Nacht durchleben. Tausend Arme fasten nach ihm, um ihn in's heidnische Leben zurückzuziehen. Ehe die Morgenröthe anbrach, hatte er aber überwunden. Er kehrte sein Schifflein um, fuhr nach Methlakathla zurück und eilte vom Strand geradeswegs in's Missionshaus, um unter heißen Thränen mir von dem durchlebten Kampf und Sieg zu berichten. Das war erst kürzlich geschehen, als ich ihn nach Fort Simpson mitnahm. Und da hätten Sie hören sollen, wie der Mann zu seinen einstigen Untergebenen redete. Ein alter Indianer hatte mich hochmüthig abgewiesen: vor den ersten Weißen hätte ich kommen und die Indianer gut machen müssen. Durch die Weißen wären sie noch schlechter geworden, und nun gebe es für sie, mit dem eingewurzelten Bösen, keine Hülfe mehr. Da stand Paul Legaik auf und sagte: „Ich bin ein Häuptling, ein Tschimschean-Häuptling. Ihr

wißt, ich bin schlecht gewesen, sehr schlecht, so schlecht, wie irgend Einer von euch. Ich bin in Sünden aufgewachsen und alt geworden; aber Gott hat mein Herz gewandelt, und er kann euer Herz auch wandeln. Glaubt nicht, euch in euren Sünden entschuldigen zu können, indem ihr sagt, ihr wäret zu alt und zu schlecht zur Besserung. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Kommt zu Gott, versucht's auf seinem Wege, und er kann euch retten. Auch Elah sprach brav und wirkungsvoll: er hätte von klein auf das Heidenthum gehaßt, und sich durch nichts, auch durch keine Drohungen, dazu bewegen lassen, die heidnischen Tollheiten mitzumachen. Aber er habe nichts besseres gekannt, bis Gott sein Wort zu den Tschimscheans sandte und es ihm sofort klar wurde, daß dies die Wahrheit sei. Elah ist wirklich einer der allerersten gewesen, die sich mir rückhaltslos angeschlossen. Diese beiden Zeugnisse haben dort im Lager eine mächtige Wirkung gehabt.“

„Lebt dieser Paul Vegais noch unter Ihnen?“

„Nein, 1869 ist er gestorben. Aber sehen Sie dies,“ dabei holte er aus seinem Schreibtisch ein vergilbtes, vielfach zusammengefaltetes Stück Papier heraus; „das war sein letzter Gruß an mich. Auf einer Reise wurde er krank, und als es mit ihm zu Ende ging, hat er diesen Brief an mich angefangen, bei welchem ihn der Tod überraschte: Mein lieber Herr. Dies ist mein letzter Brief. Der soll Ihnen sagen, daß ich sehr glücklich bin. Nun komme ich zur Ruhe von Mühsal, Prüfung und Versuchung. Ich fürchte mich nicht, vor Gott zu treten. In meinem gemarterten Leibe denke ich immer an das Wort des Herrn Jesus . . . Weiter ist er nicht gekommen. Uebrigens lebt seine Wittve noch unter uns, Schudasl, ein frommes, demüthiges Weib.“

Am andren Morgen — wir hatten bis tief in die Nacht hinein geplaudert — führte mich Mr. Duncan in einige Indianerhäuser hinein. Dieselben erinnern im Grundplan an die Anlage der heidnischen Indianerhütten; nur sind die Verhältnisse hier bedeutend größer; ein gebieter Flur zieht sich durch alle Häuser hindurch, der sonst bei den Indianern fehlt; und endlich hat man hier ordentliche Schornsteine und kastenartige Rauchfänge, während die Heiden für den Rauch in ihr Dach einfach ein Loch schneiden, wo er seinen Ausgang suchen kann. Ich machte die Bekanntschaft von mehreren Indianern, Männern und Frauen, die alle ziemlich gut englisch sprachen, nur daß sie sämmtlich mit einer gewissen Scheu, die sie indessen wohl kleidete, auf ein Gespräch eingingen. Mr. Duncan erzählte mir von jedem der Besuchten einige charakteristische Züge.

„Die Frau, bei der wir eben waren, heißt Susi. Sie ist die Wittve



des einzigen Menschen, den ich selbst getauft habe. Und wissen Sie, wer der war? Eben jener Glende, der kurz nach meiner Ankunft im Fort Simpson mit noch einem andren Kannibalen den Leichnam der gemordeten Sklavin am Meeresstrande verschlang. Er war uns bald mit großem Heilsverlangen nach Methlakathla nachgezogen; hier wurde er unheilbar schwindstüchtig. Am 18. October 1862 taufte ich ihn, da es zu Ende mit ihm ging und er so dringend um die Taufe bat, auf die Namen Philipp Atkinson. Seine Buße und sein sterbensfreudiger Glaube waren so erhebend, daß seine Frau, die nur mit innerstem Widerstreben in's Christendorf mitgezogen war, seit jener Nacht ihre Bekehrung datirt. — Aus diesem Hause stammt eine Nischla-Indianerin, die hier bekehrt wurde. In Fort Simpson können Sie die Dame als Mrs. Mc. Neil kennen lernen; der Commandant des Forts, Capitain Mc. Neil, hat sie geheirathet; auf ein so hohes Bildungsniveau erheben sich unsre eingebornen Christen. — Der letzte Mann, den wir besuchten, ist einer unsrer 18 Constabler, welche in unsrem kleinen Gemeinwesen auf Ordnung und Zucht zu halten verpflichtet sind. Um Ihnen eine Vorstellung davon zu geben, mit welcher Treue die Gemeinde selbst über ihre Sittenreinheit wacht, will ich Ihnen einen kleinen Zug erzählen, der sich mit eben diesem Manne zugetragen hat. Er war schon vor 12 Jahren eines der einflußreichsten Glieder der Gemeinde und deshalb zu dem Constablerposten erwählt worden. Da ließ er sich ein Vergehen zu schulden kommen, um deswillen ihn sein intimster Freund bei mir und dem Constabler-Collegium anklagte. Wir saßen bis tief in die Nacht hinein, um den Uebertreter von seiner Schuld zu überzeugen; und Sie hätten hören sollen, mit welchem liebevollen anstürmenden Ernste Einer nach dem Andren an das Gewissen des Mannes drang, bis er endlich unter einem Strom von Thränen sein Unrecht bekannte. Ich strafte ihn deshalb nicht mit Gefängniß; sondern ließ ihn nur fünf Decken zur Gemeindefasse zahlen. Doch sollte er um des gegebenen Aergernisses willen eine Zeit lang unsren Ort verlassen. Schon am folgenden Tage kam eine Deputation der Constabler zu mir und bat um Erlass der Sentenz. Sie hatten eine Versammlung gehalten, zu welcher der Schuldige selbst vorgeladet war; und nachdem sie seine bekümmerten Worte und ernstesten Versprechungen angehört, hatten sie ihm angeboten, sich bei mir dafür zu verwenden, daß er in Methlakathla bleiben dürfe. Natürlich gewährte ich ihre Bitte. Nach drei Wochen kam er mit seinem Busenfreunde und Ankläger zu mir, um mir zu sagen, daß er mein Angesicht sehen und am Abend zur ganzen Gemeinde sprechen müsse. Als



die Schule der Erwachsenen am Abend beendet war, ließ ich daher alle nicht Getauften sich entfernen, und dann trat der reuige Sünder ein. Was er sagte, war erschütternd. Ein von Natur überaus stolzer Mann, schämte er sich nicht, öffentlich sein Unrecht zu gestehen, Gott für seine Gnade zu preisen und mir und seinen Amtsgenossen zu danken, daß wir uns mit ihm so viele Mühe gegeben hätten. Dann warnte er die Gegenwärtigen inständig vor der Sünde und forderte sie auf zu wachen und zu beten. Denn weit furchtbarer als der Tod sei es ihm gewesen, daß sich nach seiner Sünde bis zum Bekenntniß derselben Gottes Angesicht vor ihm verborgen habe. — Ähnliche Züge von tiefem Heiligungsernst könnte ich Ihnen noch viele aus meiner jungen Gemeinde berichten. Sie werden sich aber wohl schon selbst überzeugt haben, daß der Herr seine Hand mit großer Gnade über uns hält, und Methlakathla als ein Licht in der heidnischen Finsterniß scheint.“

Gewiß habe ich mich davon überzeugt. Ich blieb noch einen Tag bei Mr. Duncan und ließ mir von der Ausbreitung des Missionswerks auch nach dem Innern hin, am Naas River zc. berichten; und nun soll binnen einer Stunde der Ausbruch nach Fort Simpson geschehen. Möge der Herr, der wahrlich auch der Heiden Gott ist, dieses Friedenswerk am stillen Ocean segnen und den Wunsch Mr. Duncans, seines treuen Knechts, erfüllen, daß von hier aus noch Schaaren von eingebornen Missionaren zu dem „rothen Manne“ in ganz Amerika gehen und der verschwindenden Race vor ihrem völligen Aussterben die Seligkeit des Evangeliums anbieten.

---

## Native Christen

von Missionar Oscar Flex.

(Schluß).<sup>1)</sup>

### 4. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“

Es ist Regenzeit in Indien. Die Schleusen des Himmels und die Brunnen der Tiefe haben sich aufgethan und das durstige Erdreich ge-

---

<sup>1)</sup> In der vorigen Nummer war nur durch einen Irrthum des Setzers „Schluß“ beigelegt. D. S.

tränkt. Acht Monate<sup>1)</sup> lang hat die Gluth der Sonne Tag für Tag das Mark des Bodens ausgesogen, und fast drei Monate lang haben heiße Winde, über das Land hinwegfegend, aller Vegetation ein Ende gemacht. Die Bäche und Flüsse sind ausgetrocknet, von vielen ist sogar der Quell versiecht, die Teiche und Brunnen sind leere Tiefen und Gruben, das Gras ist verdorrt, das Laub mit einer graubraunen Staubkruste überzogen, der Boden durchfurcht von weitkloffenden Spalten, die von seiner Dürre zeugen, und Vieh und Mensch lechzt unter der Qual der Tag und Nacht anhaltenden Hitze nach Labung, nach Erquickung. Da sind endlich, endlich, nach mehr denn halbjährigem Schmachten der Natur die so lang ersehnten und von Christ und Heide ersuchten Wetterwolken am Himmel heraufgefahren. Unter Blitz und Donner und Sturm sind sie geborsten, und der liebe Gott hat auf's Neue regnen lassen über Gerechte und Ungerechte, über Christen und Heiden, und beide danken Ihm, ein jeder, so gut er's weiß und kann.

Nach den ersten Gewitterstürmen, die wie entfesselte Himmelskräfte über Berg und Thal hinbrausten und mit ihren Wasserströmen dem erschöpften Lande neue Lebenskraft einflutheten, hat sich der ganze Himmel mit dichten Wolkenmassen verschleiert, die selbst die Strahlen einer indischen Sonne nicht mehr durchbrechen konnten; die heißen Winde sind zu kühlenden geworden und der Wassersegen träufelt ohn' Unterlaß Tage, ja Wochenlang, bald in überschwemmender Fülle, bald in linden anfeuchtenden Schauern herab und stillt auch das unersättlichste Verlangen nach dem köstlichen Naß. Die Bäche rauschen von Neuem durch die Fluren, die Flüsse wälzen wieder ihre erdfarbenen Wellen den Riesenströmen Indiens oder dem Ocean zu, die Brunnen und Teiche füllen sich wie früher bis an den Rand und darüber, die Erde legt das fahle Trauergewand der heißen Zeit ab und das grüne blumendurchwebte Freudenkleid des Lenzes an, mit frischer Kraft pulsirt das Leben in ihr und auf ihr, und Mensch und Thier hört auf zu vegetiren, denn die Bedingungen des Lebens und Lebensgenusses sind ihm nun wiederum gegeben.

Auch Baraghar, der Wohnort unsers Freundes Prabhudas, ist von der verjüngenden Kraft der ersten Regen angehaucht. Die Häuser und ihre Bewohner sehen reinlicher aus als zuvor, die Steige und Gänge im Dorf, sonst der Ablagerungsort alles Unraths, sind von den jäh herab-

<sup>1)</sup> In 1875—76 hatten wir vom October des einen bis zum Juni des andern Jahres keinen Regent. —

stürzenden Wassermassen in Abzugsanäle verwandelt und dadurch rein gespült worden; die mit faulendem Schmutz und gährendem Schlamm angefüllten Gruben und Pfützen, welche die Luft während der heißen Zeit mit ihren mephitischen Ausdünstungen ringsum verpesteten, sind zu kleinen Seen geworden, in deren grüngelben Fluthen Enten und Gänse sich laut-schnatternd tummeln.

Auf den das Dorf umliegenden Feldern hat sich eine rege Geschäftigkeit entfaltet; die steinharte Bodenoberfläche ist durch den Regen erweicht worden, und hunderte von primitiven Pflügen werden von starkhalsigen Büffeln über denselben hingezogen, um ihn aufzukrazen,<sup>1)</sup> während der Säemann auf andern schon gepflegten Ackertheilen aus seinem Bambuskörbchen den Samen in die Furchen streut. —

Doch nicht lange währt die Freude. Wohl hat die Regenzeit in ihrem Anfang Alles neubelebt und dem landbauenden Eingebornen die Möglichkeit gewährt, dem Acker, der ihn ernährt, das Samenkorn zu übergeben, von dessen Frucht er das kommende Jahr zu leben hofft, der Fortgang der Regenzeit aber und die lange Dauer derselben verdunkeln gar bald die lebensvollen Züge des heiteren Bildes, das ihr Beginn geschaffen und zeichnen uns die düstere Kehrseite desselben. Das anhaltende naßkalte Wetter erzeugt schon nach den ersten Monaten böse, oft tödtliche Krankheiten. Die Häuser, nur aus Erde gebaut, mit niedrigen, dünnen Wänden und leichtem Strohdach, ohne alle Rücksicht auf gesunde Lage und Einrichtung, eng zusammengedrängt und dicht in einander verschoben, versperren jedem Luftzug den Weg, das Wasser findet aus den Gehöften keinen Ausweg, der Boden im Hof wird bald zum Morast, die Feuchtigkeit dringt unaufhaltsam in die Hütten, der Regen trieft durch die morschen Dächer auf den Flur derselben, der Mensch und Vieh zur Wohnstatt dient. Der Eingeborne, in seiner Lebensweise stets nachlässig und unbekümmert, denkt nicht daran, sich gegen Nässe und Kälte zu verwahren, er erträgt beide mit einem uns unbegreiflichen Gleichmuth, bis ihm das Fieber die Glieder schüttelt und er sich an den Feuerplatz in der Hütte legt, um — zu sterben.

Cholera und Ruhr halten gleichfalls in der Regenzeit eine reiche Ernte für den Tod in den Dörfern, und so sehr man im Mai das Erscheinen des Regens ersehnt, so sehr sehnt man sich im October nach dem

<sup>1)</sup> Das Pflügen hier zu Lande ist buchstäblich nur ein Aufkrazen des Bodens, welches der Pflug mittelst eines in sein unteres Ende eingelassenen feilartigen Stückes Eisen bewerkstelligt. —

klaren Himmel der kalten Zeit, der den Schreckenstagen, die jede Regenzeit in ihrem Verlauf mit sich bringt, ein Ende macht. —

Noch aber ist's Regenzeit, und ihre Segenstage haben sich auch in Baraghar für Viele in Tage der Angst verwandelt. Aus mancher heidnischen Hütte ist die Todtenklage erschallt, und auch die Christen sind nicht ohne Trübsal geblieben. Die eben erwähnten Plagen haben in mehreren Familien der Gemeinde Opfer gefordert, und noch giebt's Krankheit überall. Die Christen wissen's und bekennen's aber, daß diese Beiden Prüfungen sind, die ihnen ihr Herr zugesendet, und nie zeigt sich ihre Glaubens- und Gebets-Freudigkeit in hellerem Licht als zu solchen Zeiten; und wer ihnen zusähe, wie sie einander besuchen, sich gegenseitig pflegen und mit und für einander beten, der würde auch heute noch in den alten Ruf der Verwunderung einstimmen: Wie lieb haben sich die Christen!

Es ist eine stürmische Nacht im September. Der Regen peitscht an die von der Nässe zerbröckelnden Lehmmauern der Hütten, er sickert durch das versauzte Dachgras, er bedeckt die aufgeweichten Gänge und Gäßchen des Orts mit fußtiefen Lachen, er übertönt mit seinem klatschenden Aufschlag auf den Boden jedes andere Geräusch, so daß selbst die Pariahunde es vorgezogen haben, ihr heiseres Gebell einzustellen und den Burschen im Dschoncherpa schon längst die Lust zum Singen vergangen ist. Da tritt Prabhudas aus der Thür seines Hofes. In eine dunkle Decke eingehüllt zum Schutz gegen den Wind und mit dem plumpen Bambusschirm nothdürftig den Regen abwehrend, arbeitet er sich, die Richtung nach dem andern Ende des Dorfes einschlagend, durch die Finsterniß, das Wetter und das den Steig überfließende Wasser hindurch, bis er, von der Anstrengung keuchend und den Regen abschüttelnd, am Ziel seiner nächtlichen Wanderung angelangt ist.

Er steht vor einem Christenhause. Der Laut einer feierlich erhobenen Stimme tönt ihm daraus entgegen, es klingt wie ein Gebet. Leise drückt er die rohzugehauene Holzthür zurück und betritt den Hausraum, wo er, andächtig die Hände faltend, niederkniet, bis der Betende Amen sagt.

Wir befinden uns mit Prabhudas in der Wohnung des Prachins<sup>1)</sup> der Baraghar Gemeinde. Und wo ist der Prachin? Da liegt er vor dir auf der tscharpay<sup>2)</sup>. Sein Auge ist halbgebrochen, sein Mund zusammengefallen, seine Hand kalt, sein Athem nur noch ein Röcheln. Du stehst

<sup>1)</sup> spr. Pratschin, wörtl.: alt= Alter= Ältester. Bezeichnung des Gemeinde-Ältesten.

<sup>2)</sup> Bettstellähnliches Lager.



vor dem Lager eines Sterbenden. Das böse Fieber hat ihn vor etwa 3 Wochen ergriffen. Er achtete nicht darauf, sondern ging, so lange er gehen konnte, seiner Arbeit nach, und als er nicht mehr aufzustehen vermochte, da war's zur Rettung schon zu spät. Man lief nun freilich nach Ranchi, um den Fall dem Padri zu melden, aber die von da gesandte Medizin schlug nicht mehr an. Die Gemeinde des Orts gedachte ihres Ältesten täglich im Gebet vor dem allmächtigen Heiland, der allein noch helfen konnte, der Leidende aber legte seine Seele in seines Erlösers Hand, er fühlte, daß er abgerufen werden würde. „Laß den Padri Sahab aus Ranchi rufen, daß er mir des HErrn Mahl reiche“, sagte er zu seiner Frau. Der Padri kam. Unter Beisein der ganzen Gemeinde beichtete der Kranke seine Sünden und legte das Bekenntniß seines Glaubens ab. Nachdem er communicirt, sank er auf sein Lager und sagte: ab git gao! (nun singet), und die Anwesenden sangen ihm alle seine Lieblingslieder, die er seit seiner Befehrung zum Christenthum gelernt und gesungen hatte, und als sie geendet, reichte er allen zum Abschied die Hand. Von dem Tage an ist er sichtlich schwächer geworden. Die Christen des Dorfes vereinigten sich jeden Abend statt in der Capelle bei ihm zum Gebet, er kannte sie aber nicht mehr; auch aus den andern Dörfern, die zu seiner Prachinschaft gehörten, kamen sie, um ihn noch einmal zu sehen, er aber konnte ihr Yisu sahay nicht mehr erwidern, und nun ist seine Auflösung nahe. Der Catechist hat mit den Brüdern und Schwestern, die sich von der Nacht und dem tobenden Unwetter nicht haben abhalten lassen, sich in der letzten Stunde ihres Prachins um ihn zu sammeln, seine Seele in gemeinsamem Gebet dem HErrn befohlen. Jetzt erheben sie sich von den Knien und warten schweigend des Endes. Es ist da. Der Körper ist zu schwach, um die sich losringende Seele länger zu halten, noch einmal öffnen sich die Lippen des Scheidenden, und mit den Worten: girdscha, girdscha (Kirche, Kirche!)<sup>1)</sup> entschläft er. —

Nicht heulendes Klagegeschrei und wahnsinniges Schlagen der Brust und Raufen der Haare, wie bei den Heiden, verkünden der Welt den Tod des Christen. Die Wittve weint um ihren Gatten, die Kinder weinen um den Vater, und in den Augen der Umstehenden, besonders des Prabhudas, der des Prachins Freund und seit längerer Zeit in der Gemeindepflege seine rechte Hand gewesen war, glänzt eine Thräne, aber sie trau-

<sup>1)</sup> Diese ganze Scene ist nicht etwa der Phantasie des Verfassers entsprungen, sondern die wahrheitsgetreue Wiedergabe des von ihm selbst am Sterbelager eines seiner Prachins Erlebten. —

ern nicht wie die, die keine Hoffnung haben. „Prabhu legaya“ (der Herr hat ihn hinweggenommen), sagt Prabhudas zur Martha, der Frau des Verstorbenen, als er ihr beim Fortgehen die Hand reicht. Sie antwortet nicht, aber Ergebung und Hoffnung lindern ihren Schmerz, denn sie glaubt an den Prabhu Yisu Masih, der, wie der Catechist vorhin verlesen, zu ihrer Namenschwester gesagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe. —

Am Nachmittag des nächsten Tages finden wir wohl über hundert Christen vor dem Trauerhause versammelt. Die Nachricht von dem Tode des Aeltesten hat sich in seiner ganzen Pfarodie schon am frühen Morgen verbreitet und die Christen herbeigerufen, um ihm die letzte Ehre zu erzeigen. Die Leiche ist mit einem Stück weißen Zeuges bedeckt und wird, als die Stunde des Begräbnisses gekommen, in eine Palmengrasmatte<sup>1)</sup> eingehüllt, auf die tscharpay gelegt. Der älteste Sohn des Hauses, zwei Brüder des Verstorbenen, die auch Christen sind, und Prabhudas heben dieselbe auf und tragen sie, gefolgt von der gesammten Christenschar, der sich heidnische Verwandte der Familie angeschlossen haben, auf den kleinen Friedhof, den der Prachin selbst vor Jahren in einem ihm gehörigen Mangohain für die Christen seines Dorfes angelegt. Als der Zug dort angekommen, hält der Catechist die vorgeschriebene Begräbnissliturgie, die Träger senken die Leiche hinab, die dem Todten im Leben nahegestanden haben, lassen drei Hände voll Erde als letzten Gruß in sein Grab fallen, es wird zugefüllt, Yarusalam isht mera ghar (Jerusalem du hochgebaute Stadt &c.) singt die Gemeinde, und das Gebet des Herrn, von Allen laut gebetet, beschließt die einfache, ernste Feier. —

Vier Wochen nach dem eben Erzählten theilt der Catechist nach der Abendandacht den Christen mit, daß der Padri Sahib eine Gemeindeversammlung behufs der Wahl eines neuen Aeltesten angeordnet habe und solle dieselbe, falls es Allen recht sei, am andern Tage abgehalten werden, wozu er die christlichen Hausväter des Orts einlade, die zur Prachinschaft gehörigen Christen in den Nachbardörfern habe er auch aufgefördert, zu erscheinen.

Da Niemand Einspruch erhoben, so sehen wir am folgenden Nachmittag die Capelle gedrängt voll von Christen. Alt und Jung hat sich eingefunden, die Einen um an der Wahl Theil zu nehmen, die Andern um den Verhandlungen zuzuhören. Der Fußboden der Capelle ist, wie zu

<sup>1)</sup> Die in der Station wohnenden Christen gebrauchen schon Särge.

Kirchzeiten, mit Grasmatten belegt, auf denen die Gefommenen, vom Catechisten nach den Dorfschaften gesondert, in langen Reihen Platz nehmen. Nachdem alles geordnet, sagt er: ham prarthna karen! (lasset uns beten). Die Versammlung erhebt sich und vereinigt sich mit dem Vorbetenden in dem Flehen zum HErrn, dem wahren Haupt der Gemeinde, daß Er sich jetzt unter ihnen bezeugen und mit Seinem Geiste sie erleuchten wolle, damit ihre Wahl den Mann treffe, der Ihm wohlgefalle. Ein lautes, einstimmiges Amen aller Anwesenden bekräftigt das Gebet vor Dem, der Seiner Verheißung nach in ihrer Mitte ist.

Der Catechist eröffnet hierauf den Panchayt<sup>1)</sup> mit der Mittheilung eines Briefes von ihrem Missionar, der in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Den Brüdern der Baraghar Prachinschaft von . . . . Saheb  
viel Mal Yisu Sahay.

Im HErrn geliebte Brüder. Weil Euer Prachin zum HErrn gegangen und es um der Verwaltung Eures Gemeindegewesens willen räthlich ist, daß das Aeltestenamt in Eurer Mitte bald wieder besetzt werde, so wünsche ich, daß Ihr an einem dieser Tage in Baraghar zusammen kommt und, einen Panchayt machend, einen neuen Prachin wählt. Sehet darauf, daß Ihr einen Mann wählet, der unbescholten ist und Jesum Christum lieb hat, der mit den Gebräuchen und Einrichtungen unsrer Gemeinde bekannt ist, der das Wort Gottes lesen und mit Euch beten kann, zu dem Ihr Vertrauen habt, daß er Euch in der Noth beistehen werde und dem Ihr zu gehorchen bereit seid. Einen solchen Mann sucht. Und wenn Ihr ihn gefunden habt und er willig ist, das Amt zu übernehmen, so komme er mit dem Catechisten und Einigen von Euch an einem Sonntage zu mir, um, nachdem ich mit ihm geredet habe, in der Kirche die Einsegnung zu empfangen.

Des HErrn Geist sei mit Euch. Gehabt Euch wohl!

Ranchi den . . . . ten 18 . . . .

N. N.

Der Catechist recapitulirt in wenigen Worten den Inhalt des Briefes und schließt mit der Frage: „Ist es nun Euer Wunsch, o Brüder, heute einen neuen Aeltesten zu wählen?“

Alle: „Ja.“

<sup>1)</sup> sprich: Pantschayt. Näheres darüber am Schluß.

Cat.: „Wer soll dann unser Aeltester sein? Wie er sein soll, das habt Ihr gehört, jetzt seht, ob Ihr einen solchen Mann unter Euch kennt, und wer einen weiß, der nenne ihn.“ —

Selbstverständlich hat die Frage, wer wohl der nächste Prachin sein werde, schon seit dem Tode des früheren die Gemüther beschäftigt, und fast jede Dorfschaft hat eine oder mehrere Persönlichkeiten, für die sie die Ehre beanspruchen möchte. Der Meinungsaustausch über den Werth oder Unwerth der verschiedenen Candidaten ist besonders lebhaft an den Sonntagen nach den Gottesdiensten geführt worden, wenn die Christen sich alle in Baraghar zusammenfanden. Einige der Parteien haben auch nicht unterlassen, den Padri mittlerweile zu besuchen und demselben ihre respectiven Vertrauensmänner in Vorschlag zu bringen, so daß derselbe über die, allerdings sehr gelinde betriebene Wahlagitation in Baraghar und Umgegend vollständig au fait ist. Er selbst wußte auch einen, dem er das vakant gewordene Aeltestenamt anvertrauen möchte, aber nicht er, die Gemeinde soll wählen, der Missionar behält sich daher nur den endgiltigen Entscheid und die Bestätigung vor und vertröstet alle, die sich in der Angelegenheit an ihn wenden, auf den bevorstehenden allgemeinen Panchayt, mit dessen Berufung er den Catechisten von Baraghar beauftragt hat.

„Wen wollt Ihr zu Eurem Aeltesten haben?“ ruft der Catechist noch einmal in die Versammlung hinein.

„Wir wünschen den Pathras (Petrus) aus Lendi,“ sagt Markas (Markus), ein dem letztgenannten Orte angehöriger Christ, sich aus seiner Reihe erhebend.

Catech.: „Markas schlägt den Pathras aus Lendi vor, stimmt Ihr dem zu?“

In den Reihen wird hin und her gemurmelt. Opposition macht sich bemerklich und findet ihren Vertreter in Paulus von Marangdu, der dem Panchayt mittheilt, er habe sonst gegen den Pathras nichts, aber zum Prachin taue er nicht. Er halte keine Ordnung in seinem Hause, zanke sich öfters mit seiner Frau, und lezthm habe er sie sogar geschlagen. Die Frau sei seine Verwandte und habe ihm selbst ihr Leid geklagt.

Pathras, der auch zugegen ist, fährt hier auf und erwidert, er habe allerdings seine Frau gestraft und zwar deswegen, weil sie gegangen sei, um der Jatra<sup>1)</sup> zuzusehen und, als er ihr das verboten, ihn geschimpft habe. Zur Jatra laufen sei heidnisch und den Mann schimpfen sei nicht

<sup>1)</sup> Volkstanzfeste der heidnischen Urauns.



christlich, und wenn er seine Frau wegen beider Vergehungen gezüchtigt habe, so habe er damit gerade bewiesen, daß er in seinem Hause auf Ordnung halte.

„Dann hält er uns am Ende als Ältester auch mit Prügeln in Ordnung!“ ruft eine Stimme aus dem Hintergrunde.

Ein Lachen zuckt über manche braune Lippe, vereinzelt: „ja, so wird's werden“ machen sich hörbar. Das ernste Gesicht des Catechisten aber, der den vorlauten Sprecher mit den Augen sucht, und ein kurzes tschup! (schweigt) aus seinem Munde bewahren der Situation die ihr gebührende Würde.

Die Candidatur des Pathras wird weiter in Betracht gezogen, die gegen ihn erhobene Anklage eingehend untersucht, der Sachverhalt stellt sich dabei in der That weniger gravirend für ihn heraus, der Majorität scheint aber die so ungerufen laut gewordene Befürchtung hinsichtlich des von ihm zu erwartenden Regiments in die Glieder gefahren zu sein, und Pathras fällt durch.

„Wen schlägt Ihr nun vor?“ fragt der Catechist weiter.

„Den Nicodim (Nikodemus) aus Marbhat,“ sagt ein Wähler.

„Aus welchen Gründen befürwortest du des Nicodims Wahl?“

„Er ist ein guter Mensch, in der Krankheitszeit hat er die Brüder in unserm Dorf und auch in der Nachbarschaft fleißig besucht. Hat er das nicht?“ wendet sich der Antragsteller fragend und Bestätigung seines Zeugnisses erwartend an die neben ihm sitzenden Christen seines Dorfes.

„Ja — ja — das ist ein wahres Wort — das hat er gethan,“ antwortet seine Partei, und der Nicodim, der unter ihnen sitzt, meint schon, nun könne ihm das Amt nicht fehlen.

„Ich will den Nicodim nicht zum Ältesten!“ unterbricht ein alter Christ eines andern Dorfes die Redenden.

„Warum nicht?“ fragt der Catechist.

„Weil er trinkt,“ erwidert der Alte ruhig.

„Ich trinke nicht! Wer hat mich trinken gesehen?“ ruft der Nicodim beleidigt.

„Ich!“ sagt der Alte und sieht ihm dabei gerade in die Augen.

„Kab? Kahan? kya jane! Batao to!“ (Wann — wo — wer weiß? erzählt's uns!) tönt's nun von allen Seiten.

„Es sind ungefähr 3 Wochen her“, berichtet der Alte, „da war ich in Marbhat, um meinen Schwiegersohn zu besuchen. Gegen Abend machte

ich mich auf den Heimweg. Als ich aus dem Dorf heraustrat, da sah ich den Nicodim vor mir hergehen und hinter dem großen Pipalbaum rechts nach dem Schuppen des Sundi (Branntweinhändler) abbiegen. Was hatte er beim Sundi zu thun? fragt ihn doch selbst.“

Nicodim wird nun in's Verhör genommen und gesteht, daß er an dem Tage für 2 Paisa (6 Pfennige) Arkhi getrunken. Er habe sich im Leibe unwohl gefühlt und den Trank als Medizin genommen. Das Bode-trinken hätten ihnen die Padris verboten, was sollten sie denn nun trinken, wenn sie sich schwach fühlten, das Wasser mache sie in der Regenzeit ja nur noch kränker.

Der Angeklagte hat hier einen wunden Fleck des Gemeindelebens getroffen, und mancher der ihn Umstehenden erinnert sich, daß er auch schon dergleichen schwache Stunden gehabt, in denen er die verbotene Frucht des Arkhi unter der Form eines medizinisch gebrauchten Stimulants heimlich genossen, und man ist daher um so bereiter, ein einmaliges Vergehen der Art dem Nicodim nicht so hoch anzurechnen. Der Catechist aber giebt zu bedenken, daß der Grundsatz: die Christen müssen sich berauschender Getränke enthalten, unter allen Umständen aufrecht zu erhalten sei; übersehe man in dieser Hinsicht nur die kleinste Abweichung von der Regel, so sei der Trunksucht freier Spielraum gewährt. Wer wisse denn, ob der Nicodim, wenn man ihn zum Prachin gemacht, der Versuchung zum Trinken widerstehen werde, und werde er dann als Trinker erfunden, so sei das Aergerniß erst recht groß. Er stimme deshalb nicht für ihn und bezweifle auch, ob der Padri Saheb, wenn man ihn doch wähle, ihm seine Bestätigung geben werde, wenn er von dem Besuch des Nicodim beim Sundi höre.

Dem entgegen weiß der Panchayt nichts zu sagen, und Nicodim theilt des Schicksal seines Vorgängers Pathras.

„Dann laßt uns den Nirdosh<sup>1)</sup> aus Kormandi wählen!“ ruft jetzt ein andrer Christ aus den Reihen, „dem kann Niemand etwas Böses nachsagen, er ist ein reicher Mann, und wenn der Tikadar uns quälen will, dann steht er auf für uns und bedroht ihn. Unser Tikadar fürchtet sich vor ihm, und wenn er Prachin wird, dann wird er den andern Christen auch gegen ihre Tikadare helfen, den wählt!“

Der eben Vorgeschlagene ist eine in der Gemeinde und den heidnischen Kreisen der Nachbarschaft wohl bekannte Persönlichkeit. Seit langen Jah-

<sup>1)</sup> bedeutet. „Unschuldig.“

ren Christ, hat er sich durch eifrigen Verkehr mit den Missionaren und der Außenwelt zu einer für den Uraun ungewöhnlichen Höhe der Intelligenz emporgearbeitet. Er prozessirt mit seinem Tikadar Jahr aus Jahr ein und macht jede Streitsache des Dorfes gegen denselben zu der feini-gen. Im Gerichtshof in Ranchi ist er vollständig zu Hause, er kennt die europäischen Richter alle, mit den eingeborenen Beamten und Advokaten steht er auf vertrautem Fuß, sie patronisiren ihn, weil er sie patronisirt, und wenn er selbst dann den Winkeladvokaten spielt, so nehmen sie (die eingebornen Advokaten) ihm das nicht übel, denn jemehr Prozesse er anfängt, desto mehr bedarf er ihrer Hilfe, und wenn er den Gimpeln, die auf seinen Rath hören, auch die ersten Federn für seine eigene Tasche auszieht, so bleibt ihnen doch naturgemäß das Ausrufen aller übrigen. Nirdosh spielt unter den christlichen und heidnischen Urauns seiner Gegend eine große Rolle, er ist ein Mann des Volkes, und wenn er Prachin würde, so wäre das im Grunde Allen recht, dann dürfte kein Tikadar in der Prachinschaft mehr den Mund aufthun, und die Christen wären obendrauf. —

Auf die Frage des Catechisten, was man zu der Wahl des Nirdosh meine, acclamiren die Meisten: „den wollen wir — der wird die Tikadare zur Vernunft bringen — der wird uns helfen!“ erschallt's im ganzen Raum.

„So wollen wir hören, was der Nirdosh selbst dazu meint,“ sagt der Catechist und ruft seinen Namen auf. Nirdosh antwortet aber nicht. „Nirdosh! wo ist der Nirdosh!“ Alles sieht sich nach ihm um, aber er ist nirgends in den Reihen zu finden.

Ihr guten Wähler, der Nirdosh hat wichtigere Sachen zu thun als nach Baraghar zum Panchayt zu kommen. Während Ihr ihn hier zu Eurem Ältesten machen wollt, sitzt er in Ranchi in der großen Dera<sup>1)</sup> und instruiert die Zeugen, die morgen und in den nächsten Tagen in den Prozessen, an denen er theilhaftig ist, verhört werden sollen. Und wenn man eben in Baraghar den Eifer gerühmt hat, mit dem er die Sache der Ryots<sup>2)</sup> gegen die Tikadare verfechte, so beweist er zur selben Zeit in Ranchi, daß er des ihm gespendeten Lobes durchaus werth ist; denn mit uermüdlicher Beharrlichkeit paukt er den obtusen Köpfen der Christen und Heiden, die er als Zeugen angegeben, die Antworten ein, welche der Advokat, der die qu. Prozesse übernommen, als nothwendig und zum ge-

1) Lagerplatz für die zur Station kommenden Christen.

2) Ackerbauer im Allgemeinen, speciell Landpächter.

wünschten Ziel führend bezeichnet hat. Daß manche dieser Leute von dem Streit, um den sich's handelt, nicht die geringste Kenntniß besitzen, kommt hier gar nicht in Betracht. Die verlangten Aussagen werden ihnen so lange vorgesagt, bis sie sie auswendig wissen. Die Gegenpartei macht's ebenso, und wessen Zeugen am sichersten in ihrer Aktion waren, der gewinnt, denn das Gesetz muß nach Zeugenaussage entscheiden. Nirdosh arbeitet also mit einer Hingabe, die eines edleren Berufs würdig gewesen wäre, an der Dressur seiner Hilfstruppen und hat keine Ahnung von der Auszeichnung, die man ihm zur selben Stunde in Baraghar zugebracht hat.

„Der Nirdosh ist ja gar nicht hier“, bemerkt nun der Catechist zur Versammlung.

„Nein, er ist in Ranchi der Klagen wegen“, erwidert der Christ aus Kormandi, „aber wir können ihn doch wählen, wenn er auch nicht hier ist.“

Der Catechist, der sehr wohl weiß, daß der Missionar nie einen Charakter wie den eben beschriebenen als Ältesten acceptiren wird, bedeutet den Redner, daß wenn die Gemeinde auf der Wahl des Nirdosh bestehe, er sie nicht hindern könne, es sei aber seine Ueberzeugung, daß der Nirdosh keinen guten Prachin abgeben werde; er nehme zwar ihre Partei gegen die Tikadare und rede viel von dem, was er in der Katschahri (Gerichtshof) für die Christen thue, aber um die christliche Gemeinde als solche kümmere er sich nicht im Geringsten. Der beste Beweis dafür sei die Thatsache, daß er nicht einmal zu einem so wichtigen Panchait, wie der heutige, gekommen sei.

„Er muß fortwährend in Ranchi sein, um die Prozesse der Brüder zu führen,“ wird ihm hier entgegnet.

„Eben darum,“ antwortet der Catechist, „ein Prachin, der Monate lang in Ranchi sitzt, kann Euch nichts nützen, Ihr braucht einen Mann, der unter Euch ist, der Euch besuchen und mir jederzeit in der Pflege der Gemeinde helfen kann. Und nun hört!“ hiemit wendet er sich an alle Anwesenden, „ich weiß einen Bruder, der würdig und geschickt ist, der Nachfolger unseres verstorbenen Ältesten zu werden. Wir Baragharleute haben bis jetzt geschwiegen, weil wir Euch, die Ihr von andern Dörfern zu uns gekommen, die Ehre lassen wollten, zuerst zu reden. Ihr habt uns nun Eure Candidaten genannt, jetzt laßt uns Euch den unsrigen nennen. Wir Christen von Baraghar wünschen, daß der Prabhudas von hier das Ältestenamt überkomme. Prabhudas ist noch nicht seit so vielen Jahren Christ, wie manche unter Euch, er hat sich aber seit seiner Bekehrung stets eines christlichen Wandels befleißigt, sein Haus und seine



Familie in Ordnung und Zucht gehalten, er kann lesen und schreiben und kennt das Wort Gottes und die Lehren unsrer Religion besser als viele alte Christen. Er hat auch seine Bereitwilligkeit, der Gemeinde zu dienen mehr als ein Mal bewiesen, und er weiß, was ein Prachin zu thun hat. Unser alter Prachin hat ihn besonders gern gehabt und ihn, wenn's was unter den Brüdern zu ordnen gab, oft zu Rathe gezogen, denn der Prabhudas hat Verstand, und das Wohl der Gemeinde liegt ihm am Herzen. Habe ich recht gesagt, Ihr Brüder von Baraghar?"

Die Christen des Dorfes erheben sich hier wie Ein Mann: „Ja — wir wollen den Prabhudas — er liebt die Brüder — er ist schon der Madadgar (Helfer) des alten Prachins gewesen — er kennt die Gemeindearbeit gut — wählt ihn!“ antworten sie alle durcheinander.

„Laßt uns die Meinung der andern hören,“ beschwichtigt der Catechist, „was sagt der Panchayt zu unsrer Wahl?“

Die Reihen und Parteien stecken die Köpfe zusammen, und dem Prabhudas, der bisher stumm in der Reihe der Baragharchristen gesessen, wird ganz heiß zu Muth, als er sich plötzlich zum Gegenstand so vieler Berathungen gemacht sieht. Obgleich ihn jeder genugsam kennt, so geht man doch in aller Eile die Lebensgeschichte, die er als Christ hinter sich hat, durch, ob etwa hier oder da eine dunkle Stelle zu finden sei, aber Niemand kann ihm etwas Unrechtes nachweisen, sogar die durchgefallenen Candidaten vermögen sich nicht zu entsinnen, daß sie dann und wann böse Reden über ihn gehört hätten. Nach und nach verstummt das Summen im Haufen. Der Catechist fordert die einzelnen Dorfschaften der Reihe nach auf, ihr votum abzugeben, und die Repräsentanten derselben erklären einer nach dem andern: wenn die Baragharbrüder den Prabhudas haben wollten, so sei's ihnen auch recht — da der alte Prachin in Baraghar gewesen, so sei's in der Ordnung, daß der neue auch da sei — wenn der von ihnen vorgeschlagene Bruder nicht gewählt werden solle, so könne man ihretwegen auch den Prabhudas nehmen — ja, der Prabhudas möge Prachin werden, warum nicht? — 2c. 2c.

Nachdem sie alle gesagt, was sie zu sagen hatten und sich wieder gesetzt, ruft der Catechist: „der Prabhudas von Baraghar wird somit zum Aeltesten unsrer Prachinschaft gewählt, wer dafür stimmt, der stehe auf!“

Die Baragharchristen stehen wieder zuerst auf, die nächste Reihe und einige Freunde des Gewählten aus den Nachbardörfern folgen ihrem Beispiel; als so viele sich erhoben, sehen die noch Sitzenden nicht ein, warum sie nicht auch aufstehen sollten, sie thun's also, und als Alle stehen,

Da kommt's dem Prabhudas curios vor, allein sitzen zu bleiben, er steht daher auch auf und wählt sich so, ohne daß er's weiß, selbst. —

Der Catechist denkt, er stehe auf um zu reden und fragt: „Willst du etwas sagen, Prabhudas?“

„Nein,“ erwidert dieser ganz unschuldig.

„Nun, wie ist's, die Brüder wählen dich einstimmig zum Aeltesten, willst du das Amt annehmen?“

„Jo bhai log hamko prachin banate aur Saheb ka khushi hai, to ham prabhu ki daya se mandlika kam karenge (Wenn mich die Brüder zum Aeltesten machen und der Padri Saheb damit zufrieden ist, so will ich mit des Herrn Gnade die Gemeindegarbeit thun),“ lautet die in ruhigem, bescheidenem Ton gegebene Antwort, und mit ihr ist die Hauptnummer des Panchaytprogramms erledigt.

Andere Fragen, die bei dieser Gelegenheit vom Panchayt auch erörtert werden sollen, sind von speciellerem Interesse für diejenigen, die gerade von ihnen betroffen werden, die Regelung derselben ist aber auch für das Ganze von Wichtigkeit.

Da hat es Streitigkeiten zwischen christlichen Verwandten ihres Theils wegen gegeben, beide Seiten wollten sofort beim Gericht klagbar werden, der Padri hat ihnen aber gerathen, ihre Sache erst dem Panchayt vorzulegen und zu versuchen, ob man da nicht auf gütlichem Wege sich einigen könne. — In einem Dorfe soll ein Fall von Sonntagsentheiligung vorgekommen sein. Der angeklagte Christ ist heute vor den Panchayt geladen, um sich hier zu verantworten. — In einem andern Dorfe hat eine Schlägerei zwischen Christen und Heiden stattgefunden — hier hat eine Frau ihren Mann verlassen, um zu ihren Eltern zurückzukehren, die sie trotz mehrfacher Mahnung seinerseits nicht herausgeben — dort ist ein jungverheiratheter Bursche seiner Frau weggelaufen und will sich von den Aufjagenden als Arbeiter für Assam<sup>1)</sup> anwerben lassen — aus einem andern Ort ist die Meldung eingegangen, daß einige neue Christen (Enquirer) ulat werden (abfallen) wollen — diese und ähnliche Fälle werden alle vor das Forum des Panchayt gebracht, der die Betheiligten verhört, ermahnt und ihre Angelegenheiten entweder gleich ordnet oder, falls der andere der Vorgeladenen nicht erschienen, beschließt, was mit ihnen geschehen soll.

---

<sup>1)</sup> Viele Nagpuris wandern nach Assam und Katschar aus, um in den dortigen Theeplantagen zu arbeiten. —

Es ist fast Mitternacht, als die Versammlung ihre Sitzung beendet. Die von den andern Dörfern gekommenen bleiben heute als Gäste bei den Baragharchristen, die sie unter sich vertheilen. Der Prabhudas hat die Freude, auch einige seiner Verwandten, die im Laufe der letzten Jahre, menschlich gesprochen, durch seine Bemühungen Christen geworden sind und auch zum Panchayt gekommen waren, in seinem Hause zu beherbergen. Die Christen, obgleich im Allgemeinen selbst sehr arm, üben doch die Pflicht der Gastfreundschaft aufs Angelegentlichste. So füllt sich auch des Prabhudas Haus diese Nacht mit einer Menge Geladener, die vom langen Fasten und dem vielen Reden sehr hungrig und durstig sind, so daß die Hausfrau ungewöhnlich tief in den Reisvorrath hineingreifen muß, um die Gefäße aller Eklustigen gehäuft füllen zu können, und die Ziege, die der Prabhudas am Morgen geschlachtet hatte, weil er schon aus Erfahrung wußte, daß er viele Brüder zu beherbergen haben würde, reicht, zum pikanten Curry verarbeitet, gerade aus, den schnell verschwindenden Reismassen die nöthige Zukost und Würze zu geben. Wäre dies ein heidnisches Mahl, so flössen jetzt Ströme von Bode, um die Speise hinunter zu waschen, so aber stillt man den Durst mit süßem Wasser<sup>1)</sup>, das die Hausfrau expreß zu Ehren der erwarteten Gäste bereitet hat.

Nachdem man sich gesättigt, die Messingteller gewaschen, die ferner unbrauchbaren Blattteller auf den Hof geworfen und Mund und Hände gespült, dankt der Hausvater dem HErrn für Seine Gaben und ersleht für sich und die heute unter seinem Dach Ruhenden Seinen Schutz, darauf beten sie alle das Vaterunser, sagen sich Yisu sahay, und jeder legt sich nieder, wo er gegessen. —

Am folgenden Sonntag erscheint der Prabhudas mit dem Catechisten und vier, fünf Abgesandten seiner Gemeinde beim Padri in Ranchi, dem das Resultat der Prachinwahl schon vom Catechisten brieflich mitgetheilt ist, um seine Bestätigung zu erbitten. Die wird ihm mit Freuden gegeben, denn er war ja der Mann, den der Missionar gern zum Ältesten gehabt hätte. Das gesteht er dem Prabhudas jetzt ganz offen und nimmt ihn mit in seine Stube und redet herzlich mit ihm wie ein Bruder zum andern. Sie gedenken beide der Zeiten, in denen der neue Prachin nicht Prabhudas<sup>1)</sup> hieß, sondern einen heidnischen Namen hatte, weil er ein

1) Wasser mit Gur d. i. einer dicken aus dem Saft des Zuckerrohrs gewonnenen Substanz vermischt.

2) d. h. „des HErrn Diener.“

Heide war — der Zeit, in der er das Christenthum ergreifen wollte — der schweren Kämpfe und Anfechtungen, die ihm das Sichlosreißen vom Heidenthum kostete — der nicht minder schweren Zeit seiner Vorbereitung zur Taufe und zum heiligen Abendmahl — der mühevollen Lese- und Schreib-Studien (denn Prabhudas hat nun auch die Kunst des Schreibens erlernt) — dann der gnädigen Bewahrung seiner selbst und seiner Familie und des Segens, den der Herr seinem Hause geschenkt. —

Es sind jetzt 5 Jahre verflossen, seitdem wir den Prabhudas auf seiner Rückkehr von Ranchi begleiteten. Und diese 5 Jahre haben den Prabhudas durch Gottes Gnade äußerlich und innerlich gefördert.

Nach außen hin hat sich seine Lage wesentlich zum Bessern gewendet. Er ist ausnahmsweise, nachdem er die ersten Konflikte mit dem Tikadar überstanden, von weiteren Prozessen verschont geblieben. Der Ertrag der Ernten hat ihn in den Stand gesetzt, die bei dem Dorfkrämer früher gemachten Anleihen zurückzuzahlen und sich die zur Feldarbeit nöthigen Büffel wieder anzuschaffen. Ja, noch mehr! Sein alter Feind, der Tikadar, ist vor zwei Jahren gestorben, und ein reicher Bengale hat das Dorf in Pacht genommen. Da ging der Prabhudas zu dem neuen Herrn und bat ihn, ihm das Land, das ihm der frühere Dorfbesitzer entzogen, wieder zu überlassen; es sei seit undenklichen Zeiten in seiner Familie gewesen, und er wolle gern mehr Pacht geben als vorher, wenn er es wieder bebauen dürfe. Der Bengali Babu forschte der Sache nach, und als ihm von allen Seiten die Angabe des Prabhudas bestätigt wird, erfüllt er seinen Wunsch und bereitet ihm dadurch eine unbeschreibliche Freude, denn der Uraun und der Kolh hängen beide leidenschaftlich an der Scholle Land, die ihrer Väter war, und hassen gerade darum die Tikadare so sehr, weil diese sie derselben berauben wollen. Die veränderte — christliche — Lebensweise des Prabhudas hat auch dazu beigetragen, seine materielle Lage zu verbessern. Das Geld, was er als Heide in Bode und Arkhi vertranß, mit seinen Kumpanen in Gelagen verschwelgte, in Ziegen- und Hühner-Opfern verschwendete oder zum Zauberer trug, das spart er als Christ, und wenngleich das Christenthum auch Anforderungen an seine Kasse macht, so stehen diese doch in keinem Vergleich zu den Summen, die ihm seine heidnischen Obliegenheiten und Extravaganzen kosteten.

Seine Frau und die im Hause zurückgebliebenen beiden Kinder haben sich tüchtig gerührt, und trotzdem die Tochter sich verheirathet hat, haben sie bis jetzt fremder Hilfe nicht bedurft, denn der Bruder heirathete auch und brachte den Eltern in der Schwiegertochter den Ersatz für die Schwe-



ster. Die Kripa, die wir vor 5 Jahren in der Mädchenanstalt verließen, ist von dort aus, nachdem sie die Schule durchgemacht hatte und confirmirt war, an einen Lehrer verheirathet worden, und der Paulus sitzt jetzt schon in der zweiten Klasse des Predigerseminars und will's Gott, so macht er in 3 Jahren sein Candidatenexamen. —

Wie der Prabhudas nach innen gewachsen, ist freilich schwerer zu erzählen. Und wenn ich's versuchte, das Wachsthum seiner Innerlichkeit, der zarten Geistespflanze, deren Keim- und erste Entfaltungs-Periode ich in den vorhergehenden Skizzen geschildert, zu beschreiben und den Baum, der daraus geworden, jetzt zu zeichnen, so fürchte ich, mancher Leser würde unglaublich den Kopf schütteln und mich mit der Antwort abfertigen, die Göthe von Schiller erhielt, als er diesem seine Metamorphose der Pflanze vortrug und mit charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen ließ, nämlich: „das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Ich verzichte also darauf, den innern Menschen des Prabhudas hier anatomisch in seine Theile zu zerlegen und begnüge mich, die Existenz desselben zu constatiren und seinen Charakter zu kennzeichnen, indem ich auf die Früchte hinweise, die er gebracht. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“

Die vorangegangenen Skizzen haben uns den Prabhudas in verschiedenen Stadien seines Christwerdens gezeigt. Jedes derselben schloß eine gewisse Periode seiner geistigen Entwicklung ab und illustrierte in aufsteigender Stufenfolge den Bildungsgang seines neuen Lebens. Diese Stadien, mochten sie nun die intellektuelle, rein sittliche oder religiöse Seite desselben manifestiren, repräsentiren an und für sich schon eine Reihe von Fruchterscheinungen, die das Christenthum in Prabhudas gezeitigt, die also auf Rechnung seiner christlichen Individualität geschrieben werden können und müssen. Seine eben erzählte Wahl zum Prachin bezeichnet den Abschluß eines neuen Stadiums seines Fortschritts und in den Ursachen, die zu seiner Wahl führten, werden wir die Früchte zu suchen haben, die er in den letzten 5 Jahren als Christ entweder zur Reife brachte oder doch ansetzte.

Unter ihnen finden wir zuerst ein allmählig vollständiger werdendes Sichhineinleben in christliche Lebensanschauungen und Ideen und eine daraus resultirende christlichere Denkweise, die in einem Sichanpassen an kirchliche Normen und freiwilliger Antheilnahme an gemeindeamtlicher Thätigkeit ihren praktischen Ausdruck gefunden. Hand in Hand damit ging ein unverkennbares Sichemancipiren von den Nachwirkungen des seiner

Bekehrung vorangegangenen heidnischen Lebens. Je mehr ihm sein Christwerden zur bewußten That wurde, desto freier wurde diese That, und desto entschiedener nahm er principiell Partei gegen das ihn noch umgebende und ihn fortgesetzt versuchende Heidenthum, so daß die anfangs noch passive Stellung des Prabhudas zur Sansar (Welt) nach und nach eine defensiva und endlich zur aggressiven, d. h. zur missionirenden wurde. Sowie aber Prabhudas als Glied am Körper der Gemeinde gewachsen, in demselben Grade ist er mit einzelnen Gliedern derselben verwachsen. Zum Glauben ist auch bei ihm die Liebe gekommen. Wenn die Baragharleute ihm bei der Wahl das Zeugniß gaben: wah bhaiyon ko pyar karta hai (er liebt die Brüder), so war es die Erinnerung an die Liebesdienste, die ihnen der Bruder erwiesen, welche ihnen diesen Ausruf abrang. Und die Thatfache, daß keiner der Wahlberechtigten gegen seine Ernennung zum Ältesten Einspruch zu erheben vermochte, darf wohl als Beweis angesehen werden, daß Prabhudas das Maas christlicher Tüchtigkeit besaß, welches die Gemeinde vom Standpunkt ihrer Christlichkeit aus überhaupt anzulegen im Stande war, womit keineswegs gesagt ist, daß die Gemeinde eine Mustergemeinde und daß Prabhudas ein Musterchrist war. Die Missionsgemeinde, so lange sie unter dem Einfluß des Geistes Gottes steht, erfährt eine, nach bestimmten, ihrem individuellen Wesen angepaßten Gesetzen stetig fortschreitende innere und äußere Durchbildung und Umgestaltung, sie steigt von einer Stufe der Erkenntniß zur andern, von einer Klarheit zur andern. Auf welcher Stufe dieses Vervollkommnungsprozesses die hier in Rede stehende angelangt, möge der Leser aus dem über Prabhudas Gesagten, der ihren zeitweiligen Durchschnittsstandpunkt indicirt, selbst abstrahiren. Soviel darf ich aber wohl, ohne dem Urtheil des Lesers Gewalt anzuthun, behaupten, daß wir in Prabhudas jedenfalls eine Rebe sehen, die Frucht bringt, also am Weinstock lebt. Eine jegliche Rebe aber, die Frucht bringt, wird Er reinigen, daß sie mehr Frucht bringe.

Und das ist's, was der Missionar jetzt unserm Freunde sagt, als sie zusammen in des Ersteren Stube sitzen und der vergangenen Zeiten und der Veranlassung ihres heutigen Zusammenseins gedenken. „Sieh' Prabhudas, das alles hat der Herr durch dich gethan, nun will Er noch mehr, viel mehr an dir und durch dich thun, darum hat Er dich zum Ältesten wählen lassen, denn nicht deine Mitchristen, sondern der Herr selbst hat dir dein neues Amt gegeben. Glaubst du das?“

„Han Saheb, Prabhu ki daya se ham pad paye“ (ja Herr, durch

des HErrn Gnade habe ich das Amt erhalten), antwortet Prabhudas bewegt und mit Ueberzeugung. Nun legt ihm der Missionar seine neuen Pflichten vor, und als der Prabhudas Alles begriffen und treulich auszuführen versprochen hat, knien sie beide nieder, und der Missionar betet mit seinem Bruder und Mitarbeiter um Weisheit und Kraft von oben, um die Führung des heiligen Geistes, um den Segen des HErrn zu der Arbeit, die beiden anvertraut ist. Prabhudas fühlt's, daß er vor Dem liegt, der Herzen und Nieren prüft, und der Ernst dieser weihervollen Stunde findet seinen Gipfelpunkt, als er kurz darauf vor dem Altar kniet und nachdem er feierlich vor Gott und der versammelten Gemeinde gelobt, der Kirche Christi und ihren Gliedern in dem ihm zugewiesenen Kreise in Demuth und Liebe zu dienen, unter Handauslegung des Geistlichen zum Aeltestenamt eingesegnet wird. —

---

Nun könnte ich weiter von der Thätigkeit des Prabhudas als Prachin, von seinen Erfahrungen im Amt und seiner eigenen Weiterentwicklung erzählen, was mir Gelegenheit geben würde, eine Menge Bilder aus dem Gemeindeleben einzuflechten, die alle dazu beitragen sollten, den Zweck dieser Skizzen zu erfüllen, nämlich „Native Christen“ in Rapport mit ihren Kritikern zu bringen. Die bisher gegebenen Schilderungen werden aber genügen, den Leser zu verständigen, von welchem Gesichtspunkt aus unsere Christen zu betrachten sind, wenn man ein correctes Urtheil über sie gewinnen will. Ich schließe daher diese erste Lieferung der „Lebens- und Cultur-Bilder aus der indischen Mission“ mit dem Commentar zur vorstehenden Skizze.

Die Einleitung zu Skizze 3 stellte die Untersuchung über die Art und Weise in Aussicht, in welcher die Missionsgemeinde der Aufgabe, die ihr durch die Taufe einverleibten Individuen zu lebendigen Gliedern ihres Organismus zu machen und für die Seligkeit zu erziehen, gerecht wird. „Gemeindepflege“ und „Seelsorge“ waren somit der Gegenstand, der von da an behandelt werden sollte. Skizze 3 bahnte den Weg dazu, indem sie selbst schon einen Theil des Themas erledigte und zeigte, wie die Missionsgemeinde durch Weckung und Ausbildung der Verstandeskräfte erwachsener Christen und Erziehung und Fortbildung der jüngeren die zu ihrer (der Gemeinde) Selbstpflege unerläßlich nothwendige Intelligenz zu erlangen bestrebt ist. Skizze 4 zeigt nun die praktische Uebung und effectvolle Bethätigung dieser Intelligenz, indem sie die Gemeinde als



eine sich selbstverwaltende exhibirt, und beide Skizzen zusammen illustriren Momente des Hineinwachsens der Heidendriften in den organischen Bau der Missionsgemeinde und des graduellen Heranreifens ihrer christlichen Subjektivität zu der Vollkommenheit des Glaubens und der Erkenntniß, die überhaupt von ihnen erreicht werden kann, und deren Zustandebringung der Endzweck aller seelsorgerischen Gemeindethätigkeit ist. —

Es erübrigt nun noch, dem Theil der Gemeindemaschinerie, den wir in dieser Skizze in Arbeit gesehen haben, die zu ihrem Verständniß nöthigen Erklärungen beizugeben. Es sind besonders drei Punkte, über die ich dem Leser Aufschluß schuldig bin, nämlich über den Panchayt, die Arbeit des Prachins und sein Verhältniß zum Catechisten.

Der Panchayt ist keineswegs ein Produkt der Missionsgemeinde, sondern eine alte heidnische Institution, die seit vorgeschichtlichen Zeiten mehr oder minder unter allen indischen Völkern en vogue war und noch ist. Der Name bezeichnet ein Conclave von ursprünglich fünf (panch) Männern, die Repräsentanten streitender Parteien sind und, von den letzteren bevollmächtigt, zusammenkommen, um die causa belli zu untersuchen und wo möglich den Streit auf Grund nationaler Traditionen oder nach den Diktaten des gesunden Menschenverstandes ohne Beihilfe von Gericht oder Gerichtspersonen zu schlichten. Das Prototyp unsrer modernen Panchayts waren unter den Kolhs die Versammlungen, welche von den Vertretern der Parhas<sup>1)</sup> behufs Erledigung aller communalen oder privaten Streitfragen zu bestimmten Zeiten abgehalten wurden. Seit der Einführung englischer Rechtspflege sind die Kolhs und Urauns zwar der Mühe überhoben, sich selbst Recht zu sprechen, und hat der Panchayt dadurch seine originale Bedeutung verloren, er hat sich aber, wenn auch in verkümmelter Form, doch in den Dörfern erhalten und dient oft noch zur Vermittelung eines friedlichen Ausgleichs bei Meinungsdivergenzen, die bekanntlich auch in den bestregulirten Familien vorzukommen pflegen. —

Die Mission, grundsätzlich an Alles anknüpfend, was sie unter den volksthümlichen Elementen der von ihr bearbeiteten Stämme für ihre Zwecke brauchbar findet, hat auch diesen Faden aufgenommen und den Panchayt in das Gewebe ihres gemeindeamtlichen Wirkens eingefügt. Die zur Mumie zusammengeschrumpfte Gestalt des antiken Panchayts hat sich unter dem neubelebenden Einfluß christlicher Pflege ihrer vermoderten Hüllen entledigt, der regenerirende Odem des Christenthums hat ihn durch-

<sup>1)</sup> Vor der Einführung der Monarchie war das Land in Gruppen von 12 oder mehr Dörfern getheilt, die Parhas hießen und Abgeordnete zu den Panchayts schickten. —



haucht und zum Sammelpunkt der Energien gemacht, welche als verchristlichte oder vom Christenthum ins Leben gerufene Geisteskräfte unsres Volkes berufen sind, die Missionsgemeinde zur nationalen Kirche zu erheben. In dieser verjüngten Form hat der Panchayt, über die ihm früher gesetzten Grenzen hinauswachsend, mit der Zeit nicht nur die Fünffzahl der Weisiger abgestreift und jedem mündigen Gemeindegliede Sitz und Stimme zuertheilt, sondern auch die Gesamtinteressen des privaten und öffentlichen Gemeindelebens zum Object seiner entscheidenden Berathungen gemacht.

Der Dorfpanchayt findet demnach seine höheren und höchsten Potenzen in den Zusammenkünften, welche die zu einer Prachinschaft vereinigten Dorfschaften zur Regulirung und Reformirung ihrer Verhältnisse unter dem Vorsitz des Catechisten oder des Aeltesten abhalten; — in den Besprechungen, welche die Missionare der einzelnen Diöcesen mit ihren Catechisten, Prachinen und Gemeindegliedern vornehmen; in den Conferenzen, bei denen sich die vereinigte Corporation der Missionare mit ihren eingebornen Geistlichen und Candidaten des Predigtamts versammelt, und endlich in der jährlich einberufenen großen Gemeindefynode, die von Deputirten aus allen Diöcesen besucht wird.

In den Händen der einzelnen jetzt aufgezählten erweiterten Formen des Panchayts liegt die eigentliche legislative und exekutive Macht der Missionsgemeinde, die ihre letzte Instanz selbstverständlich noch in dem mit der Oberleitung der ganzen Mission betrauten Curatorium der betreffenden Missionsgesellschaft in der Heimath hat.

In der Gemeindepflege und Seelsorge spielen nun die beiden in diesen Skizzen so oft genannten Persönlichkeiten, Prachin und Catechist, eine bedeutende Rolle. Sie vermitteln als Repräsentanten der Gemeinde und des Padris den geistigen und amtlichen Verkehr zwischen beiden und ergänzen sich gegenseitig in der Sorge für das Wohl der ersteren und zwar so, daß dem Catechisten überwiegend die stellvertretende Pastoration der Gemeinde zufällt, mit Ausschluß sacramentlicher Handlungen, und dem Prachin die speciellere Ueberwachung des häuslichen Lebens der Christen. Beide vereint sind verantwortlich für die Einführung und Aufrechterhaltung christlicher Ordnung und Sitte — Ausführung der vom Panchayt gefaßten Beschlüsse und vom Missionar gewünschten Anordnungen — Handhabung der Kirchenzucht und Ausübung der zeitweilig gebotenen Krankenpflege in ihrer Gemeinde und haben ihren Missionar stets über den Zustand derselben auf dem Laufenden zu erhalten. —

Auch diese beiden Aemter braucht der Urauchrist nicht als fremdländische Importe anzusehen, sie sind, wenn auch nicht dem Schooß des Volkes entsprungen, so doch durchweg analog den zwei Hauptämtern — des Pahan und des Mahato — die schon seit Jahrhunderten unter den Urauns Bestand hatten; von diesen entspricht der eine als Priester und Autorität in allen geistlichen Dingen dem christlichen Catechisten und der andere als Verwalter der weltlichen Angelegenheiten in etwa dem Prachin der christlichen Commune. —

Der Catechist muß nur den Interessen der Gemeinde leben, er darf also keine Nebenbeschäftigungen wie Ackerbau und dergl. treiben und erhält deswegen ein für ihn und seine Familie auskömmliches Gehalt; sein Adjunktus aber, der Prachin, ist diesen Einschränkungen nicht unterworfen, er bleibt in seiner ihn ernährenden Beschäftigung und verwaltet das ihm übertragene Aeltestenamt als ein Ehrenamt ohne Hoffnung auf den Lohn klingender Münze.

In größeren Prachinschaften wird dem Aeltesten noch ein gleichfalls unbefoldeter Helfer (Madadga) zugesellt, der ihn bei seiner Arbeit, besonders Krankenbesuchen oder Botengängen in andere Dörfer unterstützt oder zu Zeiten vertritt. Als solcher hatte, wie wir im Verlaufe des vorher beschriebenen Panchayts sahen, auch Prabhudas eine für sein Amt vorbereitende Schule praktischer Erfahrungen durchgemacht. Er hatte also bei seiner Wahl den Standpunkt des Lehrlings schon überwunden, und der Erfolg, den er in der Ausübung seiner Pflichten in seinem Wirkungskreis bis heute erfahren, beweist, daß er der rechte Mann für den rechten Platz war. —

---

## Missions-Zeitung.

Die Church Miss. S., deren Ausgabe-Etat besonders durch die neuen großartigen Missions-Unternehmungen in Ostafrika um ein sehr bedeutendes gestiegen ist, hat sich genöthigt gesehen, da die regelmäßigen Einnahmen die Steigerung nicht sofort mitgemacht haben, nicht nur für verschiedene Missionsgebiete eine Reduction von c. 12000 Pf. eintreten zu lassen, sondern auch die bisher ziemlich unfruchtbare Mission in Konstantinopel und Smyrna gänzlich aufzugeben. Diese Mission war nach einem bereits 1821 aufgegebenen Versuche nach dem Krimkriege und dem Erlaß des bekannten Hatti Humayun 1858 wieder eröffnet worden. Öffentliche Predigt wurde nicht ge-

stattet; 1862 trat der erste Türke zum Christenthum über; aber als auch andere seinem Beispiele zu folgen Miene machten, schloß die türkische Polizei 1864 plötzlich die Missionshäuser und das Lokal der Bibel-Gesellschaft, belegte alle christlichen Bücher mit Beschlagnahme und warf die Taufbewerber in's Gefängniß. Zwar wurden die geschlossenen Häuser durch Vermittlung des englischen Gesandten wieder geöffnet, aber die Missionsthätigkeit war und blieb auf jede Weise gehemmt. Erst 1876 wurde wieder eine Riste christlicher Schriften beseitigt. Seit 1864 fanden nur 2 Tausen statt, nach denen jedesmal die heftigste Verfolgung eintrat. Unter diesen Umständen schien die Aufgabe der Mission für den Augenblick dem Vorstand der Gesellschaft gerechtfertigt. — Trotz dieser Beschränkung der Ausgaben bedarf die Gesellschaft einer Steigerung der jährlichen Einnahme um 30,000 Pf., also eines Gesamteinkommens von 200,000 Pf. (4,000,000 Mk.) wenn sie das Jahr 1877—78 ohne neue Schuld abschließen sollte. Bedeutende Gaben, die mittlerweile zur Deckung des Deficits eingegangen, das durch sie auf 10,000 Pfd. reducirt ist, berechtigen zu der Hoffnung, daß die veranschlagte Summe aufgebracht werden wird. Für die indische Hungersnoth hatte die Gesellschaft in wenig Wochen 6500 Pf. (130,000 Mk.) erhalten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß für den genannten Zweck seitens der 4 größten englischen M. G. S. c. 33,000 Pf. (660,000 Mk.) vereinmahmt worden sind, während außerdem durch den Lord Mayor 381,000 Pf. (7,720,000 Mk.) Privatgaben nach Indien gesandt werden konnten. Das ist englische Freigebigkeit!

---

Unsere Rundschau über das eigentliche Missionsfeld beginnen wir dies Mal mit einer Uebersicht über die Arbeit der evangel. Kirche in **Palästina**, die wir in ziemlicher Vollständigkeit dem letzten Hirtenbriefe des greisen Bischof Gobat entnehmen, da wir dieses Arbeitsfeldes bisher noch nicht gedacht.

„Der verschiedenen Sprachen wegen haben wir jetzt drei Gemeinden in Jerusalem, nämlich: die deutsche, die ihren eigenen, aus Berlin ihr zugesandten Pastor, den Vic. Dr. Reinicke zum Seelsorger hat; die englische, hauptsächlich aus jüdischen Proselyten bestehend, unter der Verwaltung der „Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden“ und die arabische unter der Leitung der Missionare der Englischen kirchlichen Missions-Gesellschaft. Aber alle Pastoren und Gemeinden leben in brüderlicher Liebe mit und nebeneinander, obwohl hie und da kleine und unbedeutende persönliche Misverständnisse eintreten. Die Engländer und die Deutschen haben wöchentliche Gebets- und monatliche Missionsstunden zusammen, wobei in beiden Sprachen geredet und gebetet wird. Die Deutschen besitzen eine tüchtige Schule für ihre Kinder und haben eine Gemeinde und zwei Schulen in Bethlehem und eine in Betschala; diese letzteren werden von einer Berliner Comitee unterhalten. Auch haben sie ein Kinderhospital unter der Aufsicht und Pflege des tüchtigen Herrn Dr. Sandreczky, welches hauptsächlich durch Beiträge aus Deutschland Unterstützung findet. Nennenswerth ist ebenfalls das Haus zur Pflege der Ausfähigen, deren sich in diesem Lande eine ziemlich große Anzahl findet, welchem der treue Herr Tappe als Hausvater vorsteht. Außerdem haben die Deutschen eine Schule für etwa 100, hauptsächlich arabische Mädchen und ein Spital, beide von Kaiserswerth aus verwaltet; auch ein Waisenhaus für etwa 70 Knaben, welches hauptsächlich von der St. Christophona-Gesellschaft bei Basel unterhalten wird.

Das Werk der „Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter



den Juden“ hat während des größten Theils der letzten zwei Jahre, sowol in Betreff des Umganges mit den Juden als auch des Predigens viel zu wünschen übrig gelassen und zwar wegen einer Reihe von Wechseln im Personal der Missions-Station. Seit mehreren Monaten aber ist alles in guter Ordnung und es thut mir äußerst wohl, die herzliche, brüderliche Liebe zu sehen, welche zwischen dem Rev. S. B. Burtchaeff, dem Pfarrer an der Christuskirche, als dem Hirten der Gemeinde und dem eifrigen und energischen Rev. S. Friedländer waltet, welcher letztere alle Juden, bei denen er Eingang findet, besucht und ihre Besuche wiederum empfängt und die Inquirers und Taufkandidaten unterrichtet, deren wir gewöhnlich von 6—10 im Industrie-Haus haben, unter der Aufsicht und Pflege des treuen Herrn Baurath Schick.

Das Spital für Juden fährt fort ein großer Segen und eine willkommene Hilfe für viele leidende Söhne und Töchter Abrahams zu sein und ist auf indirekte Weise eine wichtige Stütze und Hilfe der Mission. Aber der erfolgreichste Theil der Arbeit der Gesellschaft sind die zwei Schulen für Knaben und Mädchen, welche — besonders die letzteren — sich sehr gut betragen und große Fortschritte machen in der Kenntniß der heil. Schrift, beides, des alten und des neuen Testaments.

Meines hohen Alters wegen und weil ich es immer schwerer fand die nöthigen Mittel, um mein Werk in Palästina zu betreiben, zu sammeln, war es mir sehr daran gelegen, Anstalten für die ferner Betreibung dieses Werkes nach meinem Abscheiden, welches nicht mehr weit entfernt sein kann, zu treffen, nach denselben Grundsätzen, wie bisher. Ich habe diese 9 Schulen, wie auch einen Missionar und Catecheten in Nablus der „kirchlichen Missionsgesellschaft“ übergeben, welche sich auf die freundlichste Weise bereitwillig erklärt hat, das ganze Werk zu übernehmen, mit Ausnahme meines Waisenhauses auf dem Berge Zion, welches jetzt 60 Kinder versorgt. Dieses konnte sie mir nicht abnehmen, da es gegen die Regel der Gesellschaft ist solche Institute zu verwalten; allein sie hat es übernommen die Saläre der Lehrer zu bezahlen und sie wird ihrem Missionar dem Rev. Joh. Zeller (früher von Nazareth) erlauben, die Kosten der Anstalt durch Beiträge aus Europa, welche er, wie ich hoffe, zu sammeln im Stande sein wird, zu bestreiten, ohne aber Einkünfte der Gesellschaft dazu benützen zu dürfen. Bisher habe ich diese Kosten bestritten und werde es noch eine kurze Zeit thun, obwol ich dies Jahr von England nur 250 bis L. 260 empfangen habe, um 60 Knaben mit Kost, Logis und Kleidung zu versehen, von denen nur drei oder vier eine Kleinigkeit bezahlen, während die Kosten ohne die Saläre der Lehrer, sich dies Jahr der großen Brodmoth wegen auf ungefähr L. 700 belaufen werden. Da diese Anstalt bisher reichlich von Gott gesegnet worden und es ihr gelungen ist, vielen armen und verwahrlosten Kindern zu guten Anstellungen im Leben zu verhelfen und — was ja viel mehr ist — eine schöne Anzahl von ihnen zu der seligmachenden Erkenntnis ihres Heilandes zu führen, daher bitte ich Euch dringend, den Missionar Zeller mit reichlichen Beiträgen zu unterstützen, damit es ihm möglich werde, dieses gute Werk zu erhalten und zu betreiben, zur Ehre Gottes und zum Heile vieler Seelen.

Außer den schon genannten Protestantischen Schulen finden sich noch in diesem Lande zwei Englische Anstalten, welche nicht ausschließlich mit der Englischen Kirche in Verbindung stehen; die eine in Jaffa, welche unter der Leitung der energischen Miß Arnot, hauptsächlich durch die Beiträge von Privatfreunden derselben in England und besonders in Schottland, unterhalten wird; die andere — auch theilweise eine Pension — in Nazareth, welche von „der Gesellschaft zur Erziehung des weiblichen Geschlechtes



im Orient“ unterstützt wird. Außerdem ist noch eine Schule in Jaffa, welche bis jetzt unter dem Schutz der Missionskomité der Episkopalkirche von Nord-Amerika gestanden hat.

Alle anderen Missions- und Erziehungswerke in Palästina stehen jetzt unter der Leitung der „Kirchlichen Missions-Gesellschaft“, nämlich: 12 protestantische Gemeinden Eingeborner, neben manchen einzelnen eingeborenen Protestanten und 22 oder 23 Schulen, in welchen Kinder verschiedener christlicher Denominationen, sowie Mohammedaner, Juden, Drusen und Samaritaner im Worte Gottes unterrichtet werden. Um diese doppelte Arbeit zu betreiben hat die Ch. M. S. gegenwärtig 5 europäische Missionare in Palästina (von denen zwei meine Schwiegersöhne sind) und drei eingeborene Presbyter, welche die Priesterweihe der Englischen Kirche am 23. des letzten Septembers hier empfangen — diese alle erkennen es als ihre Pflicht, das Evangelium den Mohammedanern und auch Anderen zu predigen, je nachdem Gelegenheiten sich darbieten. Zwei der neuordinirten Presbyter sind in Galiläa stationirt (in Nazareth und Schefamer) und einer in Jerusalem. Die Schulen sind alle in einem blühenden Zustande; die eingeborenen Gemeinden ebenfalls, welche zwar meistentheils aus armen und schwachen Mitgliedern bestehen, von denen ich aber doch zu hoffen wage, daß viele „das Eine, das Noth thut“, ergriffen haben. Wir sind noch in der „Zeit der geringen Dinge“ (Sach. 4, 10) und doch, wenn ich zurückblicke auf die 31 Jahre, die seit meiner Ankunft in Jerusalem verflossen sind, so muß ich die Güte des Herrn verehren für das, was Er uns in diesem Seinem Lande zu thun vergönnt hat. Denn damals existirte noch keine einzige christliche Schule in ganz Palästina. Ich fing zuerst an mit 9 Kindern beider Geschlechter im Nov. 1847; und jetzt haben wir in Judäa, Galiläa und Samaria 36 oder 37 Protestantische, oder (wie ein griechischer Patriarch sie einmal bezeichnete) Bibel-Schulen, neben ungefähr ebensovielen katholischen und griechischen Schulen, welche zuerst aus Opposition gegen die unsrigen gegründet wurden. Zudem war damals nur ein einziger eingeborener Protestant im Land; und jetzt haben wir 12 Protestantische Gemeinden, mit ungefähr ebensovielen hundert einzelnen Mitgliedern. Leider harmonirt ihr Leben nicht immer mit ihrem Bekenntnis; aber eben deswegen bedürfen sie ja um so mehr der liebenden und gläubigen Gebete der treuen Kinder Gottes.

Ich darf diesen Theil meines Briefes nicht schließen, ohne einige Worte über den gegenwärtigen elenden Zustand der Einwohner dieses Landes beizufügen. Letzten Winter hatten wir sehr wenig Regen, besonders in Judäa und jenseits des Jordans, so daß die Ernte sehr gering war und Weizen sehr theuer ist, während die schweren Tagen — alte und neue — die letzten Existenzmittel der armen, ruinirten Menschen aufzehren, so daß viele dem Hungertode entgegengehen. Die Mohammedaner sind aber noch am schlimmsten dran, da beinahe alle arbeitsfähigen Männer auf die empörendste Weise in den Krieg genöthigt worden sind. Zuerst wurden diejenigen, welche L. 50 zahlten, der Konscription erledigt, aber nach kurzer Zeit, als ein neues Kontingent verlangt wurde, wurden sie nur frei, wenn sie durch Bestechungen es dahin brachten, daß sie invalid erklärt wurden; und endlich wurden sie doch genöthigt zu gehen, wenn sie keinen einflußreichen Patron hatten. Was die Kermeren anbelangt, so wurden diese ohne Weiteres eingezogen, wenn sie sich nicht zu den Beduinen geflüchtet hatten. Von denen, die zum Kriegsschauplatz ziehen mußten, desertirten viele unterwegs, wurden aber größtent-

theils wieder eingefangen. Sogar aus den Kasernen hier wußten Viele mit Hilfe kleiner Bestechungen zu desertiren; aber dann fielen ihre armen Frauen in das größte Elend. Die Beamten sollen sie gemishandelt und geschlagen haben, theils zur Strafe für das Desertiren ihrer Männer, theils um sie zu nöthigen, die Schlupfwinkel der Deserteure anzuzeigen. Daneben verlangten die Gläubiger, welche ihnen das Geld zum Bestechen vorgestreckt hatten (manchmal eben diese Beamten), ihr Geld zurück und jetzt liegen Tausende von armen Frauen und Kindern, deren Männer und Väter im Krieg sind, im allergrößten Elend. Einige unter uns suchen ihnen zu helfen, aber was können wir für so viele thun? Jeden Monat finden neue Conscriptionen statt. Zuerst hörte man überall Weinen und Wehklagen von Männern und Frauen; aber jetzt sehen sie die neuen Rekruten, oft paarweise an einandergebunden, mit stummer Verzweiflung fortziehn.

Ich habe keine Nachricht von meinem Missionar in Diabekir. Vor dem Krieg war es seine Hauptaufgabe die Mohammedaner und besonders die wilden Kurden zu besuchen, und ihnen zu predigen. Zu diesem Werk ist er vortrefflich begabt und befähigt. Die Kurden nahmen ihn immer in ihre Häuser auf; und oft, als er Abends angekommen hatte die h. Schrift vorzulesen und zu erklären, baten sie ihn bis nach Mitternacht fortzufahren.

Die Mission in Aintab in Cilicien, welche vor einigen Jahren so vielversprechend war, ist während der letzten 5 Jahre eine große Last auf meinem Herzen gewesen. Es war daselbst eine Protestantische, Bischöfliche Gemeinde von Eingeborenen (Armeniern), welche der heftigsten Opposition wegen keinen angemessenen Ort für ihre Gottesdienste finden konnten. Als ich diese Thatsache und zugleich den Wunsch diesen lieben Menschen eine Kirche bauen zu können in einem meiner Rundschreiben erwähnte, schickte mir ein englischer christlicher Freund L. 1000 und zuerst ging alles gut. Ein Stück Land wurde gekauft und man fing auch sogleich an zu bauen. Als aber das Untergebäude bis zum Niveau des Bodens emporgestiegen war, wurde das Weiterbauen verboten, weil der Freund, welcher in meinem Namen handelte, versäumt hatte, sich einen Firman, der das Bauen autorisirt hätte, geben zu lassen. Seither haben wir viel arbeiten müssen, um einen solchen Firman von der hohen Pforte zu erlangen. Die Opposition war so stark und bitter, daß Bischof Megherditch nach Constantinopel gehen mußte, bis es endlich Sir Henry Eliott, dem Englischen Botschafter vor einem Jahr gelang, den erwünschten Firman zu bekommen. Das Bauen wurde dann fortgesetzt. Als aber die Mauer eine Höhe von etwa 12 Fuß erreicht hatte, mußte die Arbeit aus Mangel an Geld wieder unterbrochen werden. Doch das eigentliche Hauptwerk, nämlich das geistliche gedeiht schön in und um Aintab, so daß der gute, demüthige Bischof Megherditch überzeugt ist, daß wenn einmal die Kirche gebaut und eingeweiht sein wird, sie viel zu klein gefunden werden wird, um alle diejenigen zu fassen, welche bereit sind, sich seiner Gemeinde anzuschließen.

Ich habe vorhin von dem Elend der Einwohner dieses Landes im Allgemeinen gesprochen, habe aber versäumt die Juden und Proselyten besonders zu erwähnen, welche meinem Herzen am nächsten sind. Diese, besonders die Morokko-Juden und viele Proselyten, sind beinahe ganz ruinirt, besonders da gegenwärtig alles Geschäft stockt. Mit der Hilfe christlicher Freunde in Europa habe ich dies Jahr schon mehr als L. 300 auf die Unterstützung armer Juden und Proselyten verwandt. Aber jetzt ist mein Beutel

leer, gerade am Anfang des Winters, der eine schreckliche Zeit für die Armen sein wird. Ich kann nichts thun, als diese armen Menschen recht herzlich Gott und Eurer christlichen Theilnahme empfehlen.“<sup>1)</sup>

---

## Eine Bitte an die Provinzial-Synoden.

Zum dritten Male hat der Herausgeber in seiner demnächst erscheinenden Broschüre: „die Belebung des Missionssinns in der Heimath“<sup>2)</sup> auf die Nothwendigkeit der Einführung eines allgemeinen kirchlichen Missionsfestes hinzuweisen sich für verpflichtet gehalten. Gut Ding will Weile haben und ein Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Nun sind jetzt die Provinzialsynoden den östlichen Provinzen Preußens vor der Thür und daher erlaube ich mir, um mein pium desiderium seiner Realisirung einen Schritt näher zu führen, die Missionsfreunde auf denselben — und derer werden ja viele sein — dringlichst zu bitten, folgende Anträge zu stellen:

1) Hochw. Synode wolle beschließen, daß ein allgemeines Kirchliches Missionsfest eingeführt;

2) daß dieses Missionsfest auf den Epiphaniastag, als den durch seine Perikopen zum Missionsfest längst gestempelten kirchlichen Feiertag gelegt und

3) daß an diesem Tage im Vor- und Nachmittagsgottesdienste eine Collecte gesammelt werde, deren Ertrag derjenigen Missionsgesellschaft zufließt, als deren Zweigverein sich die resp. Gemeinde betrachtet.

Ich unterlasse es, dieses Orts eine nochmalige Motivirung der qu. Anträge beizufügen, indem ich einfach auf die erwähnte Broschüre und den diese Frage speciell behandelnden Artikel in der „Allg. Miss. Zeitschr.“ (1875 S. 529 ff.) verweise. Nur die Bemerkung sei noch gestattet, daß die Einführung eines allgemeinen kirchlichen Missionsfestes nicht blos im Interesse der Mission, sondern auch im Interesse

<sup>1)</sup> Gaben an Bischof Gobat werden am besten gesandt an die Buchhandlung von C. F. Spittler in Basel, die sie direct befördert. D. H.

<sup>2)</sup> Gütersloh. Bertelsmann. In der nächsten Nummer wird diese Zeitschrift eine eingehende Anzeige bringen.

der heimischen Kirche liegt, die besonders heutzutage jedes Mittel ergreifen muß, das zu ihrer Selbsterbauung dient, die Förderung der Mission ist aber, wie ein Blick auf alle Kirchengemeinschaften zeigt, in denen man eifrig für sie arbeitet, ein Hauptbelebungsmittel der Kirche selbst. Deus bene vertat.

## Aufruf.

Im August dieses Jahres feiert die Rheinische Missions-Gesellschaft ihr 50jähriges Jubiläum und sie erwartet von ihren Freunden als Festgabe ein besonders reiches Opfer der Liebe. Die finanzielle Lage der Gesellschaft, deren Deficit sich augenblicklich auf c. 120,000 Mark beläuft, macht eine bedeutende Jubiläumsgabe dringend wünschenswerth. Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ möchte nun ihrerseits zu solcher Gabe gern einen Beitrag steuern. Der Herausgeber hat bis jetzt die Leser noch nicht direct um Missionsgaben zu einem bestimmten Zwecke gebeten, will es auch für's nächste nicht wieder thun. Aber in dem vorliegenden Falle hält er sich doch zu einer directen Aufforderung für berechtigt. Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“, obgleich kein Organ der Rh. M.-G., verdankt derselben doch in mittelbarer Weise ihre Entstehung. Ohne seine Berufung an das Barmer Missionshaus und die dadurch nothwendig gemachte gründlichere Beschäftigung mit der Mission wäre der Gedanke an die Begründung einer neuen Missions-Zeitschrift dem Herausgeber nie in den Sinn gekommen. So scheint es ihm denn billig und recht, der Geburtsstätte seines Werks zu der nahenden Jubiläumsfeier ein Dankeszeichen darzubringen, und erlaubt er sich daher seine Leser herzlich zu bitten, daß ihm doch **jeder wenigstens eine Mark** und zwar bis spätestens Ende Juli zu diesem Zwecke zugehen lassen wolle. Es ist meine erste Bitte; möchte es keine Fehlbitte werden. Wenn die meisten Leser auch nicht im



Verhältniß einer speciellen Gemeinschaft zur Rh. M.=G. stehen — als Leser der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ sind sie keine engherzigen Missionsfreunde, die es für eine Pflichtverletzung gegen ihre Mutter-Missionsgesellschaft halten, so sie einer andern zu einer Jubiläumsgabe einen Extrabeitrag steuern.

Warned.

# Tinnevelli und die Mission daselbst.

Von Dr. R. Grundemann.

## a) Land und Pente.

„Es ist schwer“, schrieb Bischof Colton,<sup>1)</sup> „für einen der nicht selbst in Tinneveli gewesen ist, sich eine zutreffende Vorstellung von der eigenthümlichen Scenerie des Landes zu machen“. Steigen wir mit ihm auf einen der weißen Kirchthürme (die nun Gott sei Dank in ziemlicher Zahl über die Gegend verbreitet sind), so haben wir eine wellige Ebene von brennender Feuerfarbe vor uns, besetzt mit graden, steifen, graugrünen Palmyrapalmen, hie und da nur unterbrochen von Streifen hellen, lippigen Grün's. Das sind die Têri, Strecken mit ziegelrothem Sand bedeckt, den seiner Zeit der Sturm in mächtigen Wolken durchwühlt und wenn er ausgetobt hat zu veränderten sanften Wellen wiederherstellt. Keiner Vegetation als die genannte Palme mit ihren mächtigen Schirmblättern wächst in solchen Sandwüsten. Manche derselben sind von großer Ausdehnung bis zu 8 Quadratmeilen. Keine Straße führt hindurch, nur nach verschiedenen Richtungen sieht man die Fußstapfen der Palmweinzieher, die hier ab- und zugehen. Leicht kann der Wanderer hier sich verirren. Er muß seinen Weg richten nach der Sonne — oder nach Mond und Sterne. Und wie necht ihn von Weitem gesehen die Palmyra, die dort im Hintergrunde sich zu einem schattigen Haine zusammen zu schließen scheint, dem er in des Tages Hitze sehnsüchtig zueilt. Aber mit jedem Schritte, den er vorwärts thut löst sich der dichte Hintergrund in jene, wie überall, einzeln und so fern von einander stehenden Bäume auf, daß von geschlossenem Schatten gar keine Rede sein kann, während jenseits eines gewissen Gesichtskreises die gleiche Täuschung eines nie erreichbaren Waldes sich beständig erneuert. Hunderte von grünen Papagaien treiben in den Blätterkronen ihr kreischendes Geschwäg. Hie und da trabt ein Rudel Rehe über den Sand, oder ein Schâuân erklimmt eine Palmyra, „der wenn er noch zeitig genug wieder herunter kommt, einen ehrerbietigen

<sup>1)</sup> Church Miss. Intelligencer, 1865, p. 132 nach der Calcutta Review. Auch wurde benutzt Basl. M.-Mag. 1859, S. 228 ff. Graul, Reise V, Mission Field und anderes. (Nachträglich finde ich, daß jener Artikel des Intelligencer auch im Basler Magazin 1866 reproduzirt ist.)

Salâm macht, — oder ein einsamer Wanderer, der den Fremden schon aus weiter Ferne grüßt, sich halb zur Erde neigend, oder zur Seite stehen bleibt, und wenn er Sandalen trägt, dieselben schnell herunterzieht“ (entsprechend unserm Hutabnehmen).

Hast Du so einen „Sandsee, ein wahres rothes Meer“, hinter Dir, so ändert sich die Landschaft. Ein Weg führt streckenweis durch dichtes Akaziengebüsch, das mehr als andre Pflanzen der dürrenden Sonnengluth widersteht. Lustig girren die Tauben in den Zweigen und von rechts und links hörst Du das vielstimmige Blöken einer Schafheerde, die an den Blättern der Büsche ihre Nahrung findet.<sup>1)</sup> Bald weicht wohl wieder das Buschwerk dem rothen Sand mit der Palmyra, dann aber verdrängt auch einmal das anmuthige Grün der Reisfelder, die sich am glatten Spiegel eines künstlichen Sees (Tank) hinziehen, die eintönige rothe Wüste. Dahinter zeigen sich Pflanzungen, eingefriedigt mit dem röhrenartigen Zweiggeflecht der Milchpflanze (?) [Graul]. Weiterhin gruppiren sich Tamarinden und breitästige Banianen, über die sich — fremdartiger Anblick in diesem Heidenlande! — ein schlanker Kirchturm erhebt.

Die bisherige Schilderung der Landschaft trifft jedoch nur auf den südlichen Theil von Tinnebelli zu. Die Tamravarnî theilt die Provinz in zwei verschiedenartige Hälften. Sie entspringt auf den Ghâts, die im Westen das Land wie eine Mauer abschließen. Nur ein paar schwierige Pässe führen hinüber nach Travankôr, die jedoch wenig Verbindung mit diesem ganz anders gearteten Nachbarlande herstellen. Während es jenseits in Strömen regnet beim Südwestmonsün, schmachtet in Tinnebelli alles unter versengender Dürre, bis endlich auch hier von Nordosten etwas Regen erscheint. Der genannte Fluß aber saugt mit seinen zahlreichen Andern im Gebirge auch den Frühregen auf. So schwillt er zweimal des Jahres und zieht durch das dürre Land, einen reichen, fruchtbaren Gürtel, auf dem zwei Reisernten gedeihen. Die beiden Hauptorte liegen an seinen Ufern einander gegenüber: Tinebelli (21000 E.), die Hindustadt mit ihrem großartigen alten Civatempel und Palamkotta (17000), die englische Station mit dem Fort.

Ueberschreiten wir die Tamravarnî — die „kupferfarbene“, das besagt ihr Name — so kommen wir bald in ganz andre Umgebung. Zu-

<sup>1)</sup> Einer unsrer Landwirthe würde in Tinnebelli auf 200 □Meilen nicht Gras genug zu finden meinen um ein duzend Haupt Rindvieh zu ernähren und doch giebt's dort Ueberfluß an Rindern, Schafen und Ziegen. Das Laub der wilden Akazie ist ihre Hauptnahrung. Vergl. Mission Field, 1864 p. 171.

nächst tritt Granitfelsen zu Tage, der sich hie und da schroff und mauerartig über den Boden erhebt. Dann aber wird das Land ganz flach und hat nichts von Schönheit aufzuweisen.

Einst war es von dichten Wäldern bewachsen, die wilden Thieren Obdach boten, und Menschen, die fast eben so wild waren als jene Bestien. Jetzt ist es völlig von Stammholz entblößt. Wir treffen allerdings in den Umgegenden der Dörfer noch Tamarindenhaine oder Gehölze von Margosa- (Tulpen) Bäumen an, welche von den Dorfbewohnern angepflanzt sind, um ihnen während der größten Mittagshitze Kühlung und vor den glühenden Sonnenstrahlen Schutz und Schatten zu bieten — aber das Land kann eben kein bewaldetes mehr genannt werden. — Der schwarze, fette Boden erzeugt prächtige Baumwolle und Getreideernten. Besuchten wir diesen District jedoch im Juli und kämen dann im Januar wieder, so würden wir über den vorgegangenen Wechsel staunen müssen. Im ersten genannten Monat erblickten wir nichts als tausend und abertausend Morgen schwarzen, blasigen (blistered) Bodens, auf dem das Auge vergeblich ein grünes Hälmchen suchte. Alles ringsum war ausgedorrt und von der Sonnenhitze versengt; ja die Erde schien feurige Gluth auszuhauchen. Im Januar dagegen finden wir alles ringsum grün und üppig, wohin wir auch unsere Blicke wenden mögen: Hier unabsehbare Baumwollensfelder, dort grüßt uns grünes wogendes Korn und die ganze Gegend erscheint wie umgewandelt. — Der größte Uebelstand in diesem District ist jedoch der Mangel an Brunnen und obgleich das Land von zwei großen Strömen bewässert wird, ist doch das Gefäll derselben so reißend, daß sie nur unmittelbar am Ufer Nutzen schaffen. In einer Art ist jedoch dem Brunnenmangel durch die großen Teiche oder Wasserbehältnisse abgeholfen, welche von den Eingeborenen angelegt sind, um den überflüssigen Regen während des Monsüns aufzufangen. Einige der Teiche sind so groß, daß man sie für Seen halten könnte, dennoch sind sie für verhältnißmäßig geringe Kosten hergestellt. Das Land fällt nämlich gegen Nordosten (S. D ?) zu ab; eine Eindeichung, welche sich im rechten Winkel gegen die Abdachung erhebt, bildet einen Teich. Ohne diese Teiche würden die Bewohner dieses Landes elend dran sein. Obgleich ich gestehen muß, daß das Wasser, welches sie enthalten nichts weniger als gut ist und zu Zeiten entsetzlich schmeckt, so bin ich dennoch oft für einen Trunk davon dankbar gewesen.<sup>1)</sup>

Große Massen Baumwolle werden aus dieser Gegend nach Tuticorin gebracht, dem Haupt-Hafenplatz, wo sie mit starken hydraulischen Pressen zur Verschiffung komprimirt werden. Die Stadt war schon in der Zeit der Holländer bedeutend, aus der sich die große Kirche neben zwei kleineren katholischen erhalten hat.<sup>2)</sup>

Hier war der Schauplatz der Thätigkeit Xavers. Weithin nördlich und südlich von der Stadt bewohnen die Abkömmlinge seiner Befehrten

1) Mission Field, 1864 p. 166.

2) Schon in der alten Zeit wurde dieser Theil der Küste des Perlenhandels wegen von griechischen Schiffen besucht. — In neuester Zeit ist übrigens die Eisenbahn, die von dort nach Madras führt, mit einer Seitenlinie nach Palamkotta vollendet worden.



die Küste. Was man sonst auch von seiner Missionsmethode denken mag, und wie gering die Christliche Intelligenz und Moral bei jenen Katholiken auch heutzutage vertreten sein mag, erfreulich ist's doch, des Landes Saum mit christlichen Kirchen besetzt zu sehen, so daß man dahinter kaum noch Gögentempel vermuthen möchte. Auch sind die Paraver doch in der That andre Leute geworden als ihre Vorfahren — oder als die entsprechenden heidnischen Rasten in andren Gegenden noch jetzt sind. Aus den armen Fischern<sup>1)</sup> sind zum Theil wohlhabige Schiffer und Handelsleute geworden. Besonders vertreiben sie gesalzene Fische. Die Geringeren unter ihnen treiben noch jetzt das Handwerk ihrer Ahnen oder sind Bootleute zc. Jedenfalls ist ihre soziale Lage bedeutend gehoben und ihr Dasein menschenwürdiger geworden als ehemals. Ihrer Konfession hangen sie mit Eifer an.

Uebersichten wir hierbei sogleich die übrigen Rasten in Tinneveli. Nach unten zu folgen die Pannikar Brantweinbrenner, nicht zahlreich. Die Pallar d. h. Gräber, früher die den Pulayern Malabars entsprechenden Ackerflaven; jetzt kleine Landeigenthümer fleißig und strebsam.<sup>2)</sup> Ferner die Pareiyar (Paria),<sup>3)</sup> hier gleichfalls in geringer Zahl; sie haben Zwiebelgärten oder gehen zeitweise nach Ceylon, um in den Kaffeeplantagen zu arbeiten.

Aufwärts von den Paravern kommen wir zu derjenigen Klasse der Bevölkerung, welche die Hauptmasse derselben bildet und uns hier am meisten interessirt. Es sind dies die Schânâr.<sup>4)</sup> Sie sind eng verknüpft mit der Palinyra, „dem guten Genius“ dieses dürrn Landes, die es möglich macht demselben den Unterhalt für eine verhältnißmäßig sehr dichte Bevölkerung<sup>5)</sup> abzurufen. Die reicheren Schânâr sind die Eigenthümer der Bäume, die ärmeren arbeiten für sie, während zwischen ihnen viele stehen, die Eigenthümer und Arbeiter zugleich sind.

1) Gewöhnlich gelten die Paraver als „Perlfischer“. Ich kann nicht nachforschen, ob diese Bezeichnung in den Quellen den Befehlten Xavers beigelegt, oder ob sie auf der kühnen Combination irgend eines Autors beruht, von dem nachher die andern ohne Prüfung abschrieben. Es scheint, daß die Paraver doch überhaupt nur die Fischerkaste bildeten.

2) Bischof Cotton erwähnt noch wandernde zigennerartige Stämme.

3) Die Bezeichnung „Paria“ wenden wir gewöhnlich sehr unrichtig an. Die Klasse, der sie angehört, ist keineswegs überall die allerniedrigste. Auch kommt sie überhaupt nicht in ganz Indien, sondern nur im Tâmilgebiete vor.

4) Zusammengezogen aus Schânavar.

5) Ueber 5000 auf die □Meile.

Die Palmyra (*Borassus flabelliformis*) ist eine der nützlichsten aus der weit umfassenden Pflanzenfamilie der Palmen. An Schönheit freilich bleibt sie hinter manchen andern (wie Ceylons Talipot und Kitul) zurück. Der Stamm ist grade wie ein Schiffsmast,<sup>1)</sup> 20—30 M. hoch, gekrönt mit einem Büschel mächtiger (3—4 M. im Durchmesser) fächerförmiger Blätter. Das Holz, wenn von gehörigem Alter ist fast unverwundlich. Es wird zu Balken und Sparren benutzt. Die Blätter werden zum Dachdecken verwendet, die jungen als Schreibmaterial, in die man mit einem scharfen eisernen Griffel die krißlige Schrift einrißt. Ein Brief besteht aus einem langen Streifen solches Blattes, der wie Band zusammen gelegt und mit einem schmaleren Streifen zusammen gewickelt wird. Zu Büchern werden die Stücke kürzer geschnitten, und durch Löcher auf Schnüre gezogen, mit hölzernen Deckeln versehen. Auch Matten und Körbe werden aus den Blättern geflochten. Die Blattstiele werden zu Gehägen, oder als Brennmaterial verwendet. Die Wurzel, so lange sie jung ist, kann gegessen werden. Die Früchte, die in Trauben, ähnlich den Johannisbeeren, wachsen, nur daß jede Beere die Größe eines Borsdorferapfels erreicht, enthalten einen gallertartigen Saft, der im unreifen Zustande erfrischend und gesund ist. Die reifen Früchte, die eine tief gelbe Farbe annehmen, schmecken fade, sind aber bei den Kindern ein gesuchter Leckerbissen. Das werthvollste Erzeugnis der Palmyra aber ist ihr Zuckersaft, der die ganze Gegend mit täglicher Nahrung versorgt. Patinêr (süßes Wasser) heißt dieser Saft, der von Ende Januar bis zum Juli fließt.<sup>2)</sup> Dies ist die arbeitsvolle Zeit des Schânân. Jeden Morgen zieht er aus mit seinen Geräthen,<sup>3)</sup> bestehend in einem langen gekrümmten Messer um die Blüthenstengel durchzuschneiden, einer hölzernen Zange um dieselben leicht zu quetschen, daß der Saft besser fließt. Ferner hat er ein Körbchen mit Kalk und einen Pinsel bei sich, um damit die Töpfe innen ein wenig zu bestreichen, damit der Saft nicht so schnell in Gährung übergeht. Diese Geräthe hängen in einer aus der Blüthenscheide der Palme geflochtenen Tasche an seinem Gürtel. An der andern Seite hängt ein aus demselben Material dichter geflochtener Eimer. In der Hand hat er einen handfesten Krißstock. Am Fuß der Palme angekommen lehnt er den letzteren gegen den Stamm, setzt einen Fuß darauf und hebt sich so 2—3 Fuß in die Höhe. Dann legt er eine Schlinge um die Füße, mittelst deren er mit diesen den Stamm umklammern kann. Nun schiebt er abwechselnd die Arme höher und zieht die Füße nach. Er entfaltet dabei eine bewunderungswürdige Beweglichkeit. In wenigen Momenten ist der Gipfel erreicht. Am Blüthenstengel hängt ein irdener Topf, der sich über Nacht gefüllt hat. Der Inhalt wird in den geflochtenen Eimer ausgeleert, der Kalkanstrich erneuert, der Stengel von frischem abgeschnitten und gequetscht und der Topf wieder angehängt, um Abends nochmals geleert zu werden. Bald stellt sich auch die fleißige Schânâtti ein, um den gesammelten Saft in einem großen Gefäße auf dem Kopfe heim-

<sup>1)</sup> Bei der Kokospalme ist er gewöhnlich etwas gekrümmt. Diese Steifheit der Palmyra trägt nicht dazu bei die Schönheit der Landschaft zu erhöhen. Von ferne gesehen erscheinen die Bäume — ich möchte sagen — wie lange Stecknadeln mit einem etwas krausen Kopf.

<sup>2)</sup> Jenseits der Ghâts ist es die Zeit von August bis Februar.

<sup>3)</sup> Die folgende Schilderung ist meist nach Matteer, *The Land of Charity*; daher einzelne Züge mehr auf die Schânâr in Travankör zutreffen mögen. Im Ganzen sind sie von denen in Tinneveli jedoch nicht verschieden.

zutragen. Das angenehme Getränk, wie Zuckerrwasser schmeckend, davon der Hausvater bei der Arbeit wohl auch nach Bedürfnis einen tüchtigen Schluck nimmt, bildet das Frühstück für die Familie. Nun aber giebt's weitere Arbeit für die emsige Gattin. Sie muß aus dem nähern oder fernern Dschungelgebüsch das Holz zum Einkochen des Saftes herbeischaffen. Dabei wird sie ohne blutige Spuren von den Dornen der Akazien nicht davon kommen. Jetzt ist sie zurückgekehrt und vor der Hütte flackert das Feuer, über dem im großen irdenen Gefäß bald der Palmsaft brodet. Nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden Kochens wird er zu einer dicken Syrupartigen Masse, die in Kokoschalen gegossen, zu festen dunkelbraunen Klumpen erhärtet. Das ist Dschaggeri (Jaggery, richtiger Dschak-kara), Rohzucker, das wichtigste Nahrungsmittel für die Schänärbevölkerung. Der Arme unter den Palmweinziehern findet, wenn er in der heißen Mittagszeit die Arbeit auf 2—3 Stunden unterbricht, zu seinem Mahle auf dem breiten Bananenblatt nur Dschaggeri und Salzfish — Reis, den sich der wohlhabende alle Tage gönnt, ist für ihn schon mehr ein Luxus.<sup>1)</sup> Was nicht im Hause verbraucht wird, verkauft man an den Händler, der es nach Tutikorin oder sonst wo an die Küste bringt, wo die Raffinerien aus dem Dschaggeri schönen weißen Zucker machen. Auch Candiszucker wird daraus fabriziert, die Rückstände aber zu Rum verarbeitet.

Der Saft bleibt 24 Stunden lang süß. Darauf beginnt die Fermentation und er setzt sich in Tádi (Toddy) um. Es ist ein angenehmes säuerliches Getränk, dem Biere ähnlich — aber viel berauschender. Es giebt eine vortreffliche Gese. Nach längerem Stehen erfolgt in 2—3 Tagen die Umwandlung in guten Essig. Aus dem noch flüssigen Dschaggeri wird der Arrack, eine klare farblose Flüssigkeit, destillirt — jedenfalls das Geschäft der oben erwähnten Pannikar. Der Schänän hat damit nichts zu thun. Das Laster der Trunksucht hat für ihn die geringste Versuchung. Er ist mäßig. Der Trunk nach seinem schlichten Mahle besteht in reinem Wasser, das er (wie übrigens alle Inder) nicht aus dem Gefäße schlürft, sondern mit geschickt gelenktem Strahl von oben her in den emporgerichteten Mund gießt, ohne mit den Lippen das Gefäß zu berühren. — Die Arbeit des Schänän ist nicht leicht. Während der ganzen Sasternte, also 7 Monate hindurch, muß er 30—50 Bäume täglich 2 und zuweilen 3 mal besteigen. Ausgenommen die Zeit der heißen Mittagsstunden (in denen die Hitze auch dem Eingebornen verderblich werden würde), arbeitet er vom frühen Morgen bis in die Dunkelheit. Jede Palmyra giebt täglich 3—8 Liter Saft, und 50 Bäume reichen hin eine Familie im Wohlstand zu ernähren. Die Abgabe an die Regierung betrug früher von jedem Baum eine Rupi (= 2 Mk.).

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die über den Schänär stehenden Kasten. Es folgen zunächst die ziemlich stark vertretenen (80000) Maravar, die von Norden her eingewandert sind. Früher waren sie sehr kriegerisch, die noble Passion hat sich jedoch in Räuberei und Dieberei verkehrt. Sie sind die erblichen Wächter in den Dörfern, wie dies in andern Theilen Indiens mit ähnlichen Kasten der Fall ist. Sie sind für alle Diebstähle verantwortlich. Manche sind Ackerbauer geworden. Ebenfalls von Norden gekommen sind die Ketti<sup>2)</sup> und zwar aus dem Telugu-

<sup>1)</sup> Wenigstens monatelang leben manche Familien fast nur von Dschaggeri.

<sup>2)</sup> Neben ihnen erwähnt Rev. T. Brotherton im M. Field 1868 noch die „Naiks“, über die ich sonst nichts finde.



lande, mit ihren Königen, die die alten Reiche von Tandschaur und Mádurâ zerstörten und ihre Mannschaften hier im Süden mit Grundbesitz dotirten. Sie haben bis auf die neueste Zeit einen Dialekt des Têlugu unter sich bewahrt, obgleich sie für gewöhnlich die Landessprache, Tâmil, sprechen. Sie leben von ihrem Grundbesitz, treiben zum Theil selbst Ackerbau, dienen im Militär, oder als Polizisten und bekommen hie und da vielleicht ein andres niederes Aemtlehen. Die Stelle der Qudra nehmen die Vêllâl-ler ein. Sie sind Beamte, Kaufleute, Schiffsherrn, Grundbesitzer, Ackerbauer und Schullehrer, eine energische aber dabei geldgierige Klasse. Auch hier gipfelt die menschliche Gesellschaft in den Brahmanen. Sie bilden jedoch nur einen ganz verschwindenden Theil der Bevölkerung. Ist das Land auch nominell der Herrschaft ihrer Religion unterworfen, so sind die Einflüsse derselben doch sehr oberflächlich geblieben und an verhältnismäßig nur wenigen Punkten erheben sich hier jene stolzen Hindûpagoden, von deren Einkünften ein Theil jener höchsten Kaste als Priester lebt, während die andern in Regierungsämtern oder als Grundbesitzer ihren Unterhalt finden. — Schließlich dürfen wir die Moslems nicht übersehen, die in Tinneveli zahlreich und einflußreich sind. Sie heißen hier „Lebbie“, Tapfere. Sie sind direkt von Arabien durch die Schifffahrt hierher geführt, haben sich aber stark mit Eingebornen vermischt. An Fanatismus scheinen sie den Mapilla der Westküste nicht nachzugeben.

Von den 1,600,000 Seelen, die die Bevölkerung von Tinneveli ausmachen, gehört jedoch die Mehrzahl<sup>1)</sup> zu den Schânâr, in denen sich jedenfalls die Nachkommen der Urbevölkerung erhalten haben. Sie selbst haben eine Ueberlieferung, daß sie von dem nahen Ceylon herübergekommen seien, und Râvana, jener von den Hindû verabscheute Riese, gegen den Râma seinen Zug nach Ranskâ (Ceylon) unternahm, ist bei ihnen als göttlicher König verehrt. Ihre Sprache ist eine rohere ungebildete Mundart des Tâmil ohne sanskritische Beimischung und liefert daher den besten Beweis daß wir es mit reinen Drâvida, mit Angehörigen der turkotatarischen Völkerfamilie zu thun haben.<sup>2)</sup> Wie gering der Einfluß der arischen Einwanderung auf die Landesbevölkerung geblieben ist, ersieht man besonders aus der geringen Ausdehnung, welche hier das System der Kaste gewonnen hat. Vielleicht nirgendwo anders in Indien ist eine gleich große

<sup>1)</sup> Ich bedaure, daß ich nähere statistische Angaben nicht finde.

<sup>2)</sup> Es ist merkwürdig, daß sich in den Berichten, so weit ich sie kenne, keine genaueren anthropologischen Angaben finden, auf Grund deren sich die Verwandtschaft mit jenen nördlichen Völkern constatiren ließe.



Volksmasse vor der weiter und weitergehenden Kastenzerpflitterung bewahrt geblieben als in Tinnevelli die Schänâr. Jedenfalls ist dieser Umstand für die ganz außerordentlichen Fortschritte, welche die evangelische Mission unter ihnen gemacht hat, von großer Wichtigkeit gewesen.

Die Religion der Schänâr ist der bei allen vorarischen Stämmen in Indien herrschende Dämonendienst, der hier weniger als in andern Gegenden mit Momenten der Hindureligion versetzt, aber doch nicht ganz frei davon geblieben ist. Jene Form der Religion, wie sie in den verschiedensten Ländern der Erde, in wesentlicher Uebereinstimmung, unter den Naturvölkern herrscht, charakterisirt sich durch das ihr eigne Prinzip der Furcht. Alle Verehrung gilt bösen, feindseligen Mächten und hat die Abwendung ihrer dem Menschen schädlichen Wirkungen zum Zweck. Gegenüber dieser Stufe muß man selbst der trüben Hindureligion, mit dem Principe der Verehrung guter Götter, den Vorrang zuerkennen. — Die Dämonen sind ursprünglich als die Geister verstorbener hervorragender Menschen vorgestellt gewesen, wenn dies auch jetzt meistens im Volksbewußtsein nicht mehr geschieht. Dennoch wird noch jetzt ihre Zahl durch die Verehrung der Geister kürzlich verstorbener Personen vermehrt. Nicht bloß auf dem Grabe eines einst gefürchteten englischen Offiziers wurden Cigarren und Brantwein, sondern auch auf dem der Frau eines amerikanischen Missionars Blumen, Kokosnüsse 2c. geopfert. Bei den meisten Dämonen aber ist ihr früheres Menschenleben in Vergessenheit gekommen. Sie wohnen in Dschangel, in den Zweigen großer Bäume, an verlassenem Wohnstätten und wandern umher, um Menschen auf allerlei Weise zu plagen. Sie halten den Regen zurück, machen, daß die Ernte verdorrt, bringen Seuchen unter das Vieh, suchen die Menschen mit Sonnenstich, Epilepsie 2c. heim und jedes Unglück wird auf sie zurückgeführt. Zur Befänstigung ihres Zorns werden ihnen blutige Opfer dargebracht; die andern Opfer, welche jetzt daneben vorkommen, scheinen durch den Einfluß des Hinduismus hervorgerufen zu sein. Eigentliche Tempel haben sie nicht; doch sind ihnen zur Ehre Spitzsäulen, 4—5 Fuß hoch aus Lehm und weiß getüncht, errichtet, vor denen die Opfer dargebracht werden. Oft stehen dieselben vor einem ärmlichen offenen Schuppen, der das rohe Bild gewöhnlich eines mit Ochsenkopf versehenen, menschlichen Ungeheuers, das Kinder verschlingt, enthält. Solch Gebäude, wie es sich vor jedem Dorfe findet, wird Pei-Kovil genannt.

Ein besonderer Priesterstand ist nicht vorhanden. Doch wird der Dämonendienst von einzelnen Personen, denen man die dazu erforderlichen

Fähigkeiten zutraut, und die zu diesem freilich sehr angreifenden aber auch einträgliehen Geschäft Neigung haben, verwaltet. Anstrengend ist der Dienst, weil auch hier der Priester sich zum Medium für den Dämon hergeben muß, der von ihm Besitz nimmt und aus dem Munde des Besessenen dann dem Opfernden auf seine Fragen Orakelantworten erteilt. Auch dieser Zug der Naturreligion (der gewöhnlich als Schamanismus bezeichnet wird, aber nicht bloß bei den Schamanen der Völker Nordasiens, sondern ebenso bei den Eskimo, den Indianern und Eingebornen Afrikas vorkommt), ist für die Religion der Schänär, wie überhaupt der Drävida charakteristisch. Jene Besessenheit herbei zu führen bedarf es besonderer Aufregung, die nach Vorbereitung mit Fasten u. durch den sogenannten Teufelstanz bewirkt wird. Betrachten wir einen solchen (hauptsächlich nach Dr. Caldwell).

Es ist eine dunkle Abendstunde. Vor dem Pei-Kovil hat sich eine bunte Menge, Männer, Weiber und Kinder versammelt. Zwischen dem baufälligen Schuppen und der weiß getünchten Pyramide brennt ein flackerndes Feuer, das mit unstätem Scheine die furchtsamen Gesichter der Versammlung beleuchtet. Daneben steht auf einem Gestell ein aus Blättern geflochtener Korb, der schon allerlei Gaben für den Dämon enthält. Nicht weit vom Feuer stehen Musiker mit dem Tamtam, der weithin dröhnenden Trommel, dem schrillen Horn und dem für diese Gelegenheit so beliebten Instrument, das „der Bogen“ genannt wird. Ein mächtiger Bogen mit vielen Glocken besetzt und durch eine Sehne gespannt ist auf einem Messinggefäße befestigt. Ein Mann hält das letztere und schlägt kräftig mit der Hand dagegen, während ein anderer mit einem Stocke die Sehne in Bewegung setzt. Alles zusammen giebt einen Höllelärm. Da tritt aus dem Volkshaufen die Hauptperson hervor, ein alter Mann, sonderbar ausgeputzt, als Emblem des Dämon einen Dreizack in der Hand. Die Menge sieht ihn mit Schauer an — uns erinnert der Aufputz eher an einen Bajazzo. Es werden ihm Hühner gebracht, die ein anderer Mann mit Wasser überschüttet. Da kriegt der Alte jenen schwarzen Hahn bei den Flügeln, tanzt mit ihm herum und wirft ihn dann zur Erde. Wie er sich wieder aufrichtet und das Wasser vom gestäubten Gefieder schüttelt, ergreift er ihn auf's Neue und schneidet ihm mit scharfem Messer den Kopf ab. Das Blut fließt an dem Teufelssteine auf den Boden; auch schlürft der Priester einen Zug davon aus dem getödteten Thiere. In derselben Weise werden die übrigen Opferthiere geschlachtet. Auch den Ziegen und Schafen muß der Kopf mit einem Hiebe abgeschlagen werden, wozu ein Hackmesser mit langem Griff gebraucht wird. Bisher war das Tempo der Musik noch gemäßig; jetzt wird es schneller und immer schneller. Immer toller springt der Alte umher, reißt sich die Kleider vom Leibe, schlägt sich, kratzt sich, verwundet sich, daß das Blut rinnt. Wild rollen seine Augen; Schaum tritt ihm vor den Mund. Immer schneller und heftiger wird die Trommel und der schauerliche Bogen geschlagen. In entsetzlichen Zuckungen verrenkt jener seine Glieder und fällt erschöpft auf die Erde, wo er unter gräßlichen grunzenden Tönen sich im Staube wälzt. Die Helfershelfer bezeichnen mit einem eigenthümlich vibrirenden Laute, daß jetzt bei ihm die Besessenheit eingetreten ist. Wer Opfergaben gebracht hat, kann nun Fragen thun, die der Dämon aus dem

Besessenen beantwortet. Freilich sind nur unartikulierte Töne zu hören; doch die Interpretation muß dem Orakel nachhelfen. So bekommt denn fast jeder zu hören, was er zu hören wünscht. — Vielleicht tritt noch ein zweiter und dritter Tänzer auf. Oft dauern solche Dämonenfeste 2 Tage. Die Fragen, die an den Besessenen gerichtet werden, haben ihre besondere Beziehung auf denjenigen Dämon, dem das Fest gefeiert wird, und die ihm dargebrachten Opfer. Ob es Regen geben wird? ob der Fluß bald anschwillt? ob es eine gute Ernte giebt? welcher Teufel die Cholera oder eine andre Epidemie oder die Krankheit, mit der ein Familienglied heimgesucht ist, verursacht hat? ob ein Proceß gewonnen werde? ob ein Feind nicht bald sterben wird? und dergl. Oft werden auch Opfer insolge von früheren in bedrängter Zeit gethanen Gelübden dargebracht. An einem an der Tamravarini gelegenen Orte wird jährlich ein besonders großes und von weither besuchtes Teufelsfest gefeiert, bei dem sehr viele Ziegen geschlachtet werden, besonders von solchen, die von der harten Schmach, männliche Nachkommenschaft zu entbehren, sich befreit sehen möchten. Nur das Blut wird geopfert. Der Opfernde nimmt Fleisch nach Bedarf für sich und verkauft das übrige. Nicht weit vom Opferplatze sind oft die brodelnden Fleischtöpfe zu sehen. Das ist der Dämonendienst, bei dem Herzensangst und Fleischeslust in trostloser Weise sich mit einander mischen.

### b. Die Mission.

Die ersten, etwas in Dunkel gehüllten Anfänge der Tinnebelli-Mission reichen bis in die Zeit des alten C. F. Schwarz zurück; der jene Gegend dreimal besuchte. Ein Tāmilchrist, der nach Palamkotta übergesiedelt war, wird schon 1771 erwähnt, als unter Beihülfe eines englischen Sergeanten den Heiden und Römern das Wort Gottes vorlesend. Letzterer hatte damals einen jungen heidnischen Beamten getauft; Schwarz befürchtete, es möge zu voreilig geschehen sein. Das ist, soweit bisher nachgewiesen der erste senfkornartige Anfang dieser nun zu einem starken Baume herangewachsenen Mission.

Später 1780 finden wir in der genannten Festung eine kleine Gemeinde, die der Missionar der Pflege eines Landpredigers Satiyanaden anvertraut hatte, den er 1790 nach luther. Ritus ordinirte. Einen europäischen Missionar konnte er ihm bald in Jos. Daniel Sänicke, beigegeben, dem jüngeren Bruder des frommen Pastors in Berlin, der jedoch wegen seiner Kränklichkeit seinen Wohnsitz meist in Tandschaur nehmen und nur mit großen Unterbrechungen ein paar mal längere Zeit in Tinnebelli arbeiten konnte, bis ihn 1800 ein früher Tod dahin raffte. „Vater Schwarz“, an den sich noch vor einigen Jahrzehnten hie und da ein brauner Christ mit Wehmuth erinnerte, war auch schon heimgegangen. Nur noch ein paar Besuche des Missionar Gericke, der der wachsenden Christenschaar einige Hundert durch die heil. Taufe zufügen durfte — und die junge Gemeinde blieb auf etwa 1 Jahrzehnt von aller Verbindung mit der



Christenheit abgeschlossen. Daß sie diese Zeit überstand, mußte schon ein Zeichen sein von der Echtheit des christlichen Lebens, das sie in sich trug. Satiyanaden hat treulich gearbeitet. Ganze Schaa ren aus den Schânâr hat er gewonnen, obgleich eine Zeitlang schwere Verfolgungen über die Befe hrten hereinbrachen, und unter seiner Leitung entstanden (auf Serikes Veranlassung) die Christendörfer Mudalûr und Nazareth, wo sich Befe hrte zum gemeinsamen Schutze zu einem christlichen Gemeinwesen zusammenthaten. Als auch er in hohem Alter sich nach Landschaur zurückzog und nur ein Katechist an seine Stelle trat, da schien es als müßten die verwaisten Christengemeinden verkommen. Ein Regierungskaplan jedoch, Rev. J. Hough nahm sich ihrer aufs Wärmste an. Die Mission war damals in den Händen der Society for Promoting Christian Knowledge. Der Kaplan erstattete derselben Bericht über die vernachlässigten und doch wenigstens äußerlich standhaft bei ihrem Bekenntnis gebliebenen Gemein den. Die Gesellschaft war jedoch nicht in der Lage für dieselben einen Missionar zu senden. Daher wendete sich Hough an die Church Missionary Society, die mit Karl Rhenius, einem Jögling Zänicke's,<sup>1)</sup> das viel versprechende Arbeitsfeld besetzte. Mit seinem Eintritt (1820) beginnt eine neue Periode in der Tinnevelli-Mission.

Eine ausführliche Darstellung der gesegneten Arbeiten unsres Landsmannes würde hier über unsre Grenzen hinausgehen. Wir verweisen darüber auf das Basler Magazin 1868 S. 257 ff., sowie auf die Allgem. Missionszeitschrift 1876 S. 412 ff. und bemerken nur, wie Rhenius bald einen ausgedehnten Einfluß gewann, durch den er immer neue Schaa ren von Schânâr heranzog, indem er mit der weiteren Pflege der Gesammelten seine Nationalgehilfen betraute. Er fand etwa 4000 Seelen in den Gemeinden vor und fügte 10000 weitere im Laufe von 16 Jahren hinzu. Diese Massen durch eingeborne Pastoren in geordnete kirchliche Bahnen zu lenken war sein Bemühen. Leider führte die hierbei in Betracht kommende Ordinationsfrage bei der hochkirchlichen Schroffheit seiner vorgesetzten kirchlichen Oberen Verwickelungen herbei, die mit Rhenius Entlassung aus dem Dienste der Missionsgesellschaft endeten 1835.<sup>2)</sup> Mit eini-

1) Nur 1¼ Jahr war der junge Dekonom, Sohn eines Offiziers bei Zänicke gewesen. Durch praktische Begabung und aufrichtigen Eifer für's Reich Gottes wurde er einer der tüchtigsten Missionare, die je in Indien gearbeitet haben.

2) Rhenius war lutherisch ordinirt und hätte am liebsten seinen Landpredigern die gleiche Ordination ertheilt; jedenfalls aber verlangte er bei dem anglikanischen Ordinationsgelübde einen ihr Gewissen salwirenden Zusatz. Konfessionell war übrigens Rhenius im heutigen Sinne nicht. Seine Richtung läßt sich zutreffender als Verwandtschaft mit der Brüdergemeinde bezeichnen.



gen andern Missionaren, die ihm inzwischen zu Hülfe gesandt waren und nun ihm folgten, führte er einige Zeit auf eigne Hand seine Mission fort, und ein Theil der Gemeinden hielt sich zu ihm. Diese Separat-Mission aber ging mit seinem Tode zu Ende 1838. Tief betrauert und hochgeachtet von den aufrichtigen seiner Gegner schied er aus dem Arbeitsfeld, auf dem er so reiche Früchte geschafft hatte.<sup>1)</sup>

Die oben genannte große Zahl möchte uns vielleicht auf den Gedanken bringen, daß es sich damals in Tinneveli nur um zweifelhafte Massenbekehrung gehandelt habe. Niemand hätte jedoch vorsichtiger verfahren können als Rhenius. Fast 2 Jahre war er bereits in Palamkotta ehe er die ersten Taufen vollzog; und dann auch nur erst 2 Erwachsene mit ihren Kindern. Jedem, der Unterricht begehrte, ließ er solchen angeheißen ohne viel nach den Beweggründen zu fragen. Die Taufe aber erteilte er keinem, der nicht ein Verständnis der christlichen Heilslehre, wenigstens in ihren Grundzügen erworben, keinen der sich nicht unter christliche Zucht stellen wollte oder in schlechtem Ruf stand, und keinen der nicht selbst ein herzliches Verlangen nach dem Sakrament zu erkennen gab.<sup>2)</sup>

Spürt man den Veranlassungen nach, welche die Schânâr dem Evangelio zuführten und noch immer zuführen, so dürfen wir uns freilich nicht der Illusion hingeben, als gehe ein Sehnen nach der Seelen Heil und Seligkeit durch die Bevölkerung. Dennoch aber sind hier in Tinneveli die Beweggründe nicht so äußerlicher Art, wie sie wohl zunächst auf anderen fruchtbaren Missionsfeldern in Indien auftreten. Die Schânâr haben nicht in der Art wie die Kolh bedrückende Zamindâre über sich, deren Joch sie durch den Uebertritt abzuschütteln versuchen möchten. Sie sind nicht in solchen Fesseln der Kaste, wie die Wiahâr, daß sie von dem Evangelio ihre Selbstständigkeit erwarten sollten. Dennoch wirkt auch hier das Verlangen nach sozialer Hebung zum guten Theil mit in der Bewegung. Andererseits aber tritt auch hier das Unbefriedigtsein durch den Dämonendienst und das Verlangen nach Ruhe und Sicherheit vor den bösen Geistern sehr deutlich hervor. Dazu kommt das Gemeinbewußtsein des Schânân, das ihn nur als Glied eines Ganzen handeln läßt. Daher Taufkandidaten sich hier nur in größerer Zahl gemeinschaftlich anmelden. Auch in der Tinneveli-Mission kommen Einzelbekehrungen vor, aber dies,

<sup>1)</sup> Die C. M. S. drückte ihre Anerkennung durch die seiner Wittin gewährte Wittwenpension aus.

<sup>2)</sup> Vergl. Rev. E. Sargent im Report of the S. India Missionary Conference p. 23.

so viel ich sehe, nur bei Angehörigen anderer Rassen. Es fehlt an solchen nicht; aber im Verhältnis zur Zahl der Schânâr sind sie fast verschwindend.

Rhenius hatte das Werk in Gang gebracht, durch sein Scheiden aber ist es nicht zum Stillstande gekommen. Die Church Missionary Society sandte andre Arbeiter. Dazu war auch die alte Mission der Christian Knowledge Society, welche noch immer ein paar Katechisten in Mudalûr und Nazareth besoldet hatte, 1829 an die Society for the Propagation of the Gospel übergegangen, die hier (wie wir nachdrücklich zu ihrem Ruhme anerkennen wollen) seither im besten Einvernehmen mit der Schwestergesellschaft gearbeitet hat und deren Missionare sich hier nicht durch übertriebene Hochkirchlichkeit hervorthun. Das Arbeitsfeld ist nach bestimmter Ordnung getheilt — Grenzüberschreitungen kommen nicht vor.

Beide Gesellschaften haben natürlicherweise fort und fort ihre Arbeitskräfte vermehren müssen. Ohne die Hilfe eines aus den Eingebornen herangebildeten Pastorenstandes würde es nicht möglich sein den Gemeinden die allernöthigste Pflege angedeihen zu lassen. War doch schon 1850 die Zahl der Christen auf 34900 gestiegen, 1861 auf 45300 und 1871 auf 52300.<sup>1)</sup> Diese vertheilten sich auf 1116 Ortschaften, welche sich um 17 Hauptstationen gruppiren, deren 10 der Church Mission und 7 der Propagation Society angehören. Durch feste kirchliche Organisation sind die Dorfgemeinden mit dem Centrum des betreffenden Distrikts verbunden. Manche von jenen haben einen ordinirten Prediger in ihrer Mitte, während in andern solche angestellt sind, die nicht die Ordination empfangen haben. Die Zahl der letzteren betrug bereits 1871 300, während 46 eingeborne Pastoren in Thätigkeit waren; doch arbeiten sie noch immer neben 12—15 europäischen Missionaren.

Ich will jedoch den Leser nicht durch weitere statistische Aufzählungen ermüden, sondern ihm einige anschauliche Züge der evangelischen Kirche in Tinneveli vorzuführen suchen. Zuvor aber müssen wir noch in Kurzem unser Augenmerk auf eine ganz eigenthümliche Erscheinung richten, die einerseits betäubend andererseits hoffnungserweckend ist, nämlich ein Schisma, durch welches ein paar Tausend Christen aus den zu den Stationen Nazareth und Mëgnânapuram gehörigen Distrikten sich von der Mission lossagten und zu einer selbstständigen Kirchengemeinschaften organisirten (1859?). Die Veranlassung dazu waren Streitigkeiten über die Kaste. Wahrscheinlich weigerten sich die Schânâr gegen die Eingliederung der

<sup>1)</sup> Im Jahre 1876 waren es 55700.

tiefer als sie stehenden Pallar in ihre Gemeinschaft. Diese Schismatiker geriethen dann bald in verschiedene Verirrungen; bei ihrem Streben alles Europäische von sich abzustreifen (sie nennen sich auch Nattâr: die Nationalen) wurden sie sogar Sabbatharier, weil sie meinten die Verlegung des Feiertages auf den Sonntag sei erst bei den Europäern geschehen. Auch brauchten sie ungegohrenen Traubensaft (Palmenast?) anstatt des Weines beim hl. Abendmahl. So traurig nun auch eine solche Kirchenspaltung ist, liefert sie doch den Beweis, daß eine christliche Kirche in Indien existiren kann, auch wenn sie nicht von außen gehalten wird. Ausgebreitet hat sich übrigens die Spaltung nicht; vielmehr war später davon die Rede, daß manche Abtrünnigen zur Kirche wieder zurück gekehrt waren. Leider finde ich aus neuerer Zeit über diese Sache keine Nachrichten.

Suchen wir nun ein Bild von den Christendörfern Tinnebellis zu gewinnen, so dürfen wir doch nicht so unbedingt dem Bischof Cotton folgen welcher sagt: „Vieles erinnert auf den ersten Blick an eine blühende, wohlorganisirte englische Pfarrgemeinde“. Die weiter angeführten Züge treffen ja, abgesehen von Vielem daran, was dem europäischen Auge fremdartig vorkommen muß, auf die meisten der Hauptstationen zu. Wollten wir aber darnach uns das Bild des christlichen Schanârdorfes überhaupt entwerfen, so würden wir fehlgreifen. Hören wir also lieber, wie uns einer der Missionare in nüchternster Weise solch ein Dorf beschreibt.<sup>1)</sup>

— — — Nach dem Dorfe können wir uns lange vergeblich umsehen, bis wir auf etliche hundert Schritte herangekommen sind. Es gleicht so ganz der öden Umgebung. Da liegt eine Anzahl niedriger Lehmhütten mit Palmrhablättern gedeckt und gleichsam zusammen gekauert als ob sie einander warm halten wollten. Jedes Haus hat einen viereckigen Fleck um sich, der von dem danebenliegenden durch einen Lehmwall abgetheilt ist. Blickt man von einer Höhe auf das Dorf herab, so scheint es wie eine Kartoffelpflanzung angelegt, nur nicht ganz so regelmäßig. Das erste, was dem Europäer auffällt, sind die übeln Gerüche, die sich in der Umgebung jedes Native-Dorfes finden. Vielleicht geht eine Rindviehherde vor uns, wenn wir die staubige Straße betreten und wir bemerken, daß hie und da eine Kuh rechts und links in eine Hausthür eintritt; sie gilt als gleichberechtigtes Familienglied. Noch unangenehmer sind die Schwärme von struppigen, halbverhungerten Paria-Hunden, die plötzlich da sind, sobald ein Europäer seinen Fuß in's Dorf setzt. Sie halten mit ihm Schritt, indem sie sich an den verwitterten Lehmwänden hin tummeln, und blaffend nach ihm schnappen. Und wo ist die Kirche? In der Entfernung erscheint sie wie ein versteinerter Heuhaufen. Wir brauchen uns ihrer jedoch nicht zu schämen, denn sie ist so gut, wie sie eben die Dorfleute nach ihren Verhältnissen nur errichten konnten. Vielleicht hat es auch weniger zu sagen, da sie dem dienen, „dem aufrichtige Herzen lieber sind als alle Tempel“.

<sup>1)</sup> Rev. N. Honiss, Church Miss. Intelligencer 1870, p. 30, mit Zusätzen nach Mission Field und sonst überarbeitet.

Treten wir in ein gewöhnliches Haus ein. Sogleich fällt uns die Freiheit auf, die man den Hausthieren gewährt, und die uns nöthigt etwas vorsichtig unsern Weg zu wählen.<sup>1)</sup> In der dunkeln fensterlosen Hütte werden uns bald die Kehlbalcken des niedrigen Daches bemerkllich. Da die Wände nur ein paar Fuß hoch sind, so kommt ein Mann, der das Maß hat, bald an die Sparren. Hier sieht es nicht erfreulich aus; denn die letzteren sind schwarz von Rauch, der durch dieselbe Oeffnung, durch welche wir eintraten (und mit uns Licht und Luft) entweichen muß. Wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, mögen wir die Einrichtung beobachten. In einer Ecke steht das große irdene Gefäß, in der für harte Zeiten Getreide aufbewahrt wird. Ein anderer Winkel entspricht der Küche, wo die gute Frau das einfache Mahl bereitet. Oben liegt ein sonderbares kleines Instrument mit eiserner Spitze — das ist der Pflug. Dabei hat das Spinnrad seinen Platz, das von einem der weiblichen Familienglieder gebraucht wird, sei's die Schwiegertochter oder die Großmutter oder wer sonst. Sie schließt sich an die Gruppe an, die Tag für Tag unter dem Margosabaum sich sammelt, wo bei lustigem Geschwätz die Räder sich munter drehen. Auch bemerken wir bestaubtes Fischergeräth, das nur gebraucht wird, wenn der Monsun den nahen Bach schwellt. Das Einzige, was uns als eine Art Möbel vorkommt, ist eine alte wacklige Bettstelle. Du wirst eingeladen darauf Platz zu nehmen; bist Du aber etwas eigen, so th'u's lieber nicht. Der Wirth bemerkt Dein Zögern und klopft an das Gestell, um die Bevölkerung des Schmutzes davon zu entfernen. Er selbst fühlt sich immer sehr wohl auf demselben und nur ihm, dem Hausherrn gebührt diese Ruhestätte, während es sich die andern Familienglieder auf dem harten Fußboden gefallen lassen. Die Leichtigkeit mit der ein Eingeborner schlafen kann ist wunderbar. Mögen die Moskito's immer Nardans Körper vom Scheitel bis zur Sohle zerstechen, und andre aus der Entomologie bekannte Geschöpfe sich an ihm gütlich thun — er schläft den Schlaf des Gerechten. — Das Aeußere des Hauses entspricht dem Innern. In einem Winkel des Hofes sehen wir vielleicht einige nackte, fröhliche Kinder, die sich im Kehrichthaufen balgen. Gegenüber an der Wand erhebt sich in pyramidenform der Misthaufen. Nardan hat gerne all sein Eigenthum um sich.

Sonntags — können wir sagen — erscheinen unsre Leute leidlich rein, wenn sie zur Kirche kommen. Diejenigen, welche in den weiter unten zu erwähnenden Anstalten ihre Erziehung erhalten haben, zeichnen sich überhaupt durch Kleidung und Benehmen vor den andern aus — aber ihrer sind noch zu wenig als daß sie dem Volksleben im Ganzen eine andre Gestalt geben könnten. Die eingebornen Weiber sind von Jugend auf mit dem Schmutz vermählt gewesen und finden sich nicht veranlaßt zur Scheidung von dem, mit welchem sie nie Streit gehabt. Das Fräulein aus der Kostschule ist anders gewöhnt. In ihrem farbigen Tüchchen,<sup>2)</sup> über das leicht das Schultertuch geworfen ist, die schwarzen Haare glatt und sauber geordnet, nimmt sie sich recht nett aus. Ebenso der Katechist, Lehrer u. in seinem weißen „Gehrod“ (wie man bei uns seiner Zeit die langen Ueberzieher nannte, die damals Mode waren), um den der Landpastor als Abzeichen seiner Amtswürde einen schwarzen Gürtel trägt. Im Ganzen aber ist die alte

<sup>1)</sup> Hälte man übrigens unserm Besuch entgegengesehen, so würde die Schanatti doch wohl ihren aus Palmyrblattstielen gefertigten Besen gebraucht und das Haus durch Besmieren des Fußbodens mit Kuhmist sauber gemacht haben.

<sup>2)</sup> Bunte Farben sind beliebt, jedoch nicht in der Geschmacklosigkeit wie sie sich bei den Negern findet.



Tracht unverändert: Das bis auf die Flüsse herabreichende Lententuch, an dem sich der schlichte Schânân genügen läßt, während nur wohlhabende das Schultertuch tragen. Bei den Frauen ist das bekannte lange Gewand geblieben, das den ganzen Körper einhüllt und wenn sie zur Kirche gehen, wie eine Art Hut über den Kopf gezogen wird.

Bleibt hinsichtlich der Reinlichkeit im Ganzen und Großen bei den Tinnevellichristen noch viel zu wünschen übrig, so ist es doch wichtiger was wir hinsichtlich der Wahrhaftigkeit und Gradheit des Charakters anerkennen können. Es giebt sicher viele, denen man auf's Wort glauben kann, aber wir dürfen nicht sagen daß es die Mehrzahl ist. Ein schlaues betrügerisches Wesen ist ja ein Hauptzug im Charakter des Hindû. Auch bei den Schânâr ist derselbe noch keineswegs verschwunden,<sup>1)</sup> und doch ist der Unterschied zwischen den Christen und Heiden ganz bedeutend. Blicken wir auf den Dämonendienst jener mit den Teufelstänzen und ihren schauerlichen Verzückungen zurück und halten dagegen die christlichen Gemeinden mit ihren stets gut besuchten Gottesdiensten, so zeigt sich schon darin eine Umwandlung, die nicht leicht überschätzt werden kann. Wir können es dem Bischof Cotton nach fühlen, wie er sich von solch' einer Sonntagsversammlung angesprochen fand. Seiner Schilderung entnehmen wir folgende Züge. Da sitzen auf dem Boden 1400 dunkle Eingeborne — alle mit tiefer Aufmerksamkeit dem Gottesdienste folgend, während der Gebete andächtig knieend. Die Predigt geht oft in die katechetische Form über. Könn't ihr mir den angefangenen Bibelspruch vollenden? und dergleichen Fragen werden eingestreut, und im vollen Chor erfolgt die Antwort von dem Theile der Gemeinde, an den sich der Prediger gewendet. (Hierdurch wird jedenfalls eine größere Bethheiligung der Zuhörer am Gottesdienste erzielt, als dies bei uns, wo nur zu viele derselben in Gedankenlosigkeit dahin träumen, vorausgesetzt werden kann.) Der intelligentere Theil der Versammlung schreibt aus der Predigt Notizen auf und zu Zeiten (bemerkt Dr. Gumbert) kann das Krigeln der Eisengriffel auf den Palmyrablättern für den Ungewöhnten störend werden. Sanft, melodisch, voll Andacht erklingt dazwischen der auf den Hauptstationen wirklich vortreffliche mit Harmonium gut begleitete Gesang. Alles zusammen giebt dem Beobachter, auch wenn er kein Tâmil versteht, den Eindruck von Frische, Ernst und Wahrheit des religiösen Lebens.

Sie haben ihre Religion aber keineswegs blos in der Kirche, obgleich sie dieselbe täglich 2 mal zu einer kurzen Andacht öffnet, die des Morgens mehr von Frauen besucht wird, während die Männer schon die Palmen erklimmen. Nach vollbrachtem Tagewerk aber kommen diese zur Andacht, während die Frauen das einfache Mahl bereiten. Doch ihr ganzes Leben ist von einer treuen Anhänglichkeit an den Herrn Jesus durchdrungen, mag auch in großer Schwachheit ihnen viel fehlen daran, daß die heiligen Forderungen, die der Herr an seine Nachfolger stellt, bei ihnen zur Triebkraft ihres Handelns geworden wären. Ziehen wir eine Parallele mit der Christenheit des Mittelalters. Wie mancherlei ist nicht von „guten Christen“ damals gethan, was uns heute

<sup>1)</sup> Wer diese Fehler der jungen Christengemeinden kritisiert, möge doch nicht unterlassen all den Lug und Trug mit in Rücksicht zu ziehen, wie er sich bei uns in erschreckender Weise z. B. in der Verfälschung der Lebensmittel und aller Verbrauchsgegenstände, in dem betrügerischen Geheimmittelfram, in den schwindelhaften und lügenhaften Reclamen zc. findet. Unfre Volksmoral ist keineswegs so vollwichtig, wie man von einem alten christlichen Volk erwarten möchte. Aus diesem Gesichtspunkte wird man über ein junges Christenvolk milder urtheilen lernen.

mit sittlichem Unwillen erfüllt. Und doch waren jene unsre Vorfahren schon seit Jahrhunderten ein christliches Volk gewesen. Wie dürfen wir uns wundern, wenn bei den Schänärgemeinden, die kaum ein halbes Jahrhundert alt sind, sich noch viel alter Sauerteig findet, bei dem sie doch bona fide sich als gute Christen vorkommen. Die durchsäuernde Kraft des Evangeliums wird sich aber auch hier bewähren und wahrscheinlich viel schneller als dies in der alten Christenheit geschehen. Ein Hauptmoment nach dieser Seite hin ist die Kirchenzucht und zwar nicht von einem über der Gemeinde stehenden Klerus ausgeübt, sondern mitten aus der Gemeinde selbst. Damit kommen wir auf einen der interessantesten Züge der Gestalt, die das Christenthum unter den Schänär gewonnen hat. Es ist die christliche Gemeindeverfassung. Der Trieb zu sozialer Organisation ist bei den Schänär wie überhaupt bei den Völkern Indiens als eine ethnographische Naturanlage vorhanden. Anderwärts stellt er dem Evangelio die stärksten Dämme entgegen, hier aber wird er selbst gleichsam das Bett, in dem der Strom des Christenthumes seinen vollen Lauf findet. Wie schon erwähnt, nur in größeren Zahlen finden sich die Schänär zum Uebertritt bereit. Hat eine ganze Dorfschaft den Schritt gethan, so bildet sie sogleich ein christliches Gemeinwesen, in dem Kirche und Staat auf's engste verschmolzen sind. Der Katechist wird der Rathgeber des Ortsvorstehers, und der auf der Hauptstation wohnende Missionar ist der Inspektor aller ringsumher zerstreuten Gemeinden. Die Ortsvorsteher befassen sich nicht nur mit Schlichtung bürgerlicher und geselliger Streitigkeiten im Dorfe sondern dringen auch auf christliche Ordnung und Kirchenzucht, auf regelmäßigen Schulbesuch der Kinder, auf fleißige Benutzung des Gottesdienstes und helfen die Beiträge für religiöse und wohlthätige Zwecke einsammeln. Sie werden von der Gemeinde gewählt, aber von dem Missionar bestätigt; das Amt ist übrigens meistentheils erblich, obgleich darauf gehalten wird, daß kein unwürdiges Glied der betreffenden Familie damit betraut wird. Unter dem Margosabaum im Dorfe, wo wir vorher die fleißigen Spinnerinnen sahen, wird, so oft eine Sache vorliegt, die Gemeinde zusammengerufen und die Entscheidung getroffen. Als höhere Instanz bleibt der Missionar, an den appellirt wird. Um den letzteren nicht mit äußeren Sachen zu belästigen war auf einer der Hauptstationen ein Panchayat (Quinquévirat), eine Art Appellationshof eingerichtet.

Diese Verknüpfung des Bürgerlichen und Kirchlichen hat eine und die andre eigenthümliche Einrichtung hervorgerufen: z. B. die Eröffnung der jährlichen Arbeitszeit an der Palmyra durch einen feierlichen Gottesdienst, bei dem die Geräthschaften vor der Kirche niedergelegt, und nach dem Schlusse von dem Missionar jedem Arbeiter mit einer Ermahnung aus Gottes Wort eingehändigt werden. Dann ist die Ernte eröffnet und sofort besteigen die Männer die nächsten Palmen.

In vielen Fällen tritt freilich nur ein Theil der Dorfbewohner über, und die alten Ortsvorsteher vertreten die heidnische Gegenpartei. Die kleine Christenschaar organisiert sich aber sofort und wählt einen Vorsteher, dem alsbald ein von dem Missionar angestellter Lehrer oder Katechist an die Seite tritt. Dann beginnt erst der Unterricht und die Vorbereitung auf die Taufe, welche hernach aber nur denen, die nach eingehender Prüfung dazu tüchtig erscheinen, ertheilt wird. Zu einer Hauptstation gehören wohl 20—40 solche Christengemeinden, und der Missionar hat reichliche Arbeit in diesem weiten Berufskreise.

Verschiedene Züge, die für die Zustände der Tinnebelli-Christen

Charakteristisch sind können wir, da unser Raum zu Ende geht, nur kurz berühren. Dahin gehört die Opferwilligkeit, die im Verhältnis zu den durchschnittlich sehr geringen Einnahmen meistens recht bedeutend ist. Ferner die zunehmende Selbstständigkeit. Die Missionsgesellschaft kann ihren bisher für die Gemeinden gemachten Aufwand am Gehalt der Lehrer und Prediger immer mehr zurückziehen, und die Zeit kommt näher und näher, daß die heranwachsende Pflanze frei der weiteren Entwicklung überlassen werden kann. Manche Christendörfer stehen schon unter der Leitung ihrer Pastoren, ohne daß ein Missionar in die regelmäßige Thätigkeit des geistlichen Amtes einzugreifen braucht. Dann aber hat die kirchliche Verfassung gute Fortschritte gemacht in der Bildung von Synoden (Sangam) für jeden Distrikt und einer Provinzialsynode für die verschiedenen Distrikte der C. M. S. und auch die der S. P. G. haben eine solche. Diese Körperschaften in denen die Laien vertreten sind, üben bereits einen weitgehenden Einfluß. Daß die Tinnevelli-Kirche anglikanisches Gepräge trägt, versteht sich von selbst. Da diese Kirchenform im bischöflichen Amte gipfelt, so kann man es nur für einen Fortschritt ansehen, daß über das Gebiet jeder der beiden dort arbeitenden Gesellschaften in jüngster Zeit ein Bischof eingesetzt ist, indem ein paar der ältesten Missionare (Dr. Sargent, C. M. S. und Dr. Caldwell, S. P. G.) consecrirt wurden.

Die Heranbildung der Lehrer, Katechisten und Pastoren für ein so ausgedehntes Gebiet ist keine leichte Sache, und es ließe sich manches von Schwierigkeiten und trüben Erfahrungen in dieser Beziehung sagen. Gerade aber auch hierin sind die Fortschritte nicht zu verkennen. Die Ausbildung der jungen Leute in den Seminaren ist eine sorgfältige. Manche Feinde der Mission übrigens würden sich sehr wundern, wenn sie anstatt einer muckerhaften Abrihtung auf dem Seminar in Palamkotta jenen freien, frischen Ton fänden, der sich in der hervorragenden Stellung bekundet, welche dem Turnen und athletischen Spielen an dieser Anstalt eingeräumt wird; während auch ein Musiker von nicht geringen Ansprüchen durch die Leistungen der Zöglinge zu Samyerpuram überrascht sein dürfte. — Jedenfalls läßt sich mit gutem Grunde behaupten, daß im Ganzen schon ein gediegener geistlicher Stand in Tinnevelli vorhanden ist.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Erfolgreicher noch würde es freilich sein, wenn, wie dies bei den Kolhs sich so wirksam bewies, die Gemeindeältesten selbst unbeschadet mangelhafterer Bildung als Träger des Christenthums in ihren Kreisen hervorträten. In Tinnevelli scheinen sie mehr nur die äußere Seite der kirchlichen Ordnung zu zertreten.



Viel wäre noch zu sagen, wollten wir nach allen Seiten hin die Zustände der Kirche in Tinnevelli eingehend beleuchten. Wir mußten uns hier jedoch auf die hauptsächlichsten Züge beschränken und hatten besonders die weit überwiegenden Schänargemeinden im Auge. Eine generalisirende Anwendung dieser Darstellung auf alle einzelne Theile würde vielfach nicht zutreffen; denn wenn auch sehr in der Minderzahl, so giebt es doch in Tinnevelli auch Befehrte aus andern Kasten, namentlich Pareiyar und Pallar. Die letzteren, von alters her sehr tief stehend und verkommen, machen auch nach ihrem Uebertritte meistens der Mission nach schwere Arbeit. Namentlich zeigt sich unter ihnen die Zersplitterung in Kasten (nach den verschiedenen von ihnen gebauten Getreidearten) die der Zusammenschmelzung zu einer christlichen Gemeinde viel Schwierigkeiten entgegenstellt.

Wir haben hier jedoch nicht blos auf die bereits dem Christenthum gewonnenen Schaaren, sondern auch auf die Heiden in Tinnevelli hinzublicken. Es sind deren doch noch so viele, daß trotz aller bereits gehaltenen Erfolge der Mission noch auf lange Zeit bedeutende Aufgaben bleiben. Für die höheren Kasten und die Bevölkerung der großen Städte, die hier weniger zahlreich sind, geschieht ja manches durch Unterricht, durch die Presse und sonst, wie auf andern indischen Missionsgebieten, und auch diese Arbeit trägt ja immer dann und wann einzelne Früchte. Wichtiger aber ist was für die Landbevölkerung, namentlich für die heidnischen Schänar, gethan wird, die ja zu den Christlichen noch immer etwa in dem Verhältniß stehen, wie 15: 1. Eine längere Zeit hindurch war für den nördlichen Theil des Landes eine systematische Reisepredigt organisiert worden, in der ein paar Missionare den größeren Theil des Jahres in Zelten lebend thätig waren. Doch hat sich diese Methode wohl nicht den aufgewendeten Kräften angemessen bewährt. Schon seit 1865 wurde sie nach etwa zehnjährigem Bestehen aufgegeben, nachdem in dem betreffenden Distrikte eine Anzahl von Gemeinden gesammelt und eine Hauptstation angelegt worden war. Die halientische Thätigkeit scheint jetzt mehr durch eingeborne Katechisten geübt zu werden. In dem letzten Jahre wurden je 3—400 Erwachsene in den Distrikten der C. M. S. und 2—300 in denen der S. P. G.<sup>1)</sup> getauft; die Zahl der getauften Kinder beläuft sich zusammen etwa auf 14—1600. Für die weitere Ausbreitung des Evangeliums in Tinnevelli dürfte aber immer Bischof Cottons Bemerkung in der Erinnerung zu hal-

<sup>1)</sup> Während der Korrektur erhalte ich die Notiz, daß Bischof Caldwell über eine außergewöhnliche Bewegung unter den Eingebornen berichtet. Nicht weniger als 16000 Personen haben sich aufs Neue dem Christenthum angeschlossen.



ten sein, der einen Hauptgrund für die Erfolge der dortigen Mission darin sah, daß sich hier die Missionare nicht in den Städten, sondern im Herzen des Landes, mitten unter der Landbevölkerung niedergelassen haben. Mag es sehr erfreulich sein, daß die meisten der gesammelten Gemeinden von eingebornen Predigern und Pastoren bedient werden, so ist es doch nicht recht, daß die Zahl der europäischen Arbeiter vermindert wird, so lange noch so große Massen von Heiden als Missionsaufgabe vorhanden sind. Wir zweifeln keineswegs an der Lebensfähigkeit der jungen Kirche in Tinneveli. Selbst wenn sämtliche Missionare und die letzte Spur von britischem Einflusse weggenommen würden, könnte man ohne Bangen ihrem Schicksale entgegen sehen (wenn freilich ihre Entwicklung für diesen Fall minder leicht von statten gehen dürfte). Aber daß die jetzt christlichen Schänâr ohne auswärtige Beihülfe die große Masse ihrer heidnischen Landsleute zum Eintritt in die Kirche bewegen würden, darf man nicht erwarten. Schon jetzt zeigt sich vielfach der Zustand, daß christliche und heidnisch Schänâr den modus vivendi gefunden haben, daß jene von diesen als eine besondere Kaste ohne Anfeindung tolerirt werden, während die Christen zwar mit einigen Bedauern auf die andern blicken, doch in der Resignation, daß sie nun einmal sich dem Evangelio nicht zuwenden wollen. Soll die christliche Kirche in Tinneveli ihre Grenzpfähle weiter stecken, so bedarf es jetzt nicht minder als vor Jahrzehnten treuer Arbeit europäischer Missionare unter den Heiden, und zwar solcher, die, wie der Bischof schrieb „im Herzen des Landes, mitten unter den Landleuten“ leben und wirken. In vielen großen Städten Indiens giebt es Missionare, die mit Kummer ein Jahr wie das andre berichten müssen, daß sie keine Seele zum Volke des Herrn geführt haben, oder höchstens einmal von ein paar einzelnen Bekehrten erzählen können, meist solchen, die nicht als einheimische Pflanzen in dem Volksleben des betreffenden Distrikts wurzelten. Mit derselben treuen Arbeit, derselben hingebenden und selbstverleugnenden Liebe, die die dort vergebens aufgewendet zu werden scheint, würde jeder von ihnen unter den Schänâr jährlich gewiß seine hundert und vielleicht hunderte von Seelen gewinnen können. Möchten die Gesellschaften es verstehen, daß ihre Arbeiter einen angemessenen Platz haben zwischen den armseligen Hütten der Palmbauern, als bei den glänzenden Tempeln der stolzen Brahmanen.

---

## Dreißig Jahre unter den Heiden.

### A.

#### Sechs Jahre unter den rothen Indianern.

Von Missionar Baierlein.

### I.

Im Frühling des Jahres 1847 stand ich an den Wasserfällen des Niagara. Viel hatte ich darüber gelesen und kam mit nicht geringen Erwartungen. Das donnerähnliche Getöse, das mir schon aus weiter Ferne entgegenkam, spannte sie noch höher. Und dennoch wurden alle meine Erwartungen weit übertroffen. Der Eindruck war überwältigend, und ich hätte die Felsen umarmen mögen; denn ich war allein. Nicht daß es an Menschen gefehlt hätte; derer waren Viele dort von nah und ferne, Amerikaner, Engländer und Franzosen. Aber in der neuen Welt kommt einem Anfangs alles sehr neu und fremd vor, selbst das Thun und Treiben der Menschenkinder. Dazu traten bald noch andre Gestalten vor mir auf: Männer von hohem Wuchs, starkem Bau, mit Adler-Nasen und Augen und kupferrother Farbe. Frauen mit gewaltigen Haarzöpfen tief hinunter hängend, die Brust mit großen Sternen von Silberblech behangen u. gingen mit feltner Gravität hin und her und sprachen unter einander in nie gehörten Tönen. — Das waren die ersten Indianer die ich sah.

Mein Weg führte mich aber noch einige hundert Meilen weiter nach dem Westen, um in der Mitte des Staates Michigan, im tiefen, fernen Urwalde, in einem Blockhause — ab und zu auch in Rindenhütten — 6 Jahre zu verleben. Wilde Indianer waren meine einzige Umgebung, das nächste Blockhaus, mit dem nächsten weißen Gesichte, dreißig Meilen weit entfernt, und das ein einzelner amerikanischer Farmer. Denn so weit als nur immer möglich von den Weißen entfernt suchten sich die rothen Männer des Waldes ihre Lagerstätten; und doch werden sie immer wieder von den Weißen aufgesucht, bedrängt, und ferner und tiefer in die Wälder zurückgetrieben, dem sichern Untergang entgegen.

Das Räthsel über den Ursprung dieser rothen Wilden soll hier nicht zu lösen versucht werden. Es sind deren drei verschiedene Gruppen, wie unter anderm schon der Bau der Sprachen anzeigt. Man hat gesagt, diese Sprachen scheinen von Philosophen gemacht worden zu sein — wenn

Sprachen sich machen ließen. Von den Perunesischen wie den Mexikanischen Indianerstämmen sehen wir hier ganz ab. Hier soll allein von den Indianern die Rede sein, die sich in dem großen Raum zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Felsengebirge befinden. Sie sprechen viele ganz verschiedene Sprachen, was den Wortlaut betrifft, die aber doch ganz denselben Bau haben, wie die Menschen selbst auch in der Erscheinung und in der Schädelbildung eins sind. Diese Sprachen aber weisen entschieden auf eine Verwandtschaft mit den Turanischen Sprachen in Centralasien hin, und mögen wohl diese Indianer über die Behringsstraße, die ja nicht über 5 Meilen breit ist, ihren Weg in die neue Welt gefunden haben. Denn noch heute wird ja diese Straße von den zu beiden Seiten wohnenden Esquimoxen in ihren Canot's durchfahren.

Einige Eigenthümlichkeiten der Sprachen mögen interessiren. — Das Pronomen hat in der ersten Person der Mehrheit zwei Formen: eine die den oder die Angeredeten einschließt, die andre die sie ausschließt. Wenn z. B. der Missionar zum Volke spricht: Wir sind alle Sünder, so muß er die inclusive Form brauchen, denn sonst hieß es: wir Missionare, oder wir Europäer, sind Sünder, ihr aber nicht. Braucht er aber dieselben Worte im Gebete zu Gott, so muß er die exclusive Form brauchen, sonst würde er Gott zum Mitsünder machen. Diese Eigenthümlichkeit findet sich auch bei andern turanischen Sprachen, wie z. B. bei den Dravidischen, der Mongolischen etc.

Eine andre Eigenthümlichkeit ist, daß die Zeitwörter verschiedene Formen haben, je nachdem die Thätigkeit an sich ausgedrückt werden soll, oder auch zugleich der Gegenstand worauf sie sich bezieht. Diese subjective und objective Form des Zeitwortes findet sich auch im Ungarischen. Die Indianersprachen gehen aber weiter und bezeichnen auch zugleich, ob das Object belebt oder leblos ist; also daß ein jedes Zeitwort drei Formen hat für die eine des unfrigen. Z. B. In der Chippewaysprache auch Ojibwa genannt heißt Niwabin: ich sehe (schlechtthin, bin nicht blind). Ist das Sehen aber auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, so fragt es sich ob dieser animirt ist, oder nicht. Im ersten Falle heißt es: Niwabama, im letzten: Niwabandon. Ebenso heißt Nisagiwe: ich liebe, (schlechtweg, ohne Gegenstand). Nisagia heißt: ich liebe, wenn diese Liebe auf einen Menschen Bezug hat; Nisagiton, wenn sie sich auf eine Sache bezieht.

Es ist bekannt, daß diese Sprachen die Einschachtelung lieben, wodurch sehr lange Formen, ganze Sätze in einem Worte, entstehen. Es werden

nämlich sowohl die Fürwörter als auch Umstandswörter durch eine Wandelung der Form des Zeitwortes ausgedrückt. Z. B. Ich liebe euch, heißt: Kisagiinim; ich liebe sie, heißt: Nisagiawug. — Nindonjisagia heißt aber: ich liebe ihn um deswillen; Nindishisagia: ich liebe ihn so; Nindonjiishisagia: ich liebe ihn um deswillen so 2c.

Alle Zeitwörter haben passive Formen und neben dem Indicativ und Coniunctiv auch noch einen Modus potentialis: Nindasagiwe, Nindasagia, Nindasagiton = ich möge lieben; und einen Modus desiderativus: Niwisagiwe, Niwisagia, Niwisagiton = ich will lieben. Und jede dieser Arten bildet, weil die Fürwörter zugleich im Zeitworte ausgedrückt werden, einen neuen Modus, nämlich den Modus reciprocus: Nisagiitiz = ich liebe mich selbst; Nindasagiitiz = möge ich mich selbst lieben, und Niwisagiito = ich will mich selbst lieben.

Sonst sind die Formen sehr regelmässig, z. B. Nisagia: ich liebe (ihn); Kisagia = du liebst (ihn); Osagian = er liebt (ihn); Nisagiana (excl.) und Kisagiana (inclus. Form) = wir lieben ihn; Kisagiawa = ihr liebt ihn; Osagiawan = sie lieben ihn. — Das Imperfectum wird durch ein eingeschobenes ngi gebildet: Ningisagia = ich liebte ihn; das Perfectum bringt ein nabon hinzu: Ningisagianabon = ich habe ihn geliebt, und das Plusquamperfectum erfordert die Voraussetzung von ashi: Ashiningisagianabon = ich hatte ihn geliebt. Das Futurum heißt: Ningasagia und das Futurum exactum: Ningasagianabon.

Auch Zusammenziehungen kommen vor, wie z. B. Piishan heißt: komm, Tangia: berühren (ihn); daraus wird Pitangia: komm und berühre ihn. Ninawind heißt: uns, unser, unsre; is hiwebuk = der Art, solcher Weise; himatiziwin = Leben; machi = böse. Aus diesen vier Worten entsteht: Nimachiishiwebiziwinimanin = unsre bösen Lebensweisen, d. h. unsre Sünden 2c. So drückt der schweigsame Indianer die einzelnen Worte in Wortsätze zusammen, damit er doch der Worte nicht viele zu sagen braucht, wenn sie auch schon unverhältnißmäßig lang sein mögen. Dabei ist er aber stets sehr genau und hat zur Bezeichnung eines Bären 5 verschiedene Namen, nach seinem Alter 2c. Für das Reisen hat er 10 Ausdrücke, für das verschiedene Fahren 15, für die verschiedenen Arten des Fischefangens aber 22 verschiedene Bezeichnungen.

Obgleich sämtliche Indianersprachen diesseits der Felsengebirge nur einem Stamme angehören, so sind doch die Worte total verschieden, wie folgende Proben zeigen. Die Delawaren sind nahe Nachbarn der Chippeways und doch heißt



Chippeway.	Delawar.
Gott: Kishemanito	Patamowas.
Mensch: Anishinabe	Wishilaweman.
Vater: Weosimint	Ochwall.
Kind: Abinoji	Amimens.
Leben: Bimatiziwin	Pomauchowoag an.
Tod: Nibowin	Anggelu etc.

Auch die Irokesen, von den Engländern „The six nations“ genannt, weil sie lange Zeit eine mächtige Conföderation bildeten und ihre Interessen gegenseitig vertheidigten, hatten ganz verschiedene Sprachen. Z. B. die Mohawks nannten Gott: Naio; die Oneidas: Loni; die Onondagas: Hawanin; die Senecas: Honianin; die Tuscaroras: Yawagunin; und die Bayandots: Tamendizni. Ebenso ist der Name für Mensch oder Mann bei den Mohawks, Oneidas, Onondagas und Senecas: Rongwi, Longwi, Hangwi, Hongwi, bei den Tuscaroras Ihukwi, und bei den Bayandots Engaon zc.

## II.

Die diese Sprachen redenden Indianer sind ein wohlgewachsener Menschenschlag und, wo sie noch nicht von dem Abschaum der Civilisation, den weißen Bummeln, die weder Gott noch Menschen fürchten und sich haufenweise an die Fersen des rothen Mannes hängen, verdorben und durch das Feuerwasser (Brantwein) demoralisirt sind, von edler Natur. Es sind Wilde, Jäger, Fischer und Krieger in eins, nur darf ihr Edel-sinn nicht nach deutscher Elle gemessen, vielweniger auf des Christenthums Wage gewogen werden. Gleichwol wiederhole ich: es ist ein nobler Menschenschlag. Er ist von großartiger Natur, wie seine Wälder; uncivilisirbar, wie der Hirsch, den er verfolgt — was das 19. saeculum Civilisation nennt —; doch für die Welt des Geistes erschlossen und dem Christenthume mit allen seinen verblendenden Einflüssen zugänglich. Nie hatte ich bessere Nachbarn als meine Wilden, nachdem ich sie und sie mich kannten. Bei meinen vielen Reisen und wochenlangem Abwesen durfte ich für Frau und Kindlein, schutzlos in ihrer Mitte zurückgelassen, unbesorgt sein: meine Wilden schützten sie. Das Frühjahr brachte meist großen Mangel, doch nie ward mir auch nur das Geringste entwandt, noch ward ich umbettelt. Die Männer bateten nie um etwas; Frauen und Kinder nur durch stummes Anschauen, wenn der Hunger wirklich nagte. Doch auch dann kamen sie selten mit leeren Händen. Die ersten Blumen des

Waldes, irgend ein Bastgeflecht und dergl. brachten sie zum Geschenk. Sie forderten nichts. Ihre Mienen nur sprachen und unsre Herzen antworteten. Vielmal schied ich im Leben von Eltern, Geschwistern und Freunden; doch kein Abschied ward mir schwerer, ward mir so schwer, als der von meinen Wilden. Ueber 24 Jahre sind vergangen seit ich von ihnen schied, aber noch heut fließen meine Thränen, wenn ich an ihre Thränen gedenke.

In ihren endlosen, ungebrochnen Wäldern wissen die Indianer immer hübsch und gesund gelegne Stellen am Ufer eines Sees oder Flusses zu finden, wo sie ihre Hütten aufschlagen. Möglichst weit weg von allen weißen Ansiedlern, in wegloser Wildniß — das ist eine Hauptbedingung. Nachdem sie die Bäume rings umher geprüft haben, ob nicht einer etwa morsch ist und bei dem nächsten Sturme ihnen auf die Hütte fallen könnte, gehen sie an den Bau. Leichte Stangen werden in den Boden gestoßen und mit Bast verbunden. Die Rinde von großen Bäumen wird in Stücken von 4—5 Fuß lang und breit abgeschält, auf die Erde gelegt und mit Holzblöcken beschwert, bis sie flach getrocknet sind. Diese Rinde wird dann mit Bast an die Stangen gebunden und so sind die Wände fertig. Das Dach wird mit eben dieser Rinde bedeckt, doch bleibt der Länge nach oben eine etwa Fußbreite Oeffnung. So ist die Hütte nach außen hin fertig, nun kommt das Möblement. Das besteht aus Brittschen zu beiden Seiten der Hütte, der ganzen Länge nach, etwa 1 Fuß hoch von der Erde und 5 Fuß breit. Diese Brittschen bestehen ebenfalls aus leichten Stangen mit Baumrinde belegt. Auf diesen Brittschen zu beiden Seiten liegt der Hausrath, aus Fellen, Decken, Mundvorrath und Schießbedarf bestehend. In der Mitte auf der Erde, der Länge nach, brennt das Feuer, und die Oeffnung oben darüber ist des Rauches wegen offen gelassen. Ueber dem Feuer hängt — an hölzernen Haken — ein oder zwei Kessel, in welchen das gewöhnliche Gericht: Hirschfleisch mit Mais, oder Bärenfleisch, gekocht wird. Abends, wenn die Männer heimgekehrt sind, liegen sie auf diesen Brittschen, mit den Füßen nach dem Feuer, auf einen Ellbogen gestützt. Sie rauchen ihre Friedenspfeifen oder stellen sonst ihre stillen Betrachtungen an. Das sind die sogenannten Rindenhütten, in welchen ich sehr glückliche Stunden und Tage verlebte.

Ein Indianerdorf besteht aus einer Anzahl solcher Rindenhütten, die ein Jeder hinbaut wo es ihm gefällt und nach welcher Richtung hin er mag. Der Platz ist gewöhnlich von den meisten Bäumen geklärt, deren Stämme aber zum Theil noch wild durcheinander auf dem Boden liegen,

bis sie verfaulen. Zwischen sie hinein pflanzen die Frauen ihren Mais, was ganz ohne Mühe geschieht, da keinerlei Aekern dazu erfordert wird. Ist das geschehen, so zerstreut sich die Horde gewöhnlich für die Sommerjagd. Im Herbst kommen sie alle wieder zur Ernte zusammen. Da giebt es denn fröhliche Gesichter. Die schönen großen, goldfarbnen Aehren, mit 5—600 Körnern das Stück — aus einem Korn erwachsen, — werden gesammelt, zu langen Böpfen zusammengeflochten und in die Hütte gehangen. Ein andrer Theil wird alsbald entkörnert und in Bastfäcken aufbewahrt. Da es um diese Zeit auch viele Bären giebt, die sich für ihren langen Winterschlaf weidlich gemästet haben, so giebt es Wochenlang fröhliche Feste und Schmausereien. Das ist für die Indianer die schönste Zeit im Jahre. Darauf zerstreuen sich die Familien wieder für die Winterjagd. Vieh wird nicht gehalten, wohl aber kleine Pferde und erschrecklich viel Hunde. Alles muß sich selbst beköstigen. Auch im kältesten Winter und im tiefsten Schnee müssen die Pferde für sich selber sorgen, und das verstehen sie ausgezeichnet. Auch meine Pferde sorgten für sich selbst, und ich sahe sie oft wochenlang nicht, bis ich sie brauchte und einsang. Unreinlichkeit um die Hütten herum wird nicht geduldet, auch von den Kindern nicht. Der Wald ist groß genug und jeder muß weit hinausgehen. Was 5 Mos. 23, 13 geschrieben steht wird hier geübt.

Das eheliche Leben der Indianer ist ein sehr friedliches. Die Frauen haben die meisten Arbeiten zu verrichten, der Mann versorgt sie mit Fleisch und Fisch und Fellen. Die Frauen widersprechen ihren Männern eigentlich nie. Kommt es doch einmal vor, so hat der Mann ein probates Mittel, welches ganz seiner großartigen Natur entspricht. Er schweigt; wird es ihm aber zuviel, so steht er ruhig auf, nimmt seine Büchse und geht auf acht Tage in den Wald. Wenn er wieder kommt, ist die Liebe wieder jung und frisch, wie am ersten Tage.

Die Frauen sind gewöhnlich häßlicher als die Männer, es sind aber gewaltige Naturen. Von ihnen gilt, was Siphra und Pua dem Könige von Aegypten in Bezug auf die hebräischen Weiber berichteten: daß sie „harte Weiber“ sind (2 Mos. 1, 19). Denn es ist unter ihnen gar nichts seltnes und unter meinen Augen vorgekommen, daß sie am Nachmittage noch die schwere Arbeit des Ledergerbens verrichten, am Abend ein muntres Kindlein herzen, und am andern Morgen am Flusse stehen, die nöthige Wäsche selbst zu besorgen. Schwächlichkeit und Krankheit kommt in der Regel gar nicht vor. Und wie der junge Gast meist unangemeldet in die Welt tritt, so findet er auch in der Regel nichts zu

seinem Empfang bereitet. Doch niemand kommt deswegen in Verlegenheit. Denn ein wenig trocknes Gras und weiches Moos sind bald gesammelt, und das reicht hin, Windeln und Betten zu ersetzen. In dieses eingepackt, wird das Kindlein auf ein eigens dazu gefertigtes Brett gebunden, sodas es weder Hand noch Fuß regen kann. Ueber des Kindes Brust ist das Brett mit einem Bügel versehen und dieser reich mit Berleischnüren zc. behangen, damit es sich, wenn etwas älter geworden, daran ergötzen kann. Dieser Bügel dient denn auch zum bequemen Anfassen und Tragen des Kindleins. Die Mutter legt die Hand an denselben, schwenkt sich das Kind auf den Rücken, wirft eine wollne Decke darüber, und trägt es so. In der Hütte wird es auf die Britsche gelegt; bei den Arbeiten an einen Baum gelehnt, oder noch lieber, vermittelt des Bügels an einen Ast gehängt. In dieser Lage bleibt das Kind mehrere Monate lang; natürlich wird Gras und Moos so oft als nöthig erneut. Gefäugt wird das Kind gewöhnlich bis in das dritte Jahr. Doch ist die Mutterbrust keineswegs bloß dem Kinde zugänglich. Auch jungen Hunden ist sie zugänglich und, was noch viel schmerzlicher ist, auch jungen Bären. Erlegt der Mann nämlich eine Bärin und bekommt die Jungen in seine Gewalt, so muß die Frau sie auf diese Weise mit aufbringen, trotz der außerordentlich scharfen Zähne, die sie haben, und ihrer sonstigen Unarten. Einmal brachte ein Indianer drei Bärjungen mit nach Hause, davon mußte seine Frau eins, seine Schwiegertochter das andre säugen; das dritte erhielt ich und fütterte es im Hause auf.

Drei, vier Jahre lang gehen die Kinder ganz nackend. An Erziehung ist natürlich nicht zu denken. Im Sommer bringen sie die meiste Zeit an den Flüssen zu; sie schwimmen darinnen und fahren in kleinen Canots darauf, mit völliger Sicherheit. Im Winter auch laufen sie stundenlang auf dem Eise umher mit bloßen Füßen. Kinderkrankheiten kommen merkwürdiger Weise gar nicht vor, und der Tod eines Kindes aus natürlichen Ursachen, d. h. ohne Unglücksfall, ist eine große Seltenheit. Selten ertrinkt eins, eher fällt eins noch ins Feuer und stirbt in Folge dessen. Sonst aber weiß man nichts von einer Sterblichkeit der Kinder bis zum dritten Theil aller Gebornen, wie in civilisirten Ländern geschieht. Kinderleichen sind eine große Seltenheit. Aber viele Kinder haben die Indianer auch nicht: 2—3 ist das Gewöhnliche; 4—5 ist schon eine große Kinderzahl.

Der Anfang des Jünglingsalters ist wichtig für das ganze Leben. Der Jüngling muß auf jede Weise einen ordentlichen Traum mit einer



Geistererscheinung hervorzubringen suchen. Zu dem Ende wird das Gesicht schwarz gefärbt und es wird hartnäckig gefastet 3—4 Tage lang. Endlich kommt der Manito-Geist und sagt dem Jünglinge allerlei, das er zu thun habe, und wofür er ihm seinen beständigen Schutz verspricht. Nun hört das Fasten auf und der Jüngling wird unter die jungen Männer gerechnet.

Die Kleidung der Männer besteht aus Hosenbeinen, die bis auf die halben Lenden hinaufreichen und dann mit einem Streifen am Gurt befestigt sind. Unter den Knien tragen sie mit Perlen benährte bunte Bänder, an den Füßen Mogisins, d. h. von weichem Hirschleder gemachte Schuhe, die mit bunten Stachelthierborsten verziert sind. Der Oberkörper ist mit einem bunten Hemde bedeckt, das eben das obere Ende der Hosen-träger bedeckt. Ein langer Zopf mit Federn und Bändern, bildet den Kopfschmuck. So ist der Mann wohl geschmückt. Eine wollne Decke oder ein Fell dient gegen die Kälte. Die Weiber haben ein Stück dunklen Tuches mit bunten Bändern verziert um die Hüften gebunden, das bis auf die Waden reicht. Ein buntes Hemde bedeckt den Oberkörper. Mogisins bekleiden die Füße, Haarzöpfe den Kopf. Dazu kommen so viele bunte Perlen und derlei bunten Glitters als sie haben können. Die wollene Decke fehlt auch den Frauen nicht. Sie tragen auch Hosenbeine, wie die Männer, nur noch mehr geschmückt und etwas kürzer.

Die Hochzeiten sind außerordentlich einfach. Die Eltern machen die Sache untereinander ab, der Bräutigam bringt eine Morgengabe, je nachdem er es hat: eine Anzahl Decken, Felle, Hunde, ein Pferd u. Ist der Ehekontrakt geschlossen, so tritt der Jüngling verschämt in die Hütte des Schwiegervaters ein, und bleibt bei der Thüre stehen. Darauf weist ihm der Vater seinen Sitz neben seiner Tochter an, die auf der entgegengesetzten Bänke wohl geschmückt seiner wartet. Die Tochter ist damit zufrieden, d. h. sie steht nicht auf und geht fort, sondern bleibt ruhig sitzen. So ist die Hochzeit vollendet. Irgend welche Ceremonien finden nicht statt. Die jungen Leute wohnen noch einige Wochen bei den Eltern, bauen sich dann eine eigne Rindenhütte und so gehts fort.

Kürzere Jagdausflüge macht der Mann allein; gedenkt er aber längere Zeit auszubleiben, so nimmt er seine Familie mit sich. Der ganze Hausrath besteht aus einem Zelt, einigen Decken, Matten, Kesseln u. Besitzt der Mann ein Pferd, wie die meisten, so wird das alles aufs Pferd geladen, oben auf setzt sich die Frau mit ihrem Kinde — so sie eins hat. Der Mann, eine Art im Gurt, seine lange Büchse auf der

Schulter, nimmt das Pferd an den Zügel, und so geschieht die Reise. Hat aber der Mann kein Pferd, wie das bei jungen Leuten oft vorkommt, so ist die Frau das Lastthier, der Mann schreitet mit Art und Büchse voran.

Ende Januar findet man die Indianer gewöhnlich in den Zuckerwäldern. Dort bauen sie sich kleine Rindenhütten und hacken die Bäume rings umher an, den Saft abzapfen. Es ist eine Art Ahorn, die dazu ausersehen wird. Der Saft wird in Gefäße gesaft, welche sich die Frau aus Birkenrinde selbst bereitet. Etwa 800 solcher Gefäße setzt sie unter fast ebensoviel Bäume. Der Saft wird dann zusammengetragen und in großen Kesseln gekocht. Vier Eimer voll Saft geben erst ein Pfund Zucker; doch macht die Frau gewöhnlich 150—200 und noch mehr Pfund in einer Zuckerzeit, d. h. in etwa 2½ Monaten. Dieser Zucker ist von gelbbrauner Farbe und wird von den Händlern gern aufgekauft. Er wird gewöhnlich in Kasten aus Birkenrinde gepackt, die 30—40 Pfund enthalten, und noch dazu mit allerlei Thieren wild verziert sind. Doch machen sie auch allerlei Thiergestalten aus Zucker, wie Bären, Schildkröten zc. Besucht man sie zur Zuckerzeit, so findet man sie alle sehr fröhlich, und selten kann man eine Hütte verlassen, ohne einige solcher Zuckerthiere zum Andenken mitnehmen zu müssen.

Mit dem Ende des April ist die Zuckerzeit vorüber, und die Indianer finden sich nach und nach wieder in ihrem Dorfe zusammen. Die Jagd ist jetzt nicht ergiebig, der Mais ist aufgezehrt, und so beginnt gewöhnlich eine rechte Fastenzeit. Ich habe Leute buchstäblich krumm liegen sehen vor Hunger. Tagelang halten sie das aus, ohne Klage, und ohne zu betteln. Doch ist auch um diese Zeit Hilfe nicht fern. Aus den Seen strömen die Fische, namentlich große 4—5 Fuß lange und 50—60 Pfund schwere Störe die Flüsse hinauf zur Laiche. Da giebt es denn ein reges Leben auf den Flüssen. Mit langen zweizackigen Speeren werden sie gespießt. Viele hunderte werden so gefangen, und das sehr wohlschmeckende Fleisch wird getrocknet, geräuchert, oder eingesalzen. Der schönste Kaviar bleibt unbenuzt liegen und kommt um.

Verliert ein Mann sein Weib durch den Tod, so erfordert es die Sitte, daß er sich eine Puppe macht und die immer mit sich führt, wohin ihn sonst sein Weib begleitet hätte. Diese Puppe kleidet er aufs beste, kauft ihr wollne Decken, seidne Bänder zc. zc. und das hängt und wickelt er alles um die Puppe herum, ein ganzes Jahr lang. Nach Verlauf des Jahres macht er dann ein Fest und überreicht dabei die so viel geschmückte

Puppe den Verwandten seiner verstorbenen Frau, als „Zahlung für den Leib.“ Sind diese damit zufrieden, so sprechen sie ihn von der Trauer frei, und er kann nun wieder heirathen.

Nicht ganz so leicht kommt die Frau davon, wenn sie das Unglück hat, ihren Mann zu verlieren. Sie darf sich nicht waschen, noch kämmen, noch salben — was sie sonst so gern thut — noch auch ein andres Stück Zeug anziehen, das ganze Jahr hindurch. Nur die Verwandten des Mannes haben das Recht dieses an ihr zu thun, was denn auch ab und zu geschieht, doch nicht zu oft, aus Achtung vor dem Todten. Ist das Jahr um, so muß die Frau auch ein Fest ausrichten und den Verwandten ihres verstorbenen Mannes Geschenke machen, als Decken, von Bast geflochtene Säcke, Kessel u. Die Verwandten halten dann eine Art Todtengericht und sagen etwa: Der Verstorbne war so und so; wir haben an ihm sehr viel verloren u. Sind sie dann mit den Geschenken nicht ganz zufrieden, und ist eine Aussicht vorhanden, daß noch mehr zu erlangen ist, die Wittve auch keine mächtigen Verwandten hat, so schließen sie ihre Rede wohl damit, daß sie der Wittve befehlen, noch ein Jahr lang zu trauern; worauf dann wieder Fest und Geschenke und endlich Freisprechung folgt. Darauf ist dann auch sie frei, wieder zu freien.

In Krankheiten, wo die gewöhnlichen Mittel nicht helfen wollen, wird ein Mushkikiwinini = Medicinmann, herbeigeholt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dieser verkleidet sich erst in die seltsamste Tracht, setzt sich etwa einen Büffelnkopf auf, behängt sich mit Schlangenhäuten und allem Möglichen, das Gruseln verursachen kann. So tritt er plötzlich vor den Kranken hin, springt um ihn herum, bläset ihn an, schüttelt seinen Mushkikimuh = Medicinbeutel ihm vor den Augen, während er die Klapper hinter dem Rücken in Bewegung setzt. Und dieses alles treibt er so lange, als seine Leibeskräfte ausreichen; denn es sind etwa Würmer dem Kranken in die Glieder gefrohen, oder es ist ihm ein Knochen in den Leib hineingezaubert worden, und dgl., was er mit so großer Anstrengung zu entfernen hat. Wirklich gelingt zuweilen seine Kur, und wenn der Kranke nicht vor Schrecken stirbt, wird er vielleicht vor Aufregung besser. Folgt aber weder Tod noch Genesung, so muß eben ein Kichimushkikiwinini von ferne herbeigeholt werden, was nicht ohne viele Kosten abgeht. Dieser „große Medicinmann“ beginnt seine Operation damit, daß er sich eine Art von Tonne erbaut, indem er Pfähle dicht an einander in die Erde stößt und mit Zweigen und Bast dicht verbindet. In diese Tonne wirft der Zauberer zuerst seine Klapper und

springt dann selbst hinein. Hier beginnt er seinen Zaubergesang, von der Klapper unterstützt, bis die Manitos, Geister, die er citirt hat, ankommen. Laut fragt er sie nun nach der Ursache der Krankheit, laut antworten sie ihm, daß sie es nicht wissen, oder so, bis endlich einer kommt, der es weiß. Ein Indianer, oder auch ein Manito, hat ihn bezaubert. Holt ihn! ruft der Zauberer, und rauschend fahren die Geister davon. Endlich kommen sie mit vielem Geschrei wieder und bringen den Manito, oder die Seele des Indianers — der inzwischen in tiefen Schlaf gefallen ist —. Der Zauberer befiehlt ihm nun, den Bann hinweg zu nehmen; will er nicht, so wird er hier in dieser Tonne fest gebannt, bis er nachgiebt. Merkwürdig ist, daß als der Häuptling Bemassikah in seiner Krankheit einen berühmten Zauberer herbei gerufen hatte, und dieser in seiner Tonne seinen Zaubergesang lange genug und so laut gesungen hatte, daß ich es in meinem Blockhause hören konnte, er endlich inne hielt und sagte: Die Geister wollen nicht kommen! Warum nicht? rief der kranke Häuptling. Sie sagen der Weiße dort ist zu nahe, rief der Zauberer. Somit war ich die unschuldige Ursache, daß die Geister nicht erscheinen konnten. Da nun aber der Häuptling doch gern gesund werden wollte, so bestellte er eine Zusammenkunft 25 Meilen weg von meinem Blockhause, und auf der andern Seite des Flusses, um ganz sicher vor mir zu sein. Ich wußte natürlich von dieser Verabredung nichts, kam aber auf meinen Reisen bei mondhellcr Nacht von ohngefähr in die Nähe dieser Versammlung. Ich hörte lauten Gesang, und sah viele Feuer drüben über dem Flusse, wo ich doch wußte, daß keine Indianer wohnten. Um nun zu sehen, wer die wohl sein möchten, band ich mein Pferd an einen Baum, ging zum Ufer des Flusses hinab, fand einen Kanot, stieg hinein und fuhr hinüber. Die vielen Hunde der Indianer schlugen aber an und meldeten meine Ankunft. Da ward es plötzlich ganz stille, und als ich ans Ufer trat, da lagen die Männer alle wie Mumien, mit ihren Decken bis über den Kopf zugedeckt, so daß ich keinen einzigen erkennen konnte. Nur der mir unbekannte Zauberer saß am Feuer und schaute mich stierend an. Ich sprach einige Worte zu ihm, merkte wohl, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe, hatte aber gar keine Ahnung davon, daß mein Häuptling hier war und sich gesund zaubern lassen wollte. So fuhr ich denn still über den Fluß zurück, bestieg mein Pferd und ritt weiter in die Nacht hinein, ohne zu ahnen, daß ich wiederum die Zauberkraft zerstört hatte, und zwar so völlig, daß der Zauberer nichts mehr unternehmen wollte. Erst einige Wochen darauf erzählte und erklärte mir des Häuptlings Sohn die ganze



Sache. Denn er war auf dem Wege Christ zu werden, ist es dann auch geworden, und lebt noch heut.

Soll's zum Sterben gehn, so fangen die Weiber ein eigenthümliches Geheul an, das nicht zu beschreiben ist. Es durchdringt aber Mark und Bein. Das ist die Trauer derer, die keine Hoffnung haben. Die Männer sitzen stumm und regungslos da; tiefer Ernst liegt auf ihrem Gesicht, aber keine Muskel regt sich. Bei dem letzten Athemzug, noch kurz vorher, bedecken die Weiber des Sterbenden Angesicht. Ist der Geist entflohen, so drückt einer der Männer „ashi“ zwischen den Zähnen hervor: es ist geschehen. Eine Minute darauf erheben sich alle Männer und greifen schweigend nach ihren Büchsen, die sie schon geladen mitgebracht haben. Sie treten vor die Hütte und schießen alle ihre Gewehre los; laden sie wieder und feuern noch einmal und wieder noch einmal, je nach der Bedeutung des Gestorbenen. Mit diesen Schüssen zeigen sie es den Vorangegangenen in jener Welt an, daß ein Großer zu ihnen auf dem Wege ist. Darauf färben sich die nächsten Verwandten das ganze Gesicht schwarz, die weiteren nur eine Seite; andre lassen es an zwei schwarzen Strichen über die Backen genug sein.

Nun wird sofort das Grab gegraben. Ist es fertig, so wird es unten und an den Seiten mit Baumrinde ausgelegt. Dann wird die Leiche geholt. Mit den besten Kleidern geschmückt, wird der Körper in der wollnen Decke, die ihm Kleid und Mantel und Bett war, wie in einer Bahre herbeigetragen. Es wird ihm sein Geheimnißbeutel und seine Klapper mitgegeben. Er hat neue Schuhe an den Füßen, aber es wird ihm auch noch Leder zu einem Paar neuen Schuhen mitgegeben; denn die Reise nach dem Lande der Seligen im fernen Westen ist sehr weit. Ebendarum erhält er auch einen Kochkessel, Feuerzeug und Nahrungsmittel mit. Die Weiber treten noch einmal herzu und sagen ihm allerlei ins Ohr. Das sind Grüße und Bestellungen an die vorangegangene Lieben. Herzerreißendes Klagegeschrei unterbricht diese stillen Bestellungen. Hierauf tritt der Mushkikiwinini auf, seltsam aufgeputzt, wie immer, setzt seine Klapper in Bewegung, und singt laut seinen Todtengefang. Darauf senkt man die Leiche ins Grab. Mit Baumrinde wird sie zugedeckt, und über diese noch eine Vorrichtung gemacht, damit die Erde nicht den Leib berühre. Särge giebt es natürlich im Urwalde nicht. Dann wird das Grab mit Erde ausgefüllt, und alsbald eine Art kleines Blockhaus darauf gebaut, doch nur aus Stangen, nicht aus schweren Blöcken. Zu den Häupten wird ein Loch, einige Zoll lang und breit eingehauen, damit die Seele

frei aus und eingehen kann, so lange sie sich noch um den Leib aufhält. Die nächsten Verwandten kommen dann jeden Abend zum Grabe und halten hier mit dem Todten ihre Mahlzeit. Was ihm gehört wird unverkürzt ihm zugetheilt und ins brennende Feuer geworfen. Durch das Feuer wird es ihm übermittelt. Nach und nach werden diese Todtenmahle seltner, aber sie werden noch lange jährlich einmal gehalten. Zuletzt unterbleibt auch das, und dann ist des Todten vergessen, „wie man eines Todten vergißt.“  
(Fortsetzung folgt.)

## Die schottischen Missionen.

### II. Die Missionen der „Freien Kirche“.

#### B. Afrika.

Wie schon früher erwähnt, war der Thätigkeit der Free Church Mission in Afrika und speciell im Kafferlande von England aus besonders die der London M. S. und der Glasgow S. vorhergegangen. Es bestanden anfänglich nur 3 Stationen im Kafferlande: Lovedale, Chuma, und Inhra; später kam hinzu: Pirrie, oder Pirie (1830) an einem Nebenfluß des Buffalo, und Burnshill (1830). Trotz mancher Taufen und Aufnahmen von Kaffern in die christlichen Gemeinden blieb der Erfolg dieser Stationen doch anfänglich ein sehr geringer und zwar namentlich in Folge der unaufhörlichen Grenzkriege der Kaffern mit den Engländern. So wurden im Jahre 1834 und 35 Lovedale und Pirrie ganz zerstört Chuma und Burnshill stark beschädigt und 10 Jahre später mußten dieselben Stationen von den Missionaren abermals verlassen und den einbrechenden Kaffer-Horden preisgegeben werden. Pirrie und Burnshill wurden eingeäschert, Lovedale von den Engländern in eine Festung verwandelt und als solche auch noch nach Wiederherstellung des Friedens fortbenutzt. Endlich brach im December 1850 der dritte und größte Krieg aus, veranlaßt durch die Unzufriedenheit der Häuptlinge der Gaiika-Kaffern mit der brittischen Regierung. Dieselben Scenen der Flucht der Missionare in die englischen Forts, dasselbe Einäschern früherer Stationen folgten. Lovedale allein entging dem gleichen Schicksal, weil es noch auf englischem Gebiet gelegen war. Trotz dieser störenden Einflüsse, und trotz

großer finanzieller Verluste in Folge derselben hatte die Mission doch nie aufgehört neue Blüthen zu treiben, 1836 wurde eine neue Station in Iggitigha, 1841 das Seminar in Lovedale und zwar für die Erziehung der Kinder der Missionare sowol als für die der Eingeborenen eröffnet; ja selbst in den Zeiten, wo der Krieg am heftigsten wüthete, meldeten sich Kaffern und Fingu's zur Taufe. Die letzteren namentlich bildeten bald ein stattliches Contingent der eingeborenen Christen. Sie waren nämlich von ihrer ursprünglich weiter im Norden gelegenen Heimath von grausamen Häuptlingen nach Süden zu vertrieben, wo sie bei ihren Stammes-Verwandten, den eigentlichen Kaffern Zuflucht suchten, diese aber hatten sie zu Sklaven gemacht, ein politischer Fehler der sich im Kriege 1836 dadurch rächte, daß alle Fingu's, die schon längst die Bedrückung ihrer Brüder abzuschütteln gewünscht hatten, auf der Seite der Engländer fochten und von ihnen nach Beendigung des Krieges freigelassen und auf englischem Gebiet angesiedelt wurden. Diese Colonisation neu erworbenen Gebiets durch die Engländer ist als eine der Mission günstige Folge der Kriege im Auge zu behalten.

Im Jahre 1844 als die Glasgow M. Soc. ihre Stationen an die F. Ch. übertrug, belief sich die Zahl der Missionare und christlichen Arbeiter auf den vier Stationen auf 15, worunter 7 eingeborene Lehrer und Katecheten, über 50 eingeborene Communicanten und über 50 getaufte Kinder. 1849 befanden sich im Seminar zu Lovedale, das mit nur 11 Schülern begonnen hatte und für eine lange Zeit wegen der Benutzung durch das brittische Militär nicht hatte fortarbeiten können, 26 Schüler; außerdem hatte dasselbe 27 Morgen Landes von der Regierung zum Geschenk erhalten. Nach Wiederherstellung des Friedens nimmt die Lovedale Mission eine entschiedene Hauptstelle ein, obgleich auch von andern Stationen große Fortschritte zu berichten sind. Lovedale ist um so interessanter, als es eine große Mannigfaltigkeit von Anstalten in sich vereinigt, so z. B. ein theologisches Seminar, hohe und niedere Schulen, Pensionen für Mädchen und Knaben und was von großer Bedeutung ist, seit 1855 auf Veranlassung des Gouverneurs der Capstadt auch ein Departement für Handwerker aller Art: Zimmerleute, Wagenmacher, Schmiede, Buchdrucker, Buchhändler und Buchbinder, Schreiner und Telegraphisten mit zusammen zwischen 60—70 Lehrlingen. Auch Feldarbeit wird in großartigem Maaßstabe getrieben, Dämme werden ausgebessert und Straßen gebaut. Dieser Versuch einer industriellen Mission ist dann später in Livingstonia mit gleichem Erfolge wiederholt. Die Gemeinde in Lovedale zählte 1853

88 Mitglieder und 28 Catechumenen. In demselben Jahre wurde eine Zweigstation etwa 6 Meilen nördlich von Lovedale gegründet, die den Namen Macfarlane erhielt. 1854 stieg die Zahl der Communicanten auf 160; 1858 auf 250, 1862 auf 350. Unter den Neugetauften befanden sich manche Söhne von Häuptlingen.<sup>1)</sup> Im Allgemeinen herrschte in den jungen Gemeinden ein gesundes, christliches Leben, und Freigebigkeit, Reinlichkeit und Aufrichtigkeit waren die gottgefälligen Früchte desselben. In Lovedale allein wurden 1859 für Kirchenbauten in den Zweigstationen L. 170, von den L. 1000 aber, die die neue Kirche in Burnshill kosten sollte, 500 L. von den Eingebornen, meistens Fingu's beige-steuert. Von einer in der Kaffersprache erscheinenden Zeitung „Indaba“ (News) wurden im Jahre 1862 zwischen 5 und 600 Exemplare verkauft. 1863 waren schon fünf steinerne Kirchen in Lovedale und der Trieb die Mission aus eigenen Mitteln zu erhalten, hatte sich jedes Jahr in erhöhten Beiträgen der Eingebornen kund gegeben. Neun Schulen wetteiferten mit dem Seminar, das etwa 100 Schüler und 70—80 theils eingeborne, theils europäische Pensionäre zählte, in der Erziehung der Kaffern.<sup>2)</sup> Ferner besitzt das Seminar bedeutendes Eigenthum auch an liegenden Gründen, so wie eine Bibliothek von 4500 Bänden, die in Lovedale selbst und 40—50 englische Meilen in der Runde circuliren. Nach den neuesten Berichten sind in Lovedale 6 Zweigstationen, 9 christliche Arbeiter (1 Missionar), 600 Communicanten, 600 Schüler in den verschiedenen Schulen. Dazu kommen im Seminar: 5 Missionare, 1 Catechet, 7 Lehrer, 4 Lehrerinnen, 7 Handwerksmeister, und ca. 400 Schüler. Das Schul- und Pensionsgeld der letzteren beläuft sich jährlich auf L. 2300. Von den jungen Kafferchristen, die hier erzogen werden und deren Bildung Griechisch, Lateinisch, Englisch, Geschichte, Philosophie und einige der rein theologischen Fächer umfaßt, sind jetzt manche unter ihren Landsleuten thätig, ja im letzten Jahre wurden sogar 4 nach Central-Africa ausgesandt. Neben diesem großartigen Institut besteht eine Mädchenschule und Pension, die etwa 100 Schülerinnen zählt. Die übrigen Stationen im Kafferlande, Macfarlane, Burnshill (300 Communicanten), Pirie (200), Idutthwa, Blythwood und Cunningham (400) haben alle mehrere, oft

<sup>1)</sup> Eine höchst interessante Biographie des ersten getauften Kaffern und späteren einflussreichen Missionars Tiyo Soga ist so eben (1877) bei Elliot, Edinb. erschienen, unter dem Titel „Tiyo Soga, a page of South African Mission Work by John Chalmers“.

<sup>2)</sup> Seit 1876 wird Schulgeld erhoben, im Seminar schon seit längerer Zeit.



6—7, Zweigstationen. Die beiden letztgenannten liegen im sogen. Transkei-gebiet, jenseits des Flusses Kei, wo sich die Fingur's in großen Massen, auf Veranlassung der Regierung niedergelassen haben. Die Mission wird hier von der Union Presbyterian und der Free Church gemeinsam betrieben.

Außer dieser eigentlichen Raffermission, hat die Free Church noch Missionsstationen in Natal und in Central-Africa (Livingstonia). Was zunächst die Natal-Mission anlangt, so erhielt dieselbe eine beträchtliche Erweiterung durch die Gründung der sogen. Gordon-Mission im Jahre 1868. In diesem Jahre nämlich bestimmte Lady Aberdeen zur Erinnerung an ihren kurz zuvor in Cambridge verstorbenen Sohn, J. H. Gordon, der selbst den Gedanken an eine englische Mission in Natal gehegt hatte, die Summe von 6000 L. zur Gründung einer sogen. Gordon-Mission. Das für dieselbe gewählte Gebiet war Tobskop in Natal und ein Arzt im Dienste der Mission wurde im Jahre 1870 dahin abgesandt. Nach den neuesten Berichten zählte diese Hauptstation bereits 5 Nebenstationen, die Gemeinde selbst ist noch nicht gegründet, obwohl einige 20 Eingeborene getauft wurden, die Schule zählte etwa 50 Schüler. Mit der Mission verbunden sind hier ebenfalls Handwerker oder Missionary artisans, wie sie der Bericht nennt. Die Mission in Pietermaritzburg, der Hauptstadt Natal's, weist eine nicht unbedeutende Zahl von christlichen Gemeindegliedern und Schülern auf; die Hauptklage ist die über die Unregelmäßigkeit des Schulbesuches, doch hat sich die Zahl der regelmäßig anwesenden Schüler sehr gehoben und der Eifer der Zulus die englische Sprache zu erlernen wird um so größer, je mehr sie mit den Segnungen christlicher Cultur vertraut werden. Ueber 500 Zulus sind seit dem Beginn der Mission in Pietermaritzburg und in Impolweni (18 englische Meilen westlich) aufgenommen. Das auch hier angewandte System vereinigter industrieller, medicinischer und theologischer Mission hat gute Früchte getragen; ob man hingegen recht gethan hat, mit der sogen. Graal-Visitation d. h. dem officiellen Aussenden eines Predigers oder Evangelisten von Hütte zu Hütte, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Zum Schluß noch ein kurzer Blick auf die erst jüngst begonnene Mission in Livingstonia (Central-Africa). Selten wohl ist ein Unternehmen unter so großer Begeisterung, mit so großen Mitteln und mit so großer Umsicht ins Werk gesetzt. Gänzlich in den Fußtapfen Livingstone's begonnen, geleitet von seinen Erfahrungen und umgeben von Spuren

seiner Wirksamkeit, ist es sicherlich das schönste und entsprechendste Denkmal eines Mannes, dessen Körper nun im Schatten der Westminster-Abtei ruht, dessen Herz aber noch jetzt fast im Mittelpunkte Afrikas, des Landes seiner Wahl, seiner Arbeit und seines Todes, begraben liegt.

Es wird für Central-Africa wahr bleiben was Capitän Young in seinem neuerdings erschienenem Buche „Nyassa“ sagt: „Es gilt hier erst den Weg zu bahnen, das Interesse zu wecken, zu erforschen und zu berichten und vor Allem dem Verkehr den Weg zu öffnen, um dem abscheulichen Sklavenhandel die Art an die Wurzel zu legen; Handel und Christenthum müssen in Inner-Afrika Hand in Hand gehen, denn Handel bedeutet hier Leben und schafft ein Auditorium, das nachher durch die Predigt gewonnen werden kann. Friede und Eintracht werden folgen, wenn erst Märkte hergestellt sind“. Dies wird bestätigt von dem brittischen Consul in Zanzibar, Dr. Kirk, der im Jahre 1877 folgendermaßen schreibt: „In Folge des neueröffneten Handels mit Gummi wollen die Häuptlinge, um Arbeiter zu haben, jetzt alle ihre Leute lieber behalten, als sie wie früher zu Tausenden an die Sklavenhändler verkaufen, während des Jahres 1876 ist von Zanzibar indianrubber (Gummi) im Werthe von 100,000 L. verschifft“.

Von diesem Gesichtspunkte aus, und von der Regierung überall begünstigt, wurde, nachdem eine Karawane von über 250 Mann das Gepäck der Expedition und Theile des der Mission gehörigen zerlegbaren Dampfschiffes Mlala, das den Nyassa-See befahren sollte, viele Meilen weit durch das ungesunde Thal des Schire Flusses über Land transportirt hatte, am 18. Oct. 1875 das erste Zelt in Livingstonia aufgeschlagen. Die Lage für diese neue Missions-Station ist außerordentlich günstig gewählt. Sie liegt nämlich an einer südlich in den See vorspringenden Landzunge auf einer leichten Anhöhe, und beherrscht die beiden südlichen Ausläufer des Sees; die Fische des Nyassa liefern reichliche Nahrung, die Winde, die über ihn herwehen, sind erfrischend und die Scenerie gebirgig und großartig. Hier also haben sich, nachdem von Capitän Young, einem früheren Gefährten Livingstones, der Weg gebahnt war, unter Leitung von 3 Missions-Arzten von denen Einer durch die U. P. Church ausgesandt wurde, ein Zimmermeister, 3 Ingenieure und Schmiede, 2 Landleute und ein Weber, lauter Schotten, und außerdem eine Anzahl einheimischer Convertiten zum Theil von Lovedale als Lehrer ausgesandt, niedergelassen. Mehrere Häuser sind entstanden; das umliegende Land ist drainirt, Schulen sind begonnen und werthvolle geographi-

sche und meteorologische Beobachtungen gemacht. Die Zahl der Zuhörer bei den sonntäglichen Gottesdiensten beträgt etwa 90.<sup>1)</sup>

Möchte denn diese Mission, die im Sinne Livingstones begonnen und fortgeführt ist, dazu beitragen das Licht christlicher Wahrheit und christlicher Cultur über diesen bisher so dunklen und verlorenen Theil Africas scheinen zu lassen!

Außerdem hat die Free Church in Asien eine Station im Libanon-district, wo die „Lebanon School Society“ mehrere Schulen gegründet hatte. Die Aufsicht über diese letzteren so wie eine Medicinische Mission ist mit dem Unternehmen der Free Church verbunden. Der Centralort für diese Schulen ist Schweir, etwa 20 englische Meilen von Beyrut. Die Zahl der Schüler war etwa 1000, worunter 175 Mädchen. Der Nationalität nach gehörten 459 zu den Griechen, über 300 zu dem sehr interessanten und Missionseinflüssen sehr zugänglichen Drusen; während im Hospital täglich etwa 30 Patienten Aufnahme und Pflege fanden.

In Australien endlich, oder richtiger in Polynesien, ist neuerdings die gesammte Gruppe der Neuen Hebriden unter den Einfluß der freikirchlichen Mission gebracht. Bis 1876 bestand auf diesen Inseln die Mission der Reformed Presbyterian Church of Scotland. Als aber im genannten Jahre diese Kirche mit der freien Kirche zu Aller Freude verschmolzen wurde, fielen auch die Missionsstationen, 10 an der Zahl, an die freie Kirche. Seit 25 Jahren hatte die Schwesterkirche auf diesem so äußerst schwierigen Felde gearbeitet und ihren Bemühungen ist es zum nicht geringen Theile zu danken, daß jetzt auf den 10 Inseln eine christliche Bevölkerung von 2—3000 Seelen existirt; und etwa 2000 Schüler in 60 Schulen.

Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Mission gehört hauptsächlich die Einigkeit, mit der hier seit lange Zeit presbyterianische Kirchen verschiedner Länder neben einander gearbeitet haben. Die Presbyterian Church of British North America, die presbyterianischen Kirchen von Victoria, Neu Süd-Wales, Neu Seeland, Otago und Tasmanien haben mit der Reformed Presbyterian Church Hand in Hand das Heidenthum, das sich auf diesen Inseln in seiner schrecklichsten und

<sup>1)</sup> Leider hat sich mittlerweile herausgestellt, daß die Festfliege die Festhaltung Livingstonia's als Hauptstation unmöglich macht. Alles Vieh ist gestorben. Auch schmerzliche Verluste an Menschenleben sind zu beklagen. Außer einem jungen Raffernchristen aus Lovedale, Shadrach Mgunana, ist Dr. Black gestorben und Dr. Stewart wegen gebrochener Gesundheit zur Rückkehr nach Lovedale genöthigt worden. D. H.

grausamsten Gestalt zeigte, bekämpft. Eine jährliche Versammlung der verschiedenen Missionare wird abgehalten, auf der die gemeinsamen Missionsinteressen besprochen werden. Wir werden nicht irren, wenn wir diesem einmüthigen, herzlichen Vorgehen einen guten Theil des Erfolges beimessen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit der Mission auf den Neuen Hebriden, muß in der isolirten Lage vieler Stationen gefunden werden. Um den Verkehr zwischen den Inseln möglich zu machen, besucht ein der Mission gehöriges Schiff die einzelnen Orte, wo Missionare thätig sind, und öfter auch das Festland von Australien; schwieriger zu überwinden war die Trennung der Sprachen, die hier höchst auffallend ist. Die Sprache von Aneytum z. B., der südlichsten kleinen Insel der Gruppe, ist gänzlich verschieden von derjenigen, die auf der nur einige Stunden nördlicher gelegenen Insel Tanna gesprochen wird. Auch Gromanga, Futuna, Aniwa und Faté haben jede ihre eigene Sprache. Nimmt man noch hinzu, daß weder eine eigentliche Schriftsprache noch eine Grammatik, noch Literatur irgend einer Art existirte, daß aber trotzdem im Laufe der Jahre die gesammte Bibel in die Aneytumsprache übersetzt ist und Theile derselben, sowie anderes Unterrichtsmaterial, in die Sprachen anderer Inseln, so wird man nicht umhin können, den unermüdblichen Eifer der Missionare zu bewundern. Leider sind die sechs oder sieben größten Inseln und acht bis zehn kleinere noch ganz heidnisch und eine größere Anzahl Arbeiter ist dringend erforderlich, um neues Terrain zu gewinnen.

Hiemit haben wir unsere kurze Umschau über die Geschichte der Mission der freien Kirche vollendet. Bevor wir uns zu ähnlichen Missionsarbeiten der beiden andern großen schottischen religiösen Körperschaften, der Established Church of Scotland und der United Presbyterian Church, wenden, fassen wir noch einmal zusammen, was sich uns während des Studiums als besonders charakteristisch für die Free Church Mission gezeigt hat. Da tritt uns vor Allem, namentlich in Indien, die hervorragende Stellung entgegen, die der Erziehung angewiesen wird. Die größere Zahl der in Indien arbeitenden Missionare der freien Kirche müssen mehr oder weniger Zeit auf den Unterricht in den sogenannten „Institutions“ verwenden; sie müssen demnach durchaus classisch gebildete Leute sein, um so mehr, da sie es in Indien mit einem intellectuell so hoch gebildeten Volke zu thun haben. Bei einem solchen Hand in Hand Gehen von weltlicher Erziehung und Predigt liegt allerdings die Gefahr nahe einmal, die erstere zu ausschließlich zur Hauptsache zu machen und



zweitens unter dem Vorgeben des Unterrichtes, ohne öffentliches Bekennen des Zweckes desselben, Predigt und Bekehrung so zu sagen heimlich zu betreiben.<sup>1)</sup>

Die Mission bedarf sicherlich des freundlichen Beistandes des Unterrichtes, der Krankenpflege und christlichen Cultur im Allgemeinen, aber sie darf sich dieser Hilfe nie als einer Maske bedienen, um dann, nachdem die nichtsahnenden Eingebornen angelockt worden sind, mit ihrer wahren Gestalt hervorzutreten.

Falls aber diese Gefahren vermieden werden und die Mission über ihre endlichen Zwecke sich von vorn herein öffentlich und verständlich ausspricht: dann kann allerdings ein solcher Bund zwischen Erziehung und Religion, ein solches In's-Feldführen Alles dessen, was ein christliches Leben als solches auszeichnet, nur als höchst segensreich betrachtet werden.

Möchte es der freien Kirche Schottlands, die im Verhältniß zu der geringen Zahl ihrer Anhänger so Außerordentliches auf dem Gebiete der Mission geleistet hat, nie an Weisheit fehlen, um das Werk in Lauterkeit und mit gleichem Erfolge — der sich nicht immer bloß nach Zahlen bemißt — weiter führen zu können!<sup>2)</sup>

## Die Belebung des Missionsfinnes in der Heimath.

Unter diesem Titel ist soeben eine Broschüre des Herausgebers erschienen<sup>3)</sup>, auf die er um der praktischen Wichtigkeit des Gegenstandes willen, den sie behandelt, die Leser besonders aufmerksam zu machen sich erlaubt. Die in ihr erörterte Frage ist ja schon oft discutirt worden und es ist daher keineswegs lauter Neues, was der Verfasser zu rathen weiß. Eine ganz kurze Uebersicht über den Inhalt möge den Lesern zeigen, wess sie sich von dem Schriftchen zu versehen haben, das seine Entstehung einem für die Gnadauer Conferenz begehrten Vortrage verdankt und der Rheinischen M. G. als Jubiläumsgabe gewidmet ist.

<sup>1)</sup> Eine gleiche Gefahr droht bei dem Zenana-Werk.

<sup>2)</sup> Quellen: W. Brown, History of Missions. 3 vol.

H. Gunter, History of the Missions of the Free Church. 1877.  
Free Ch. Report on Foreign Missions, Mai 77.

E. D. Young, Mission to Nyassa, London 1877.

<sup>3)</sup> Gütersloh. Bertelsmann.

Der erste einleitende Theil führt den doppelten Nachweis: a) daß bereits Missionsfinn unter uns vorhanden und derselbe seit einem Menschenalter nicht unbedeutend gewachsen ist und b) daß der vorhandene Missionsfinn nicht in einem normalen Verhältniß zu dem Wachsthum des Missionswerks, zur Größe der Missionsaufgabe und zu den Leistungen anderer Länder, speciell Englands und Amerikas steht; daß er in die Breite, aber nicht in die Tiefe gegangen und mithin einer innerlichen Ermattung verfallen ist, also einer Belebung bedarf. Aus diesem auf Grund von Zahlen und Thatfachen eingehend erbrachten doppelten Nachweise führe ich hier nur folgendes an. Die Missionseinnahmen haben sich in Deutschland seit 30 Jahren verdreifacht; sie sind in Summa von 748,286 auf 2,264,124 Mk. gestiegen, eine Steigerung, die sich auf die einzelnen Missions-Gesellschaften ziemlich verschieden vertheilt. In derselben Zeit sind die Ausgaben von 784,176 auf 2,458,378, und wenn man die verschiedenen Deficits einrechnet, auf c. 2,600,000 Mk. gewachsen, d. h. die Steigerung der Einnahmen ist gegen die der Ausgaben um  $\frac{1}{10}$  zurückgeblieben. Auf den ersten Blick erscheint das als nicht sehr ungünstig; allein die Broschüre liefert den Beweis, daß und warum dieser Schein trügt, weil nämlich die Rücksicht auf die Einnahme den Gang des Missionswerks selbst bedeutend beeinflusst resp. gehemmt hat. So wenig der Verfasser bezüglich einer Steigerung der Missionsbeiträge einer Schraube ohne Ende das Wort redet und so energisch er auf die Erziehung der heidenchristl. Gemeinden zur Selbstunterhaltung bringt, so muß er doch constatiren, daß in unserm Vaterlande das Selbstopfer der Kirche für die Evangelisirung der Welt noch auf einer traurig niedern Stufe steht. Den unwiderleglichen Beweis hierfür liefern eine Reihe Vergleichen mit ausländischen Missionskreisen, namentlich in England und Amerika. Aus denselben wieder nur eine und zwar keineswegs die ungünstigste Notiz. Während nämlich in Gesamtengland auf den Kopf der evang. Bevölkerung mehr als  $\frac{8}{14}$  Mk. jährlicher Missionsbeitrag entfällt, kommt auf den Kopf der evang. Bevölkerung Deutschlands noch nicht  $\frac{1}{14}$  Mk.! Und dieses Verhältniß würde sich noch viel ungünstiger gestalten, wenn man die Missionsleistungen der Brüdergemeinde subtrahirte. Diese kleine Gemeinde (30,356 Seelen hat allein eine Einnahme von 323,710 Mk., von denen allerdings nur c. 140,000 Mk. auf den europ. Continent kommen. Selbst wenn man annimmt, daß die Hälfte in und außerhalb Deutschlands von auswärts fließt, so beträgt der Missionsbeitrag pro Kopf immer noch c. 5 Mk.! Dage-

gen bilden die Leistungen des übrigen Deutschland einen sehr bedeutenden Ab- stand. Es kommt nämlich auf den Kopf der evang. Bevölkerung in Württemberg c.  $\frac{1}{4}$ ; in der Rheinprovinz und Westfalen c.  $\frac{1}{6}$ ; in Hannover mit Bremen und Schleswig-Holstein wie in Baden c.  $\frac{1}{10}$ ; in den östlichen Provinzen Preußens noch nicht  $\frac{1}{20}$ ; in Baiern c.  $\frac{1}{40}$ ; in Mecklenburg c.  $\frac{1}{50}$ ; im Königreich Sachsen c.  $\frac{1}{55}$  Mtl. Nimmt man dazu, wie sehr es vielfach des Steckens des Treibers bedarf, diese Beiträge zusammenzubringen und wie viel Veräußerlichung des Missionslebens in bloße Form vorhanden ist, so ist der Beweis vollständig geliefert, daß der Missions-sinn unter uns durchaus einer Belebung bedarf.

Hierauf beschäftigt sich der Haupttheil der Broschüre mit der Frage: auf welche Weise diese Belebung zu bewirken sei? Nach einer Warnung vor Isolirung des Missionslebens und vor engherziger Eifersucht giebt der Verfasser eine dreifache Antwort: Es bedarf 1) einer Hebung des gesammten christlichen Lebens; 2) einer Erweiterung und Vertiefung des Missionsverständnisses und 3) eines praktischen Missionshandelns. Den ersten Punkt bezeichnet der Verfasser als die eigentliche Kernarbeit, ohne welche alles andre nur dem Schieben eines Zeigers an der Uhr von außen gleiche, nur ein Kräuseln am Abendgewölk sei. Was wir vor allem brauchen, sei: mehr persönliches Christenthum, intensiveres Glaubensleben, wahrhafte Bekerungen. Bezüglich der Bewirkung eines umfassenderen Missionsverständnisses warnt der Verfasser nachdrücklich vor Uebersättigung mit kleinlichem Detail und vor Beschränkung geschichtlicher Mittheilungen auf die Erlebnisse innerhalb einer einzelnen deutschen Missions-Gesellschaft. Er verlangt etwas Ganzes aus der Mission der Gegenwart, Erweiterung des Blickes über die engen Grenzen eines einzelnen kleinen Missionsgebietes hinaus, reelle des Erzählens und Behaltens werthe Thatfachen u. s. w. Vor allem dringt er auf eine Oeffnung des Auges für die Missionsgedanken der Bibel und redet der Entwicklung dieser Gedanken in der sonntäglichen Predigt, so oft der Text sie nahe lege, entschieden das Wort; ebenso wird auf den Confirmandenunterricht hingewiesen, da verschiedene Partien des Katechismus die Missionsgedanken förmlich vor die Füße legen. Erst dann kommt die Rede auf die Missionsstunden und Missionsfeste und auf welche Weise dieselben zur Belebung des Missionsfinnes besonders fruchtbar gemacht werden können. In allen diesen Punkten wendet sich der Verfasser wesentlich an die Pastoren, die er als die Hauptmissionsagenten betrachtet, ohne jedoch der Professoren zu vergessen, die — wie bereits in dem „Studium

der Mission auf der Universität“ besprochen worden — noch eine Lücke in der theologischen Ausbildung der künftigen Kirchendiener auszufüllen haben. Indem das Schriftchen dann auf die literarische Vertretung der Mission übergeht, gedenkt es zunächst der von den Missions-Gesellschaften selbst herausgegebenen Berichte und motivirt den Wunsch, auf die Redaction derselben etwas mehr Fleiß zu verwenden und ihren Inhalt wie ihre Form dem größeren Publikum etwas schmackhafter zu machen. Auch wird für gute, allgemeine, illustrierte Volksmissionsblätter plädirt und das Programm eines solchen kurz detailirt. Von besonderer Wichtigkeit erscheint dem Verfasser endlich die Benutzung der Unterhaltungsliteratur und der politischen Tagespresse bis herab zu den Kreisblättern für den in Rede stehenden Zweck, damit einiges Licht über das Missionswerk auch in solche Kreise dringe, in welche die specifische Missionsliteratur bis jetzt ihren Weg nicht gefunden hat und wo man voll Vorurtheil gegen eine Sache ist, die man kaum den Namen nach kennt.

In dem das praktische Missionshandeln erörternden Theile wendet sich der Verfasser zunächst gegen die Trägheit. Wie früher die Treiberei, so greift er hier das Gehenlassen an, besonders die Specialität desselben, die auch noch fromme Mäntelchen umthut. Eine eingehende Besprechung wird dann der Verbreitung der Missionsliteratur, der Sammlung von Missionsbeiträgen und der Belebung der Missionsvereine gewidmet. Bezüglich der letzteren, vor deren Ueberschätzung der Verfasser glaubt warnen zu müssen, wird unter anderm geltend gemacht: die für die Mission erwärmtesten, erfahrensten und rührigsten Männer in den Vorstand zu wählen und sich dabei von keinem Ansehen der Person leiten zu lassen. Von größerem Werthe als ad hoc gestiftete Missionsvereine ist dem Schreiber die Pflege eines christlichen Gemeinschaftslebens in der Einzelgemeinde, die er dringendst empfiehlt. Endlich kommt er auf diejenigen Anregungen zu reden, die seitens der Missionsleitungen auszugehen haben. Bei dieser Gelegenheit wird die Anstellung specieller Missions-Reiseagenten, die Verwendung von Missionaren, die Organisirung von Missionsreisen seitens dazu williger Pastoren u. s. w. erörtert und die Begründung von Provinzial-Missionsconferenzen befürwortet, die seitens der Missionsdirectoren zu besuchen sind. Mit der Hinweisung auf allerlei schriftliche Anregung, die vom Missionshause aus geübt werden kann, schließt das c. 100 Seiten umfassende Schriftchen, dem als Anhang die Ansprache eines Geistlichen der schottischen United Presbyterian Church beigegeben ist, welche ein eben so ideales wie für unsre landeskirchlichen Verhältnisse beschämendes Bild eines gesunden Missionslebens



zeichnet, aus dem auch wir manchen guten Rathschlag uns zu Herzen nehmen sollen.

Der Herr, im Aufblick zu welchem die Broschüre geschrieben worden ist, geleite sie mit seinem Segen, daß sie in seiner Hand ein Mittel werden möge, das ermattete Missionsleben unter uns ein wenig erfrischen zu helfen.

---

### „Missionsstunden.“

Zu gleicher Zeit ist seitens des Herausgebers dieser Zeitschrift ein erster Band „Missionsstunden“ veröffentlicht worden, der „die Mission im Lichte der Bibel“ behandelt. Ein zweiter und dritter Band: „Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte“ und „die Mission im Leben ihrer Arbeiter“ sollen, so Gott will, später folgen. Ueber die Motive zur Herausgabe dieser „Missionsstunden“ wie über die Tendenz und Anlage des ersten Bandes spricht der Verfasser sich in der „Vorrede“ aus, die er dieses Ortes nicht glaubt wiederholen zu sollen. Was den Inhalt betrifft, so behandeln die sämtlichen 18 Missionsstunden biblische Abschnitte, strenge Textauslegung reichlich mit Illustration verbindend und die Missionsgedanken der Schrift möglichst in den Organismus der Grundwahrheiten des Evangelii eingliedernd. Diese Abschnitte führen folgende Ueberschriften: die Missionsurkunde; die Erstlinge der Heiden; die Mission ein Grundgedanke des Evangelii; die Liebe Christi Fundament und Triebkraft der Mission; der Missionsdienst; einige Blicke in den Gang der Missionsarbeit; Arbeiter in die große Ernte; handelt bis daß ich wiederkomme; die Missionsgaben; das Missionsgebet; ach, laß dein Wort recht schnelle laufen; mancherlei Acker; Mission und Passion; der Glaube der Heidenchristen; das Gesetz des senfkornartigen Wachsthum; der Prozeß der Durchsäuerung; der Werth des Kleinen im Reiche Gottes; eine Repetition. — Lächten die Freunde, die den Verfasser zu dieser Arbeit gedrängt haben, von der Ausführung, die sie gefunden, nicht ganz unbefriedigt sein.

---

### Missions-Zeitung.

Indien wird mit aller Gewalt aus dem mittelalterlichen Zustande herausgerissen, in welchem es bis zum Jahre 1857 ruhig fortgeschlummert hatte. Das ist nicht zu be-

klagen. Daß aber die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts so ohne Weiteres auf die erste Hälfte des 16. hinaufgebaut wird, ohne allen Mittelbau, das ist nicht zu loben. Manches von diesem Neubau ist nun auch schon längst herunter gefallen und zu Staub geworden, aber die modernen Baumeister sind noch nicht ermüdet. So hatten wir bald nach 1857 mit einem Male hier und da *Ausstellungen* von allerlei was Indien hervorbringen kann. Gewaltige Gebäude wurden von Palmschäften und Bambusstangen aufgeführt und mit Laub gedeckt und gefüllt mit allem, was die Indische Erde trägt; auch fehlte es an Preisvertheilungen nicht. Aber die ganze Geschichte ist ins Wasser gefallen und nicht wiederholt worden. Dann wuchsen *Museen* empor und wurden mit allen Möglichen angefüllt. Auch waren *Aufseher* da und *Schreiber*, die die Zahl der Besucher verzeichnen sollten. Aber das Papier blieb leer, denn die Besucher fanden sich nicht. So fiel auch das dahin. Darauf wurden die *religionslosen Regierungsschulen* erfunden und wie ein Netz über ganz Indien verbreitet. Hier wird die Schulbildung mit Dampf betrieben. Der Dampf aber, der sie treibt, ist die Aussicht auf Regierungsanstellung für diejenigen, die das nöthige Examen bestanden haben. Viele haben freilich auch keine Aussicht auf Anstellung. Die Examinationslinie wird im Sturm übersprungen.<sup>1)</sup> Immer höher wurden zwar die Anforderungen gestellt, aber immer höher auch sprangen die Jünglinge und F. As. (Fellow of Arts) und B. As. (Bachelor of Arts) kommen in großer Zahl aus der Esse. Denn die Hindus sind wirklich sehr lernfähig und können die schwierigsten Examina viel leichter bestehen als Europäer. Es ist aber zumeist Gedächtnissache, und es gilt davon noch im besondern Sinne das Wort des Apostels: „Das Wissen blähet auf.“

Was ihnen bislang noch einigen Halt gegeben hatte, die äußerliche Religion, verlassen sie jetzt. Sie verlassen sie und machen sie doch äußerlich mit. Denn des Ungeheimtesten zusammen zu bringen und die grellsten Widersprüche mit einander hin zu nehmen, ist dem Hindu ganz leicht und gewöhnlich. Die Alten, ich meine die Männer der alten Schule, bekennen z. B. ganz bestimmt, daß Gott nur Einer ist, der alles erschaffen hat und erhält. Aber mit demselben Odem bekennen sie auch, daß der Götter viele sind, und man ihnen dienen müsse. So finden es denn die Jungen (die der neuen Schule) ebenso leicht, die väterliche Religion zu verlassen und doch auch äußerlich mit zu machen. Aber die alten Griechen und Römer scheinen darin auch gute Hindu gewesen zu sein, da sowohl Plato als Cicero den Götzendienst der Vorfahren mitzumachen rathen, dem sie doch keinen Glauben schenken. Und auch „der Weiseste der Griechen“ kam

<sup>1)</sup> Die folgende dem Madras Church Miss. Record entnommene Statistik zeigt, wie groß die Zahl der Examinanden, wie sie sich auf die eingeb. Bevölkerung vertheilt und wie viele bei dem letzten Examen an der Madras-Universität durchgefallen sind. Es wurden examinirt: 1779 Brahminen, 824 andre Hindu, 39 Mohammedaner, 208 eingeb. Christen und 166 Europäer und Ostindier. Von diesen bestanden: 873 Brahminen, 372 andre Hindu, 20 Mohammedaner, 104 eingeb. Christen und 82 Europ. und Ostindier. — Nach dem Census von 1871 betrug die Bevölkerung der Madras-Präsidenschaft 1,104,771 Brahminen, 28,066,036 andre Hindu, 1,866,363 Moh., 501,627 eingeb. Christen und 31,011 Europ. und Ostindier — der Prozentsatz eingeb. Christen, der sich an den Prüfungen theiligt, ist demnach ein für sie günstiger.

über diesen Widerspruch von einem Gott und vielen Göttern nicht hinaus. Denn während er darüber verklagt und zum Tode verurtheilt wird, daß er die Jugend verführe, nicht an die Götter des Landes zu glauben, ließ er noch sterbend dem Aesculapius einen Hahn opfern!

In diesem Zwiespalt zwischen dem alten Sauerteig des Götzendienstes und crazeſten Aberglaubens, und dem neuen Most des Unglaubens feſt gebannt, wie von dem erſten Trunk des Wiſſens aufgeblaſen und berauscht, ſind ſie emſig bemüht den Aſt des Baumes abzuhaufen, der ſie trägt. Denn natürlich kann die Regierung nicht all' den Tausenden, welche durch ihre Schulen gegangen und die vorgeschriebenen Examina beſtanden haben, Anſtellung geben. Das aber beanspruchen die jungen Herren geradezu als ein Recht. Aber auch diejenigen, welche Anſtellungen haben, ſind damit nicht zufrieden; ſie ſind ihnen nicht lucrativ genug, ſelbſt wenn ſie ein Jahresgehalt von 6, 10 bis 12,000 Rs. beziehen! Ja es iſt Thatſache, daß je höher ſie ſteigen, ſie um ſo unzufriedner werden, ſo lange noch Engländer über ihnen ſtehen, die mehr Gehalt haben, und vor denen ſie nie ſicher ſind, in ihren krummen Wegen ausgefunden zu werden.

Dieſer innere Groll wird je länger je mehr zum bitterſten Haß, der ſich auf alle mögliche Weiſe Luft zu machen ſucht. Engliſche Zeitungen in Indien werden fortwährend mit ſolchen Herzensergüſſen geſegnet, nehmen aber natürlich nur wenig davon auf. Daher haben dieſe jungen Herren ihre eignen Zeitungen gegründet, in welchen ſie in den verſchiedenen Landeſſprachen über die Regierung, über die Engländer überhaupt, und mehr und mehr auch über alle Europäer herziehen. Nur eine kurze Blumenleſe will ich aus zwei ſolcher Zeiſchriften geben, die den animus dieſer „Gelehrten“, wie ſie aus den religionsloſen Regierungſchulen hervorgegangen ſind, kennzeichnen.

In dem monatl. Magazin von Puna, genannt „Ribandhamala“ kommen in einem Leitartikel einer der letzten Nummern folgende Kraftſtellen vor:

„Obgleich über ganz Europa und Amerika Lehrer der orientaliſchen Sprachen zu finden ſind, und obgleich in verſchiedenen Orten Aſiaſtiſche Geſellſchaften exiſtiren, und in Indien Europäer ſtets Univerſitäts-Examinatoren ſind, wie auch Glieder der Preisvertheilungs-Comiteen: ſo weiß doch jedes Kind welche Kenntniß der orientaliſchen Sprachen dieſe eingebil-dete Menſchen wirklich beſitzen.“ Als Grund dieſer Unwiſſenheit wird dann angeführt, daß ſich die Engländer von den Eingebornen fern halten. Denn ſobald ſo ein junger Herr nur engliſch reden kann, ſo möchte er auch ſofort mit jedem Engländer auf gleichem Fuße ſtehen. Aber die Kluft, welche zwiſchen Engländern und Indiern wirklich beſteht, iſt allermeiſt in der Kaſtenabgeſchloſſenheit der Eingebornen ſelbſt zu ſuchen. Denn ſo lange noch der geringſte Schreiber mit ſeinem höchſten Vorgeſetzten zuſammen zu eſſen für eine Schmach hält, kann es natürlich zu keinem vertraulichen Umgang kommen. Dazu ſollten dieſe Herren doch nicht allzulaut dagegen ſchreien, daß ſie von ihren engliſchen Vorgeſetzten nicht für ihres Gleichen gehalten werden, ſo lange ſie ſelbſt noch untereinander keinerlei Gemeinſchaft haben. Denn nicht nur, daß zwiſchen Brahminen und Sudras, wie zwiſchen Sudras und Pariahs chineſiſche Mauern aufgerichtet ſind, ſind auch die Brahminen wie auch die Sudras ſelbſt noch untereinander vielfach zertlüſtet. — Dann fährt der Artikel alſo fort: „Im vorigen Jahre wurde ein großer Regent (der von Berobe iſt gemeint) wie ein gewöhnlicher Deutſchſchneider vor Gericht geſtellt. Hunderte von unſern kleinern Fürſten wurden geopfert, um dem Thronfolger (dem Prinzen von Wales) Ehre zu erweiſen. — Heut zerrt ein Eiſenbahnconduc-

teur einen Beamten aus dem Coupee, und morgen schlägt ein Sohn Christi, ehe er seinen himmlischen Vater zu sehen geht, erst noch seinen Pferdeknecht todt. Dergleichen Dinge geschehen immerdar, und zeigen welche Ideen sie von Menschenrechten haben.“

„Sie lieben es ihre Nasen in alle Religionen zu stecken, und es ist ihnen ein Genuß sie zu verachten. Wenn aber ein Fremder in eine ihrer Kirchen geht, so hat er ganz still in einer Ecke zu sitzen, wie ein Dieb; er muß seine Augen schließen unter diesen lieben Kindern Gottes. Und wohl mag er seine Augen schließen, denn für irgend Einen, der die Bibel mit offenen Augen lesen würde, wäre das Kindische derselben, ja ihre Werthlosigkeit, Unwissenheit und Schlechtigkeit zu offenbar. Und dann dürfen schamlose, unverbesserliche Auswürflinge der Kasten (Katecheten sind gemeint) in jeder Straße die Religion des Landes schmähen, so viel sie wollen; wenn aber jemand es unternimmt zu widerlegen was sie gesagt haben, so wird er von der Regierung bestraft für die Erschütterung des christlichen Glaubens.“ — „Siehe wie schnell die Araber die unüberwindlichen Römer überwunden haben, und wie Jahrhunderte lang ganz Europa vor ihnen gezittert hat! Die Länder, welche zu erobern die Römer 800 Jahre brauchten, wurden von unsern orientalischen Kriegern in 80 Jahren unterworfen. Ein Feldzug reichte immer aus, ein ganzes Land zu unterwerfen, wie Syrien, Persien, Egypten, Spanien und Frankreich. Ihnen folgten die Türken, welche Kleinasien einnahmen und 1453 das Kreuz herunterwarfen und ihr eignes Banner, den Halbmond, aufrichteten. Inmitten aller Tumulte und Wechsel der Dynastien in Europa haben diese Türken festgestanden. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert sind zahllose Horden europäischer Krieger mit der Standarte des Kreuzes über die Türken hergefallen, um die Geburtsstätte des Herrn Christus zu erobern, aber die Nachfolger des falschen Propheten haben sie alle niedergeschlagen. Unsere westlichen Regenten haben zwar nach einander Tippu, Bajiara, Dhaulatrao und Deschwantrao überwunden, aber siehe, wie 1841 bei dem Kriegszug nach Afghanistan ihre berühmte Kraft und Kriegeskunst in den Wind zerstreut wurde. Englische Kriegeskunst und englische Weisheit war wie nichts vor jenem tapfern Volke und der englische Stolz ward in den Staub gedemüthigt. Die indischen Soldaten allein haben das englische Regiment in Indien erhalten, und wie vollständig der Bestand desselben von ihnen abhängig ist, ward vor 20 Jahren gezeigt.“ 2c. 2c.

Und der Herausgeber dieses Magazins ist ein Brahmine und von der Regierung besoldeter Lehrer einer höheren Regierungsschule! Auch sein Vorgesetzter, der Principal der Schule ist ein Brahmine. Welchen Geist diese ihrer Schuljugend einflößen, kann aus dem Obigen entnommen werden. Hatte nun jener Bengalische Babu nicht recht, wenn er laut klagte, daß die religionslosen Regierungsschulen sein Volk „ganz gottlos“ machten?

Doch das ist nicht etwa ein vereinzelttes Beispiel der Art. In der Zeitung „Amrita Bazar Patrika“ weht noch ein schärferer Wind. Hier nur eine Probe aus einem Artikel welcher sehr bezeichnend „Das Regiment des Satans“ überschrieben ist. Darin heißt es unter anderm:

„Wenn eine Wahrheit in diesem Glauben ist, — daß die Völker zuweilen für ihre Gottlosigkeit gestraft werden — so ist das Ende Europas sicher nahe. Denn ein gottloseres Geschlecht als die Europäer sind, hat nie die Erde befleckt, oder die Menschheit entehrt. Europa ist ein Nest civilisirter Räuber. Ein Gedanke nur erfüllt die Völker Europas, und dieser Gedanke ist, einander zu berauben. Landbau, Künste, Handel alles wird vernachlässigt, um eine formidable Bande von Räubern zu unterhalten. Sie machen



Freundschaft unter einander wie die Dholies in den Himalajas, um in Rudeln zu jagen, und dann sich über dem Aas zu zanken. Interesse allein macht sie zu Freunden, und selbst als Freunde schneiden sie einander den Hals ab, so bald sie nur einen günstigen Augenblick dazu finden. — Der größte Schurke in Europa hat Aussicht der größte Mann zu werden. Ein ehrlicher Mann aber hat nicht nur keine Aussicht, sondern ist selbst noch ein Gegenstand des Mitleides. Verträge gelten ihnen bloß so lange, als sie dieselben nicht zu brechen wagen, oder es noch nicht in ihrem Interesse liegt sie zu brechen. Derselbe Satz kann in Ja und in Nein verwandelt werden, wie es ihrem Interesse dient. Und selbst die Sprachen Europas sind ein stehender Beweis von der Gottlosigkeit der Bewohner. So ist Europa, und so sind dessen Bewohner!“ — 2c.

Baierlein.

### Todes-Anzeige.

Eben erhalte ich — bei der Correctur — die schmerzliche Kunde, daß am 23. Mai Herr Levin Theodor Reichel, Bischof der Bräuerkirche und Mitglied der Unitäts-Direction „in fester, froher Glaubenszuversicht nach kurzer Krankheit, überaus sanft und lieblich“ entschlafen ist. Die Tageslosung war: Jes. 26, 19; der Lehrtext: Joh. 11, 26. Der Verstorbene hat viele Jahre lang auch durch wiederholte Visitationen der Sache der Mission erhebliche Dienste geleistet und sein Andenken wird nicht bloß in den Kreisen der Brüdergemeinde ein gesegnetes bleiben. Auch dieser Zeitschrift ist er ein werthvoller Mitarbeiter gewesen und hoffen wir noch einen kurz vor seinem Tode vollendeten Aufsatz über die Kaffern demnächst zum Abdruck bringen zu können.

### Ein Postscriptum zu dem neulichen Aufruf,

betreffend die Einsendung eines Beitrages zu dem Jubiläumsfonds der Rheinischen M. G., ist in der Ansprache der Generalversammlung der genannten Gesellschaft der diesmonatlichen Nummer dieser Zeitschrift beilegt. Ich bitte die Leser, die Ansprache ja nicht ungelesen zu lassen; sie läßt einen Blick thun in ein lehrreiches Stück deutscher Missionsgeschichte. Zugleich sei sie aber ein freundliches Notabene für alle diejenigen, welche etwa den Aufruf in der vorigen Nummer übersehen haben. Es wäre mir auch persönlich eine recht große Freude, wenn jeder Leser die erbetene Gabe von mindestens einer Mark bald an mich einsendete.

Rothenschirmbach, am Sonntage Rogate.

Warneck.

# Die Mission unter den Ovaherero.

Nach Mittheilungen Rheinischer Missionare insonderheit des Miss.  
Brincker.

Von Inspector von Nothen.

## I.

### Einleitendes.

Die Ovaherero gehören zu der schwarzen Bevölkerung des südlichen Afrika, die wir mit verschiedenen Namen als Kaffern, Betschuanen, Bassuto, Damra (Viehdamra) oder als Bunda und Abanta zu bezeichnen pflegen. Ein in die Augen fallendes Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit ist die Verwandtschaft ihrer Sprachen. Die Sprachen dieser Völker haben sämmtlich die Eigenthümlichkeit, daß sie den Substantiven gewisse Silben (Präfixe) vorsezen, durch welche die Begriffe classificirt werden, und Einheit und Mehrheit unterschieden wird. Omuherero ist Einzahl, Ovaherero ist Mehrzahl. Wir haben uns im Deutschen zwar gewöhnt, um der Kürze willen die Präfixe wegzulassen, aber sprachlich ist solche Verkürzung gradezu unmöglich. Herero, Bunda u. ohne Präfix ist eben so fehlerhaft, als wenn wir sagen wollten: die Deutsch, die Sachs, statt die Deutschen, die Sachsen u.

Die Präfixe sind aber unter den verschiedenen Völkerschaften nicht ganz gleich. Auf der Ostseite des südlichen Afrika lauten sie Umu, Uku, Um, U, Xi, Ki, Wa, Ba, Be; dagegen auf der Westseite Omu, Oku, Ova, Otji, E. Der grammatische Bau aller dieser Sprachen ist im Großen und Ganzen derselbe, und ihre Verwandtschaft würde noch mehr in's Auge fallen, wenn nicht Deutsche, Franzosen, Engländer nach ihrer verschiedenen Aussprache und Orthographie die afrikanischen Wörter und Namen verschieden zu schreiben pflegten. Es wäre in der That zu wünschen, daß die Gelehrten, welche diese Völker und ihre Sprachen schriftstellerisch behandeln, sich über eine gleichmäßige Schreibung der Wörter verständigten.

Zwischen den östlichen und westlichen Stämmen dieser Sprachfamilie hat die Natur selbst eine Scheidewand aufgerichtet, nämlich die fast unbewohnbare wasserlose Wüste Kalihari mit ihren weit nach Norden sich erstreckenden Ausläufern; und außerdem das Terrain der Tsetsefliege, welche mit ihrem giftigen Stich allem Vieh den Tod bringt. Ein Reisender kann

nur zu Fuß diesen Landstrich passiren, höchstens mit Eseln, denn den Eseln scheint das Gift der Tsetsefliege nicht zu schaden. Besonders an der Westseite des Okavangoflusses (der auf den Karten oft mit seinem Nebenfluß Tioge verwechselt wird) findet sich dieser unbewohnbare Strich, vom Ngami-See bis zu dem östlichen Theil des hohen Gebirges, von dessen westlicher Seite der Kunene nach dem atlantischen Ocean fließt. Die Reisenden und die Elefantenjäger nennen diesen Strich den Durstgürtel; denn er besteht fast nur aus Sandbergen, zwischen denen sich vertrocknete Flußbetten hinziehen. Nur Buschmänner finden sich hier in ziemlicher Anzahl, wie auch in der Kalihari-Wüste; sie scheinen nur in Wüsten existiren zu können. Jedoch giebt es in der Wüste auch einzelne Oasen, und in der Regenzeit finden sich in den Flußbetten hier und da Wassertümpel. Dahin haben sich die aus dem Süden vertriebenen Elefanten zurückgezogen; da suchen also jetzt die zahlreichen Elefantenjäger ihre Beute.

Die Ovaherero scheinen noch nicht sehr lange in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert zu sein. Von Norden oder von Nordosten sind sie gekommen. Ob sie mit Gewalt aus ihren früheren Wohnsitzen vertrieben sind, oder ob sie um ihrer zahlreichen Heerden willen sich ein weiteres und gesunderes Weideland suchten, läßt sich nicht mehr ergründen.<sup>1)</sup> Vor ihnen waren schon die Ovaambo<sup>2)</sup> in diese westlichen Gegenden eingerückt. Diese Ovaambo hatten das Land auf beiden Seiten des Kunenesflusses in Besitz genommen, und ihre vielverzweigten Stämme (Ovakuenyama, Ovangandjera, Ovakuambi, Ovambuindja, Ovanano, Ovarondorniti) wohnten bereits in ihren festen Dörfern und hatten das Land kultivirt, als die Ovaherero hereinkamen und die weiter südwärts gelegene Steppe bis zum Tsoachaub in Besitz nahmen. Denn obwohl die Ovaherero und Ovaambo sprachlich sehr nahe verwandt sind, so besteht doch der große Unterschied zwischen ihnen, daß die Ovaambo Ackerbauer sind, die Ovaherero dagegen Viehzüchter. Daher zogen die ersteren das fruchtbare

1) H. Hahn in seinem Bericht von 1862 meint: die Ovaherero verließen vor 100 Jahren ihre Heimath am Zambeze und bahnten sich einen Weg durch alle vor ihnen liegenden Stämme, bis sie auf die geschlossenen ackerbautreibenden Bundastämme stießen. Alte Leute am Ngami-See haben diese Ueberlieferung noch, während die Herero selbst von ihrer ursprünglichen Heimath nichts wissen. Einige Zweige von ihnen scheinen nördlich von den Bundavölkern sich ausgebreitet zu haben, wie die Barundu nördlich vom Kunene, ein anderer drang in die Felsenfestungen des Kaoko, während die Ovambanteru sich mehr östlich wandten.

2) Die Schreibart Oambo ist grammatisch nicht richtig; denn der Singular heißt Omuambo, folglich der Plural Ovaambo.

Ackerland, die letzteren die grasreichen Ebenen vor, und während erstere feste Wohnsitze und kleine Staaten unter despotischen Königen gründeten, schwärmen die letztern noch heute als ein leicht bewegliches Nomadenvolk in ungebundner Freiheit von einem Weideplatz und einer Wasserquelle zur andern. Da ihre Heerden sich immer noch vergrößerten, so wurde ihnen das neugewonnene Land doch allmählig wieder zu eng. Ein Stamm, Ovambanteru genannt, zweigte sich ab und zog weiter ostwärts bis an die Ausläufer der Kalihari-Wüste. Aber dort stießen sie zusammen mit den von Süden heraufdringenden Hottentottenstämmen.

Diese hottentottischen Jägervölker (Namaqua) scheinen ursprünglich viel weiter nach dem Norden hin sich ausgedehnt zu haben, waren aber vor den eindringenden Ovaherero und ihren zahllosen Schaf- und Rinderheerden zurückgewichen bis sie von Süden her Verstärkung bekamen. Aus der Cap-colonie brachen die Orlamhottentotten hervor, die in ihrem Zusammenleben mit den holländischen Boers (spr. Buurs) schon etwas von der Civilisation der Weißen angenommen hatten und mit ihren Feurgewehren die nur mit Speiß und Keule bewaffneten Schwarzen leicht überwältigten. Sie fielen zuerst über die Ovambanteru her, zerstreuten sie und schlugen sie fast bis zur Vernichtung. Darnach machten sie sich auch an die Ovaherero, und wurden auch diese gänzlich unterjocht und aufgerieben haben, wenn diese Schwarzen nicht noch zu rechter Zeit ebenfalls in den Besitz von Feuerwaffen gekommen wären, mit deren Hülfe sie ihre Heerden und ihre Freiheit wieder gewannen. Doch davon wird später die Rede sein.

Welches das Loos der Ovaherero geworden wäre, wenn sie sich nicht noch rechtzeitig aus der Herrschaft der Nama- und Orlamhottentotten befreit hätten, ersieht man an den sogenannten Bergdamra. Diese Bergdamra sind ebenfalls ein schwarzes Volk, und sind vermuthlich noch vor den Ovaambo und Ovaherero aus dem Innern Africa's in die Küstengegenden an der Wallfischbai gekommen, sind aber so völlig von den Nama unterjocht, zertreten und geknechtet, daß sie sogar die eigene Sprache verloren und dafür die Sprache ihrer Unterdrücker und deren Sitten annahmen. Noch heute sprechen die Bergdamra die Namasprache mit einem fremden Accent, ein Zeichen daß es nicht ihre Muttersprache ist. Aber auch die Präfixsprache der Ovaherero und sonstigen Bundavölker scheint nicht ihre Muttersprache gewesen zu sein; sie scheinen überhaupt nicht zu diesem bräunlich schwarzen Völkerkomplex zu gehören, sondern zu den eigentlichen Negern. Farbe, Schädel, Fersen, Handpalmen, überhaupt der ganze Typus der Bergdamra zeigt den richtigen afrikanischen Neger. Ganz



anders sind die Ovaherero gebaut, schlank und muskulös, Füße und Hände, besonders der Frauen, sind denen der Europäer ähnlich. Jedoch haben sie die büschelartig wachsenden krausen Haare, die wenn nicht geschoren ziemlich lang zu werden pflegen, die etwas abgeplattete Nase und die theilweise schwulstigen Lippen mit den Negern gemein.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß bei längerem Beobachten und Wohnen unter den Ovaherero man doch in mancher Beziehung zu anderen Resultaten gelangt, als der gelehrte Herr G. Fritsch, der in einem ziemlich umfassenden Werk mit vielen Zeichnungen die „Eingebornen Süd-Afrika's“ ethnographisch und anatomisch beschrieben hat. Er gesteht freilich selbst, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, grade unter den Ovaherero persönlich eingehende Forschungen anzustellen. So konnten denn allerlei Irrthümer nicht ausbleiben. Dr. Fritsch sagt z. B. auf S. 216, daß sich die Ovaherero in rothe und schwarze theilen, ovatherandu und ova-thorondu und daß die ersteren im wesentlichen mit dem Stamm der Ovambanteru zusammenfallen. Das verhält sich aber keineswegs so. Ovazorondu (Dr. Fritsch schreibt statt des z ein englisches th) ist die Bezeichnung für alle schwarzen und braunen Menschen, also nicht bloß Ovaherero, Ovaambo, sondern auch Bergdama=Neger u. Ovazerandu dagegen bezeichnet die „rothen“ Menschen, und zwar nicht bloß Nama-Hottentotten, Buschmänner, Bastarde, sondern auch die aus Mischhehen mit Nama-Frauen oder Bastard-Frauen gebornen Ovaherero. Zwar haben diese Mischlinge keine andre Farbe als ihre schwarzbraunen Brüder, aber weil sie etwas von dem Blute der rothen Völker in ihren Adern haben, nennt man sie Ovazerandu, rothe Leute.

Auch was Dr. Fritsch über Vantu und Bundasprachen sagt, bedarf einer Berichtigung. Vantu oder Vandu, Ovandu, ist der allgemeine Name für Menschen, kann also sehr wohl die ganze Völkerfamilie nicht bloß des östlichen sondern auch des westlichen Afrika umfassen. Dagegen Bunda, richtiger Ovambunda ist der Name eines einzelnen Stammes, dem die Portugiesen auf der Westküste beim Eindringen im Innern zuerst begegneten, und dessen Namen sie auf alle verwandten Völker an der Westküste übertrugen. Man thäte vielleicht besser, wenn man den Namen Vantu auf die östlichen Völker beschränken will, die westlichen Völker Vandu zu nennen, wodurch zugleich die Dialektverschiedenheit des Ostens und Westens angedeutet wäre.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Dr. Bleek's Comparative Grammar 1869, ein mit großem Fleiß und philologischer Gelehrsamkeit geschriebenes Werk, welches allen Sprachforschern und besonders den für afrikanische Sprachen sich interessirenden Gelehrten zu empfehlen ist.

## Natur des Landes.

Das Land der Ovaherero ist ein Steppenland und fast ringsum von Wüsten umgeben. Durch die kahlen Dünen an der Wallfischbai steigt man allmählich zu einer wellenförmigen Hochebene hinan, aus der nur hier und da einige kurze Bergrücken sich erheben, da und dort mit niederem Holzwuchs bestanden. An feuchten Stellen finden sich stärkere Baumgruppen, Wälder in unserm Sinn giebt es nicht. Der Baum, der am häufigsten vorkommt, ist der Dornbaum und die Giraffenakazie und das meiste Gebüsch ist Dorngebüsch, das Wahrzeichen von ganz Südwest-Afrika. Auch auf den baum- und buschlosen Ebenen wird der Fuß des Wanderers oft schmerzlich durch die am Boden kriechenden Dornen verwundet. Auch findet sich auf diesen Steppen viel giftiges Geschmeiß: Schlangen, Skorpionen, Tausendfüße, giftige Spinnen und dgl. Eine unerträgliche Plage sind die kleinen Stechfliegen, so klein daß kein Schleier schützt, und deren Stich schmerzlicher ist als Mückenstich. Heuschrecken in ungeheuren Schwärmen machen oft weit und breit das Land kahl, werden aber von den Eingebornen gern gegessen. Die Ameise mit ihren Riesenbauten, und die rothe Biene mit reichen Honigvorräthen findet sich überall. Das Wild war früher überaus zahlreich, jetzt hat es bedeutend abgenommen. Heerden von Straußen, Springböcken, Rundu, Zebra, Giraffen, Paviane, Hyänen, Panther und Löwen durchschwärmten das Land. Jetzt muß man weit gehn, um noch eine Heerde Elefanten oder ein Rhinoceros zu finden.

Stellen, die sich zum Ackerbau oder Gartenbau eignen, finden sich nur wenige, eigentlich nur in und an den Flußbetten. Diese Flußbetten sind den größten Theil des Jahres leer und ohne Wasser; nur in der Regenzeit oder bei plötzlichen Gewittern füllen sie sich mit einem wilden Wasserschwall, der aber schnell wieder vorüberrauscht. Die Sommerzeit fällt an's Ende des Jahres; Anfangs Januar fallen gewöhnlich die ersten starken Regengüsse. Ein Mittelmaß und allmähliche Uebergänge kennt das Land nicht. Immer ist es ein zu viel oder ein zu wenig. Neun lange Monate liegt die ganze Natur todt; keine Blume, kaum ein grünes Blatt ist zu sehn. Das ist kein sinnvoller Winterschlaf wie in Deutschland, sondern es ist die Dürre der Sonnengluth, welche das Aufkommen jeder Pflanze unmöglich macht. Die Erde wird gelb, die Berge roth. Das Vieh, weil es kein Gras mehr findet, nagt an den dürren Büschen, magert ab und fällt zu Duzenden. Selbst die tiefen Brunnen, welche die Ovaherero zu graben verstehn, wollen kein Wasser mehr liefern. Die Hitze

wird unerträglich, die Luft wie ein Hauch aus glühendem Backofen; die Erde brennt, selbst die Hunde schreien wenn sie aus dem Schatten heraus ihren Fuß in den glühenden Sand setzen sollen. Windhosen ziehen, den Sand hoch in die Luft wirbelnd, majestätisch über das Land hin, bis endlich, endlich in der Ferne eine Wolke sich zeigt und der Sturm sich aufmacht, mit furchtbaren Staubwolken vor sich her den Regen herbeitreibt, und das ausgegogene Land mit Wasser überschüttet.

Dann erlebt man gleich nach den ersten Regengüssen eine unbegreifliche Verwandlung. Alles fängt an zu keimen, zu grünen, zu blühen; wo man geht und steht zertritt man Blumen, die mit dem jungen Grase weit und breit den Boden bedecken. Aber freilich eben so schnell geht auch diese Herrlichkeit des Landes wieder vorüber und die heiße Dürre beginnt auf's neue. Und was man während der Dürre mit Noth und Mühe am Leben erhalten hatte, das geht in der Regenzeit zu Grunde. Hatte man während der langen Trockenheit sich einen kleinen Garten am Flußufer durch unablässiges Begießen erhalten, so stürzt nun ein reißender Strom heran, der alles zu ersäufen und fortzuschwemmen droht. Der Reisende Anderson erzählt:

„Eines Abends sammelten sich plötzlich schwere und drohende Wolken. Der Donner rollte fürchterlich in der Ferne, und die Wolken wurden von blendenden Blitzen zerissen. Wir eilten alles unter Dach zu bringen was den Regen nicht leiden kann. Das war kaum geschehen, als große schwere Regentropfen zu fallen begannen, und in wenigen Sekunden schienen alle Schleusen des Himmels geöffnet zu sein. Das Unwetter dauerte nicht über eine Stunde; aber diese kurze Zeit reichte hin, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen. Das Getöse, welches von dem Bergstrom und einer Anzahl kleiner Bergbäche erzeugt wurde, als sie ihre schwarzen schmutzigen Wogen dahin rollten, die oft bis auf 10 Fuß stiegen, war ganz betäubend. Riesengroße Bäume, frisch mit den Wurzeln ausgerissen, andre in halbverwestem Zustand, wurden mit unwiderstehlicher Kraft herumgewälzt und in die schäumenden Wogen geschleudert, als ob sie Strohhalme wären. Von einer Menge Gartenland war kaum noch eine Spur übrig, und einige Hütten der Eingebornen nahe am Strom, theilten dasselbe Schicksal. Das Ganze war eine Sündfluth im Kleinen.“

Für den Europäer ist natürlich das Reisen in einem so unwirthlichen und spärlich bewohnten Steppenland äußerst schwierig. Da das Land dem Reisenden schlechterdings nichts bietet, so muß alles, was nur irgendwie gebraucht werden könnte, mitgenommen werden. Bett und Tisch und Stühle und alles was zum Kochen gehört, Proviant aller Art, Reis, Mehl, Salz u. auch ein großer eiserner Topf, um im Freien Brod backen zu können; Schlachtvieh, Milchvieh, Wasserfäßen, Tränktrog und Tränkeimer für die Zugochsen, Spaten, Axt, Beil, Handwerkszeug aller Art,

nicht zu vergessen was zum Nähen, Flicken und Stopfen gehört. Der Wagen, auf den so zu sagen die ganze Haushaltung gepackt wird, bedarf zum Transport mindestens 12—14 Ochsen. Um die Ochsen sammt dem mitlaufenden Schlacht- und Milchvieh in Ordnung zu halten, sind 3 Männer nöthig, ein Treiber mit der bekannten langen Ochsenpeitsche, die ein Europäer nicht leicht zu führen lernt, ein Hirt, der das lose mitlaufende Vieh beaufsichtigt, und ein Leiter, der das erste Ochsenpaar lenkt, weil hier ohne Zügel gefahren wird. Natürlich ist alles mit Gewehren versehen; und da ein mäßiger Fußgänger mit dem Ochsenwagen sehr wohl Schritt halten kann, dazu Mittags ein Paar Stunden gerastet und Abends früh das Lager aufgeschlagen wird, so bleibt für den Jagdfreund noch immer Zeit genug, um seine Passion zu befriedigen. Doch ist dabei zu bedenken, daß Mittags das Thermometer meist 30 Grad R. im Schatten zeigt.

Wenn man von der Meeresküste, also von der Wallfischbai kommt, und hat die schweren Sanddünen, welche das Meer umsäumen, hinter sich, so beginnt man allmählig bergan zu steigen, zwischen den Felsenschichten hindurch, welche die Regenflüsse sich in jahrhundertlanger Arbeit durch die Steinmassen geöffnet haben. Bis Otyimbingue ist man etwa 3000 Fuß gestiegen, von da bis Okombonde steigt man noch dritthalbtausend Fuß höher. Bis dahin ging es immer durch tiefen Sand oder über Felsen, Berg auf Berg ab durch die wellenförmige Steppe. Nun aber haben wir endlich die Höhe erreicht, und vor uns liegt nach Osten und Norden das unabsehbare Plateau des südlichen Afrika. Nur nach Nordwesten sind noch die vereinzelt Höhen von Ombotozu und Omatoko sichtbar. Hier sind wir an der Omaheke. Diese Omaheke (Sandfeld) ist eine weite Ebene ohne Steine, mit einer besondern Sorte Gras bewachsen, dazwischen spärliche Büsche und wenige Bäume. Während das übrige Land von zahllosen schmälern Rinnsalen durchzogen ist, durch welche die Regengüsse aus dem Hochland ihren Abfluß nach der Küste nehmen, findet man davon in der Omaheke keine Spur. Der Regen, der auf diese weiten Flächen niederfällt, hat nirgendwohin einen eigentlichen Abfluß. Hier und da sieht man einzelne Einsenkungen, die in der Regenzeit voll Wasser stehn, und dann großen Teichen oder kleinen Landseen gleichen; aber später trocknen sie aus. Auf dem Grunde aber finden sich Kalkablagerungen 15—20 Fuß dick, und in den Kalk haben die Eingebornen Brunnenschächte gebohrt, in welchen sich im Laufe von 24 Stunden hinlänglich Wasser sammelt, um das Vieh zu tränken. Wo kein Kalk ist, werden die Wasserlöcher in



den Lehmboden gemacht, der aber viel schwerer das Wasser durchsickern läßt. Im Laufe von 24 Stunden sammeln sich darin kaum 20—30 Eimer. Also muß eine ganze Anzahl solcher Brunnen ausgeschöpft werden, um eine Herde tränken zu können. Ein einziges schmales aber tiefes Flußbett windet sich durch die Omahese, das ist die Omuramba. Die Omuramba ist in der Regenzeit nicht bloß gefüllt, sondern läßt sogar das Wasser überströmen und überschwemmt die Ufer. So weit die Ueberschwemmung reicht, findet sich reichlicher Baumwuchs. Aber auch dieser Fluß verschwindet in der heißen Jahreszeit und höchstens einige Tümpel bleiben übrig.

Aus der unabsehbaren Omahese heraus heben sich hier und da bis zu 1000 Fuß einige dicke Schichten rothen Sandsteins hervor, und steigen aus der Ebene auf wie eine große Stufe. So der berühmte Waterberg, von den Reisenden so genannt, weil er das in Südwestafrika fast unbekannte Schauspiel einer lebendigen Quelle darbietet. Die oberen 250 Fuß dieser Stufe fallen ganz steilab, und nur an einzelnen Stellen kann man in den Felsenspalten bis oben auf die Stufe selbst hinauf kommen. Der untere Abschnitt der Stufe ist mit Geröll und verwittertem Gestein bedeckt. Dieses bildet hier und da Terrassen, in denen sich eine fruchtbare Erde anhäuft. Die Quellen entspringen meist am obern Rande dieses Gerölles. Auch das Etijogebirge ist eine solche Stufe rothen Sandsteins, nur viel schmaler. Die Fläche ist oben höchstens  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Stunde breit; auch hat sie kein Wasser, außer dem Regenwasser, welches sich in einigen Löchern oder natürlichen Cisternen oben auf dem Berge findet. Ueberall auf diesen vereinzeltten Bergrücken wohnen Bergdamra, die mit den Ovaherero in der Ebene in beständiger Feindschaft leben.

### Natur und äußere Erscheinung der Ovaherero.

„Im Allgemeinen, sagt Andersson, sind die Ovaherero ein schönes Volk, und es ist gar nicht unmöglich unter ihnen Leute von 6 Fuß und etlichen Zoll zu finden, die in jeder Hinsicht wohl proportionirt sind. Ihre Gesichter sind ebenfalls schön und regelmäÙig. Aber obgleich sie äußerlich sehr kräftig aussehn, können sie doch keinen Vergleich selbst mit nur mäÙig starken Europäern aushalten. Die Frauen sind meist fein und symmetrisch gebaut, mit vollen runden Formen und sehr kleinen Händen und FüÙen. Ihr unsichres Leben und der beständige Aufenthalt unter einer brennenden Sonne ist der Grund, daß ihre Schönheit bald verschwindet, und im vorgerückten Alter werden sie oft die häÙlichsten Wesen, die man sich nur denken kann. Beide Geschlechter sind außerordentlich unsauber in ihren Gewohnheiten; der Schmutz häuft sich so auf ihren Leibern, daß man ihre Hautfarbe meist gar nicht unterscheiden kann, und um diese gänzlich zu verbergen, beschmieren sie sich mit rothem Ocker und Fett. Dadurch wird ihre Person

außerordentlich niedrig. Weder Männer noch Weiber tragen viel Kleider. Sie bedienen sich eines Schaf- oder Ziegenfelles mit oder ohne Haare, welches sie ganz lose um den Leib schlingen oder über die Achsel werfen. Diese Felle sind ebenfalls mit dicken Massen von Fett und Ocker beschmiert, bisweilen auch mit Kupfer- oder Eisenflügeln verziert. Die Männer gehen gewöhnlich in bloßem Kopf; wenn es aber kalt ist oder regnet, decken sie ein Stück Fell über. Die Weiber tragen eine Art Leibchen aus einer Anzahl kleiner runder Stückchen von Straußeneierschalen, die an Fäden gereiht sind. Die Knaben gehen gewöhnlich ganz nackt, aber die Mädchen tragen eine Art Schurz, an denen eine Menge feiner Streifen hängen; die ebenfalls mit Eisen- und Kupferflügeln verziert sind. Die Männer tragen nur wenig Schmuck, dagegen eine Anzahl Lederriemen, die sie nachlässig aber nicht ohne Geschmack um die Hüfte schlingen. An diesen Riemen tragen sie ihre Kirris, ihre Pfeile, auch eine Menge ekelhaften Ungeziefers mit sich herum.“

Im Ganzen trägt das männliche wie das weibliche Geschlecht dieselbe Kleidung. Doch zeichnen sich die Frauen, wenn sie verheirathet sind, durch eine lederne Kappe aus, die sie über den Kopf ziehen. Auf der Kappe stehen 3 lederne Zipfel in die Höhe, wie aufrechtstehende Ohren, und hinten hängt ein ziemlich breiter Lederlappen, der eben so wie die Zipfel mit allerlei Stickerei und Eisenperlen verziert ist. Auch vorn hängt ein Stück Fell herab, wie ein Schleier vor dem Gesicht, aber für gewöhnlich ist es aufgerollt, und man sieht nur 2 Zipfel rechts und links am Kopf herabhängen. Dieser Hut ist das Ehrenzeichen der Frauen; ohne ihn lassen sie sich nicht blicken. Um den Hals tragen sie eine Menge aufgereihter blauer Perlen, die bis über die halbe Brust herabhängen; und um die Hüften zwei ziemlich lange bis über die Knie reichende Schaffelle, die vorne und hinten festgebunden sind. Ueber die Schultern hängt ein Fell, womit sie die Brust zu bedecken pflegen, wenn sie einem weißen Manne begegnen. Um die Enkel tragen vornehme Frauen oft 10 bis 15 Ringe von großen Eisenperlen, deren Gewicht sie sehr beschwert und einen wackelnden Gang verursacht. Die Füße sind mit Sandalen versehen.

Auch der Mann trägt Sandalen, die er an Zehen und Fersen befestigt, und hat vorn und hinten ein Schaffell von einem langen um den Leib gewundenen Riemen herabhängen. Auch ihm hängt ein Fell von der Schulter, welches er bei kaltem Wetter über sich zieht. Auch um den Hals trägt der Mann ähnliche Schnüre von Glasperlen wie die Frauen, und nur sein Kopfschmuck ist anders. Durch Fett und Ocker klebt er sein Haar in eine Menge harter Troddeln zusammen, die beim Gehen ein klapperndes Geräusch machen. Den Bart zwickt er sich mit einer Zange aus. Vorn am Scheitel, in der Mitte der Stirn, befestigt er eine Muschel, die bei allen Männern dieselbe Form und Größe haben muß. Reich

und Arm trugen bisher dieselbe Tracht, nur war sie bei den Reichen etwas stärker mit Zierrath versehen. Neuerdings aber ist diese Tracht bereits im Verschwinden, und wenigstens die Männer bedienen sich mit Vorliebe europäischer Kleidungsstücke. Die heidnischen Frauen dagegen verachten die „Lumpen“ wie sie sie nennen, und bleiben bei ihrer alten Fellkleidung.

Das Land ist nur sehr spärlich bewohnt. Auf c. 2000 □M. kommen höchstens 100000 Menschen, die entweder mit Jagd oder mit Viehzucht beschäftigt sind.

Die Ovaherero wohnen in nicht sehr großen Dörfern, die nach Bedürfniß schnell wieder abgebrochen und anderswohin verpflanzt werden. Die Häuser oder Hütten (Pouthofs) sind aus Baumrinde und werden mit Kuhmist bestrichen. Auch der Fußboden der Hütte ist mit Kuhmist ausgeschmiert, gegen das Ungeziefer. Irdene Töpfe zum Kochen wissen sich die Ovaherero selber zu machen, so auch ihre Kalabassen und Milchgefäße. Ocker, Fett, geronnene Milch und anderer Schmutz pflegt fingerdicke daran zu sitzen, und kein Mensch denkt daran es abzuwaschen. Wird das Dorf abgebrochen, so streicht sich alles roth an; die Frauen und Töchter nehmen alles Hausgeräth auf den Kopf; das Uebrige tragen die Sklaven. Der Mann trägt nur seinen Speer, Affagai, und Wurfscheule, Kirri, neuerdings statt Pfeil und Bogen auch wohl ein Schießgewehr. Stattlich genug sieht er dann aus, der riesige Mann, mit seinen Waffen, festlich braun und roth gefärbt, die Haare mit Muscheln geschmückt, triefend von Fett, Perlschnüre um Hals und Rücken, um Bauch und Lenden, und Ringe an den Fingern. Auf den ersten Anblick sollte man sich vor ihm fürchten. Und in der That, wenn er in Leidenschaft geräth, so mag sich jeder vor ihm in Acht nehmen. Aber im Ganzen ist es ein friedfertiges und harmloses Geschlecht. Mord und Todschlag kommen selten unter ihnen vor. Sie haben etwas Gutmüthiges, Gelassenes in ihrem Wesen; man hat das Wort Ovaherero übersetzen wollen die „Fröhlichen“. Und in der That ist es ein heitres, lebensfrohes Volk. Sorglos und unbekümmert um die Zukunft oder um den Lauf der Welt summen oder pfeifen sie vor sich hin, wissen sich auch bei Unglücksfällen und Verlusten leicht zu trösten, suchen drohenden Gefahren möglichst aus dem Wege zu gehn, fügen sich, wenn es sein muß, auch in Krankheit und Tod, und sprechen resignirt me t'okukoka, ich muß eben sterben.

Genügsam, wie er ist, braucht der Ovaherero äußerst wenig zu seinem Lebensunterhalt. Auf der nördlichen sandigen Ebene bildet seine

Hauptnahrung die *Ahna*, ein Rankengewächs, welches eine Frucht trägt, die der Kastanie ähnlich sieht, nur daß der Kern nicht mehlig sondern ölig und sehr wohlschmeckend ist. Das Del wird auch ausgepreßt und zum Schmieren gebraucht. Außerdem nährt er sich von den Wurzeln gewisser Pflanzen, deren Geschmack angenehm süß ist; ganz besonders aber von den kleinen Zwiebeln (*uintje*), etwas größer als eine Erbse und von dem Nährwerth der Kartoffel, die in unglaublicher Menge unter der Erdoberfläche zu finden sind, und theils roh, theils zerstampft als Mehlbrei, gemischt oder ungemischt genossen werden. Ferner findet sich auf der Sandebene eine Art platter Bohne, die geröstet wird und sehr angenehm schmeckt. Honig gehört auch zu den beliebtesten Nahrungsmitteln, und wenn er reichlich ist, so werden Menschen und Hunde satt davon. Aber solche Honigjahre kommen selten. Zuweilen erlegen sie auch ein Wild; doch sind sie nicht eigentliche Jäger, wie die *Namaqua*. Lieber beschäftigen sie sich mit Vogelfang, vor allem mit dem Fang der Perlhühner. Sie machen sehr geschickte Schlingen aus den Fasern einer Pflanze, die sehr stark sind und sich wohl wie Hanf gebrauchen lassen.

Mit diesen spärlichen Nahrungsmitteln, mit etwas Milch und den Wurzeln des Feldes kann der *Omuherero* lange auskommen; und es mag manchen Greis unter ihnen geben, der sich in seinem Leben nie ordentlich satt gegessen hat. Indes wenn die Gelegenheit günstig ist, kann ein einzelner Mann auch wohl in Einer Nacht ein Schaf mit Haut und Haar aufessen, oder einen respektablen Topf mit geschmolzenen Fett austrinken. Darnach hält er es aber wieder drei bis vier Tage ohne Essen aus. Ein Vote ist die Fleischportion, die ihm für einen Weg von 40—60 Stunden mitgegeben war, meist schon den ersten Tag auf; er trägt sie eben bequemer im Bauch als auf dem Rücken. Den ganzen Weg legt er dann ohne zu essen zurück; nur muß er bisweilen trinken und eine Pfeife rauchen. Denn rauchen thut hier alles, Männer und Frauen, und zwar so, daß ihnen der verschluckte Rauch Krämpfe und Ohnmachten verursacht. Man sieht sie auf dem Rücken liegen und mit Genuß und Behagen den Rauch hinunterschlucken.

Fröhlich und friedfertig wie die *Ovaherero* im Allgemeinen sind, haben sie doch auch Nationaluntugenden, die einem Europäer den Verkehr mit ihnen außerordentlich lästig machen. Sie sind nemlich alle geborne Geizhälse, stehlen wie die Raben und verstehen sich meisterhaft auf's Lügen und Betteln. Was immer in den Bereich ihrer Hände und Füße kommt, wissen sie mit unglaublicher Geschicklichkeit an sich zu ziehen, und leugnen



mit der unschuldigsten Miene von der Welt auch dann noch, wenn man sie auf der That ertappt. Betteln thut hier jeder und je reicher einer ist, desto mehr. Sobald jemand etwas in der Hand hat, heißt es gleich im ganzen Kreise *tu pa o* (gieb mir doch). Und wenn es auch die geringste Kleinigkeit ist, es muß getheilt werden. Dann geht etwa ein Knochen von einer Hand in die andre, und jeder nagt etwas davon ab. Wenn einer sich eine Pfeife stopft, so muß er sie alsbald mit dem ganzen Hausen theilen, und jeder thut ein Paar Züge. Freilich haben sie in ihren Hütten wenig was des Bettelns werth wäre. Wenn aber einer von der Jagd kommt, oder hat von den Europäern etwas gekauft, so muß er sofort davon abgeben. Nahrungsmittel, Kleider, Hüte, nichts ist sicher vor dem Bettelvolk. Man findet dieselbe Sache nach der Reihe an den verschiedensten Personen wieder. Wer etwas bewahren will muß es selbst am Leibe tragen. Daher sieht man reiche Männer ihre 2 oder 3 Paar Hosen bei der größten Hitze über einander ziehen, um sie nur sicher zu haben. Bisweilen veranstalten sie förmliche Bettelreisen, um hier oder da ein altes Schaffell, etwas Mehl oder Taback zu ergattern, und erwachsene Leute sieht man kleinen Kindern nachlaufen und ihnen den Bissen abschwatzen, den sie grade zum Munde führen wollen.

Von der fleischlichen Versunkenheit beider Geschlechter, von ihrer Zuchtlosigkeit und Schamlosigkeit ist nicht wohl im Einzelnen zu reden. Hier hört alle menschliche Ordnung auf; jeder lebt nach seinen Lüsten und Begierden. Um zu wissen, was das Wort: sie sind „Fleisch“ bedeutet, braucht man nur zu einem Heidenvolk wie die Ovaherero sind zu kommen. Da geschehen Greuel die gar nicht zu glauben sind, und an denen ein Volk früher oder später nothwendig zu Grunde gehn muß, wenn nicht durch das Christenthum ein neuer Sinn und Geist unter sie gebracht wird. Vor allen Dingen ist es die *oupanga*, die fleischliche Gemeinschaft, zu welcher viele Männer und Frauen unter einander sich verbunden haben. Da ist von keiner Ehe mehr die Rede sondern nur von einer allgemeinen Hurerei. Daher kommt es, daß die Ovaherero so wenig Kinder haben. Die Zählung einer heidnischen Verft ergab, daß auf 20 Männer und 30 Frauen nur 30 Kinder kamen und das war noch ein ziemlich günstiges Verhältniß. Bei den getauften Ovaherero stellt sich das normale Verhältniß der Geburten wieder her.

(Fortsetzung folgt.)

## Dreißig Jahre unter den Heiden.

### A.

#### Sechs Jahre unter den rothen Indianern.

Von Missionar Baierlein.

(Fortsetzung.)

### III.

Das Geistesleben der Indianer ist mit Geistern erfüllt. Ihnen leben die Wälder nicht nur durch die Fülle des Wildes, sondern auch durch die Fülle der Manitos, Geister. Wie sich bei dem Menschen die Seele zum Leibe verhält, so verhalten sich in der Natur die Manitos zur todten Materie. Diese Geister können alle möglichen Gestalten annehmen; so ist der Indianer nie sicher, ob in jenem seltsam aussehenden Baumstamm ein Geist verborgen ist. In den Felsen auffälliger Formation sind sie gewiß; in den Wasserfällen wohnen sie, und deutlich hört er ihre Stimmen. Auch in der tiefen Stille der Urwälder vernimmt das Indianerohr ihre Stimmen. Wer je lange Nächte im Urwalde, ohne Zelt und Hütte, unter einem Baume, auf sanftem Moos oder noch sanfteren Schnee gebettet, zugebracht hat, der weiß daß der Urwald viel mehr Töne von sich giebt, als er sich zu erklären vermag. Der Indianer weiß sie alle zu erklären; es sind die Stimmen des Manitos.

Einige von diesen Manitos treten aus der Menge hervor und werden bekannt. Manabosho ist eine Art Schöpfer, der sich ab und zu durch große Kraftthaten hervorthut. Er überlebte auch die Sündfluth, an einen Baumstamm angeklammert, brachte dann ein wenig Erde aus der Tiefe des Wassers empor und schuf daraus die jetzige Welt. Die vier Weltgegenden sind ebenso viele Manitos, der Westen aber Kabeon, ist der übrigen Vater. Kwesino ist eine Art von Simson, Wieng ist der Schlafgott und Paguck ist der Gott des Todes. Der Abendstern war einst ein Weib. Ein ehrlüchtiger Knabe ward zum andern Planeten. Drei Brüder reisten in einem Canot und wurden zum Sternbilde. Auch der Fuchs, der Luchs, der Hase, der Adler und das Rothkehlchen hat einen Platz unter den Sternen eingenommen. Der Wolf war früher ein Knabe, seine Mutter vernachlässigte ihn aber, und so ward ein Wolf daraus. Alle Manitos sind unter Umständen Schutzgötter, können aber auch ebenso

leicht das Gegentheil sein und Schaden zufügen. So muß man sich mit ihnen zu stellen suchen. Sie erscheinen auch oft in der Gestalt von Thieren und das bringt den Indianer immer in arge Verlegenheit. Denn er weiß nie recht, ob die Schlange, die ihn mit so besonders glänzenden Augen anschaut, eine bloße Schlange ist, oder nur die Gestalt eines Manitos. Er handelt darum vorsichtig und geht ihr aus dem Wege. Ist das Totem, das Wappen, eines Indianers ein Bär (ganze Familien haben dieses Totem) so bittet er regelmäßig den Bär um Verzeihung, den er getödtet hat. Aber auch ein Hirsch kann zu dieser Ehre kommen. Hat er ihn verwundet, und wird von ihm strafend oder fragend (Was that ich dir, daß du mir das Leben nimmst?) angesehen, so ist der Indianer nicht so roh und ungebildet, daß er ihn nicht höflich um Verzeihung bitten sollte.

Ueber allen Manitos steht freilich Kichimanito = der große Geist, der alles und auch seine rothen Kinder erschaffen hat, die seine Lieblinge sind. Aber Kichimanito ist eben ein großer Geist und kann sich doch um die Kleinigkeiten im menschlichen Leben nicht kümmern.

Ueber die Schöpfung der Welt haben die Indianer wohl allerlei Gedanken, aber bestimmte Sagen, die nicht von christl. Einflüssen durchsetzt wären, habe ich unter ihnen nicht gefunden. Dagegen haben sie manche bedeutsame Sagen über den Ursprung der einzelnen Wesen, wie auch über ihren eignen Ursprung. Aus diesen Sagen wird es aber auch klar, daß Kichimanito wohl ein sehr mächtiges, aber doch kein allmächtiges Wesen ist. Das ist auch wohl der Menschen Erfindung unerreichbar. Die höchste Phantasie bringt es doch nur zu einer Art von Jupiter, der seine Schranken und — seine Schwächen hat.

Hier eine bedeutsame Frage über den Ursprung des Bösen in der Welt:

„Kichimanito ist der Herr der Welt und der Ursprung alles Lebens. So wurde er auch der Ursprung eines Wesens, welches ihm, dem Schöpfer selbst, wie allen seinen Geschöpfen eine Quelle vieler Unruhe geworden ist. Damit verhält es sich aber also:

Metowak, welches die weißen Leute jetzt Long Island nennen, war ursprünglich eine große Ebene, die so aussah, als ob das Meer auf dieser Stelle plötzlich zurückgetreten wäre und so den sandigen Grund trocken gelassen hätte. Als ob ein Erdtuch, wie ein flacher Teller auf das Meer gelegt worden wäre, so war Metowak. Hier pflegte sich Kichimanito niederzulassen, wenn er neue Dinge schaffen wollte. Denn hier hatte er Raum genug und war auch ungestört, da der ganze Ort vom Meere umgeben war.

Einige Proben seiner ersten Schöpfung waren so ungeheuer groß, daß sie schwer zu kontrolliren waren. Denn wenn Kichimanito diesen großen Thieren angemessne Kräfte

gab, so konnten sie dieselben auch wie sie wollten verwenden, bis es ihm gefiel das ihnen gegebne Leben wieder zurück und an sich zu ziehen. Darum pflegte er diese großen Wesen auf die Probe zu stellen, mißbrauchten sie ihre Kräfte, so nahm er das Leben wieder von ihnen, ehe sie noch Metowack verlassen konnten. Gefielen sie ihm aber, so erlaubte er daß sie sich entfernten. Und das thaten sie gewöhnlich so, daß sie sich am nördlichen Ende der Insel in das Meer stürzten, hindurch schwammen, und dann in den gegenüber liegenden Wäldern verschwanden.

Einst arbeitete Kichimanito an einem so großen Wesen, daß es anzusehen war wie ein Berg auf der Insel. Da kamen dann alle Manitos herbei um zu sehen was daraus werden wollte. Die Ribinabegs (Wassergeister) schauten aus der Tiefe empor, die Puckwaginis (Feen) aber machten sich lustig und krochen dem großen, unvollendeten Wesen zu den Augen- und Ohren-Höhlen hinein und hinaus, in der Meinung daß Kichimanito, der am andern Ende des Wesens arbeitete, sie nicht gewahr werde. Aber er sah die kleinen Puckwaginis wohl; denn er kann durch alle Wesen gerade hindurch sehen. Indem er sich aber über ihre lebhaften Bewegungen freute, sann er immer auf neue Gebilde.

Als nun das große Ungeheuer fertig war, fürchtete sich Kichimanito ihm das Leben zu geben, und so blieb es auf seiner Werktafel, Metowack, stehen, bis es durch sein Gewicht in die Erde versank. Durch Kopf und Schweif wurde es jedoch am völligen Verschwinden verhindert. Darauf öffnete Kichimanito einen Theil seines Rückens, und fand so eine bequeme Höhle, in welche er die Geschöpfe hineinwerfen konnte, welche die Probe nicht bestanden hatten. Auf diese Weise kam eine große Menge curioser Gestalten in dem Bauche des Thieres zusammen. -

Einst nun nahm Kichimanito zwei Stücke Ihon und formte daraus zwei große Pantherfüße. Darauf trat er selbst hinein und ging damit umher. Er fand sie leicht und bequem, und daß man damit sehr schnell und doch ohne Geräusche gehen kann. Darauf baute er zwei große Beine, in Gestalt seiner eignen, und machte sie dann eine Weile umherlaufen, d. h. die Kichimanito-Beine mit den Pantherfüßen. Das gefiel ihm wohl. Nun folgte ein runder Leib mit langen Schuppen, wie eines Alligators. Eine lange schwarze Schlange, die eben herbei gekrochen kam, heftete er ihm auf dem Rücken, wodurch es aufrecht erhalten wurde und einen hübschen Schweif bekam. Nun wurden die Schultern gemacht, breit und stark, wie eines Büffelochsen, und mit Haaren bedeckt. Das Genick ward kurz und dick.

Soweit hatte Kichimanito ohne viel Nachdenken gearbeitet; als er nun aber zum Haupte kam, sann er sich eine lange Weile. Er nahm ein rundes Stück Ihon und bearbeitete es mit großer Sorgfalt; denn er sah auf die Pantherfüße und auf das Büffelgenick. Er blickte auf die Puckwaginis, die in den Augenhöhlen spielten, und machte die Augen wie die eines Seekrebsses, so daß es nach allen Richtungen hin sehen könnte. Die Stirn machte er breit und hoch, denn hier sollte die Klugheit der Schlange wohnen, die mit ihrer gabeligen Zunge in dem Munde war. Es sollte alle Dinge sehen und alle Dinge wissen.

Doch plötzlich hielt Kichimanito inne. Denn er hatte nie vorher ein solches Geschöpf gemacht, das nur zwei Füße hat, aufrecht stehen und alle Dinge sehen kann. Doch er vollendete den Kopf. Er machte ihm starke Kiefern, breite Lippen, elfenbeinerne Zähne, setzte ihm eines Geiers Schnabel zur Nase, und eines Stachelthiers Borsten zur Haar-



lockte. Nun setzte er den Kopf auf den Rumpf. Es war die erste aufrechte Figur, die er gemacht hatte — und die erste Idee eines Menschen.

Die Nacht brach nun an; die Fledermäuse flogen durch die Luft; ein Sturmwind rauschte über die Insel und alle Thiere fingen an zu heulen.

Ein Panther kam herbei, stand mit erhobner Laze vor dem Gebilde und berauch die Pantherfüße, die den seinigen glichen. Ein Geier schwebte hernieder und versuchte einen Angriff auf die Geiernase; aber Kichimanito scheuchte ihn davon. Ein Stachelthier, eine Schlange u. kam herbei und jedes ward von seinem Theile in dem Wesen angezogen. Kichimanito verhüllte sein Angesicht für mehrere Stunden. Der Sturmwind brauste daher, und er wehrte ihm nicht. Er sah, daß ein jegliches Wesen auf Erden seines Gleichen sucht, und von seines Gleichen angezogen wird. Der Herr des Lebens sann und sann. Da tauchte der Gedanke in ihm auf, einst ein Wesen zu erschaffen, das nicht nach der Art der Erdenbewohner, sondern nach seiner eigenen Art wäre. Dies sollte die Welt der Körper mit der Welt der Geister verbinden.

Viele Tage und Nächte, ganze Jahreszeiten vergingen, während Kichimanito darüber nachdachte. Als er endlich das Haupt empor hob, leuchteten die Sterne auf das Wesen herab, und eine Fledermaus hatte sich auf seinem Haupte niedergelassen. Er nahm sie und machte aus den Flügeln die Ohren des Wesens. Nun war es fertig bis auf die Arme; und er sah, daß wenn es Arme habe, es auch Hände haben müsse. Kichimanito ward sehr besorgt; denn er hatte noch niemals einem Geschöpfe Hände gegeben. Indeß formte er die Arme und Hände sehr schön, nach dem Mustere seiner eignen. Aber er hatte keine Freude an dem Wesen. Denn wenn ihm Leben gegeben werden sollte, würde es nicht anfangen selbst zu schaffen und den Plänen des Schöpfers entgegen zu arbeiten? Kichimanito bereute es, ihm Arme und Hände gegeben zu haben.

Kichimanito warf Feuer in dieses Wesen. Aber Feuer ist nicht Leben. Das Feuer brannte den Thon, daraus es gebildet war und gab ihm ein sehr feuriges Ansehen. Es leuchtete durch die Schuppen auf der Brust und die Seekrebsaugen kollerten, wie lebendige Kohlen.

Kichimanito öffnete nun eine Seite des Wesens, aber er ging nicht hinein, wie er doch in alle Wesen die er schuf, hineinzugehen pflegte. Nun verließ er ihm ein wenig Leben, aber er nahm das Feuer nicht heraus. Kichimanito sah, daß der Anblick des Thieres sehr schrecklich war, und daß es doch in solcher Weise zu lachen vermöchte, daß es aufhörte häßlich zu sein. Er sann viel über diesen Gegenstand. Endlich dachte er, es sei nicht gut, ein solches Wesen leben zu lassen, das fast nur aus andern Geschöpfen zusammengesetzt, aber begabt war mit Händen der Kraft, mit einem Kinn das Haupt empor zu heben, und mit Lippen, alle Dinge in sich selbst zu verschließen. Während er so dachte, ergriff er das Wesen und warf es in die Höhle.

Aber Kichimanito vergaß das Leben zurückzunehmen.

Das Wesen lag lange bewußtlos in der Höhle, denn sein Fall war sehr schwer gewesen. Es lag inmitten der übrigen Thiere, die ohne Leben in die Höhle geworfen worden waren. Nach langer Zeit hörte Kichimanito einen großen Lärm in der Höhle. Er sah hinein und erblickte das Ungeheuer sitzen, und die als unnütz hineingeworfenen Thiere sammeln. Kichimanito nahm große Haufen Erde und Steine und verstopfte damit das Loch der Höhle. Nun aber ward ein großer Lärm darinnen. Die Erde dröhnte und heißer Qualm erstieg dem Boden. Die Manitos sammelten sich auf Me-

tomack, um zu sehen, was da vorgehe. Richimanito kam auch herbei; denn er erinnerte sich, daß er das Leben zurückzunehmen vergessen hatte, als er das Wesen in die Höhle warf.

Plötzlich entstiegen dem Boden große Massen von Steinen und Erde. Der Himmel hüllte sich in Nacht und Stürme brausien einher. Feuer schlug aus der Erde empor, und Wasser ward hoch in die Luft geworfen. Alle Manitos flohen vor Furcht, denn das Ungeheuer, schrecklich anzusehen, kam aus der Höhle empor mit großem Loben. Sein Leben hatte Kräfte gewonnen; denn das Feuer hatte es entzündet und voll Flammen gemacht. Alles was Leben hatte floh vor ihm und schrie: Machimanito! Machimanito! — d. h. böser Gott = Teufel!“

So wissen sich die Indianer den Ursprung des Bösen zurecht zu legen, der uns Allen so viel Noth macht.

Ueber ihre eigne Schöpfung haben sie auch artige Gedanken.

„Richimanito stand auf einem hohen Orte und sahe auf seine Schöpfung hernieder. Welcher Abstand war doch zwischen ihm und allen andern Wesen! Diesen Abstand wollte er überbrücken und Wesen schaffen, die zwischen der Thierwelt und der Geisterwelt mitten inne stehen sollten. Darum nahm er seinen Erdenstaub in seine Hand, formte ihn und blies ihn an. Da stand vor ihm der weiße Mann. Er sah bleich und kränklich aus, und der große Geist ward traurig. Da sprach er: Weißer Mann, du bist nicht das, was ich eigentlich wollte. Doch ich will dir das Leben lassen; tritt zur Seite! — Darauf nahm er von Neuem Erdenstaub in seine Hand, formte ihn und blies ihn an. — Da stand vor ihm der schwarze Mann. Richimanito sah finster darein, denn der Schwarze war sehr häßlich. Tritt zur Seite, rief er. Wieder nahm er Erdenstaub in seine Hand, formte ihn und blies ihn an, und vor ihm stand — der rothe Mann. Richimanito lächelte vergnügt, und nickte seinem Liebling zu. Darauf sprach er: Kommt her meine Kinder! Weißer Mann, du bist nicht mein Liebling; aber da ich dir zuerst das Leben gab, sollst du auch den Vorrang haben. Hier wähle von diesen drei Kisten welche du haben willst. — Der weiße Mann sah erst vorsichtig in alle drei Kisten hinein und rief dann: Diese wähle ich! Das war eine Kiste mit Büchern, Papier, Schreibfedern und Diente. Nimm sie, sprach Richimanito und brauche sie recht! Darauf rief er den rothen Mann und sprach: Komm, mein Liebling, und wähle! Der rothe Mann sah in eine Kiste hinein, und erblickte Pfeile und Bogen, Kriegeskeule und Jagdmesser. Ich wähle diese, rief er, ohne auch nur in die andre Kiste zu schauen. Recht so, mein Liebling, sprach Richimanito; nimm sie und brauche sie recht. Darauf sprach er zu dem schwarzen Manne: Komm und nimm dies! Das war eine Kiste voll Hacken, Aexte und all der Dinge, welche der schwarze Mann nöthig hat, wenn er für den weißen und rothen Mann arbeitet.“

Das ist also dem rothen Manne gewiß, daß er der Liebling Richimanitos — des großen Geistes — ist, und daß seine Lebensweise ihm wohlgefällt. In unermesslichen Urwäldern frei umherzuschweifen, wie das Wild, das ist des Indianers Lust, und so will es Richimanito von ihm haben. Aber etwas ist doch irgendwo nicht richtig, das merkt er doch; denn Richimanito hat sich von ihm zurückgezogen, scheint sich um seinen

Liebling nicht besonders viel zu kümmern, so daß dieser nur fast ganz in den Händen der Manitos ist. Von diesen spricht der Indianer fast nie, er spricht immer von Richimanito, aber er fürchtet sich vor den Manitos und dient ihnen.

Dieser Dienst sucht sich natürlich auch in Opfern einen Ausdruck zu geben. Nun macht sich zwar der Indianer keine Götzen, aber er hat doch sehr oft welche. Ein Fels oder Stein besonderer Formation wird oft von ihm dazu erwählt und mit Opfern bedacht. An dem hohen Ufer eines Flusses, welchen ich oft passirte, standen drei Steine, die von weiter Ferne dorthin gebracht zu sein schienen. Sie waren etwa 2 Fuß hoch, und bildeten, wenn man einige Phantasie zur Hülfe nahm, die Gestalt der Brust, des Halses und Kopfes eines Menschen. Von Armen und Beinen oder einem Gesicht war aber nichts vorhanden. Sie waren nicht mit Händen gemacht, sondern an irgend einem felsigen Ufer vom Wasser so ausgespült worden. Diese drei Steine nun dienten den Indianern als Götzen, denen sie ihre Opfer brachten. Meist Tabak, weil sie den fast stets bei sich führten; aber auch Zucker und Geld. Diese Steine mußten nämlich besondere Manitos vorstellen, und sie wollte sich der Indianer geneigt machen. Wir warfen sie oft in den Fluß; aber bei der nächsten Reise fanden wir sie wieder auf ihrem hohen Ufer. Wir trugen sie in den Wald hinein, aber bald fanden wir sie wieder an ihrer Stätte. Zuletzt nahm ich zwei mit in mein Blockhaus, und als ich im Jahre 1853 nach Deutschland reiste, nahm ich den besten mit. In dem kleinen Museum des Missionshauses zu Leipzig ist er noch heut zu sehen, und steht auf einer Säule neben einem andern hübscheren Götzen, welchen ich später aus Indien dorthin brachte.

Das sind freilich unschuldige Opfer; aber die Indianer wissen ihren Götzen auch noch ganz andre Opfer zu bringen. Davon nur ein Beispiel.

Im Februar 1838 ergriffen die Pawnis, die gerade einen grausamen Krieg mit den Sioux führten, ein etwa 14jähriges Mädchen der letztern und brachten es in ihre Lagerstätten am westlichen Ufer des Mississippi. Weibliche Gefangene werden eigentlich nie getödtet, sondern vertheilt; doch hier meinte man eine Ausnahme machen zu müssen. Wochenlang dauerte die Berathung darüber und endlich siegte die blutdürstige Partei. Am 22. April ward beschlossen die Gefangene dem Maisgotte zu opfern.

Als der Mais gepflanzt, aber noch nicht mit Erde bedeckt war, ward

sie nach allerlei Ceremonien in der Nähe des Maisfeldes an einen Baum gebunden und durch ein gelindes Feuer erst halbtodt gequält. Dann ward sie plötzlich von hundert Pfeilen durchschossen und sofort in ganz kleine Stückchen geschnitten. Damit eilten die Männer auf das Maisfeld, um hier und da ein Stückchen Menschenfleisch zu den eben gepflanzten Maiskörnern zu thun. So ward das Maisfeld mit Menschenfleisch und Menschenblut gedüngt!

Zwei Monate darauf ergriffen die Sioux einen Pawni und tödteten ihn aus Rache in derselben Weise. —

So leben denn die Indianer in der Wildheit, wie ihre Vorfahren, sterben auch wie ihre Vorfahren und gehen, nach ihrer Meinung, nach dem Tode in den fernen Westen zu ihren Vorfahren. Das ist eine lange, lange Reise in den fernen Westen, darum auch der Verstorbene neue Schuhe an die Füße bekommt, und noch dazu Leder zu einem zweiten Paare. Aber einmal glücklich in dem fernen Westen angelangt, ist er auch in wunderschönen Jagdgebilden, wo es nie an Wild fehlt. Er feiert immerdar fröhliche Feste und Schmausereien und lebt im Ganzen gerade so wie hier, noch viel besser und mühelos.

Das ist der Himmel der Indianer, aber die Bösen kommen nicht hinein, das ist gewiß. Wer ist aber böse? Nun wer durch Zauberei oder sonst hinterlistig seinem Nächsten Schaden thut, der ist böse. Wer aber ruhig seinen Weg fortgeht, sein Wild jagt, Frau und Kinder versorgt u. d. ist gut, und ihm können die schönen Jagdgebilde im fernen Westen nicht fehlen.

Es giebt aber doch Böse, und wie werden denn die nun von dem Guten geschieden? Darüber haben die meisten Stämme verschiedene Ansichten, geschieden aber werden sie immer. Eine der Ansichten mag hier eine Stätte finden.

„Wenn die verstorbenen Indianer die lange beschwerliche Reise nach dem fernen Westen endlich glücklich überstanden haben, so kommen sie an einen breiten Fluß. Drüben ist das Land der Seligen, das Land ewiger Fülle, unaufhörlicher Feste. Schön sieht es schon von ferne aus, und fest meinen sie schon den Jubel der Festgelage zu hören. Wie aber über den Fluß kommen? Dort steht ein kleiner Canot, welche Freude! Aber o weh! er ist von Stein. Doch eine andere Fährte giebt es nicht, es muß gewagt werden. So tritt der Verstorbene in den Canot und die Fahrt beginnt. Ist er nun mit keinen Sünden beladen, so trägt ihn der Canot leicht und sicher hinüber, und er ist nun ewig versorgt bei seinen Vätern, im Lande da die Sonne untergeht. — Ist der Mann aber mit Sünden beladen, so erträgt ihn der Canot nicht, sondern versinkt mit ihm in der Mitte des Stromes. Der Canot geht dann von selbst wieder an das Ufer



zurück, der sündige Indianer aber bleibt im Strome stecken, und kann weder rückwärts noch vorwärts. Hinter ihm liegt das Land der Lebendigen; dorthin kann er nicht wieder zurück. Vor ihm liegt das Land der Seligen; das kann er nimmer erreichen, obwohl er es von ferne sieht.“

## IV.

Von einer Geschichte der Indianer läßt sich nicht wohl reden; aber von den Geschehnissen der Indianer läßt sich gar viel sagen und klagen. Ein lebensvoller, kräftiger, großartig angelegter, Millionen zählender Menschenstamm, ist dem langsamen aber sicheren Tode geweiht. Mit richtigem Vorgefühl verlegten die Indianer das Land ihrer Seligkeit, die Sammlung ihrer Väter, nach dem Untergang der Sonne. Denn zur Ruhe kommen sie nicht, und auch zu ruhigen Wohnstätten auf Erden kommen sie nicht, bis sie untergegangen sind. Immer wieder von den Weißen in ihren Wohnstätten bedrängt, eingeengt und betrogen, sehen sie sich immer wieder zur Selbsthülfe gezwungen. Diese aber kann der Natur der Sache nach nur grausam sein. Denn es ist ja der weiße Menschenstamm, der sie bedrängt; so muß der weiße Menschenstamm vertilgt werden, meinen sie. Wie kann der Wilde wissen, wie viele Weißen die Erde trägt. Er sieht ihrer nur wenige, und die sind alle schlecht, bedrängen ihn alle, engen seine Jagdreviere ein, verschrecken sein Wild, zerstören seine Existenzquellen, verursachen, daß seine Frau und Kinder hungern müssen und in Lumpen gehen. Kein Wunder, daß wenn er einmal anfängt, er alle skalpirt, derer er habhaft werden kann. Sind sie doch auch ihm gegenüber alle gleich schuldig. Schuldig dadurch, daß sie in seine Reviere eindringen. — Das Ende davon ist freilich immer, daß sein Stamm nicht nur dezimirt, sondern fast ausgerieben wird und daß sich der Rest mit noch bitterern Gefühlen in der Brust noch tiefer in die Wälder flüchten muß; bis er auch hier wieder aufgefunden, wieder bedrängt und wieder verdrängt wird. — Könnte ein Indianer die Geschichte seines Volkes beschreiben, die Gesichter der Weißen würden röther werden, als die der Indianer selbst!

Nur auf einige Glieder in der langen Leidenskette will ich hinweisen. Und zwar nichts von den Greueln der Spanier in Mexico und Peru, weil das außerhalb unsers Gebietes liegt, die wir es nur mit den Indianern zu thun haben, welche zwischen dem atlantischen Ocean und dem Felsengebirge wohnen.

Am 10. November 1620 landeten die ersten Dissenter, welche ihres

Glaubens wegen aus England vertrieben wurden, auf dem unwirthlichen Gestade des Cap Cod, im heutigen Staate Massachusetts. Sie nannten sich Pilgrimme, weil sie eine Heimath suchten, und Pilgrimme werden sie noch heut von ihren Nachkommen genannt. Einige der Männer unternahmen eine Untersuchungsreise in das Land hinein, um einen Platz zur Ansiedelung oder doch zum Ueberwintern zu finden. „Es war sehr kalt,“ schreibt einer derselben, das Wasser gefroren an unsern Kleidern und machte sie wie eisern.“ Sie waren noch nicht lange gegangen, als sie fünf Indianern begegneten. Die Pilger machten ihnen Zeichen des Friedens, aber die Indianer flohen; denn sie hatten den weißen Mann schon seit 6 Jahren durch die Holländer kennen gelernt und traurige Erfahrungen gemacht.

Des andern Tages kamen die Pilger auf einen freien Platz, wo sie viele runde Hügel fanden. Sie öffneten einen und fanden Mais darinnen. Den nahmen sie und kehrten damit auf ihr Boot zurück. — Da raubten sie den Indianern ihre Wintervorräthe; das war der erste Segen, den auch die frommen Pilger dem rothen Manne brachten!

Des andern Tages trafen 20 Pilgrimme im Boote eine Anzahl Indianer am Ufer mit dem Schlachten eines großen Fisches beschäftigt. Die Pilgrimme landeten, die Indianer fliehen sofort und lassen den Fisch zurück. Die Pilgrimme machen sich bequem und richten den Fisch für sich selber zu. Das war den Indianern zu viel, gestern den Mais und heut den Fisch zu verlieren. Als nun die Pilger beim Mahle saßen und sich den gebratenen Fisch wohlschmecken ließen, schossen die Indianer ihre Pfeile auf sie ab. Die Pilger erschrakten und wollten in ihr Boot fliehen, aber ihr Führer ermahnt sie zum Stehen und zum Schießen. Sie thun es, und drei der Indianer fallen todt zu Boden, die übrigen fliehen. — So endigte das zweite Zusammentreffen der Pilger mit einer Mordthat; denn die Indianer hatten wohl ein Recht ihr Eigenthum — ihren Fisch — mit Waffengewalt zu vertheidigen; aber die Pilger hatten kein Recht, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, und sie noch dazu — weil sie es nicht gutwillig hergeben — zu tödten.

Endlich fanden die Pilger einen Ort, den sie zur Niederlassung geeignet hielten und fingen an Hütten zu bauen. Da sie von Plymouth in England abgefahren waren, so nannten sie den Ort Neu-Plymouth. Der Winter war hart, die Arbeit war schwer und als der lang ersehnte Frühling kam, beschien die Sonne 50 Gräber. Die Hälfte der Pilger hatten ihre Heimath gefunden. Doch der Muth fiel ihnen nicht, und im

April 1621 sandten sie ihr Schiff nach der Heimath zurück, um die übrigen Pilger zu holen.

Die Indianer hatten sich den Winter über still gehalten, nun aber ließen sie sich wieder sehen. Eines Tages wurden die Pilger durch die Ankunft eines einzelnen Indianers überrascht, welcher furchtlos in ihre Mitte trat und ausrief: „Welcome Englishmen!“ — Er erzählte ihnen dann im gebrochenen Englisch, daß er mit englischen Fischern zusammen gewesen und von ihnen das Englisch aufgeschnappt habe. Von ihm hörten die Pilger auch, daß sie in dem Reiche des Häuptlings Massassua wären, dessen Wohnstätten nicht allzuweit entfernt wären. Der Mann ward freundlich behandelt und mit einigen Geschenken entlassen. Nach einigen Tagen kam er wieder und zeigte ihnen an, daß der Häuptling selbst im Anzuge sei. Des andern Tages kam Massassua wirklich von 60 Mann begleitet, und machte auf einem Hügel, nahe bei der Ansiedlung, Halt. Beide Theile, Pilger und Indianer, sahen einander eine Zeitlang schweigend an. Endlich gab der Häuptling zu verstehen, daß einer der Weißen zu ihm kommen und mit ihm reden möge. Das geschah denn und der vorhin genannte Indianer diente dabei als Dolmetscher. Es wurde nun ein Friedensbündniß geschlossen, der Häuptling trat ihnen ein bedeutendes Stück Land ab, die Pilger gaben ihm einige Messer und sonstige Kleinigkeiten, und beide Theile versprachen in Frieden mit einander zu leben. Massassua hielt sein Versprechen bis an seinen Tod (er lebte noch viele Jahre), die Pilger aber erlaubten sich, sobald ihre Zahl größer ward, gar manche Uebergrieffe, so daß der Häuptling seine Leute oft zurückhalten mußte, das Unrecht zu rächen. Leider reichten die Pilger schon bei dieser Gelegenheit den Indianern den so verderblichen Ishkudewabu = Feuertrank.

So war denn wenigstens ein Anfang zum friedlichen Nebeneinanderwohnen der Europäer mit den Indianern gemacht. Lange ging es aber auch hier nicht in Frieden fort. Einer der benachbarten Stämme, der Pequots, hatte sich gleich Anfangs feindlich gezeigt, und als nun der Colonien inuner mehr wurden, und die Weißen sich die schönsten Plätze suchten und besetzten, ohne viel um Erlaubniß zu fragen, so konnte es an Unzufriedenheiten und Reibungen nicht fehlen. 1636 schon kam es zum offenen Kriege, welcher 2 Jahre dauerte und damit endete, daß Tausende von Indianern getödtet, die übrigen des Stammes aber nach Westindien als Sklaven versandt wurden. Die Pilger erklärten den ganzen Stamm für erloschen, und nahmen von dem weiten Lande desselben Besitz.

Noch lebte der alte Häuptling Massussua und wußte seinen Stamm in Frieden mit den Weißen zu erhalten. Das war ein Glück für die Pilger. Ihm folgte sein ältester Sohn, welchen die Pilger Alexander nannten. Auch er war friedlich gesinnt. Er erneute den Friedensbund, welchen sein Vater mit den Pilgern geschlossen hatte, und er auch hat ihn nie gebrochen.

Die Pilgrimme waren nun 50 Jahre in der neuen Welt. Sie hatten an Zahl wie an Wohlstand sehr zugenommen; sie hatten in verschiedenen Districten Städte gegründet und Kirchen gebaut; überall aber hatten sie Forts errichtet und besaßen eine waffenfähige und waffenlustige Mannschaft. Die ganze Gegend, die sie eingenommen hatten, nannten sie Neuengland. Da sie nun so erstarkt waren, so gefiel es ihnen nicht länger ihrem Bunde mit den Indianern gemäß, mit denselben auf dem Boden der Gleichheit und Freundschaft zu stehen. Nun betrachteten sie sich selbst als die Herren des Landes, die Indianer aber nur als geduldete Unterthanen, die eigentlich gar kein Recht hatten da zu sein. Da dies nun ihre Anschauung war, so konnte auch dem gemäße Handlungsweise nicht ausbleiben. Diese zeigte sich auch bald in sehr verderbenbringender Weise. Denn auf ein leeres Gerücht hin, daß der Häuptling Alexander zum Kriege rüste, forderten sie ihn ohne Weiteres vor ihr Gericht. Und als er, darüber empört, natürlich nicht erschien, so überfielen sie ihn mitten in seinem Lande und nahmen ihn gefangen. Dabei hatte der Führer dieser Schaar, Winslow, ihm ein geladnes Pistol vor die Brust gehalten, und ihm gedroht ihn sofort zu erschießen, so er sich zur Wehre setzte. Diese schmachvolle Behandlung seitens der Weißen, die arm und hungrig in sein Land gekommen und von seinem Vater nicht nur gastlich aufgenommen, sondern auch treulich beschützt worden waren, empörten das Gemüth des armen Wilden so sehr, daß er in Fieber und Raserei verfiel. Es ist bekannt, daß die Indianer noch heut nicht gefangen gehalten werden können. Sind sie ihrer Freiheit beraubt, so sterben sie dahin, wie ein Fisch auf trockenem Lande. Das geschah denn auch dem armen Häuptling Alexander. Wohl ward er bald wieder auf freien Fuß gesetzt, aber schon auf dem Heimwege starb er, und sein Bruder Philipp empfing seine Leiche. —

Dieser, von den Pilgrimmen stets König Philipp genannt, ward nun Häuptling an seiner Statt. Er war ein weitsehender und edler Mann, der den Untergang seines Volkes kommen sah, ohne im Stande zu sein ihn aufzuhalten. Indesß trat auch er dem Bunde bei, welchen sein Vater und Bruder mit den Kolonisten geschlossen hatten. Er erklärte das Gesetz



des Königs von England anzuerkennen, und in dessen Unterthanen, den Kolonisten, seine Brüder und Freunde zu sehen! Aber diese Brüder und Freunde wollten seine Herren sein, und fuhrten fort mit seinem Lande zu schalten und zu walten nach eignem Wohlgefallen. Dadurch wurden seine Grenzen immer mehr eingeengt und seine Niederlassungen von den Kolonien der Weißen umringt. Die Folge war, daß sich das Wild, der Hauptnahrungsweig seines Volkes, immer mehr verlor, und vor dem Getöse der Civilisation zurückzog. So wurde es ihm offenbar, daß ein längeres Nebeneinanderwohnen der Kolonisten und der Indianer, unmöglich war. Ein Theil mußte also weichen, das wurde ihm sehr klar. Und daß er nun meinte, das Weichen komme den Fremdlingen zu, kann ihm nicht verarget werden.

Weil aber König Philipp ein weitsehender Mann war, so war er auch vorsichtig. Er unternahm keine Feindseligkeit gegen die Weißen, sondern strebte mit ganzem Ernste darnach, die Feindseligkeit unter den verschiedenen Stämmen seines eignen Volkes zu beseitigen. Natürlich konnte er nicht umhin dabei auf die Gefahr hinzuweisen, welche ihnen Allen gleich sehr von den immer mehr überhand nehmenden weißen Eindringlingen bevorstehe. Die Kolonisten hatten aber einen Spion in seiner Nähe, das war ein von dem hochverdienten Elliot getaufter Indianer, der ein wenig Englisch verstand. Dieser verrieth den Kolonisten diese Bemühungen und Andeutungen des Königs Philipp. Eines Tages nun ward dieser Mann todt unter dem Eise gefunden. Die Kolonisten beschuldigten einige Indianer, Philipps Unterthanen, und unter ihnen einen seiner vertrauten Freunde, des Mordes. Und ohne auch nur Philipp, den sie doch selbst immerfort König nannten, davon eine Anzeige zu machen, wurden diese Indianer und sein vertrauter Freund ergriffen und hingerichtet.

Dies ward die Veranlassung des längst unvermeidlich gewordenen Krieges.

Die Gräuel desselben zu beschreiben, ist nicht meine Absicht. Unschuldiges Blut floß auf beiden Seiten, und die Grausamkeit der Nachkommen der „Pilger“ stand derjenigen der Wilden in nichts nach. Den Wilden aber dient Vieles zur Entschuldigung, während die Kolonisten kaum etwas auf ihrer Seite haben.

Vierzehn Monate dauerte der Krieg. Die Indianer zerstörten 24 Kolonien und tödteten 600 Kolonisten, sie selbst aber, ihr ganzer Stamm, mit ihrem Häuptlinge, gingen unter. Auch Elliotts Missionsstationen gingen größtentheils mit unter. Das war im Jahre 1676.

Die Pfeile und Bogen der Indianer waren aber schlechte Waffen, gegen die Feuerrohre ihrer Gegner. Einst flüchteten sich 4000 Indianer in einen fernen Sumpf und verschanzten sich dort mit Baumstämmen. Die Kolonisten fanden sie auf und erstiegen die Verschanzungen. Flehentlich baten die Indianer um ihr Leben, aber nur die Schüsse der hartenherzigen Kolonisten antworteten ihnen, bis sie Alle, Todte und Verwundete, übereinanderlagen. Von 4000 Indianern entkamen kaum 200.

Philipp sah das Ende seines Stammes vor Augen. Noch einmal kam er nach Mount Hope, der Residenz seines Vaters und Bruders, wie seiner eignen. Lange sah man ihn hier gesenkten Hauptes stehen, als ob er Abschied nehmen wollte von seinem früheren Glück, von den Grabstätten seiner Väter. Dann floh auch er, von nur 90 Mann begleitet, und suchte Schutz in einem fernen Sumpfe. Die Gefangennahme und Hinrichtung seines Freundes, des Häuptlings Guanochet, der lieber starb, als daß er Philipps Aufenthalt verrieth, schmerzte ihn tief und gemahnte ihn an sein Ende. Da läßt sich einer seiner Leute voreilig vernehmen, Philipp möchte doch die Feinde um Frieden bitten. Mit einem Schlage seiner Streitart streckt er ihn todt zu Boden. Das war die Antwort, die sein tiefer Schmerz ihm auspreßte. Ein Verwandter des Erschlagenen geht nun hin und verräth den Feinden den Aufenthalt seines Königs. Diese wurden froh und sandten sofort eine Kompagnie Truppen mit dem Verräther ab. In der Nacht vor ihrer Ankunft träumte Philipp von dem Ueberfalle und von seinem Ende. Am Morgen ruft er seine Männer zusammen, erzählt ihnen den Traum und spricht: „Fliehet, und rettet euer Leben; denn ich glaube mein Traum geht in Erfüllung.“ Aber Keiner seiner Männer wollte ihn verlassen. Und als sie noch darüber redeten, kam die Schaar der Feinde, mit dem Verräther an der Spitze, und der Kampf beginnt. Philipps Getreue fallen zu seiner Seite, endlich trifft auch ihn eine Kugel und durchbohrt sein Herz. So fiel der größte der Indianerfürsten Neuenglands.

„Philipps Fall“, sagt ein Amerikanischer Geschichtsschreiber, „wurde damals als der Untergang eines mächtigen und geschäftigen Feindes betrachtet; jetzt sieht man darin den Fall eines großen Kriegers, eines weisen Staatsmannes, eines mächtigen Fürsten. Damals erregte es allgemeine Freude; jetzt erweckt es ernste Betrachtungen über die Unbeständigkeit der Reiche, über das besondere Geschick der Indianer, über die unausforschlichen Wege Gottes. Philipp sah in dem Fortschritte der Kolonien den Verlust seines Reiches wie den Untergang seines Volkes, und

machte einen mächtigen Versuch, dieses Unglück abzuwenden. Er fiel. Sein Fall trug bei zur Erhebung der Vereinigten Staaten. Die Freude über seinen Fall sollte aber mit Schmerz über sein Unglück, und mit Achtung gegen seine Vaterlandsliebe und gegen sein Talent gepaart sein."

Philipps Frau und einziger Sohn von 9 Jahren geriethen in Gefangenschaft. Der Knabe wurde als Sklave verkauft! Ist das denkbar? Man will ihn nach den Bermudas senden. Da erwacht doch noch etwas wie Gewissen in den Gliedern der Regierung, und man befragt die Geistlichkeit, was mit dem Knaben geschehen solle. Ein Reverend, Herr Cotton urtheilt, er müsse getödtet werden, weil er der Sohn eines Rebellen wäre! Ein andrer Reverend, Herr Dr. Mather, pflichtet diesem Urtheil bei. — Ich weiß nicht ob andre, als Calvinistische Geistliche, eines solchen Urtheils fähig gewesen wären. So früh und so sehr waren die Nachkommen der um ihres Glaubens willen aus England vertriebenen „Pilger“ verwildert! Glücklicherweise waren doch noch menschlichere Stimmen im Rathe, so daß der Blutanschlag nicht durchging.

Der Untergang dieses mächtigen Indianerfürsten mit seinem ganzen Volke schreckte weit hin die Indianer; doch nicht zur Unterwürfigkeit, sondern zur Rache auf. Ein Stamm nach dem andern erhob sich, überfiel die nächsten Kolonien und tödtete alles was Leben hatte. Doch die Uneinigkeit der Stämme in ihrem Vorgehen machte es den Kolonisten leicht, überall das Feld zu behaupten, und überall neuen Länderbesitz zu erwerben.

Da sich nun die englischen Kolonien ausbreiteten, konnte es nicht fehlen, daß sie mit den ältern französischen Kolonien in Conflict kamen. Nach mancherlei Reibungen kam es 1688 zum offenen Kriege. Die französischen Kolonien riefen nun die ihnen befreundeten indianischen Stämme zur Hülfe auf; aber auch die englischen Kolonien fanden Indianerstämme, welche ihnen halfen. So mußten sich denn die Indianer gegenseitig bekämpfen und ausrotten, und zwar in einer Sache, die ihnen von beiden Seiten feindlich war. Denn wer auch gewann, Franzosen oder Engländer, die Indianer verloren immer.

Neun Jahre lang dauerte dieser Krieg, und kaum waren 6 Jahre Friede gewesen, so kam es 1703 schon wieder zum offenen Kriege. Und so ging es fort, bis der amerikanische Freiheitskrieg ausbrach, in welchen dann wieder die Indianer verlockt wurden, sowohl für die Engländer als auch gegen sie — für die amerikanischen Kolonien — zu kämpfen. Immer

aber war das Resultat dasselbe; die Indianer vernichteten sich gegenseitig, um dem weißen Manne Raum zu machen.

Wie aber diese Politik der verschiedenen kriegsführenden Mächte der Weißen von verständigen Indianern angesehen wurde, zeigt deutlich eine Rede derselben. Die Indianer sind nämlich nicht nur tapfere Krieger, sondern auch gewaltige Redner. Man muß sie selbst gehört haben um die volle Schönheit und Kraft der Rede dieser Wilden gebührend schätzen zu können. Eine geschriebene Rede ist ja immer nur eine halbe Rede, doch will ich einige derselben anführen.

In den Freiheitskriegen hatte der britische Commandant von Detroit (Michigan) die Indianer zur Theilnahme am Kriege gegen die Kolonien aufgefordert. Vor diesem Commandanten hielt nun der Häuptling Hoko-pon folgende Rede:

„Mein Vater! Du hast vor einiger Zeit diese Kriegsart in meine Hand gegeben und gesagt: Versuche diese Art an den Köpfen meiner Feinde, der Richimakoman (Amerikaner, buchstäblich Langmesser) und laß mich nachher hören, ob sie scharf und gut war. Mein Vater, ich hatte weder Ursache noch Neigung, mit einem Volke zu kriegern, das mir nicht in den Weg gekommen war. Doch, da du sagst, du seist mein Vater und ich dein Kind, so nahm ich die Art an, weil du mir sonst auch die Dinge vorenthalten hättest, die ich nun zum Leben brauche und sonst nirgends bekommen kann. Du hältst mich vielleicht für einen Thoren, daß ich, blos auf dein Wort hin, mein Leben auf's Spiel setze, und zwar in einer Sache, die mich gar nichts angeht, und ich keine Aussicht habe, etwas gewinnen zu können. Denn es ist deine Sache mit den Langmessern zu kämpfen. Ihr habt einen Streit unter euch selbst angefangen und ihr solltet ihn auch selbst ausfechten. Ihr solltet nicht die Indianer, eure Kinder, zwingen, sich um euretwillen der Gefahr auszusetzen.

Mein Vater, es hat schon viele Leben gekostet; ganze Stämme sind dünne geworden. Kinder haben ihre Eltern, Weiber ihre Männer, Brüder ihre Brüder verloren. Und wer weiß wie viele Menschenleben es noch kosten wird, ehe euer Zank zu Ende ist. — Mein Vater, ich habe gesagt, du hältst mich vielleicht für einen Thoren, daß ich so sinnlos über deine Feinde herfalle. Denke aber nicht, daß ich nicht einsehe wie du, obwohl du jetzt in ewiger Feindschaft mit den Langmessern zu sein scheinst, doch gar bald Frieden mit ihnen machen kannst. Merke was ich jetzt sage. Während du uns Indianer auf deine Feinde hetzt, und während ich eben im Laufe bin mich auf deine Feinde zu stürzen, die tödtliche Waffe in der Hand, die du mir selbst gabst — was möchte ich sehen, wenn ich plötzlich umblickte? Vielleicht sähe ich, daß mein Vater den Langmessern, ja eben denen, die er jetzt seine Feinde nennt, die Hand drückte. — Da dürfte ich auch sehen, daß er über meine Thorheit lacht, und doch riskire ich jetzt mein Leben auf sein Gebot! — Denn wer von uns kann denn glauben, daß du ein Volk verschiedner Farbe mehr liebst, als eins von eben so weißer Farbe als die deinige.

Mein Vater, halte im Gedächtniß, was ich gesagt habe. Und nun hier ist die Streittaxt, die du mir gegeben hast. Ich habe sie scharf gefunden, wie die Kopfhaut (Scalp), die daran hängt, dir zeigen kann. Doch ich habe nicht alles gethan, was ich



hätte thun können. Mein Herz entfiel mir. Ich hatte Mitleiden mit deinen Feinden. Die Unschuld (Weiber und Kinder) hatte keinen Theil an eurem Streite; darum habe ich einen Unterschied gemacht; ich habe verschont. Ich habe einiges Fleisch lebendig genommen, und als ich im Begriff war es dir zu bringen, erblickte ich einen von deinen großen Kähnen; darauf legte ich es für dich nieder. In einigen Tagen wirst du es erhalten, und finden daß die Haut von derselben Farbe ist als deine eigne. Verderbe nicht, was ich verschont habe; denn du hast die Mittel zu erhalten, was bei mir verderben würde. Denn der rothe Krieger ist arm, seine Hütte ist leer; aber dein Haus, mein Vater, ist immer voll.“

Indem nun die Kolonisten immer weiter nach dem Westen vordrangen, kamen sie immer wieder in die Gebiete von Indianern, die sie noch nicht kannten. Die Indianer haßten die weißen Eindringlinge; denn sie hatten ja noch tagereisenweite unbebaute Landstrecken im Osten, so daß sie gar nicht nöthig hatten, den rothen Mann in seinen westlichen Revieren zu stören. Aber der Zug ging nun einmal nach dem Westen und ruhte nicht, weder von den unwirthlichen Steppen noch von dem hohen Felsengebirge aufgehalten, bis die Ufer des stillen Oceans ihnen ein: Bis hier her und nicht weiter! zuriefen. Wie hätten sie denn die armen Indianer aufhalten können! Sie achteten diese armen Wilden vielmehr sehr wenig besser als das Wild, ja sie waren ihnen viel ungelegner als dieses. Daher schossen sie sie auch bei der geringsten Veranlassung haufenweise nieder, und schonten weder Alter noch Geschlecht.

So geschah es, daß eine Anzahl Kolonisten sich am Ohioflusse niederlassen wollte, eben auf dem Wege dahin von einigen Indianern bestohlen wurde. Diesen Umstand hielten sie für ausreichende Ursache folgende Grausamkeiten auszuüben. Sie versammelten eine Anzahl Männer, ernannten einen aus ihrer Mitte, Cresap mit Namen zum „Kapitän“, und zogen so auf die Indianerjagd. Bald trafen sie einige und erschossen so viele sie konnten. Auf dem Rückwege von dieser Heldenthats sahen sie einen alten Mann mit einigen Frauen und Kindern über einen Fluß fahren. Sie feuerten und tödteten sie Alle. Dies war aber die unschuldige Familie des Häuptlings Logan. Weiter fanden sie eine Anzahl Indianer über dem Fluße. Diese wurden eingeladen mit ihnen Rum zu trinken. Sie kamen, wurden trunken gemacht, und in diesem Zustande alle ermordet. Darunter war der Bruder und die Schwester des Häuptlings Logan!

Häuptling Logan war ein friedliebender Mann. Sein Vater Shikellimas, war ein Christ gewesen, hatte der Brüdergemeinde angehört, und war im Jahre 1749 „selig in dem Herrn entschlafen“. Auch sein Sohn

und Nachfolger Logan liebte die Weißen und den Frieden. Er wußte auch seinen Stamm von jeder Theilnahme an den Kriegen mit den Weißen abzuhalten. Aber diese Grausamkeit, in welcher seine ganze Familie ausgerottet wurde, entflammte ihn zur Rache. Er rief seine Verblindeten auf; denn er war ein Häuptling der Cayugas, die zu den „six nations“ gehörten, und zusammen kein zu verachtender Feind waren. Die Kolonisten rüsteten darum auch ein Heer von 3000 Mann aus, und sandten es Logan entgegen. Das Ende dieses Kampfes, in welchem viel unschuldig Blut zu beiden Seiten floß, war natürlich vorauszusehen. Pfeil und Bogen können Feuergewehren gegenüber nicht bestehen; und die stumpfe (und kurze) Kriegskeule ist den scharfen Schwertern gegenüber eine arme Waffe. Diese aber, die Schwerter, scheinen den Indianern besonders eindrucklich gewesen zu sein; denn bis heute haben die damaligen Kolonisten und jetzigen Amerikaner ihren Namen davon; sie heißen Kichimakoman = Langmesser.

Die Indianer, überwunden, mußten endlich um Frieden bitten. Logan aber sandte folgende Worte an den Gouverneur:

„Ich fordere jeden Weißen auf, zu sagen, ob er je in Logans Hütte kam, hungrig ohne Speise zu bekommen. Ob je Einer abgerissen und blos kam, ohne ein Stück Kleidung zu erhalten! Während des langen, blutigen Krieges blieb Logan ruhig in seiner Hütte, ein Freund des Friedens. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute auf mich hinwiesen und sagten: Logan ist ein Freund des weißen Mannes! Ich wollte auch ferner mit euch Frieden halten; aber Kapitän Cresap hat mit kaltem Blute alle meine Verwandten ohne alle Ursache hingemordet, ohne auch nur meiner Frau und meiner Kinder zu verschonen. Fortan fließt auch nicht ein Tropfen meines Blutes in den Adern eines lebenden Wesens! Das hat mich zur Rache aufgerufen. Ich habe Rache gesucht; ich habe meine Rache gestillt; ich habe Viele getödtet. Meines Landes wegen freue ich mich auf die Strahlen des Friedens. Aber meint nur nicht, daß ich mich aus Furcht freue. Logan kennt keine Furcht. Er wird nie fliehen, um sein Leben zu retten. Denn wer ist noch auf Erden, der um Logan trauern sollte? Auch nicht Einer!“

Wenige Tage nachdem der Friede geschlossen war, wurde auch dieser edle Häuptling auf einer Reise von den Weißen erschlagen.

Als im Jahre 1815 wieder Frieden zwischen England und den Vereinigten Staaten geworden war, suchte man wieder den Indianern mehr Land abzubringen, und machte auch ihre Theilnahme am Kriege zu einem Grunde dafür. In einer solchen Versammlung der Regierungsbeamten und der Indianerabgeordneten stand Makadewaninik = der schwarze Donner auf und sprach:

„Mein Vater, enthalte dich; höre ruhig was ich sagen will. Ich werde deutlich reden. Ich rede nicht mit Furcht und Zittern. Ich habe dich nie beleidigt, und Un-

schuld kennt keine Furcht. Ich wende mich an euch Alle, Rothhäute wie Weißhäute; wo ist der Mann, der als mein Verkläger aufzutreten gedenkt? — Mein Vater, ich verstehe die Dinge nicht recht. Eben bin ich erst in Freiheit gesetzt; soll ich wieder mit Banden belegt werden? Meine Gesinnung zu ändern ist mir unmöglich. Du weißt vielleicht nicht wovon ich rede; aber es ist die Wahrheit, für die ich Himmel und Erde zu Zeugen anrufe, daß ich auf jede nur mögliche Weise genöthigt worden bin, die Streitart gegen dich zu erheben. Doch that ichs nicht; denn ich konnte nie glauben, daß du mein Feind bist. Wenn das das Betragen eines Feindes ist, so werde ich nie dein Freund werden.

Du weißt, daß ich mich von meinen früheren Wohnstätten zurückgezogen habe. Ich rief meine Krieger; wir rauchten zusammen die Friedenspfeife und beschloßen Freunde der Langmesser zu sein. Ich sandte dir eine Friedenspfeife; sie war ähnlich wie diese hier; du hast sie empfangen. Ich sagte dir, daß deine Freunde meine Freunde, und deine Feinde meine Feinde sein sollten. — Wenn das das Betragen eines Feindes ist, so werde ich nie dein Freund sein.

Warum erzähle ich dir das? Weil es die Wahrheit ist. Es ist eine traurige Wahrheit, daß die guten Handlungen eines Menschen tief in die Erde vergraben werden; seine bösen Handlungen aber, werden nackend ausgezogen und so aller Welt vor die Augen gestellt. — Als ich herkam, kam ich in Freundschaft; ich dachte wenig daran, daß ich mich hier zu entschuldigen haben würde. Ich habe keine Entschuldigung zu machen. Wäre ich schuldig, so würde ich darauf vorbereitet gekommen sein. Aber ich habe in diesem Rath: weiter nichts zu sagen, sondern nur zu wiederholen, was ich vor meinem großen Vater (dem Präsidenten der Vereinigten Staaten) gesagt habe. Es war einfach dies: Mein Land kann nimmer abgetreten werden. Bisher wurde ich betrogen, in jedem Vertrage wurde ich schändlich betrogen. Wiederum rufe ich Himmel und Erde zu Zeugen, und rauche diese Pfeife zum Zeichen meines Ernstes. Bist du aufrichtig, so sollst du sie von mir empfangen. Wenn sie deine Lippen berührt, so möge der Rauch emporsteigen wie eine Wolke und mit sich fortführen allen Zwist, der zwischen uns entstanden ist.“

Noch deutlicher sprach sich in unsern Tagen der Häuptling Metea vor dem Gouverneur von Michigan aus; er redete also:

„Mein Vater, höre mit gutem Willen und glaube was wir sagen. Du weißt, unser Land war einst sehr groß und weit; jetzt ist es zu einem kleinen Punkte zusammengekrumpft, und das willst du auch noch haben! Das hat uns zu ernstem Nachdenken veranlaßt. Du kennst deine Kinder. Als du zuerst unter sie kamst, hörten sie auf deine Worte mit offenen Ohren. So oft du eine Gunst von uns zu bitten hattest, hatten wir immer willige Ohren und unsre einzige Antwort war immer: „Ja!“ Das weißt du selbst. — Unsere Väter sind alle in ihre Grabstätten hinabgestiegen; sie hatten Verstand. Wir sind jung und thöricht, wünschen aber nichts zu thun, was sie nicht billigen möchten, wenn sie noch lebten. Wir fürchten uns ihre Geister zu beleidigen, wenn wir dieses Land, ihre Grabstätten, verkaufen; und wir fürchten uns auch dich zu beleidigen, wenn wir es nicht verkaufen. Dieses hat in uns viele angstvolle Gedanken erregt. Wir haben miteinander Rath gehalten und haben gefunden, daß wir uns von unserm Lande nicht trennen können. Es ist uns gegeben von dem großen Geiste, um darauf zu jagen und unsern Mais zu bauen; um darauf zu leben und zu sterben. Er würde es uns nimmer vergeben, wollten wir es verhandeln.“

Als du uns zuerst um Land ansprachst, im Norden (von Michigan), da sagten wir, wir hätten ein wenig, und kamen überein, dir ein Stück davon zu verkaufen. Aber wir bemerkten gleich, daß wir mehr nicht hergeben könnten noch wollten. Nun kommst du und willst mehr. Du hast nimmer genug! Wir haben schon große Strecken hergegeben; aber du bist nie zufrieden. Wir haben nur noch ein wenig übrig und das brauchen wir für uns selbst. Wir wissen nicht wie lange wir leben, aber wünschen auch, daß unsre Kinder Raum haben zu jagen. Du nimmst nach und nach alle unsre Jagdreviere ein. Deine Kinder treiben uns nur so vor sich hin. Wir fangen an besorgt zu werden. Das Land, das wir abgetreten haben, magst du behalten; aber mehr verkaufen wir dir nicht. Du denkst vielleicht, ich rede leidenschaftlich; aber mein Herz ist gut gegen dich. Ich rede wie eines deiner eigenen Kinder. Ich lebe von der Jagd und vom Fischefang, und mein Land ist schon zu klein. Wie sollte ich meine Kinder ernähren, wenn ich alles hergäbe. — Wir haben dir nun alles gesagt, was wir zu sagen haben. Das ist es, was wir im Rathe beschloffen haben, und was ich gesagt habe, das ist die Stimme meines Volkes. Wir denken nichts Uebles von dir; wir reden zu dir mit gutem Herzen, und mit Gefühlen der Freundschaft.“

Und doch mußten sie alles hergeben, ganz Michigan, ohne sich auch nur eine Reservation behalten zu dürfen, wie sonst immer geschah. Es wurde ihnen aber gestattet, sich dann, nachdem sie Alles hingegeben hatten, einige hundert Acker zu kaufen, für den gewöhnlichen Verkaufspreis der Regierung!

Mit wie schwerem Herzen sich die Indianer von ihren Wohnstätten und von den Gräbern ihrer Väter zu trennen pflegen, zeigt unter anderm folgender Vorfall.

Im Jahre 1804 wurden die Indianer beredet, das Land abzutreten, was jetzt den Staat Illinois ausmacht. Es waren aber nur die weniger bedeutenden Häuptlinge, die zugestimmt hatten. Als nun die Zeit kam, daß die Indianer das Land räumen sollten, erklärten die obersten Häuptlinge, daß sie nichts vom Verkauf wüßten, das Land auch nicht räumen würden, und rüsteten sich zum Kriege. Indessen ließen sie sich beschwichtigen, und versprachen das Land zu räumen. Der Kauf geschah regelmäßig in dieser Weise. Es wurde eine runde Summe genannt, die sie dafür haben sollten. Das Geld aber bekamen sie nicht zu sehen, dafür sollten sie jährlich so und so viele wollene Decken und so und so viele Ellen Calico erhalten, dazu auch noch etwa 10 Dollar per Familie aufs ganze Jahr als Zinsen. Die Häuptlinge erhielten etwa das Doppelte. Bei dem Verkaufe selbst gab es gewöhnlich noch allerlei schöne Sachen, um die Herzen zu fangen: rothe Decken, Jagdgewehre, Schießbedarf, Tuch, baumwollne Stoffe, seidne Bänder, Perlen Schnüre und dergleichen. Nachher wurden dann aber die Decken jedes Jahr schlechter und der Dollar



weniger, durch Betrug der Regierungsagenten, die es zu vertheilen hatten. Denn ehrliche Beamte sind in Amerika eben so selten, wie in Rußland. Der Unglaube trägt im Lande der Freiheit dieselben Früchte wie der Überglaube im Lande der Despotie.

Die Indianer räumten also Illinois. Doch nach wenigen Jahren kam sie das Heimweh an, und sie kehrten noch einmal zu den Gräbern ihrer Väter zurück. Sie ließen sich jedoch nicht nieder, sondern durchzogen nur das Land. Aber eine Compagnie Landmiliz fiel über einige Indianer her und schlug sie todt. Das bekam ihnen aber sehr übel, denn der Häuptling Schwarz-Mar war in der Nähe und rächte seine Leute an dieser Miliz. Und da er nun einmal im Scalpiren war, so fuhr er auch gleich darin fort; er überfiel die entlegenen Niederlassungen der Weißen, erschlug was nicht geflohen war, und zündete ihre Wohnstätten an. Aber bald zogen drei Heere gegen ihn zu Felde, und er mußte weichen. Er schickte nun eine weiße Fahne an seine weißen Feinde und begehrte zu unterhandeln. Diese aber erschossen seine Gesandten und zwangen ihn so in der Blutarbeit weiter fortzufahren. Endlich wurde er völlig besiegt, von allen Seiten umringt und mit 10 andern Häuptlingen gefangen genommen. Er ward nun in Ketten gelegt, und erwartete nichts als Marter und Tod. Doch ehe ihm die Ketten angelegt wurden, hielt er folgende gewaltige Rede:

„Ihr habt mich mit meinen Kriegern gefangen genommen; das schmerzt mich sehr. Denn ich hoffte, wenn ich euch auch nicht besiegen könnte, euch doch noch lange Noth zu machen. Ich versuchte euch in den Hinterhalt zu kriegen; aber euer letzter General versteht den Indianerkrieg. Ich beschloß auf euch einzudringen, und Stirn gegen Stirn mit euch zu kämpfen; aber eure Büchsen zielten gut. Die Kugeln flogen wie Vögel durch die Luft und piffen um unsere Ohren wie der Wind im Winter durch die Bäume pfeift. Meine Krieger fielen um mich her; das war schrecklich. Ich sahe meinen Unglückstag vor Augen. Am Morgen ging uns die Sonne trübe auf, am Abend sank sie wie eine Feuerkugel hinter eine schwarze Wolke. Das war die letzte Sonne, die auf Schwarz-Mar geschienen hat. Sein Herz ist todt. Er ist ein Gefangener des weißen Mannes; sie werden mit ihm thun, nach ihrem Gefallen. Aber er kann die Folter ausstehen; er erschrickt nicht vor dem Tode. Er ist kein Feigling; Schwarz-Mar ist ein Indianer! — Er hat nichts gethan, dessen sich ein Indianer zu schämen brauchte. Er hat gekämpft für sein Volk, für seine Weiber und Kinder, gegen den weißen Mann, der Jahr aus Jahr ein sie zu betrügen kam, und ihr Land einzunehmen. Du kennst die Ursache dieses Krieges; sie ist einem jeden weißen Manne bekannt, sie sollten sich dessen schämen. Die Weißen verachten die Indianer und treiben sie von ihren Wohnstätten. Aber die Indianer betrügen nicht. Die weißen Leute sprechen übel von den Indianern, und sehen mit Verachtung auf sie herab. Aber die Indianer lügen nicht, und stehlen nicht.

Ein Indianer, der so böse wäre, wie die weißen Leute sind, dürfte unter unserm Volke nicht leben. Er würde getödtet und der Wölfe Speise werden. Wir haben die Weißen gebeten uns mit Frieden zu lassen, aber sie folgten uns immer nach und vertraten unsre Pfade. Sie wandten sich zwischen uns wie die Schlangen. Sie vergifteten uns durch ihren Verkehr. Wir waren nirgends sicher. Allenthalben waren wir in Gefahr. Wir wurden wie sie: Heuchler, Lügner, Ehebrecher, Faulenzer, Schwäger, Taugenichtse! — Wir gingen zu unserm Vater (dem Präsidenten); seine große Rathversammlung gab uns schöne Worte und große Versprechungen; aber keine Hülfe. Die Sachen wurden ärger. Es waren keine Hirsche im Walde. Das Beutethier und der Biber slohen; die Nahrungsquellen vertrockneten und unsre Weiber und Kinder darbten. — Da blickten wir hinauf zum Großen Geiste! Wir beriefen eine Rathversammlung und zündeten das große Feuer an. Der Geist unserer Väter erstand und trat in unsre Mitte. Er hieß uns unser Unrecht rächen oder sterben. Wir Alle sprachen vor dem großen Rathfeuer. Es war warm und lieblich. Wir ließen den Kriegeruf erschallen und nahmen die Kriegsart in unsre Hand. Unsre Messer waren bereit. Schwarz-Aar's Herz schlug hoch in seinem Busen, als er seine Krieger in die Schlacht führte. Er ist befriedigt. Er wird zufrieden in das Land der Geister gehen. Er hat seine Pflicht gethan. Sein Vater wird ihm dort begegnen; er wird ihn loben.

Schwarz-Aar ist ein echter Indianer. Er wird nicht jammern, wie ein Weib. Er hat ein Herz für Weib und Kinder und Freunde; aber er ist unbekümmert um sich selbst. Er ist bekümmert um sein Volk; das wird leiden. Er beklagt sein Schicksal. Die weißen Leute skalpiren nicht den Kopf; aber sie thun Aergeres. Sie vergiften das Herz. Es ist nicht geheuer in ihrer Umgebung. Seine Leute werden nicht skalpirt werden; aber sie werden in einigen Jahren sein wie die Weißen. Man wird ihnen nicht mehr trauen können. Sie werden, wie die Weißen fast so viele Beamte nöthig haben, als Einwohner vorhanden sind, um sie im Zaume zu halten. Denn so ist es ja in den Wohnstätten der Weißen.

Lebe wohl, mein Volk! Schwarz-Aar versuchte dich zu retten und dein Unrecht zu rächen. Er trank das Blut der Weißen. Nun ist er gefangen und seine Pläne sind zu Ende. Er kann nichts mehr thun. Seine Sonne ist untergegangen; sie wird nicht mehr aufgehen. Lebe wohl, mein Volk!“

Diese gewaltige Rede des 65jährigen Greises im Angesichte seiner Feinde, von denen er nichts als einen grausamen Tod erwartete, verfehlte nicht einen tiefen Eindruck zu machen. Er wurde nicht hingerichtet und nach einem Jahre ward er freigelassen. Er kam nach Washington zum Präsidenten der Ver. Staaten und erhielt hier manche Beweise der Achtung. Zuletzt durfte er in seine Wälder zurückkehren, aber er verlor für sich und seinen Sohn die Häuptlingschaft. Das kostete ihm einen gewaltigen Kampf. Er hielt noch eine wehmüthige Rede und starb im Jahre 1838.

Noch manche Rede dieser Wilden von geschichtlichem Interesse könnte ich anführen; doch will ich nur noch die eines christlichen Häuptlings bringen. Man kann sich denken welche Wehmuth das Herz eines Christ-

lichen Indianers erfüllen muß, wenn er den Untergang seines Volkes vor Augen hat und doch nicht leugnen kann, daß ein Volk daran schuld ist, dessen Religion ihm den einzigen Trost im Leben und die einzige Hoffnung im Tode gegeben hat.

Im Jahre 1830 sonderte die Regierung der Vereinigten Staaten im Westen des Mississippi ein Stück Landes ab, welches man das Territorium der Indianer nannte, und in welches nun die verschiedenen Stämme und Sprachen hinein practicirt werden sollten. Nun hatte man aber früher mit einigen Indianer-Stämmen einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie ihre Wohnsitze verlassen und sich nach den 5 großen Seen zurückziehen mußten, welche ihnen als äußerste Grenze bezeichnet wurden, die der weiße Mann nie überschreiten dürfte. Die Indianer hatten sich denn auch mit schwerem Herzen in ihr Schicksal gefunden, waren nach den 5 Seen gezogen und hatten sich hier wohnlich eingerichtet, in der Gewißheit, daß sie hier endlich Ruhe haben würden. Viele von ihnen waren Christen geworden, und hatten in Folge dessen mehr Land angebaut und waren sesshafter geworden, als ihre heidnischen Brüder. Aber nach etwa 10 Jahren erschien den weißen Leuten kein Land begehrllicher, als das der 5 Seen, und sie drangen in die Regierung ihnen das Land zu verkaufen. Die Regierung wollte freilich gern das Geld haben, wollte auch gern die Rothhäute entfernen, scheute sich aber doch die Verträge so offen zu brechen. Den Muth aber, bei den freiwillig eingegangenen Verträgen fest zu bestehen, hatte sie nicht, und die moralische Nöthigung fühlte sie nicht. Es ward darum eine große Rathsversammlung der Indianer zusammenberufen, auf welcher 8 Tage lang über die Sachen hin und her geredet wurde; das Ende vom Liede war aber immer: die Indianer mußten ihre Wohnstätten räumen und sich nach dem Indianer-Territorium im Westen des Mississippi begeben. Die Indianer beriefen sich natürlich auf ihre Verträge, aber die Staatsbeamten sagten ihnen, der große Vater, der Präsident, der die Verträge mit ihnen gemacht hatte, sei gestorben; der jetzige aber wisse nichts von diesen Verträgen, könne auch das Papier nicht finden, auf welchem sie beschrieben sein sollen. Er wolle daher einen neuen Vertrag schließen. Da nun viele Klagen darüber laut wurden, nahm auch der christliche Häuptling Metoxen das Wort und sprach:

„Brüder, ich spreche jetzt zum letzten Male zu meinen weißen und rothen Brüdern. Ich bin ein alter Mann und mein Geist wird bald bei den Geistern meiner Väter sein. Seit vielen Jahren stehe ich an der Spitze meines Volkes. Als ich vor ihnen her aus dem Staate New-York hierher zog, sagte ich ihnen, sie sollten hier ihre Hütten aufschlagen, hier würden sie Ruhe haben. Ich aber hoffte hier im Frieden zu meinen Vätern



zu fahren. Nun aber sehe ich: es ist kein Friede. Alle Verhandlungen zeigen, daß es für mein Volk keinen Frieden giebt. Und ich muß trostlos in das Grab hinabsteigen.

Ich wünsche noch ein Wort zu den Winnebagos und Menomenis zu sprechen. Brüder, es ist nicht gut, daß der weiße Mann zwischen uns getreten ist, und uns auseinander hält. Ehemals lebten wir im Frieden mit einander. Wir kamen vom Aufgang der Sonne her und ersuchten euch, uns eine Heimath zu geben. Wir sagten uns, wir hätten keine Heimath mehr bei den Grabstätten unsrer Väter; denn der weiße Mann sei dorthin gekommen. Ihr nahmt uns bei der Hand und sprachtet: Wir freuen uns, euch zu sehen. Hier ist unser Land: kommt und wohnet unter uns. Wir sagten: Gebet uns ein Stück Land, welches wir das unsre nennen können; wir wollen es euch bezahlen. Ihr thatet also, und wir machten einen Bund. Wir sprachen: der weiße Mann soll nicht bis hierher kommen; und unser große Vater (der Präsident) sagte: Meine weißen Kinder sollen euch nie beunruhigen. Wir lebten im Frieden miteinander, bis der weiße Mann doch kam. Brüder, er hat euch böse Dinge gesagt. Er hat euch Dinge glauben gemacht, die nicht wahr sind. Er will euer Land, und nicht wir! — Zuerst sprach er ganz süße Worte, um sich einzuschmeicheln; nun spricht er wilde Drohworte, weil er die Macht erlangt hat. — Brüder, kommt zu uns zurück! Wir wollen ein Volk sein. Wir wollen uns vereinigen und unsern großen Vater bitten, daß er den weißen Mann wieder von uns nehme. Ich versichere euch der Liebe und Treue unsrer Stämme. Sie ist wahrlich nicht verrostet; sie ist noch rein und gut.

Ich spreche noch einmal zu meinen weißen Brüdern. Nehmt es nicht übel, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Ihr habt es ja mit Augen gesehen, seit ihr hierher gekommen seid, daß es alles Wahrheit ist, was ich zu den Menomenis und Winnebagos gesprochen habe. Wir haben euch gezeigt, welche Zusagen uns unser und euer großer Vater gemacht hat. Ihr selbst müßt vor unserm großen Vater und seinen Hauptleuten — ihr müßt vor dem großen Geiste bezeugen, daß alles Wahrheit ist, was wir geredet haben. Es thut mir leid, Brüder, daß es nicht in euer Macht steht, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir danken euch für eure guten Absichten. Ihr sagt: eure Weisung gestatte es nicht, die bisherigen Verträge zur Regel der Entscheidung zu machen. Ihr bietet uns neue Verträge an. Aber macht doch erst die alten Verträge zur Wahrheit! Wenn wir alsdann weiteres nöthig haben, so werden wir Grund haben, neuen Verträgen zu trauen. Denn besser ist es doch, Brüder, gar keine Verträge zu haben, als dieselben nicht halten zu wollen. Wir wünschen nicht noch einmal betrogen zu werden.

Meine Brüder! Etwas Gutes haben wir von dem weißen Manne gelernt. Das besteht darin, daß wir auf den Gott des weißen Mannes vertrauen dürfen. Wir glauben, daß Er der allein wahre Gott ist; der Gott aller Menschenstämme. Und wir fühlen, daß wir jetzt mehr als je nöthig haben, unser ganzes Vertrauen auf ihn zu setzen. Man hat uns Unrecht gethan, und ich weiß nicht, welche neue Ungerechtigkeit mein Volk zu erwarten hat. Ich werde mit dem Gedanken an die Worte jenes Sohnes des Königs David zu Grabe gehen, welche ich in dem Buche gelesen habe, das dem Vater meines Vaters von eures Vaters Vater weit jenseits des Salzmeeres zum Geschenk gemacht wurde: „Und ich wandte mich, spricht Salomo, und sahe an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne, und siehe, da waren Thränen der Unterdrückten, die keinen Helfer hatten. Da pries ich die Todten glücklicher, die längst gestorben waren, als die Lebendigen, die noch das Leben hatten!“ — Gott ist Zeuge unsrer alten Verträge. Gott ist Zeuge,



wie sie gehalten wurden. Und Gott wird einem jeglichen vergelten nach seinen Werken! Brüder, ich habe geredet.“ —

Die Indianer schickten erst noch eine Gesandtschaft an ihren „Großen Vater“ nach Washington, doch auch das half nichts; sie mußten fort. Trost- und hoffnungslos schieden sie von ihren Wohnstätten und zogen nach dem Mississippi. Und nur wenige Jahre darauf mußten auch die Menomenis und Winnebagos, welche man gegen sie aufgehetzt hatte, ihnen nach ziehen.

So ging und geht es fort, bis heut. Freilich in immer kleinerem Maßstabe, denn der Indianer werden immer weniger und die noch vorhandenen sind, haben keine große Länderstrecken mehr zu vergeben. Aber doch werden sie immer noch von ihren Wohnstätten verdrängt.

Das ist das große Unglück, das die Indianer betroffen hat. Nicht die Beschränkung ihres ungeheuren Gebietes. Das ward durch die Einwanderung unvermeidlich. Aber das immer wiederholte Verdrängen von den Grabstätten ihrer Väter, das war vermeidlich, und das ist eben das größte Unglück, wie es die Indianer selbst richtig erkannt und immer wieder laut genug beklagt haben.

Denn man wollte doch, und will immer noch die Indianer civilisiren, und doch zerstört man immer wieder mit eigener Hand das kaum begonnene Werk eben dadurch, daß man sie zwingt immer wieder ihre Wohnungen, Pflanzungen und guten Anfänge der Civilisation und sich aufs neue in wilde, ungebrochne Wälder zu flüchten. Denn dadurch wird der in ihnen halb entschlummerte innere Hang zur Wildheit aufs neue erweckt, und die Menge des Wildes macht sie aufs neue zu wilden Jägern, die alle Bodencultur und festen Wohnsitze verachten. Dazu kommt noch, daß sie aus dem Bereich der gesetzlichen Ordnung entfernt, dem verderblichen Einflusse einer Menschenklasse preisgegeben worden, die — ein Abschaaum gesitteter Staaten — die Wohnstätten der Indianer nur deshalb umschwärmt, um dann von den Fesseln des Gesetzes los, und von der gesitteten Welt ungesehen ihr Werk der Finsterniß treiben zu können.

Ein Missionar schreibt darüber an einen Indianer-Agenten der Regierung:

„Die oft wiederholte dunkle Prophezeiung, daß die Indianer ein zum Untergang verurtheiltes Volk sind, wird sich erfüllen, oder sie müssen civilisirt werden. Beschleunigen wir also durch nichts ihr Schicksal dadurch, daß wir sie aus dem Herzen der Civilisation vertreiben und an den Grenzen halten. Der Menschenfreund und der Missionar finden in diesem System des immerwährenden Wohnungswechsels Hindernisse, die menschlichen Anstrengungen unüberwindlich sind. Denn hat der Indianer einige Fortschritte

gemacht und ist „fast überredet“ ein civilisirter Mensch zu werden, indem auch sein Wohnsitz nicht mehr Wild genug hat, um ihn als Jäger zu ernähren: so verläßt er — von diesen Wohnstätten vertrieben und aufs Neue in ungebrochne Wildniß hineingeworfen — in seiner neuen Umgebung bald die halbgewohnte Lebensweise und kehrt in dem Jagd-gefüß auf's Neue zum wilden Jägerleben zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

## Literatur-Bericht.

1) **Dr. Mühleisen-Arnold:** „Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christenthum.“ Aus dem Englischen. (Gütersloh, Bertelsmann.) Schon vor 3 Jahren äußerte der Verfasser der in dieser Zeitschrift erschienenen Artikel über Mohammed und den Islam den Wunsch, das in England vielgelesene oben genannte Buch möchte ins Deutsche übersetzt werden (1875 S. 7), und seitens des Herausgebers wurden zur Erfüllung dieses Wunsches auch einleitende Schritte gethan. Eine im Uebersetzen geübte Hand fand sich bald, aber die Bearbeitung der gelehrten Fußnoten machte Schwierigkeit, so daß der Druck sich in unliebsamer Weise verzögerte. Das Buch selbst hat indeß durch diese Verzögerung nicht Schaden, sondern Gewinn gehabt und erscheint es nun auch etwas spät auf dem Büchermarkte, so gehört es doch zuverlässig zu denjenigen durch die orientalische Krisis hervorgerufenen literarischen Arbeiten, die mehr als eine ephemere Bedeutung haben und daher überhaupt nicht zu spät kommen. Auch diejenigen unsrer Leser, welche die Aufsätze Lütkes mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, werden aus dem Arnoldschen Buche noch manches lernen können; es ist nach vielen Seiten hin eine werthvolle Ergänzung. Zum Beweise diene eine kurze Angabe des in 12 Hauptkapitel zerfallenden Inhalts: 1) Das Geburtsland des Islam, eine geographische ethnographische und religionsgeschichtliche Beschreibung Arabiens; 2) Zeitalter und Charakter Mohammeds; 3) Geschichte und Dogmatik des Koran; 4) Was Mohammed von dem Judenthum, 5) was er von dem Christenthum aufgenommen hat; 6) Ausbreitung und Erfolg des Islam — bis auf die neuesten Fortschritte im Innern Afrikas, zugleich Untersuchung über die Gründe dieser Erfolge; 7) Charakter und Einfluß des Islam, ein Kapitel, welches wesentlich die socialen Verhältnisse unter der Herrschaft des Mohammedanismus behandelt; 8) die Integrität des Alten, 9) die des Neuen Testaments — eine einleitungswissenschaftliche Widerlegung der auf Fälschung der biblischen Urkunden sich beziehenden mohammedanischen Anklagen; 10) die Bibel und der Koran; 11) Vergleichung im Allgemeinen, im wesentlichen eine Apologie der seitens des Islam besonders angegriffenen christlichen Grundwahrheiten und endlich das besonders interessante 12. Kapitel: Gegen bestrebungen der Kirche, dessen Inhalt wir genauer reproduciren: Missionen das Leben und die Seele der Kirche zu allen Zeiten. Die mohammedanische Section des Missionsfeldes. Literatur der Streitschriften seit Entstehung des Islam. Johannes Damascenus. Theodorus Abucara. El Kindy. Euthymius Zigadenus. Petrus Mauricius. Manus. Niccolò. Rahmundus Rullus. Die

vornehmsten Schriftsteller gegen den Islam in Spanien, Italien, Frankreich, Schweiz, Deutschland, Holland, Schottland und England vom 15. bis 18. Jahrh. Henry Martyn im 19. Jahrh. Die Baseler Missions-G. Neigung der Muhammedaner für Forschungen. Winke an Missionare. Türkische Prophezeiungen vom nahenden Ende des Islam. Die neueren Missionen geprüft. Die große Krisis. Frage wegen christl. Bruderschaften. Vorschlag einer Colonie von Handwerkern und andern Ansiedlern in Central-Afrika. Ruf an die Glieder der Kirche. — — Im Einzelnen bliebe ja manches zu bemängeln, besonders bezüglich der methodischen Rathschläge; so ist um nur eins herauszuheben, durchaus nicht durchsichtig, was der Verfasser unter seinen „Bruderschaften“ versteht; unrichtig, daß das deutsche Lutherthum solche Bruderschaften in der Mission habe (der Verf. scheint an Gösner zu denken), daß die Boten von St. Christoph „buchstäblich in alle Theile der Welt, mit Ausnahme von Neuguinea, eingedrungen.“ Indesß das sind Nebensachen, die uns nicht hindern sollen, das lehrreiche Buch warm zu empfehlen.

2) **M. Rüttke:** „Der Islam und seine Völker. Eine religions-, cultur- und zeitgeschichtliche Skizze.“ (Gütersloh. Bertelsmann). Es ist dies eine Zusammenstellung der in dieser Zeitschrift 1875—78 erschienenen Artikel über „Mohammed und den Islam,“ die jetzt in nur theilweise umgearbeiteter Gestalt als selbstständiges Buch dem Publikum dargeboten werden. Unstre Leser, die die qu. Artikel mit so viel Interesse gelesen haben, werden die gediegene Arbeit Rüttke's gewiß gern in weiteren Kreisen empfehlen. —

3) **Dr. Gundert:** „Missions-Bilder.“ Neue Serie: Asien. Zweites bis viertes Heft: Vorderasien. Die Indusländer. Die Gangesländer. (Calw; Vereinsbuchhandlung). Im wesentlichen tragen diese neuesten Produkte des bekannten, fleißigen Missionschriftstellers ganz den Charakter der früheren Hefte. Ausstattung und auch Bilder sind etwas besser geworden. Bei der sonst überall so erstfälligen Sachkenntniß des Verfassers und seinem Streben, die Erfolge der Mission immer bis auf die neueste Zeit zu registriren, hat es uns in Verwundrung gesetzt, daß er bezüglich der Kolhmision schreiben konnte: „Immer mehr sank darum das Kuratorium in Berlin, an dessen Spitze der Reihe nach der Gen.-Sup. Bülchfel, Miss. Prochnow und Miss. Ansförge standen, zu einer bloßen Zahlungsmaschine zc. — da bekanntlich Gen.-Sup. B. bis heut an der Spitze des qu. Kuratoriums steht, Prochnow und Ansförge aber wie jetzt Rath Missions-Inspectoren waren. Auch beträgt die Zahl der zur Gösner'schen Mission gehörigen Kolhschriften heut nicht 17,000 sondern nahe an 30,000 und zur P. G. S. gehören mindestens 8—10,000. — Sonst sind gerade die über Indien handelnden beiden Hefte besonders empfehlenswerth.

4) **Reichel:** Geschichte der Brüder-Missionsstationen Silo in Südafrika und zugleich des Anfangs der Missionsthätigkeit der Brüdergemeinde unter den Kaffern. Eine Jubelgabe zum 20. Mai 1878, dem Gedentage des 50jährigen Bestehens von Silo (Gnadau, Unitäts-Buchhandlung). Eine lehr- und trostreiche Monographie, die recht ins Einzelne der Brüder-Missionsthätigkeit einführt, ihre Eigenthümlichkeit kennen lehrt und zugleich ein Belag dafür ist, daß trotz Gefahren und Schwierigkeiten der Segen des Herrn auf der Missionsarbeit ruht. Schade, daß das sachlich werthvolle Büchlein etwas monoton geschrieben ist und charakteristischer Ueberschriften entbehrt. Man würde es noch einmal so gerne lesen, wenn aus dem Gesamtbilde die Einzelbilder erkennbarer hervorträten und etwas frischere Farben trügen.



5) Prof. Dr. **Christlieb**: Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen. Eine Ferienstudie. (Gütersloh, Bertelsmann.) Die Leser kennen diese ebenso interessante und gründliche wie von sittlichem Ernste durchdrungene Arbeit des Verfassers bereits aus dieser Zeitschrift, da sie nur ein etwas erweiterter Abdruck der in derselben erschienenen Artikel (1877: 417 ff., 465 ff., 514 ff.) ist. Die politische Presse wie die wissenschaftl. periodische Literatur hat den Inhalt der Broschüre, auf die auch in England wiederholt hingewiesen worden ist, in ziemlich weiten Kreisen bekannt gemacht und überall, auch in den englischen Besprechungen, z. B. Ch. M. Int. 78 S. 300, ist das Geschehen unter ausdrücklicher Approbation der sittlichen Entrüstung des Verfassers, der den Opiumhandel als einen breiten Schmutzpfleck in der stolzen Flagge Albions bezeichnet; u. a. Ausland 1878 S. 292 ff.; nur im „Globus“ N. 21 S. 329 f. finden sich manche Restriktionen. Es wäre für den Verfasser der schönste Lohn, wenn seine Arbeit den praktischen Erfolg hätte, durch die Entrüstung der öffentlichen Meinung gegen diesen schmachvollen Handel die Agitation für seine Beseitigung einen tüchtigen Schritt vorwärts gebracht zu haben. In China geht man, besonders in Folge der jetzt dort herrschenden Hungersnoth energisch gegen die Opiumproduction im eigenen Lande vor.

6) **Petri**: Missionsberichte in Heften. Zum Herzen des schwarzen Erdtheils. (Central-Afrika.). Mit neuester Karte. (Ev. Bücher-Verein in Berlin.) 171 S.; zu dem enorm billigen Preise von — 60 Pf.! — Es war ein gewagtes Unternehmen die von P. Schwartzkopff so brillant begonnene „Missionsgeschichte in Heften“ fortzusetzen, als derselbe nach der Fertigstellung von 8 Heften die Weiterarbeit einstellte. Nicht als ob es zu schwer gewesen wäre, in der Benützung umfassender Quellenstudien und in der Gründlichkeit historischer Durcharbeitung dem Anfänger des Werkes es gleichzuthun. Nach dem übereinstimmenden Urtheile der Fachleute lag vielmehr nicht gerade hierin die Stärke des Autors; sondern der FARBENTOPF, der ihm zu Gebote stand und den er zu den frischesten und anmuthendsten Bildern zu benutzen wußte, die novellistische Feder, mit der er schreibend malte, die pointirte Diction, durch die er, wenn auch nicht immer überzeugte, so doch überraschte, der sprudelnde Geist, der seine Witz, die oft rhythmische Form, der poetische Hauch, der das Ganze durchzog — das waren die glänzenden charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Geschichte, durch die sie eine originelle Erscheinung in der Missions-Literatur bildete, und die ihr so vielen Eingang verschafften. Und nun in diesem Stile den angefangenen Bau weiter zu führen, was doch geschehen mußte, wenn er ein Ganzes und zwar ein harmonisches Ganzes werden sollte — das war das Schwere. P. Petri hat den Versuch kühnlich gewagt! Man kann nun zwar nicht sagen, daß er völlig gelungen ist. Auch ohne die einleitende Bemerkung des Verlagsvereins würde der Leser den Wechsel der Feder sofort bemerkt haben. Indes, wer weiß? Der Fortsetzer wollte das vielleicht, obgleich er es nicht ausdrücklich sagt. Jedenfalls hat er gethan, was er konnte und seine Arbeit ist gar so übel nicht gerathen, wenn sie auch nicht in dem Renaissance-Stile des Vorgängers gehalten ist. Das macht nun freilich einen etwas unharmonischen Eindruck, über den die Leser sich nun forthelfen müssen. Was die Sache angeht, so hat der neue Bearbeiter sich wenigstens in der deutschen Quellen-Literatur leidlich umgesehen und nichts für seinen Zweck Wesentliches übergangen. Denn daß er z. B. bei Abessinien. unter den Bahnbrechern Peter Heyling („Allgemeine Missions-Zeitschrift“ 1876 S. 206) unerwähnt gelassen, wie unerklärlicherweise auch Grunemann gethan; daß er ferner über die kathol. Mission von Zanguebar das betreffende



Buch Schneiders und über die geographischen Fortschritte die Petermannschen „Geogr. Mittheilungen,“ die Konersche „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin,“ Zöllner's: „schwarzen Erdtheil“, v. Barth's: „David Livingstone“ u. c. von der umfangreichen englischen Literatur ganz abgesehen, nicht benutzt hat — das soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er wollte eine populäre Missionsgeschichte und diese nicht einmal im pragmatischen Zusammenhange schreiben, sondern einzelne Züge, charakteristische Bilder aus ihr geben, wie sie für ein größeres Publikum eben passen und in Anbetracht dieses Zweckes kann man sachlich mit seiner Leistung im Ganzen zufrieden sein. Leider trägt er manchmal in etwas starken Farben auf und läßt in der Kritik die Mäglichkeit vermissen. Wenn es z. B. heißt (S. 55): „Livingstone u. A. sind die Pioniere, welche die Straßen durch Afrika bahnten und die Zubiläumsjäger singen die Mittel zusammen, um jene neugeschaffenen Pfade mit Missionszügen zu bevölkern,“ — so ist das mehr als eine rhetorische Hyperbel, es ist sachlich ganz und gar unrichtig, fintemal zwei Missionare, die die Fisk-Universität entsendet, keine „Züge“ sind, diese zwei nicht zum Herzen Afrikas, sondern nach den Sherbro-Inseln gesendet wurden und die auf den Livingstoneschen Pfaden gehenden Missionare mit den Zubiläumsjägern ganz und gar außer Zusammenhang stehen. Solche rhetorische Uebertreibungen resp. Unrichtigkeiten, davon sich noch einige anführen ließen, muß der Verfasser in Zukunft unbedingt vermeiden. Sie dienen nicht in majorem gloriam der Mission. — Bezüglich der specifisch central-afrikanischen Missionsunternehmungen, nach denen doch das Buch den Namen führt, hätten wir nicht nur eingehendere Mittheilungen, wenn nicht auf Grund der englischen Originalquellen, so doch wenigstens der Darstellung im „Ev. Miss.-Mag.“ 1878 N. 1 ff. und eine Fortführung der Geschichte bis zu den neuesten Ereignissen gewünscht. Was die Quellencitate betrifft, so ist uns bei ihnen das Princip, nach welchem sie gemacht sind, nicht recht durchsichtig. So finden wir z. B. bei den Zubiläums-Sängern das Kinder-Missionsblatt „Hosianna“ citirt, während der Verf. doch offenbar die ursprünglichere Quelle, nämlich die aus dem Engl. übersehte „Geschichte der Jubil.-Sänger“ vor sich gehabt haben muß, die er nicht citirt. Ebenso finden wir Grundemanns: „Kleine Missions-Bibliothek“ und zum Th. auch das „Ev. Miss.-Mag.“ nicht unter den Quellen angegeben, wo sie doch offenbar benutzt worden sind. — Sonst haben wir uns des Büchleins gefreut. Es ist in seiner Weise frisch geschrieben und wird hoffentlich nicht weniger Leser finden, als die früheren Hefte. Es war ein guter Griff, daß Petri seine Arbeit mit Central-Afrika begann. Möchten die übrigen Hefte, was die Darstellung betrifft, ihm ebenso frisch, was die Sache angeht, etwas gründlicher gerathen.

7) **De le Roi:** „Stephan Schulz. Ein Beitrag zum Verständniß der Juden und ihrer Bedeutung für das Leben der Völker.“ (2. Aufl. Gotha, Perthes.) — Das war auch ein guter Griff, den der Verfasser dieses ebenso originellen, wie lehrreichen und erbaulichen Lebensbildes aus der Judenmission gethan, mit dem er eine Schuld der deutschen Kirchengeschichtschreibung abgetragen hat. Seit dem Erscheinen dieser Biographie hat Stephan Schulz den kirchengeschichtlichen Ehrenplatz erhalten, den er reichlich verdient. Ein seltener Mann, dieser früher wenig gekannte Judenmissionar; mag man auf die ungeheure Sprachkenntniß, die er besaß, oder auf die Ausdehnung der Reisen, die er gemacht, oder auf die Originalität, mit der er mit den Juden umzugehen verstand, oder auf den Eindruck, den er auf sie machte, oder auf den kindlichen Glauben, in dem er lebte, blicken. Die Biographie eines solchen Originals gibt ein interessantes Buch, zu-

mal wenn eine so geschickte Feder wie die des Verfassers sie zeichnet, die es zugleich verstanden hat das Bild dieses bedeutendsten Judenmissionars auf dem Hintergrunde eines Gemäldes des Judenthums zu entwerfen. Auch in seiner zweiten Auflage wird es ihm daher an einem großen Leserkreise gewiß nicht fehlen.

8) Prof. Dr. Beck: „Gedanken aus und nach der Schrift für christliches Leben und geistliches Amt.“ Neue Folge. (Heilbronn, Scheurlen.) — Man freut sich immer, wenn der theure, „zum Himmelreich gelehrte“ Tübinger Schriftgelehrte aus seinem Schatz wieder etwas Neues oder Altes hervorträgt, denn man darf gewiß sein, Samentörner des ewigen Lebens für Herz, Haus und Amt reichlich darin zu finden. Schmerzlich berührt es uns nur immer, daß auch so viel herbe Kritik über allerlei Dinge, sonderlich über die Mission stets wiederkehrt. Wir setzen uns gewiß gern zu den Füßen dieses greisen Doctors der heiligen Schrift und nehmen ihm die Worte mit jüngerhafter Dankbarkeit von den Lippen, auch wenn er scharfe Kritik übt an unsern heimischen kirchlichen Zuständen wie an der Missionsmethode. Aber das thut uns so weh, daß der Kritik des herzlich verehrten Mannes fast ganz und gar das Samariterauge fehlt, welches auch bei Trenchard wenigstens die gute Meinung, den aufrichtigen Eifer erkennt und anerkennt, daß sie das „Entschuldigen, Gutesreden und alles zum Besten kehren“ so gar wenig beachtet und oft nicht nach dem Wort der Schrift handelt: „der Gerechte strafe mich freundlich.“ Herr Professor Beck würde mit seiner Missionskritik gewiß ein Segen für die Missionsarbeiter geworden sein, hätte er mit ihr nicht über alles Ziel hinaus geschossen und nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Wie in maßvollere Weise in der 3. Aufl. des ersten Bündchens seiner „Gedanken“ (S. 131 f.), so bricht er in der „Neuen Folge“ S. 129 und 99 über die gesammte Missionsthätigkeit der Gegenwart völlig den Stab. Es dünkt uns eine sehr verantwortungsvolle, ja eine unverantwortliche Rede, wenn Dr. Beck in seinem Eifer nicht nur rath: „Meiden Sie, was in Ihrer Freiheit steht, wie die Theilnahme an den Missionsvereinen,“ sondern sich bis zu der Behauptung versteigt: „Mit theoretischer Unterscheidung zwischen dem Wesen und den mißbilligten Thaten wird praktisch nichts geändert; wol aber gilt: mache dich fremder Sünden nicht theilhaftig.“ Solche Sätze erschweren Einem den Genuß und den Segen, den sonst diese Neue Folge „der Gedanken“ reichlich bietet. Es wäre uns lieb, wenn es Dr. Beck einmal gefallen möchte, im Zusammenhange seine negative Missionskritik darzustellen, damit man authentisch weiß, worauf sie sich eigentlich gründet und Gelegenheit hat, sich mit ihr auseinanderzusetzen.

9) J. Knapp: „Gustav Friedrich Dehler. Ein Lebensbild.“ (Tübingen, Seidenhauer). — Zwar nicht direct aus der Mission, aber doch in den Literatur-Bericht einer Missions-Zeitschrift gehörig. Der berühmte Alttestamentliche Theologe war nämlich, was vielleicht manchem unbekannt geblieben, 3 Jahre lang (1834—1837) Lehrer am Baseler Missionshause; eine Thatsache, die schon für sich Beweis ist, daß die theologische Bildung in unsern Missionshäusern so gar übel nicht sein kann, wenn künftige akademische Professoren in ihnen dociren. Der Verfasser der genannten, mit pietätsvoller Hingabe geschriebenen Biographie hat dieser Episode in Dehlers Leben einen besonderen Abschnitt gewidmet, der auch durch die Bezugnahme auf Pfarrer Blumhardt und Dr. Gundert, mit denen er dort in intime Freundschaftsverbinding trat, interessant ist. Natürlich behielt der einstige Missionslehrer auch als akademischer Dozent ein Herz für die Mission, der in seiner Universitätsstellung leider nicht so dienen zu können, wie er wünschte, er oftmals lebhaft bedauert hat. Insonderheit den

vielen Schülern des zu früh Hingegangenen empfehlen wir Knapps Buch als eine liebe Erinnerung an einen theuren Lehrer. —

Endlich verzeichnen wir noch einige Baseler **Missionstraktate**.

„Kühler, ein alter Veterane“ oder wie ein armer württembergischer Waisenknaabe Missionar, Schiffskaplan und englischer Landpfarrer wurde, enthält die Lebensgeschichte des im Jan. 1877 in England verstorbenen Theodor Müller, der von Basel aus der englisch-kirchlichen Miss.-Gesellschaft übergeben erst in Egypten wirkte dann als Kaplan der englischen Flotte 1841 die Nigereexpedition mitmachte, von der ansprechende Auszüge aus seinem Tagebuch mitgetheilt werden. —

„Allerlei aus aller Welt“, berichtet einzelne Befehrungsgeschichten, meist neuen Datums, aus allerlei Missionsgebieten, auch eine aus der katholischen Mission am Gabun.

„Das Evangelium in Santalistan,“ schildert zuerst den Santal-Aufstand im J. 1855, gibt dann wesentlich nach den Berichten von Miss. Flex und Sellinghaus, Einiges über Geschichte, Sitten und Gebräuche der Santals, und stellt endlich aus englischen und deutschen Missionszeitschriften das Wichtigste aus der so merkwürdig rasch aufblühenden Mission zusammen, wobei namentlich die reich gesegnete Arbeit der Missionare Skrejsrud und Börresen näher geschildert wird. — Die Arbeit der englischkirchlichen Mission auf ihren 3 Santalstationen, deren Bekehrte im J. 1877 schon auf zusammen 1500 beziffert wurden, hätte hierbei etwas mehr als ganz flüchtige Erwähnung verdient. Für eine Missionsstunde enthält aber dies Büchlein einen sehr dankbaren Stoff.

## Missions-Zeitung.

**Indien.** Der Professor des Sanskrit an der Oxford University, Monier Williams, hat jüngst zum zweiten Male eine Reise nach Indien gemacht und besonders die Präsidentschaft Madras an Ort und Stelle sorgfältig studirt. In seinem Bericht fällt er folgendes Urtheil über die Mission und speciell über die Missionsschulen: „Hier — in Madras — wie in andern Theilen, thun die Missionsschulen nach meiner Meinung ein vortreffliches Werk. Die Erziehung, die sie bewirken, beruht nach der offenen, freimüthigen Erklärung ganz auf christlicher Basis. Man lehrt die Bibel ohne die kirchlichen Dogmen den Schülern anzuzwängen. Meine zweite Reise hat mich mehr als dies jemals früher der Fall war in der Ueberzeugung befestigt, daß Indien die größten Wohlthaten zufließen durch die energischen Bemühungen, welche die Missionare aller Denominationen machen, obgleich die sichtbaren Erfolge dieser Anstrengungen immerhin noch dürftig sein mögen. Aber was bis jetzt erreicht worden, ist nichts im Vergleich zu der Rolle, die sie für die Zukunft unsres indischen Kaiserreichs zu spielen berufen sind. Mit jedem Tage wird der europäische Missionar ein bedeutungsvolleres Glied zwischen Regierung und Volk. Er genießt das größte Vertrauen bei den Eingebornen aller Klassen und ist oft im Stande das auszuführen, was die Regierung bei



ihren staatsweisen Neutralitätsbekenntnissen nicht vermag. Die Missionschulen ziehen die Kinder der Angehörigen aller — heidnischen — Glaubensbekenntnisse an, obgleich sie dieselben offenbar mit einem diesen Glaubensüberzeugungen abholden Geiste erfüllen. Es mag ganz wahr sein, daß der Bibelunterricht oft dazu diene, nur zu zerstören ohne nothwendigerweise etwas aufzubauen, aber er flößt allmählig und unmerklich Principien ein, die mit den pantheistischen Ideen, mit denen der Hindugeist gemeinlich gesättigt ist, unverträglich sind. Wenn er nicht immer den wahren Glauben an die Stelle des falschen setzt, so legt er doch den Grund für einen zukünftigen Glauben an einen persönlichen Gott. Er substituirt für den trügerischen Sandgrund des Pantheismus die Unterlage eines lebendigen Felsen, auf der später dankbar weiter gebaut werden wird von den specifisch evangelisirenden Missionaren, als einem gemeinsamen Ausgangspunkte, wenn der Werth des Evangeliums mit dem der Vedas und des Korans verglichen werden wird. Es ist meine Ueberzeugung, daß das ungeheure Werk der Christianisirung Indiens nicht allein durch specifische Missionsmittel, sondern vielmehr durch das Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Werkzeuge in einer großen Mannigfaltigkeit der Wege zu Stande gebracht werden wird. Ebenso steht mir fest, daß es vornämlich herbeigeführt werden wird und zwar langsamer, allmählicher und unmerklicher als man gemeinlich erwartet, durch die Eindrücke, welche auf die Kindergemüther durch den Erziehungsproceß hervorgebracht werden, der in den Schulen unserer Missionare vor sich geht. Von allen durch mich in Südindien visitirten Schulen waren besonders zwei, die mich durch ihre verdienstvollen Leistungen in Staunen setzten, nämlich die der schottischen Freikirche zu Madras, in der sich c. 1000 Schüler befanden und die der Church M. S. in Tinneveli unter Bischof Sargent, in dessen District es c. 60,000 ev. Heidenchristen giebt“ (Free Ch. of Sc. Rec. 78 S. 14.)

Wir fügen hier gleich eine sehr erfreuliche Nachricht an, welche Bischof Caldwell (P. G. S.) ganz jüngst aus Tinneveli berichtet, daß sich nämlich dort und in Ramnad 16,050 Eingeborne im Laufe weniger Monate als Taufcandidaten gemeldet haben. Der Grund zu dieser massenhaften Hinwendung zum Christenthum ist nicht allein in dem Eindrucke zu suchen, den die christliche Wohlthätigkeit während der Hungersnoth auf das Volk gemacht hat, sondern wie der Bischof ausdrücklich hervorhebt, auch in einer vorhergegangenen missionarischen Bearbeitung eines großen Theiles des Landes. Als Caldwell nämlich Ende 1875 von England nach Indien zurückkehrte machte er in Begleitung von einer Schar auserlesener Helfer 4 große Missionsreisen, die zusammen etwa ein Jahr in Anspruch nahmen und der auf diesen Reisen ausgestreute Same ist es, der jetzt — durch die Hungersnoth vielfach zur Reife gebracht — seine Frucht trägt. Der Bischof verwahrt sich nachdrücklich gegen den Verdacht, daß materielle Gründe im Spiele seien, da die Leute von der Annahme des Christenthums keinerlei Vortheil zu erwarten hätten. Daß aber die Uebung christlicher Barmherzigkeit in der Zeit der Hungersnoth auch als eine Missionspredigt gewirkt hat, ist unzweifelhaft und wir freuen uns, daß Gott durch sie vielen Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan. Möchte es nun nur nicht an Arbeitern fehlen, um die große Ernte einzubringen (Miss. Field 78. S. 239 ff.). — Mittlerweise melden neuere Nachrichten (M. F. S. 262 ff.), daß die eben berichtete Bewegung beständig an Ausdehnung zunimmt. Die summarische Angabe des Bischofs Caldwell ergiebt nach der specificirten Berechnung des Dr. Strachan 17,740 bereits vollzogene Taufen; „am 30. Juni 1877 — schreibt er — hatten wir (d. h. die P. G. S.) in Tinneveli und Ramnad 22,886 Christen, heut (am 9. März)



haben wir ihrer 40,626 und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß bis Ende Jun die vorjährige Ziffer auf das doppelte gestiegen sein wird."

Als eine eigenthümliche Erscheinung verdient registriert zu werden, daß auf verschiedenen Götzenfesten in Süd-Malabar ein hinduistischer Gegen-Missionar die Boten des Evangelii bekämpfte. Der Mann, ein Brahmane, bediente sich ganz des christlichen Missionsapparates; er war begleitet von einer Anzahl Schüler, hielt Predigten, in denen er das Christenthum lästerte und den Hinduismus pries, dessen Wahrheit er zum Theil durch biblische Citate zu beweisen suchte. Er wurde indeß durch die Geduld und die Ruhe der Baseler Missionare aus dem Felde geschlagen und scheint vorläufig seine Agitationen wieder aufgegeben zu haben. Es ist aber möglich, daß geschicktere Redner ihm folgen (Heidenb. 77 S. 82 ff.).

**China.** Ueber die aus den Zeitungen bekannte furchtbare Hungersnoth in den dortigen Nordprovinzen, besonders in der Prov. Schansi unter der eine Bevölkerung von c. 80 Millionen leidet, geben die Missionare der verschiedensten Gesellschaften einmüthig die erschütterndsten Berichte (China's Millions 78 März und Mai; Ch. M. Gleaner S. 158; v. auch Kath. Missionen S. 61 f. 106 f. 124). Lange Zeit hindurch haben sich die Menschen von Gras und Wurzeln, von Weidenblättern, ja selbst von der Strohbedeckung ihrer Hütten und einer Art aus gemahlenem Schiefer bereiteten Kuchen zu ernähren gesucht. Tausend sind gestorben, Weiber und Kinder werden für Spottpreise zum Verkauf ausgesetzt, ja Fälle von Kanibalismus sind nicht vereinzelt geblieben. Selbst das Fleisch von Leichen hat man verzehrt. Wol' sucht die chinesische Regierung möglichst zu helfen; aber die langsame Communication, wo Eisenbahnen fehlen und die Habgier untreuer Beamten erschweren auch diese dürftigen Unterstützungen. England, das eben erst so energisch für die hungernden Hindus eingetreten, hat auf China seine generöse Freigebigkeit zu beweisen begonnen und es steht zu hoffen, daß diese Uebung christlicher Wohlthätigkeit auch den Chinesen eine überzeugungskräftige Missionspredigt halten werde. —

Ein Missionar der China Inland M., Mr. Mc Carthy, hat jüngst eine Reise durch China von Ost nach West beendet, über welche die Mai-Nummer des Organs dieser Gesellschaft: China's Millions interessante Mittheilungen macht. Mr. Mc. Carthy, der erste nicht offizielle Reisende, dem diese Tour gelungen, verließ Shanghai im Dec. und erreichte über Chinkiang (Jan. 77), Hankow (Febr.), Scheng (März), Chunting (Mai), Kweichang (Juni), Yunnan (Juli) — Bhamo am 26. Aug. 1877, nachdem eine Tour von ca. 3000 (engl.) Meilen und zwar zu Fuße zurückgelegt. Wir schweigen hier über die geographischen Notizen, die der Reisende gesammelt, für uns kommt es wesentlich auf die Resultate an, welche er als Missionar erzielt hat. In Befehlungen zum Christenthum bestehen dieselben begreiflicherweise nicht, dazu war der Reisende viel zu eilig. Freilich hat er gepredigt, Christen vertheilt, viel religiöse Unterredungen gehalten und dgl., aber es lag in der Natur der Sache, daß es sich nur um eine Recognoscirung handeln konnte. Wird die Reise unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt, so ist sie ja nicht resultatlos geblieben. Mr. Mc. Carthy berichtet, daß er während der ganzen Reise auch nicht ein einziges Mal genöthigt gewesen sei, irgend welchen Schutz bei der Polizei zu suchen, daß kein Beamter ihm Hindernisse in den Weg gelegt und das Volk ihm nie ernstliche Belästigungen bereitet habe. Diese Erfahrung ist allerdings von Wichtigkeit, da sie zeigt, daß zur Zeit im Innern Chinas der Fremdenhaß die Missions-thätigkeit weniger hemmt als an den Küsten. Im übrigen schwärmen wir nicht für

Reisen dieser Art und würden es beklagen, wenn die China Inland M. fortfahren würde, ihre Kräfte so zu verbrauchen. Solche Touristenreisen können sich nicht auf das apostolische Vorbild berufen.

Gelegentlich eines Angriffes auf eine protestantische Kapelle berichtet der britische Vice-Consul Frater (Commercial Reports by Her Majestys consuls in China. N. 5 1877 S. 100 f.) über die ev. Mission in Nord-Formosa folgendes: „Sie war begonnen 1872 durch die Presb. Church of Canada, welche den Missionar Mackay dorthin sandte. Er hat sich als einer der eifrigsten Missionare bewiesen, die mir begegnet sind und ich kann seine Weisheit im Verkehr mit den Chinesen nicht genug anerkennen. Selbst die chinesischen Beamten des qu. Bezirks loben ihn als einen einzigartig rechtschaffnen und aufrichtigen Mann und von seinen Befehrten, die um seinen willen viel zu leiden haben, wird er außerordentlich verehrt. Er hat, man kann fast sagen, nicht wo er sein Haupt hinlegt, sondern wandert von Kapelle zu Kapelle, indem er eine Anzahl Schüler immer bei sich hat, welche er in allerlei Wissenschaft wie in der Religion unterrichtet. . . Er nimmt Niemand in die Gemeinde auf außer nach mehrjähriger Erprobung und erinnert alle seine Kirchenglieder immer wieder daran, daß sie vor wie nach chinesische Unterthanen bleiben, obgleich sie einer fremden Religion angehören. Obgleich die Mission erst 5 Jahre alt ist (1877), so sind doch bereits 7 — jetzt 12 (Indep. vom 28/2 78) — Kapellen errichtet, von denen einige weit von hier (von Tamsui, von wo der Bericht datirt ist) liegen und die Getauften, auf die er fest vertrauen kann, belaufen sich auf 69 — jetzt 147 —, während er über 1000 regelmäßige Zuhörer hat.“ — Nach den neuesten Nachrichten ist eine Verfolgung gegen Mr. Mackay losgebrochen, er weigerte sich aber entschieden die Insel zu verlassen.

Aus Sumatra, wo bekanntlich die Nh. M. G. unter den Battas ein gesegnetes Werk treibt, sind in der letzten Zeit nicht unbedenkliche Nachrichten eingelaufen. Der traurige Atjinesische Krieg, den die Holländische Regierung leider immer noch hinschleppt, scheint nämlich auch die freien Battaländer in Mittheilenschaft gezogen zu haben und bedroht nun die Missionsstationen in Silindung. Atjinesen und Battas sind ja allerdings von Haus aus bitter Feinde; aber es scheint den ersteren gelungen zu sein, die Battas zu überzeugen, daß durch die Holländer ihre Freiheit bedroht sei, und dieselben so sich zu Bundesgenossen gemacht zu haben. Die Situation ist für die Mission um so ernster, als nicht bloß das Leben der in Silindung stationirten Missionare bedroht ist, sondern die Bundesgenossenschaft mit Atjin zweifellos eine mohammedanische Gegenmission im Gefolge haben wird, die erfahrungsmäßig der Ausbreitung des Evangelii noch größere Hindernisse in der Weg legt als ein blutiger Krieg. Die Holländer haben allerdings einige hundert Soldaten nach Soetaba geschickt, die die ersten Angriffe abgeschlagen haben; entwickelt die Regierung aber nicht wirkliche Energie, so wird dieser Sieg wahr scheinlich keinen bleibenden Schutz gewähren, wie es denn überhaupt immer deutlicher zu Tage tritt, daß eine schwache Colonialregierung eine bedenkliche Sache ist (Ber. der Nh. M. G. 78. S. 115. 153 170). —

**Neu-Guinea.** Die Londoner M. G. hat den längst gehegten Plan, ihre Missions-thätigkeit auf die Malaiische Bevölkerung des östlichen Süd-Guinea auszudehnen, jetzt auszuführen begonnen. Von 10 eingebornen Lehrern begleitet verließen die Missionare Macfarlane und Chalmers Murray Island am 17. October 77 und landeten auf der Insel Teste am 15. November, nachdem auf Port Moresby und die Binnengebiete eine 14tägige Untersuchung gewendet worden war.

Mit Hilfe einiger hundert Worte, die Kapitän Moreshby früher gesammelt, vermochte man sich mit den zahlreich kommenden Eingebornen zu verständigen und nachdem ihnen der friedliche Zweck des Besuchs auseinander gesetzt worden, bewillkomnten sie die Fremden, indem Jeder seine Nase zwischen einen Finger und den Daumen der einen Hand nahm und mit dem Vorfinger der andern den Unterleib rieb. An ihren Hütten hingen allerdings Schädel erschlagener und aufgefressener Feinde, aber den Fremdlingen wurde erklärt, daß sie Freunde seien und nichts zu fürchten hätten. So konnte denn einer der eingebornen Lehrer hier stationirt und sogar der Beschluß gefaßt werden die Insel Teste künftig auch als Gesundheitsstation für die durch das ungesunde Klima der übrigen Stationen der Neu-Guinea-Mission angegriffenen Evangelisten zu benutzen. Von hier ging es mehr nach Norden zu und wurde erst an dem Oiscap (der Halbinsel), in der Nähe von Kilkerton Point, wieder ein Lehrer stationirt, obgleich man sich mit den dortigen Eingebornen nur durch Zeichen zu verständigen vermochte. An dem ihren unverständlichen Gottesdienste, der am Sonntage gehalten wurde, nahmen gegen 600 Theil. Von hier aus ging es weiter nach dem Südcap (was wenigstens bisher als das Südcap Neu-Guineas galt), wo die Bewohner von Stacey Island sie in Folge eines Mißverständnisses nicht gerade freundlich empfangen, bald aber zur Aufnahme von Lehrern sich bereit erklärten. So sind 3 neue Centralstationen in bisher fast unbekannten Gegenden etablirt und unter verhältnißmäßig sehr günstigen Auspicien besetzt worden. — Auch von einer im Juli und August des vorigen Jahres durch Missionar Gill abgehaltenen Visitationsreise auf den Inseln der Hervey-Gruppe werden recht erfreuliche Resultate berichtet (Chron. of the London M. S. 78. Mai).

Der neue Bischof von Melanesien, Selwyn, der Sohn des ersten Bischofs dieser Mission, hat jüngst seine erste sechsmonatliche Rundreise durch seinen Diöcesan-Archipel vollendet. Wir können nicht finden, daß sein Bericht viel Bedeutendes enthält. Nur zweierlei soll hier registrirt werden. Zuerst eine Bemerkung bezüglich der eingebornen Lehrer, die nicht gerade sehr nach unserm Geschmack ist: „Wir suchen unsern Knaben ein Verständnis davon beizubringen, daß ihre (zukünftige) Lehrthätigkeit eine Arbeit ist, die wie jede andre entsprechend bezahlt werden soll. Mr. Codrington hält mir immer wieder vor, daß es Bischof Pattesons größter Wunsch war, die eingebornen Lehrer möchten gut bezahlt werden. Er erinnert mich, welches Mitleid der Bischof hatte über manchen armen Lehrer, den andre Gesellschaften mit einem kleinen Stück Calico und dergleichen Kleinigkeiten honorirten. 25 Pfund (500 Mk.) für einen eingeb. Priester, 20 Pf. für einen Diakon, 10 Pf. 15 Sch. für einen Hauptlehrer &c. — das ist augenblicklich unser Satz. Wir wünschen nicht eine ärmliche Gesellschaft von Lehrern zu haben, und ich denke die Zeit ist noch fern, wo man von den Eingebornen die Unterhaltung ihres Klerus erwarten kann, ausgenommen was sie an freiwilligen Gaben darreichen“ — ein Grundsatz, der schwerlich allgemeine Empfehlung verdient! — Der zweite Punkt betrifft einen weiteren Aufschluß über die Ermordung des Bischofs Patteson. Der Bischof war in das Haus eines Eingebornen eingetreten und erhielt hier einen Schlag von hinten und dann als er sich umwandte einen Pfeilschuß von vorn. Die Weiber beweinten seinen Tod und vier von ihnen schafften den Leichnam an das Ufer, legten ihn in einen Kahn und stießen den Kahn in das Meer hinaus. Die Dyssenterie, die später auf der Insel Nukapu ausbrach und viele wegraffte, wurde von den Eingebornen als eine Strafe für die Ermordung des Bischofs aufgefaßt. Der Mörder des Bischofs ist später selbst getödtet worden (M. F. 78. S. 201 ff.).



**Afrika.** Von den ostafrikanischen Missionsunternehmungen, über die wir bald einen zusammenhängenden Bericht zu bringen gedenken, ist dies Mal allerlei Trauriges zu melden. Allerdings sind die Boten der Ch. M. S. glücklich bei König Mtesa in Uganda angekommen und sehr freundlich von diesem empfangen worden, aber 2 hervorragende Glieder der Expedition haben bald darauf ihren Tod durch Mörderhand gefunden, nämlich der Lieutenant Smith und der Rev. D'Neill. Als nämlich zwischen einem arabischen Händler Songoro, und dem Häuptling Lukongeh in Uferewe wegen eines an die Missionare verkauften Schiffes ein Streit ausgebrochen war und die letzteren sich geweigert hatten, die unter ihren Schutz geflohenen Leute Songoros auszuliefern, wurden sie sammt diesem ermordet. Nur drei zur Begleitung der Missionare gehörige Männer sind dem Blutbade entronnen. — Mittlerweile hat die Ch. M. S. neue Boten ausgesandt, von denen der eine Theil von Norden her auf dem Nilwege Uganda zu erreichen suchen soll. — Auch die London M. S. hat nicht so glatt nach Udschidschi vordringen können als man gedacht. Die Expedition hat etwa drittelwegs liegen bleiben müssen, als sich herausstellte, daß per Dohien die Reise nicht weiter zu machen war. — Am Nyassa muß Livingstonia als Hauptstation aufgegeben werden, da es im Bereiche der Tsetsefliege liegt, während in Blantyre sich alles nach Wunsch gestaltet. An Nachschub fehlt es auch hier nicht (Ch. M. Int. 78. S. 313 f. Chron. 77 Dec. Ch. u. Free Ch. of Scotland Rec. 78 Jan.-Mai).

Mittlerweile rüstet sich auch die katholische Kirche die Seenregion Ostafrikas zu besetzen. Am 21. April haben sich 12 Missionare in Marseille eingeschifft, um sich über Aden nach Zanzibar zu begeben und von da die Reise ins Innere anzutreten. Von Zanzibar aus ist c. 12 Stunden von Bagamoyo entfernt bereits eine neue Station Rhonda, angelegt. Auch in Khartum ist die katholische Mission von neuem energisch in Angriff genommen (Kath. Missionen 78 S. 124 ff.).

Zu den Gallas sucht sich jetzt auch von Ribe aus die United Meth. Free Ch. M. durch ihren Missionar Wakefield den Weg zu bahnen. Eine erste Station Sigirso ist bereits gegründet und von den eingebornen Christen zu Ribe freigebig unterstützt worden (Ill. M. News. 78 S. 50).

Ueber den Kaffernkrieg, der leider immer noch zu keinen eigentlichen Entscheidungen geführt zu haben scheint, unterlassen wir dieses Orts weitere Mittheilungen, da das Laufende aus den Zeitungen bekannt ist, eine zusammenhängende Darstellung zur Zeit aber noch nicht gegeben werden kann. Alle im Bereiche des Kriegsschauplatzes liegende Missionsgebiete haben unter der Verwirrung schwer zu leiden. Zur vorläufigen Orientirung verweisen wir auf die Ber. der Berl. M. G. 78 N 5—10 und Miss. Bl. der Br. Gem. 78 N. 5.

Ueber die neue Missionsunternehmung der London M. S. am Ngami-See berichten wir sobald sie wirklich ins Werk gesetzt ist.

Daß von der durch die Jubiläums-Sänger so bekannt gewordenen Fisk University in Nord-Amerika 2 schwarze Missionare nach Westafrika und zwar nach den Sherbro-Inseln gesandt worden sind, ist bereits in dem letzten Beiblatt angedeutet worden. Wir ist das ganze Unternehmen noch nicht durchsichtig genug, um ihm eine eingehendere Besprechung zu widmen. Jedenfalls wird man gut thun, sich vor rhetorischen Hyperbeln zu hüten. — Wie es scheint wird in Nord-Amerika die Auswanderungsfrage der Schwarzen nach Afrika wieder lebhaft discutirt, wenngleich die Angaben, die the African Reposi-



tory (Jan. 78) macht, daß über 65,000 Neger den Wunsch ausgesprochen hätten, nach Liberia überzusiedeln (S. 26), mit etwas starken Farben aufgetragen zu sein scheinen. Wollen sehen! Später mehr.

## Berichtigung.

Wie ich erst vor einigen Tagen aus der „Allg. Ev. luth. R. Zeitung“ (Nr. 21 S. 490) ersehen, hat sich bezüglich der Missionsleistungen Baierns ein mir sehr unangenehmes erratum in meine Broschüre: „Die Belebung des Missionssinns in der Heimath“ (S. 22) eingeschlichen. Während ich nämlich auf Grund der mir vorliegenden Jahresberichte der Leipziger und Baseler M. G. als aus Baiern vereinnahmt 32,400 und 2972 Mk. gefunden (S. 66 des Leipziger und S. 121 ff. des Basler B.) gibt die oben genannte R. Z. 62,006 Mk. als in Summa vereinnahmt an. Auf Grund eingezogener Erkundigungen löst sich die Differenz dadurch, daß 1) c. 19—20,000 Mk. in Leipzig zu spät eintrafen und daher nicht mehr pro 76 verrechnet werden konnten, 2) daß einige tausend Mark auch nach Hermannsburg gegangen sind und 3) daß der Bericht des „Ev. luth. Central-Missions-Vereins für Baiern“ auch die für die Neuenbittelsauer Anstalten, die Judenmission, das Proselytenhaus in Erlangen etc. eingegangenen Beiträge mit aufgenommen hat, die in meiner Berechnung, in der es sich nur um die Heidenmission handelte, natürlich keine Berücksichtigung finden konnten. Da nun ferner die evangelische Bevölkerung Baierns (excl. Pfalz) nur c. 1,072,000 Seelen beträgt, so stellt sich der Beitrag pro Kopf auf c.  $\frac{1}{19}$ — $\frac{1}{20}$  Mk. — freilich immer noch ein Ergebniß, auf das man nicht gerade mit großer Genugthuung blicken kann. Uebrigens verweise ich auf den mir eben übersandten Aufsatz des Pfarrers Pauli in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ (Febr. 1872): „Gedanken über das Missionswesen in Baiern“ (S. 107 ff.), der sich mit den Ausführungen meiner Broschüre mannigfach berührt.

Wd.

## Quittung.

Auf besondern Wunsch des Dresdner Anonymus bescheinige ich dankend den Empfang der von ihm eingesendeten 2 Mk. Ueber die übrigen bis jetzt nicht bedeutenden Gaben die für den Jubiläumsfonds der Rh. M.-G. eingegangen sind, werde ich nach Abschluß der Sammlung summarisch berichten.

Wd.

## Die Mission unter den Ovaherero.<sup>1)</sup>

Nach Mittheilungen Rheinischer Missionare insonderheit des Miss.  
Brinder.

Von Inspector von Rohden.

(Fortsetzung.)

### Beschneidung, Hochzeit, Begräbniß.

Wie viele andre afrikanische Völker haben auch die Ovaherero die Beschneidung. Alle Knaben werden beschnitten, und zwar gewöhnlich zwischen dem 2. und 6. Lebensjahr. Doch rechnen diese Völker nicht nach Jahren sondern nach auffallenden Ereignissen, wie z. B. Heuschreckenplage, Krieg, Seuche, Tod eines Häuptlings und dgl. Beim Eintritt solcher Epochen pflegen sie ein großes Beschneidungsfest zu feiern. So geschah es auf der Werft des Häuptlings Willem Zeraua, nach dem Tode des Ovambokönigs Tjifonge.

„Von allen Seiten kamen die festlich geschmückten Gäste zum Omukandi, wo man nach Herzenslust Fleisch essen konnte. Es war ein stattlicher Anblick, die prächtig geziereten und reichlich gesalbten Frauen, und neben ihnen die schön gebauten kräftigen Männerfiguren. Zuletzt war ein solches Gewühl von lärmenden, jauchzenden, tanzenden Menschen auf der Werft, und von brüllenden und rennenden Ochsen, daß man Auge und Ohr hätte verschließen mögen. Es mochten etwa 1000 Menschen sein, reich und arm, gekleidet und ungekleidet, Männer, Frauen und Kinder im buntesten Gemisch durch einander. Während sie nun die gewaltigen Ochsen bewunderten und besangen, die zum Festschmaus bestimmt waren, sah man bald hier bald da eins der Thiere die Menge durchbrechen und davon stürzen. Aber ein Duzend schnellfüßiger Jünglinge folgten ihm, und im rechten Augenblick wurde es gleichzeitig an Schwanz, Beinen, Hörnern gepackt, und ehe man sich's versah, lag es am Boden und wurde erdroffelt.

Außer den zum Schlachten bestimmten Thieren trieben sich noch etwa 800 Kinder in den Umzäunungen herum, denn bei solchen Gelegenheiten muß der Omukherero seinen Reichtum an Vieh vor Augen haben. Der Häuptling saß pflichtmäßig am Okuruo, die Ellenbogen auf die Kniee, und das Kinn auf die Hände gestützt, und schaute dem wunderlichen Tanz zu, den die Frauen vor ihm aufführten, indem sie ihm zugleich allerlei Loblieder vorsangen (d. h. Lieder in welchen sie das Lob des Häuptlings vortrugen). Die Beschneidung selbst fand gegen Mittag im Schatten eines großen Felsen statt. Nur die Mütter der Knaben waren zugegen, außerdem nur 2 Männer, welche die Knaben hielten, und ein steinalter Mann, der die Operation mit einer stumpfen Pfeilspitze vollzog. Es war eine unmenschliche Quälerei, die bei dem einzelnen Knaben reichlich 15 Minuten dauerte, und bei der die armen Kinder über die Maaßen kläglich jammerten. Auch

<sup>1)</sup> In der Einleitung dieses Artikels, im Juliheft sind einige Druckfehler stehn geblieben, wie Abanta statt Abantu, Ovarondorniti statt Ovarondomiti, Ovagerandu, statt Ovaferandu u. a.

die Mütter bemühten sich vergebens ihre Thränen zu unterdrücken. Aber hart wie das Seidenthum ist, geschah nichts die Schmerzen abzukürzen oder zu lindern. Die alten Gebräuche mußten unerbittlich vollzogen werden.<sup>1)</sup>

Die Verheirathung geschieht meist schon in jungen Jahren (vom 15. oder 16. Jahr an). Sind die Eltern über den Preis des Mädchens, (das übliche Geschenk an den Vater) und über die Ausstattung des Pärchens einig geworden, so wird der Junge hingeschickt um dem Mädchen eine dicke Eisenperle hinten an den Zopf zu hängen. Das ist wie ein Verlobungsring. Soll die Ehe abgeschlossen werden, so wird ein Fest veranstaltet, am ersten Tag bei den Eltern des Bräutigams, am zweiten Tag bei den Eltern der Braut. Für das Brautpaar wird an beiden Stellen ein besondres Hüttchen aufgerichtet. Dort werden sie gesalbt, d. h. mit Fett eingeschmiert, bis der ganze Leib trieft, mit vielen Riemen, Perlenschnüren, Stirnband und dgl. geschmückt, und der Braut, nachdem ihr vorher ein großer Klumpen Ochsenfett auf den Kopf gelegt war, den dann die übrigen Frauen ihr stückweise wieder abrupfen, wird darnach der sonderbare Frauenhut aufgesetzt mit den aufrechtstehenden Kalbsohren und vielen Verzierungen. Natürlich ist die Hauptsache an beiden Tagen der Schmaus. Mehrere Ochsen sind geschlachtet, und alles giebt sich der Lust des Fleisshessens hin. Ein Ochse, der dazu besonders geweiht und aufgespart ist, wird unter besonderen Ceremonien geschlachtet und in 2 Theile zerlegt. Der Hausvater, der zugleich als Hauspriester fungirt, thut die eine Hälfte sogleich in den Kochtopf und aus dem Kochtopf in eine hölzerne Schüssel, ißt selbst ein Stückchen davon, und hält ein andres Stückchen dem jungen Paar vor die Füße; das scheint als eigentlicher Trauungsakt zu gelten. Dann wird die eine Hälfte verzehrt, und spät am Abend unter allerlei Feierlichkeiten auch die andre Hälfte.

Eine besondre Ceremonie bei der Hochzeitfeier ist der Rundgang der Frauen. Einige alte Frauen ziehen voraus, die älteste hat einen geflochtenen Teller in der Hand. Hinter ihnen folgt der Bräutigam, den die Braut hinten an seinen langen Riemen angefaßt hat. Zuletzt kommt der ganze Haufe der übrigen Frauen. Vorn schreien sie *omunene uond-yandye*. Das soll heißen: Sohn des Tages, und scheint ein Ehrentitel für den Bräutigam zu sein. Hinten im Zuge antworten sie mit dem

<sup>1)</sup> Nach Dr. Fritsch's Angabe werden später als Zeichen der Aufnahme unter die erwachsenen Männer den Jünglingen die beiden unteren Schneidezähne ausgebrochen, und die oberen ausgefeilt. Auch bei dem Mannbarwerden der Mädchen wird diese Zahnoperation vollzogen. Unsrer Missionare berichten nur vom Ausfeilen der 2 oberen Schneidezähne.

Freudenruf oyoyoyoyo. So ziehn sie auf der ganzen Werst herum, halten vor jedem Hause still, und die Alte mit dem Teller empfängt überall etwas Räucherpulver für die Braut. Mit Schmausen und Tanzen wird der Tag beschlossen. Damit sind dann die Feierlichkeiten zu Ende. Am dritten Tag macht das junge Ehepaar seinen ersten Besuch bei den Braut- eltern, und dann beginnt das Alltagsleben. Die Leutchen leben bisweilen ganz erträglich, um nicht zu sagen glücklich mit einander. Aber öfters ist das Loos der jungen Frau ein recht trauriges. Dann macht sie wohl mal Versuche zu fliehn, wird mit Riemen festgebunden, reißt sich los, wird wieder zurückgebracht und nimmt sich wohl gar in der Verzweiflung selbst das Leben.

Wenn jemand stirbt, ist es bei den Ovaherero Sitte, daß alle Leute der Werst im Ponthof (Hütte) des Sterbenden sich versammeln. Welche der Ponthof nicht faßt, die stehen draußen. Daß durch die Aus- dünstung, die bei schwarzen Völkern besonders stark ist, so wie durch das Rauchen der Männer und Frauen sich in dem Ponthof eine Luft ent- wickelt, der schon eine gesunde Lunge kaum zu widerstehen vermag, die aber den Kranken um so rascher und sichrer zu Tode bringt, darüber denken die Heiden nicht weiter nach. Und dies ist noch nicht genug, um dem Sterbenden sein letztes Stündlein zu erschweren. Wenn die Umstehenden merken, daß es nun bald zu Ende geht, nehmen sie ein Fell und decken es über das Angesicht des Sterbenden, daß er vollends ersticken muß. Einer der Anwesenden muß von Zeit zu Zeit das Fell aufheben und nach- sehen, ob das Leben noch nicht entflohen ist. Ist es zu Ende so beginnt sofort die Todtentlage. Eine der anwesenden Frauen ist die Vorsprecherin. Sie beginnt ihren Singsang etwa so: Unser Kind, Kind unsres Vaters, wo bist Du! Die Leute sind verwundert, sie sind so traurig, daß sie den Mund auf die Kniee legen und dgl. So wie sie geendet hat, stimmt die ganze Versammlung ein: Ja, ja, ja, worauf dann ein herzerreißendes Jammergeschrei folgt. Dann beginnt die Vorsprecherin auf's neue den Verstorbenen zu besingen, und wieder antwortet die Versammlung mit dem Ja ja ja, und dem Jammergeschrei.

Dem Gestorbenen wird gleich nach seinem Tode das Rückgrat mit einem Beil durchgehauen, dann der Kopf ihm zwischen die Beine gesteckt, die Kniee angezogen, und der Leichnam mit Riemen zusammengebunden, daß er wie ein formloser Klumpen erscheint. Eine so zusammengebundene Leiche ist keine 2 Fuß lang. In's Grab wird sie mit dem Gesicht nach Norden gelegt, „weil sie von Norden her gekommen“ sind. Das Grab



wird möglichst weit von der Werft gemacht. Es wird gewöhnlich mit einem Stock gegraben, nur für angesehene Leute wird ein Spaten gebraucht. Als Leichenbahre dient ein gabelförmiger Ast, über welchen in der Quere noch einige andre Hölzer gebunden werden. Die Leiche wird mit einem alten Felle zugedeckt, und von 3 Männern getragen. Das Begräbniß findet schon einige Stunden nach dem Tode statt. Der Leiche folgt zunächst die Vorsprecherin, darauf der übrige Haufe. Das herzerreißende Jammergeschrei wird ununterbrochen fortgesetzt, bis der Todte eingescharrt ist, und mit ihm alles was er zu seinem täglichen Gebrauche benutzt hat. Das Grab wird dann mit Steinen zugedeckt, und Jünglinge und Männer, auch wohl Frauen und Mädchen springen wiederholt über das Grab. Das soll sie vor Erkranken bewahren.

Bei der Trauerklage legen die Angehörigen ihre Schmucksachen ab, die Männer tragen eine spitze Mütze von dunkeln Fell, um den Hals aber ein Riemen mit Straußeneierschalen an den Enden, und scheeren das Haupthaar, oft für lange Zeit. Am Tage nach dem Begräbniß beginnt nämlich erst die eigentliche Todtenfeier<sup>1)</sup>. Diese besteht darin, daß je nach Rang und Stand des Verstorbenen eine Anzahl Ochsen getödtet und verzehrt werden. Die Todtenklage aber dauert so lange fort, bis die Ochsen sämmtlich geschlachtet sind. Zum Todtenfeste kommen auch die benachbarten Werste, aber wohl weniger um Theil zu nehmen an der Trauer als an der Mahlzeit. Mit den Worten: auf, laßt uns essen gehn, machen sie sich auf den Weg. Wenn sie aber die Trauerwerft erreicht haben, stimmen sie ebenfalls die Todtenklage an.

Die Hörner des geschlachteten Ochsen werden als Grabdenkmal in die Aeste eines Baumes gehängt, und geben dem Vorübergehenden Zeugniß von der Größe und Würde des Begrabenen. Einer unsrer Missionare schreibt: ein Schwiegervater des Ramaharero war gestorben. Bei Sonnenaufgang tönte von der Werft das Klagegeheul zu uns herüber. Das Grab sahen wir nicht, wohl aber den eingepflanzten Pfahl, an dem die Hörner der zur Todtenfeier geschlachteten Ochsen aufgehängt waren, 57 Paar. Die Frauen, welche aus ihren Hütten kamen um zu melken, stießen dabei abwechselnd und in kurzen Zwischenräumen unartikulierte Töne aus. Um ein Feuer saßen auf umgestülpten Holztrögen eine Anzahl Männer

1) Merkwürdig ist, daß bei der Todtenfeier die Ochsen wirklich abgeschlachtet werden, während man sie sonst immer zu erwürgen pflegt. Man ist geneigt dies Blutvergießen für eine Art Entführung des Todten oder Reinigung der durch Todtenberührung Verunreinigten anzusehn.

mit ledernen, hinten herabhängenden Trauerkappen, anscheinend sich wärmend und gemüthlich sich unterhaltend.“

Ist jemand im Kriege gestorben, oder sonstwo im Felde umgekommen, wo er nicht hat begraben werden können, so wird ihm zu Ehren von seinen Angehörigen an einer andern Stelle ein Grab aufgeworfen und mit Steinen bedeckt. Ochsen müssen dabei ebenfalls geschlachtet, und die Hörner bei dem leeren Grabe aufgehängt werden. Angesehene Leute bestimmen zuweilen, daß sie nach ihrem Tode nicht begraben, sondern in ihrer Hütte beigesetzt werden wollen. Dann werden sie auf eine Art Gerüst wie schlafend in ihre Hütten gelegt, die Hütten werden dann gleich den Gräbern durch Dornbüsche oder Pfähle und Hecken gegen die wilden Thiere geschützt. Doch scheint diese Art des Begräbnisses nur selten vorzukommen.

Ist der Verstorbene der Häuptling des Ortes gewesen, so verläßt der Stamm die Gegend und kehrt erst nach längerer Zeit zurück. Bei der Rückkehr bringt der Nachfolger dem Verstorbenen allerlei Opfer, um ihn günstig zu stimmen und ihn zu bitten, daß er ihnen Gutes gewähre. Nachdem dies geschehen, wird der heilige Heerd und der Opferplatz auf der alten Stelle wieder aufgerichtet, und die frühere Ordnung erneuert.

### Sociale Verhältnisse.

Die Ovaherero sind das freieste Volk der Welt. Sie haben keinen König, keine Obrigkeit, keine Rechtspflege, kein Gericht; ein jeder thut was ihm recht dünkt. Es sind zwar Häuptlinge da, und unter vielen Häuptlingen auch ein Oberhäuptling. Aber gehorchen thut ihnen Niemand außer wer dazu Lust hat. Für Gehorsam fehlt diesen Leuten eben so wohl das Wort als der Begriff. Wer eine große Menge Vieh hat, nennt sich Häuptling; denn um ihn sammeln sich alsbald eine Menge Hungerer und Schmarozer, und halten so lange bei ihm aus, als sich bei ihm noch etwas zu gewinnen, zu erbetteln oder zu stehlen findet. Strafe über einen Dieb oder Mörder zu verhängen, würde kein Häuptling sich erlauben dürfen. Der Missethäter würde sich einfach davon machen und sich einen andern Herrn suchen. Wie ganz anders ist es bei den benachbarten Ovambo. Dort ist jeder Häuptling Herr über Leben und Tod, über Hab und Gut seiner Unterthanen; ohne seinen Willen darf Niemand Hand oder Fuß regen in seinem Reich. Von solchen Zuständen haben die Ovaherero keinen Begriff. Selbst der Oberhäuptling könnte kein Todesurtheil fällen ohne sein eignes Leben zu riskiren. Er erhält sich nur dadurch in

Ansehn, daß er der reichste Viehbesitzer ist, und die meisten und vornehmsten Frauen hat, also mit den reichsten Familien verschwägert ist.

Früher scheint es einige bedeutendere Stammfürsten gegeben zu haben, wenigstens sieben oder acht, die jeder ganz unabhängig waren und Niemand über sich anerkannten. Ragte aber einer unter ihnen als der Mächtigste und Tapferste unter den übrigen hervor, so suchte er sich durch Verschwägerung die Hülfe und Anhänglichkeit anderer Stammesfürsten zu sichern, indem er deren Töchter und Schwestern zu Frauen nahm. Auf diese Weise hat der jetzige Oberhäuptling Kamaharero sich den größten Anhang verschafft, denn er hat 13 Häuptlingstöchter zu Ehe.

Als der kluge und thatkräftige Namaquahäuptling Jonker Afrikaner seit dem Jahr 1843 begann die Ovaherero zu unterjochen, hatte er anfangs den Kamaharero und seinen Stamm benutzt um die übrigen Stämme zu überwältigen. Als dann aber die Reihe auch an den Kamaharero selbst kommen sollte, wagte der letzte sich zu wehren, und da er inzwischen durch die europäischen Handelsleute mit Schießgewehren versehen war, so gelang es ihm mit Hülfe der letzteren sich frei zu machen. Die Europäer waren es dann auch, welche den Kamaharero, als den letzten noch übrig gebliebenen Stammfürsten, zum allgemeinen Oberhäuptling proklamirten, ohne daß jedoch bestimmt worden wäre, welches seine Rechte und Pflichten sein sollten, und welche Stellung er gegenüber den andern Viehbesitzern haben sollte, die allmählig wieder zum Ansehn und zum Wohlstand emporstiegen. Mit der wiederkehrenden Ruhe und Sicherheit erwachte auch das Gefühl der Unabhängigkeit und die Erinnerung, daß die bisherige Unterdrückung zum Theil durch Schuld eben dieses Kamaharero und seines Stammes herbeigeführt sei. Nur durch fortwährende Unterstützung der Europäer, besonders des schwedischen Händlers Andersson, und durch die schon erwähnte Verschwägerung mit allen reicheren und angeseheneren Besitzern, wurde es ihm möglich seine Stellung bisher zu behaupten. Es gehorcht ihm zwar Niemand, aber es ist doch auch kein andrer Häuptling da, dem mehr gehorcht würde, und wenn er selbst auch ein schlaffer und träger Regent ist, so ist doch wiederum kein andrer da, der gewillt oder im Stande wäre ein energischeres Regiment zu führen.

Unterthanen giebt es also im Ovahereroland eigentlich nicht, sondern nur mehr oder weniger reiche Viehbesitzer, die sich Häuptlinge nennen, die im Rath eine mehr oder minder gewichtige Stimme führen, die so lange es ihnen gefällt, einen der ihrigen als Oberhäuptling anerkennen, ohne sich doch um seine Befehle zu kümmern, und die jeder wieder eine Anzahl



von Knechten und abhängigen Leuten unter sich haben. Zwischen diesen Knechten und abhängigen Leuten besteht aber ein bedeutender Unterschied. Zwar eigentliche Sklaverei oder wenigstens Sklavenhandel existirt bei den Ovaherero nicht. Menschen kaufen und verkaufen halten sie für ein großes Unrecht. Aber die Knechte sind bei ihnen doch nicht viel anders als Leibeigne. Diese Knechte sind nämlich Bergdamra, jene Trümmer eines vormals mächtigen schwarzen Geschlechtes, welche in zerstreuten Resten noch hier und da im Lande wohnen, und immer ohne weiteres von den Ovaherero als ihre Knechte angesehen und in Anspruch genommen werden. Oder es sind im Kriege gefangene Kinder, die dann oft schlecht genug behandelt, wohl gar todtgeschlagen werden, ohne daß sich jemand um sie kümmert. Im übrigen sind die Ovaherero keineswegs strenge Herrn. Nicht bloß ihre eigne fröhliche und sorglose Natur verwehrt ihnen eine fortgesetzte grausame Behandlung andrer, sondern auch die Besorgniß, daß der mißhandelte Knecht ihnen weglaufen und sich einen andern Herrn und Besitzer suchen werde, wie das bisweilen vorkommt.

Höher als diese Knechte stehen die dienenden Ovaherero, die nur deshalb dienen, weil sie noch keinen eignen Besitz haben, und sich allmählig erst etwas verdienen und durch Arbeit und Ersparniß zusammenbringen wollen. Diese ärmeren, abhängigen Leute, die auf seiner Werft wohnen oder die er auf seine Viehposten schickt, betrachtet der Häuptling als seine Leute, oder wie wir sagen würden, als seine Unterthanen und diese seine Unterthanen sucht er unter allen Umständen festzuhalten oder zurückzugewinnen. Ueber eine oder etliche Familien, die eben ihr bisheriges Oberhaupt im Kriege verloren haben, und die nun ein Häuptling dem andern abwendig machen will, entsteht oft ein langwieriger Streit.

Dagegen solche Kriege wie in Europa, wo man sich über ein Stück Land, über Grund und Boden streitet, sind dem Ovaherero völlig unbegreiflich. Grund und Boden hat für ihn gar keinen Werth; das Steppe-land ist ja weit genug für jeden der darin wohnen will. Hier giebt es keinerlei Besitztitel und Eigenthumsrecht, hier zeigt nirgend ein Pfahl oder Stein oder Graben ein abgegrenztes Besitzthum an. Hier kann jeder Besitz ergreifen, sich niederlassen, seine Hütte bauen, sein Vieh weiden lassen, wo er will und so lange er will; aber wo er sich eingerichtet hat, da kann auch jeder andre sich niederlassen, und auf seinem Weideplatz kann auch jeder andre sein Vieh grasen lassen, und er hat nicht das Recht ihm das zu verbieten. Daraus hat sich allmählig die Praxis herausgebildet, daß wo schon ein andrer haust, man ihn ungestört läßt; sobald



er aber aufbricht und anderswohin zieht, greift jeder zu. Es ist wohl wahr, daß eine Art stillschweigende Uebereinkunft zwischen den reicheren Stämmen oder Familien besteht, wonach die eine in diesem Theil des Landes, die andre in jenem gleichsam vererbte Anrechte hat. Wenn nachweisbar die Häupter der Familien früher irgendwo ansäßig gewesen sind, wenn sich die Gräber ihrer Vorfahren dort finden, so machen die Nachkommen wohl auch später noch Ansprüche auf den Besitz. Aber wenn Jemand nur die nöthige Unverschämtheit besitzt, nicht auf bloße Worte hin zu weichen; vor allen Dingen wenn er reich und mächtig genug ist, um Respekt einzulösen, so wird man ihn nirgend verdrängen, wo es ihm zu wohnen beliebt.

Boden der zum Säen und Pflanzen benutzt werden könnte, findet sich in diesem Steppenland nur wenig. Die alten Ovaherero wußten nichts von Ackerbau; erst die einwandernden Europäer haben sie zu dergleichen Versuchen angeleitet. Wer nun ein kulturfähiges Fleckchen Landes in Besitz nimmt, der arbeitet darauf so lange er mag. Läßt er es einmal liegen, so darf jeder andre es nehmen und es für sich bebauen. Wo unter europäischem Einfluß ein größeres Stück Ackerland unter verschiedene Besitzer vertheilt worden ist, dauert der Besitz doch immer nur so lange, als der Eigenthümer es in Gebrauch hat. Zieht er weg, so wird es einem andern zugetheilt.

Was das Land von selbst aufbringt ist erst recht Jedermann's Eigenthum. Wer Steine, Kalk, Lehm, Brennholz braucht, oder wer Beeren, Honig, Wintjes (kleine Zwiebeln) sucht, nimmt es, wo er es findet. Auf die Jagd geht jeder der Lust hat. Von Jagdgesetzen, Schonzeit, Forstfrevel existirt nicht einmal der Begriff. Natürlich wird das Land durch diesen Communismus immer mehr zur Wüste. Niemand denkt daran zu schonen und auch für das nachwachsende Geschlecht zu sorgen. Jeder reißt ab, zerhackt, ruinirt Baum und Gesträuch, Gras und Feld; aber Niemand fällt es ein, wieder nachzupflanzen, wiederherzustellen, zu verbessern. Daß den Häuptlingen die Pflicht obläge, für das Gedeihen und die Hebung der Landeswohlfahrt zu sorgen, ist wohl noch Niemand in den Sinn gekommen.

So fällt hier alles auseinander, geht seine eignen Wege, sucht seine eignen Interessen; von einer Gemeinschaft, von einem das ganze Volk umschlingenden Bande ist nirgend die Rede. Indesß existirt unter den Ovaherero wie auch unter andern Bandu-Völkern eine gewisse Kasteneinheit, eine Unterscheidung nach besondern Namen und Sinnbildern, durch

welche gewisse Vorschriften und Gebräuche von Geschlecht zu Geschlecht oder richtiger von der Mutter auf die Kinder vererbt werden. Diejenigen, welche zu derselben eanda (Kaste) gehören, haben alle das gleiche Familienherkommen zu respektiren; also ein gewisses Thier oder ein besonderes Stück von einem Vieh nicht zu essen, bei Aufgang oder Untergang der Sonne, bei Regen und Gewitter diese oder jene Bewegung zu machen, diese oder jene Redensart zu murmeln, und was dergleichen Lächerlichkeiten mehr sind. Bei der einen Familie ist es Sitte, daß der glücklich von der Jagd Heimkehrende Wasser in den Mund nimmt, und dreimal über seine Füße und in das Heerdfeuer spuckt, um sich das Glück zu wahren. Andre dagegen nehmen Staub aus einer Löwenspür und streuen ihn auf die Spür des Feindes, mit dem Wunsch, daß der Löwe ihn fressen möge. Kamaharero, heißt es in einem Bericht, wollte heute keinen Kaffee von uns annehmen, obgleich er ihn sonst niemals verschmäht; denn der Kaffee war an einem Feuer gekocht, an welchem zugleich das Fleisch eines kurzohrigen Schafes gesotten wurde. Ungehörntes und kurzohriges Vieh darf er nicht genießen, denn er gehört zur eanda der Ovakueyuba (Sonnenvettern). Thäte er es doch, so würde Unglück, Tod oder Krankheit ihn treffen. Schon der Geruch solches Fleisches, das Sizen in der Nähe der Kochstelle, oder der Rauch des Feuers haben üble Folgen für ihn.

Ob die Ovakueyuba, das Sonnengeschlecht, vormalis die herrschende Kaste, der Adel, des Landes gewesen, läßt sich mit Gewißheit nicht mehr erkennen. Vornehme Europäer pflegt man als ovakuenombura (Regenvettern) zu bezeichnen, welche die nächste Kaste nach den Sonnenvettern bilden. Nur etwa der Gouverneur in Capstadt zählt auch noch zum Sonnengeschlecht. Vier oder fünf weitere Abstufungen mit nicht mehr zu deutenden Namen folgen; Abtheilungen derselben bilden die Ovakuendhyata und die Ekuathyivi; letztere bezeichnen die niedrigsten Menschen.

Wenn eine Kaste in die andre hineinheirathet, so werden die Kinder, wie gesagt, immer zu der eanda der Mutter gerechnet. Denn bei der Unsittlichkeit beider Geschlechter ist es in den meisten Fällen zweifelhaft, wer der richtige Vater ist. Ist nun Jemand in Noth, so muß er sich an seine Kastengenossen wenden, die sind verpflichtet ihm zu helfen. Stirbt jemand, so geht sein Besitzthum meist an seine Kastengenossen. Am Fleischtopf und am Milchkalabas (Milchnapf) darf nur der Kastengenosse Antheil haben.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Sehr verwickelt wird aber die Sache dadurch, daß in jeder eanda (Kaste) noch wieder verschiedene Speisegesetze (otuze) gelten, durch welche nicht bloß bestimmt wird

## Der Omuherero und sein Vieh.

Sein Vieh ist des schwarzen Mannes Reichthum und sein Abgott. Alles was sonst in der Welt ist kümmert den Omuherero wenig, er denkt an nichts als an sein Vieh. Schon als kleiner Knabe hat er angefangen, die Schafe und Rinder zu hüten, ihnen Wasser in die Tränkrinnen zu schöpfen, sie zu melken und auf die Weide zu treiben. So hat er's als Jüngling fortgesetzt, hat vielleicht einem fremden Manne als Unterhirt gedient, hat sich mit ihm an den glatten blanken Rindern gefreut und ihr Lob gesungen, hat dann getrachtet, selbst ein Stück Vieh, und noch eins, und noch ein Paar zu erlangen. Er hat sich keine Mühe und auch die weitesten Wege nicht verdrießen lassen, ist oft 20 oder gar 40 Meilen weit gelaufen, wenn er hoffen konnte irgendwo ein Rind oder Schaf als Geschenk oder als Lohn zu bekommen. Er hat gedarbt und gehungert, sich mit ein wenig Milch und Wurzeln der Felder begnügt, um nur ja seine Ochsen zu schonen. Und nun endlich, wenn er alt geworden, hat er eine stattliche Heerde beisammen, und sitzt behaglich im Schatten seiner bienenkorbartigen Hütte, und sieht mit Behagen auf sein weidendes und wiederkäuendes Rindvieh. Jetzt hat er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erreicht. Seinen Ochsen zuzuschauen, seine Ochsen zu pflegen, darüber hinaus giebt es nichts schöneres.

Wie sehr in diesem Punkt der Omuherero vom Namahottentott, der Viehhirt vom Jägersmann sich unterscheidet, fällt auch dem oberflächlichsten Beobachter in die Augen. Während der Omuherero um seines Viehes willen recht mitten im Grassfeld wohnt, schlägt der Hottentott seine Wohnstätte am liebsten unmittelbar am Wasser auf, nicht bloß um selbst immer das Wasser bei der Hand zu haben, sondern auch weil er zu bequem ist, um das Vieh ordentlich zu hüten. Er läßt es laufen und grasen wo es will, denn er ist sicher, daß es schließlich doch wieder zum Wasser kommt. Um dann auch nicht die Mühe zu haben, das Vieh zu tränken, schaufelt er ein wenig den Sand weg und macht für das Vieh einen Zugang zur Quelle, so

---

welcherlei Speisen jede Familie essen oder meiden, sondern auch welcherlei Thiere sie halten, ja welche Kleidung und Schmuck sie anlegen darf. Diese besondern Speisegesetze vererben sich innerhalb der eanda vom Vater auf die Kinder und vom Mann auf die Frau. Demnach darf eine Familie nur schwarze Ochsen, andre nur gelbe oder gestreifte oder gesprenkelte Ochsen halten und essen, etliche dürfen von den Eingeweiden nur Herz und Leber essen, andre nur die Nieren zc. Aehnlich ist es auch mit der Kleidung, die sammt dem Schmucke meist aus den Fellen bestimmter Thiere bereitet ist.



daß es eine offne Pfütze giebt; die dient dann zum Trinken und Baden für Menschen und Thiere dient. Rinder, Ziegen, Schafe, Hunde, Kinder, Erwachsene, alles läuft in die Pfütze hinein. In Folge dessen giebt es einen Brei, der nicht blos jeden ordentlichen Menschen anekelt, sondern auch jedes besser gewöhnte Thier dreht davor um. Wie ganz anders der Omuherero! Er gräbt ein tiefes Loch, umzäunt dasselbe mit Dornen, damit das Vieh nicht hinzu kann, haut einen Baum um und macht einen Trog daraus. Wenn dann die Sonne heiß zu scheinen beginnt, so führt er seine Heerde aus dem Grasfeld zum Wasser, um sie zu tränken. Er selbst steigt in das Loch und schöpft vorsichtig seinen Thieren das Wasser in den Trog, und läßt sie trinken, eins nach dem andern. Und dies Schöpfen und Tränken geschieht mit einer Lust und einer Sorgfalt und Unermüdblichkeit, daß es eine Freude ist mit anzusehn. Dafür findet man denn auch auf einem Viehposten der Ovaherero hunderte von wohlgenährten prächtigen Rindern, während die Namaqua es selten weiter bringen als zu etlichen magern Kühen und Reitochsen, und selbst nur zu oft voll Schmutz und Lumpen hängen. Natürlich gilt dies zunächst nur von den heidnischen Namaqua.

Aber wenn wir den Omuherero wegen der Sorgfalt, mit welcher er seine Thiere behandelt, rühmen müssen, die Abgötterei die er mit ihnen treibt dürfen wir doch nicht loben. Mit seinem Vieh hat der schwarze Mann gelebt, so will er unter seinem Vieh auch sterben, und mitten unter seinem Vieh begraben werden. In der Mitte seiner Heerden, wenn's möglich ist, haucht er seine Seele aus, unter ihrem Mist, in der Haut seines schönsten Ochsen läßt er sich begraben. Zu Ehren der Gestorbenen wird eine Anzahl Ochsen geschlachtet, und ihre Hörner, oft 50 ja 80 an der Zahl, und je größer und gleichförmiger desto werthvoller, beim Grabe an einem Baume wohlgeordnet aufgehängt, um dem Vorübergehenden zu verkünden: sieh, hier liegt ein Mann, der Ochsen hatte.

Wer ist aber nun der Erbe der schönen Heerde, die der verstorbene Reiche zurückgelassen hat. Etwa der Sohn? der nächste Verwandte? Weit gefehlt. Der Reichste, der Mächtigste, der in der Nähe ist, wirft sich zum Erbschlichter auf. Er läßt alle Rinder, Schafe, Ziegen, die dem Verstorbenen gehörten zusammentreiben, und nimmt den größten und schönsten Theil für sich selbst (als Kastengenosse). Das übrige wird an die Verwandten vertheilt, die gerade anwesend sind, und zwar nach dem Grundsatz, daß immer der reichste und mächtigste das meiste bekommt, der ärmere weniger, es wäre denn, daß er durch unverschämtes Geilen und



Vordrängen sich etwas mehr ergatterte. So geht es auch mit den erwachsenen Kindern, wenn solche da sind. Je mehr sie schon haben und sich geltend zu machen wissen, desto mehr wird ihnen zufallen; dagegen für die ganz kleinen Kinder fällt nur eine Kleinigkeit ab. Wenn sie größer werden, werden sie ja selber zusehn, daß sie sich allmählig ein Stück Vieh zum andern erwerben, und bis zum Alter einen ziemlichen Reichthum zusammenscharren.

Ist nun ein Hausvater reich an Vieh, so darf man darum nicht denken, daß auch alle seine Hausgenossen wohl versorgt seien. Hier lebt alles mit getrennten Gütern. Der Mann hat seine Kühe, deren Milch er trinkt und die Frau hat die andern. Der Hausherr hat seine eigne Kalabas, aus der er trinkt, und an die ihm Niemand herangehn darf ohne besondere Erlaubniß. Diese Kalabas muß immer gefüllt werden, auch wenn der Hausherr nicht zu Hause ist, und nur durchreisende Gäste von Rang (von gleicher Rasse?) dürfen davon trinken. Frauen und Kinder haben ebenfalls ihre eignen Kalabassen und ihr eignes Vieh. Das Vieh, welches dem Manne oder der Frau gehört, ist aber keineswegs auf Einem Platz beisammen, besonders wenn es zahlreich ist, sondern es ist auf viele Stellen vertheilt, um es gegen größere (allgemeine) Unglücksfälle möglichst zu schützen. Nur ein kleiner Theil der Heerde wird abwechselnd in die Nähe der Hütte getrieben, damit man das nöthige Quantum Milch bei der Hand hat. Alles übrige wird auf die „Posten“ geschickt. Die Aufseher über diese Viehposten bekommen keinen bestimmten Lohn, sondern sie haben einen gewissen Antheil an dem Vieh, welches unter ihrer Hand ist (man denke an Jacob's Lohn bei Laban) und nähren sich von der Milch. Da kein Buch und Register über den Viehstand geführt wird, so können vielfache Uebergriffe und Veruntreuungen nicht ausbleiben. Die Aufseher müssen schon deshalb eine etwas freiere Stellung haben, weil auf ihren Posten zwischen dem Vieh ihres eigentlichen Herrn auch fremdes Vieh steht, so daß etliche Kühe, Schafe, Ziegen diesem, andre jenem Eigenthümer gehören. Mancher Ovaherero scheint die Anzahl seiner Heerden auf diese Weise jedem fremden Auge dadurch verbergen zu wollen, daß er bei möglichst vielen seiner Freunde etwas Vieh stehen hat, und wiederum selber, gleichsam als Unterpfand, von dem Vieh seiner Freunde etwas in seiner Hand hält. Wenn es dann Streit giebt, dann thut zunächst keiner dem andern persönlich etwas, aber es geht gleich über die Sammel her.

## Das heilige Feuer.

Jeder Stamm, jeder Viehposten, jede einzeln wohnende Familie hat ihren Okuruo, die geweihte Stätte, auf welcher das Heerdfeuer brennt, welches nie verlöschen darf. Verlischt es dennoch, was wohl mal bei langen Wanderzügen und starken Regengüssen der Fall ist, so ist das ein sehr böses Omen. Der Zug bleibt auf der Stelle liegen, bis von einer andern Werst heiliges Feuer geholt ist. Nur im höchsten Nothfall darf es angemacht werden durch Reibung eines heiligen Stockes in einem Brettchen von dünnem Holz, nie aber durch Stahl und Stein. Die Regel ist, daß jede abziehende Familie sich vom Häuptling, jeder Postenaufseher vom Familienhaupt etwas von seinem Feuer mitgeben läßt. Und nicht bloß von dem Feuer sondern auch von der Erde des bisherigen Wohnplatzes nimmt der Häuptling mit, und ehe er von dem Wasser des neuen Platzes trinkt, nimmt er von der Erde des alten in den Mund. Nach dieser Ceremonie wird die heilige Feuerstelle auf dem neuen Platz aufgerichtet. Dann werden einige Ochsen und Schafe geschlachtet, ein neuer Rosinbuschweig in des Häuptlings Hütte gebracht, und dem verstorbenen Vater die Ankunft des Stammes an diesem Platz angezeigt. Dann sammelt sich alles um das heilige Feuer. Eine große Schüssel wird mit Wasser, saurer Milch und altem Fett gefüllt, und von diesem Gemisch muß jeder einen Schluck nehmen und davon in's Feuer spritzen, auch sich mit dem Fett die Brust und Arme schmieren. Darnach wird das Fleisch der geschlachteten Thiere, ebenfalls unter bestimmten Ceremonien, gegessen.

In jeder Onganda (Werst) muß das Feuer auf der bestimmten Stelle Morgens und Abends brennen, während die Kühe gemolken werden. Ist kein Feuer vorhanden, so wird auch keine Kuh gemolken. An dem Okuruo sitzt jeden Morgen der Häuptling und thut den ersten Schluck aus den Milchgefäßen jedes Hauses seiner Onganda. Ist das geschehen, dann darf erst der einzelne Hausherr trinken, nach ihm seine Hausgenossen, jedes aus seinem eignen Gefäß. Ueber Tag wird das Feuer in das Haus des Häuptlings gebracht, und bleibt der Obhut der ältesten Tochter anvertraut, so lange sie nemlich unverheirathet ist. Sie hat den Namen Ondangere und wird als eine heilige Person, als eine Art Vestalin betrachtet, doch ist ihr das Heirathen nicht verboten.

Die Stelle, wo dieses heilige Feuer brennen muß, den Okuruo, erkennt man schon von weitem an dem großen Aischenhaufen, den Ochsenhörnern, Ohrlappen, Ochsenchwänzen, Knochen u. dgl. Sie ist mit einer

Art Verhau abgegrenzt, und wird namentlich von den alten Ovaherero nur mit einer heiligen Scheu betreten. Sie thun schon von fern ihre Sandalen von den Füßen, werfen sich auf das Angesicht, und küssen die Asche. Bei dem jüngeren schon etwas europäisirten Geschlecht ist die Ehrfurcht nicht mehr so groß. Aber noch immer kommen Leute, die ein besondres Anliegen, etwa einen kranken Hausgenossen oder ein krankes Vieh oder sonst ein Unglück haben, zum Okuruo, um dort ihre Noth zu klagen. Ist im Kriege Blut vergossen, so werden die zurückkehrenden Krieger beim Okuruo mit Wasser besprengt, in welches eine gewisse Wurzel und Asche vom heiligen Feuer geworfen ist. Dann sind sie von dem Blute, welches sie vergossen haben, gereinigt und können nach Hause gehn und sich unter ihren Kindern sehn lassen. Ohne diese Proceedur würde das Vieh vor dem Blute, das an ihren Händen klebt, erschrecken und davon laufen. Auch wer ein größeres Wild erlegt hat, bedarf einer solchen Reinigung. Doch geschieht in solchem Falle die Reinigung nicht durch Besprengen sondern durch Vergießen des eignen Blutes. Der Mann rißt sich die Haut auf, oder macht Einschnitte auf Arm und Brust, daß Blut hervorkommt, gleich als wollte er das getödtete Thier durch das Blut vergießen versöhnen, und sich vor der Rache von dessen Sippe sicher stellen. Will Jemand eine Reise antreten oder in den Krieg ziehn, so geht er erst zum Okuruo und bestreicht sich die linke Wange mit Asche. Dann ist er sicher vor jedem Unfall. Zum Ueberfluß hängt er wohl noch einige geweihte Knochen von einem Hasen oder sonstigem Wild, auch wohl von einem gefallenem Feind um Hals und Hüften. Diese Knochen, sagt er, geben bei herannahender Gefahr einen besondern Ton als Warnungszeichen von sich, damit er sich vorsehn und noch zu rechter Zeit in Sicherheit bringen kann. Wenn ein Häuptling in den Krieg zieht, so wird ihm von einer seiner Frauen ein wenig Erde von seiner Heerdstelle in ein Stück Fell gewickelt. Wenn er das immer bei sich trägt, so wird er wohlbehalten wiederkehren. Auch sonst trägt fast jeder Mann an einem Halsband ein Kügelchen von Leder mit glückbringender Erde. Indes seitdem die Ovaherero fast alle gute Feuerwaffen haben, fühlen sie sich sicherer, achten nicht mehr wie früher auf Vogelgeschrei und Löwengebrüll und lassen die Talismane nach und nach weg.

Bei gewissen Gelegenheiten veranstalten die Ovaherero heilige Feste oder Opfermahlzeiten. Dann werden die zur Mahlzeit bestimmten Thiere nicht geschlachtet sondern erstickt, damit ja kein Blut vergossen wird. Das Fleisch aber wird auf Okuruo-Feuer gekocht. Ist es gahr, so nimmt



der Omurangere (heiliger Mann, Priester) es aus dem Topf und legt es in eine hölzerne Schüssel, nimmt dann ein Stück davon, reißt es mit den Fingern auseinander, und giebt davon jedem Gast ein Stückchen in den Mund, nachdem er es mit der Asche des Okurua gesalzen hat. Darnach darf dann jeder nach Belieben zulangen. Doch dürfen nur Männer an solchem Schmause Theil nehmen. Eigentlich ist nur das rechte Hinterviertel von jedem Kinde heilig, und von diesem ist wieder das Chango, ein Stückchen an der innern Seite gleichsam das Allerheiligste. Alles übrige Fleisch des Hinterviertels wird neben dem Okurua in gewöhnlichen Töpfen gekocht und auf die angegebene Weise verzehrt. Das Chango aber wird an einem heiligen Ort aufbewahrt, und bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten, wie bei dem Besuch eines Häuptlings oder Bundeschließung, roh verzehrt. Einer hält es dem andern vor den Mund, und läßt ihn ein Stückchen abbeißen. Auch dabei giebt es noch wieder allerlei wunderliche Ceremonien.

### Zauberer und Beschwörer.

„Durch das ganze Leben der Ovaherero zieht sich eine endlose Reihe religiöser Gebräuche. Unzählig sind die Vorschriften, welche im alltäglichen Leben beobachtet werden müssen, aber Verstand und Herz hat dabei nichts zu thun. Wie sie es von den Vätern überkommen haben, so setzen sie die Ceremonien fort, ohne selbst zu wissen, warum und wozu sie es thun.“ Zur Vollziehung dieser Ceremonien ist in oberster Stelle der Häuptling (Oberhäuptling) berufen, der Omurangere, der in seiner Hütte die heiligen Geräthe bewahrt, die bei den mancherlei Ceremonien gebraucht werden, den heiligen Teller, der aus der Wurzel der Palme verfertigt ist, ein Bündelchen hölzerner Stäbe, gewöhnlich fünf, welche die Ahnen repräsentiren, endlich einen Zweig des wilden Rosinbusches, der jedesmal wenn die Werst weiter zieht, mit einem neuen Zweig vertauscht wird. Vor seinem Hause ist das heilige Feuer, und wenn er Regen machen will, so schüttet er Wasser mit dem Fett eines geschlachteten Schafes in's Feuer. Aus dem Qualm der davon aufsteigt, meint er, bilden sich die Regenwolken. Nächst dem Priesterhäuptling steht der Onganga oder Zauberer, der die heiligen Gebräuche kennt, und auch die Krankheiten zu beschwören weiß. In neuester Zeit ist freilich die Ehrfurcht vor diesen heiligen Männern nicht mehr so groß. Das jüngere Geschlecht macht die Ceremonien etwas ungläubig mit. Sie sagen: unsere Onganga haben früher wohl viel Wahrheit und Kraft besessen, haben allerlei heilkräftige Kräuter ge-



kannt, haben auch Regen machen können und die Menschen gelehrt nach den Sitten der Väter zu leben und zu sterben —, in letzter Zeit aber sind sie böse und ohnmächtig geworden, sie brauchen nur noch List, um die Menschen an ihre Lügen glauben zu machen, ihre Kräuterkenntniß dient ihnen nur noch zur Giftmischerei, um solche Personen, die dem Häuptling unbequem sind, aus dem Wege zu räumen. Wann und wodurch die Oziganga ihre Macht verloren haben, weiß Niemand recht zu sagen. Im Allgemeinen aber steht ihnen fest, daß die Ovaherero sich vor langer Zeit zum Bösen gelehrt haben, daß sie einstmals besser und deshalb auch reicher und mächtiger gewesen sind. Auch sie klagen über die dahingeschwundene gute alte Zeit.

Der Onganga Ondyai weiß aus den Eingeweiden eines geschlachteten Thiers die Ursache der Krankheit seines Patienten zu erkennen, ob sie durch Verwünschung oder durch Gift oder durch Zaubermittel herbeigeführt ist. Denn das steht dem Onganga fest, daß jede Krankheit durch einen Menschen, lebendigen oder todten, verursacht ist. Um sie zu heilen muß ein Vieh geschlachtet werden. Ein Topf wird auf's Feuer gesetzt, und in den Topf die Eingeweide und bestimmte Fleischstücke des geschlachteten Viehes, mit allerlei Wurzeln und Kräutern zum Kochen gebracht. Ueber dem dampfenden Topf wird dann der Kranke feierlich hin und hergewoben, dann schnell in Felldecken eingehüllt und in's Haus getragen. Hier bekommt er von der Brühe aus dem Topf zu trinken, was gewöhnlich ein starkes Erbrechen herbeiführt. Daß durch solch ein Dampf- und Schwitzbad und durch Vomiren manche Krankheit wirklich gehoben wird, leidet keinen Zweifel. Der Onganga aber meint nicht, daß die Sache damit gethan sei, sondern er gießt die übrige Brühe mit großer Feierlichkeit aus, damit sie auf den Kopf des Uebelthäters komme. Das Fleisch aber nimmt er aus dem Topf und trägt es bei Seite, um damit die Krankheit wegzutragen, richtiger wohl, um es sich selber schmecken zu lassen.

Außer dem Onganga giebt es noch andre Zauberer und Beschwörer, die zwar nur eine Nebenrolle spielen, immer aber es so einzurichten wissen, daß sie einen Antheil haben am Fleischtopf, auch wohl mal ein Schaf oder eine Ziege geschenkt bekommen. Da sind zuerst die Ovavetere, Looswerfer. Sie tragen eine Anzahl eiserner Kügelchen auf einem Riemen gereiht unter dem rechten Knie mit sich herum. Soll nun ein Dieb oder Feind oder sonstiger Uebelthäter ausfindig gemacht werden, so nimmt er seine Kügelchen vom Riemen herunter, legt sie in die hohle Hand und schüttelt sie. Aus der Lage der Kügelchen giebt er vor, den gesuchten Menschen erkennen und mit Namen bezeichnen zu können.

Die Ovanane, Ausfanger, werden zu Kranken gerufen. Es können auch Frauen sein. Sie setzen sich neben den Kranken und riechen an dessen Körper herum. Endlich haben sie die schlimme Stelle gefunden, und beginnen unter allerlei Brummen, Stöhnen und Schnurren daran zu saugen, bis sie zuletzt eine Nadel, ein Stück Eisen, einen Frosch oder Schlange oder Skorpion ausspeien und eiligst verscharren. Aber da es nur allzuoft geschieht, daß der Ausgesogene gleichwohl stirbt, so geben sich nicht viele Kranke zu solcher Procebur her.

Die Ozombufe sind von geringerer Bedeutung. Sie haben Vorahnungen und Träume von zukünftigen Begebenheiten, von Krieg und Dürre, vom nahen Tode eines großen Mannes u. dgl., und geben vor, daß sie auf Befragen Auskunft über die Zukunft geben können. Aber man legt nicht viel Werth auf ihre Profezeiungen.

Anders ist es mit den Schlangenbeschwörern, besonders den Dzondyai, einer höheren Art heiliger Männer. Die Schlange, welche sie zu beschwören wissen heißt Ondara, ist 25—30 Fuß lang, verhältnißmäßig dick und von schwarzgrauer Farbe. Sie hält sich fern von menschlichen Niederlassungen in Felsenklüften auf. Ihr Athem ist giftig, so daß wenn ein Mensch von ihr angehaucht wird, er dick anschwillt, oft auf der Stelle ohnmächtig liegen bleibt, und erst nach geraumer Zeit wieder zu sich kommt. Glücklicherweise scheut sie den Menschen und kommt nicht sehr häufig vor. Dazu stinkt sie so abscheulich, daß jeder, der in ihre Nähe kommt, schon um deswillen möglichst schnell sich fortmacht. Diese Schlange nun kann der Beschwörer rufen, und mit ihr zu einem Kranken gehn, damit sie ihn belecke. Der Beschwörer geht neben ihr her, doch so daß er ihren Hauch vermeidet. Die Schlange geht dann halb aufrecht. In dem Ponthof des Kranken wird an der Südseite ein Loch gemacht und dem Kranken das Gesicht zugedeckt. Die Schlange kriecht durch das Loch hinein und beleckt ihn. Zum Lohn empfängt sie etwas Fett und süße Milch, und wird dann vom Beschwörer wieder zurückgebracht. Im Heidenthum kommen ja viele dergleichen Dinge vor.

Auch das Regenmachen ist Sache der Zauberer. Wenn große Dürre über das Land kommt, so müssen die Dzonganga helfen. Ein fettes Vieh wird geschlachtet, und das Fett verbrannt, damit der Himmel durch den Duft des brennenden Fettes günstig gestimmt werde. Früher, behaupten die Zauberer, sei es ihnen damit immer gelungen, und der Regen sei gekommen. Neuerdings aber ist es öfter geschehen, daß mit dem Regen auch Donner und Blitz kam, und Menschen und Vieh erschlug. Deshalb

ist man jetzt keineswegs sehr geneigt, die Dzonganga zum Regenmachen zu veranlassen. Wo es noch geschieht, ist es sicher das letzte Mittel in der größten Verzweiflung. Doch macht immer noch bei anhaltender Dürre der Häuptling sich auf, und schüttet Wasser mit dem Fett eines geschlachteten Schafes in's heilige Feuer, damit aus den Dämpfen Regenwolken sich bilden, oder er zieht zum Grabe des Vaters, um den verstorbenen Vater um Regen zu bitten. Dann sucht er das fetteste Schaf, das er in seiner Heerde auffinden kann; das wird am heiligen Feuer verbrannt; während der Häuptling mit dem Gesicht zum Grabe gewendet, ruft, Vater, lieber Vater, erbarme dich, gieb uns Regen, gieb uns Gras, gieb uns Milch.

### Tradition und Mythen.

In Miss. Dr. H. Hahns Grammatik und Wörterbuch der Ovaherero Sprache heißt es:

„Omukuru, der Alte, Ahn. Jeder Mann hat seinen Omukuru, Stammvater, von welchem er alle Ceremonien und Gebräuche herleitet, und welchem er Opfer bringt. Es ist sehr fraglich, ob ein heidnischer Omukuru jemals darüber nachdenkt, daß es doch einen obersten Omukuru, einen Ahnherrn aller Stammväter geben müsse, welcher der Urheber aller Menschen und aller Dinge sei. Gewiß aber ist, daß sobald ihnen dieser Gedanke von den Christen nahegebracht wird, sie ihn als selbstverständlich anerkennen. Eben so leuchtet es ihnen auf der Stelle ein, daß die bösen Thaten des Menschen einer Sühnung bedürfen. Deshalb läßt sich wohl annehmen, daß manche ihrer Opfergebräuche, deren Sinn sie jetzt nicht mehr wissen, ursprünglich die Bedeutung einer Sühnung gehabt haben.“

Miss. Brincker bestätigt dies indem er urtheilt: Von einem höchsten Wesen wissen die Ovaherero wenig oder nichts mehr. Ein höheres, übermenschliches Wesen scheinen sie sich gar nicht mehr vorstellen zu können. Ihr Mukuru (Omukuru) ist ihnen doch immer nur der erste Mensch; und auch durch den Zusatz Ondyai (höchster, heiliger) wird der Gottesbegriff kaum annähernd ausgedrückt. Die Stämme im Norden haben ein andres Wort, Karunga, und scheinen damit noch einen etwas höheren Begriff zu verbinden. Er gilt ihnen als Erhalter des Lebens, als Retter aus Gefahr, von ihm kommt der Regen, er schleudert Blitze und fährt im Donner dahin. Ist jemand in Gefahr, so ruft er: Karunga, siehe meine Noth, hilf mir, zeige daß du mächtig und stark bist. — Indesß wenn man genauer zusieht, ist doch auch der Karunga wohl kaum mehr als der oberste Ahnherr; denn merkwürdig genug wird ihm ein andres Wesen, Musisi genannt, als seine Frau an die Seite gestellt. Dazu ist auch die Rede von seinen Kindern, bald 2 bald 3, die verschiedene Be-



schäftigung erwählten, an eine Schlange, welche diese ersten Menschen heilen wollen, und statt dessen ihre Ochsen getödtet — verschwommene Erinnerungen an die Paradiesesgeschichte.

Noch verworrenere werden diese Sagen dadurch, daß auch hier wie bei so vielen andern Heidenvölkern die Sündfluths- und Babels-Geschichte mit der Schöpfungs- und Paradieses-Geschichte vermengt werden. Denn sonderbar genug stellen die Ovaherero sich ihren Tote Mukuru (unser alter Vater) als einen Baum vor, den sie Omumborombonga nennen, und erinnern damit an Noah's Kasten. Zwar Sonne, Mond und Sterne sind vom Himmel geboren, und Vögel, Fische und Würmer sind vom Wasser geboren, sagen sie, aber Menschen und Vierfüßler sind aus den Nesten des Omumborombonga entsprungen, oder wenigstens doch die Kinder aus dem Baum, die Schafe vielleicht aus dem Felsen. Der Stammvater der Ovaherero erzählen sie weiter, aß von der Leber eines Opferthiers und wurde davon schwarz, seine Genossen aßen von der Lunge und wurden dadurch röthlich und weiß (Hottentotten und Europäer). In Beginn lebten alle Menschen beisammen, als aber des Viehes viel ward, entstand Streit, weshalb die Menschen sich theilten, und sich über die ganze Erde ausbreiteten. Ihre Zungen waren verändert worden, deshalb konnten sie sich von da an nicht mehr verstehen.

Noch andre Sagen und Traditionen, die theils von Missionaren, theils von Reisenden gesammelt sind, erzählen sogar von einer wirklichen Sündfluth. Es gab, so berichten die Alten, zuerst nur gute Menschen auf der Erde. Einige jedoch wurden ovindandi (böse) und begannen Uebels zu thun. Darüber fing der eyuru (Wolkenshimmel) an zu weinen, fiel herunter und schüttete eine solche Menge Thränen aus, daß die ganze Welt unter Wasser stand und Menschen und Vieh ertranken.<sup>1)</sup> Nur ein Mann und eine Frau blieben am Leben. Diese erfanden das Feueranzünden durch Reiben, denn alles Feuer war in der Fluth erloschen. Was aber weiter aus diesem Menschenpaar geworden ist, weiß Niemand zu sagen. Was aber das Feuerschlagen betrifft, so fährt eine andre Sage

<sup>1)</sup> Nach etwas gekürzter und abgekürzter Lesart heißt es bei Dr. G. Hahn: Vor langer Zeit fiel einmal der Himmel auf die Erde. Dadurch wurden viele Menschen getödtet. Die Uebriggebliebenen schlachteten ein schwarzes Schaf, wonach die Ovahona — die verstorbenen Könige und Alten — den Himmel an seine vorige Stelle zurückkehren ließen mit den Worten: das sind unsre Kinder; wir wollen sie nicht alle tödten, und den Himmel nicht mehr auf sie fallen lassen. Sie halten jetzt noch immer den Himmel oben fest. Auch von einem Perlhuhn ist bei dieser Katastrophe die Rede, vielleicht ist die Taube des Noah gemeint.



fort: Als Menschen und Thiere von dem Baum ihren Ursprung genommen hatten, war alles in tiefe Dunkelheit gehüllt. Da machte ein Omuherero Feuer an, und vor dem Feuer erschrakn das Zebra, Giraffe, Gnu und die andern wild lebenden Thiere so sehr, daß sie alle vor den Menschen flohen. Bergdamra und Namaqua zogen diesen fliehenden Thieren nach und wurden Jäger. Aber die Ovaherero blieben bei dem zahmen Vieh, das sich furchtlos am Feuer lagerte, und wurden Hirten der Rinder, Schafe, Ziegen u.<sup>1)</sup>

Von Unsterblichkeit der Seele wollen die Ovaherero zwar nichts wissen, aber nur in der Theorie nicht, denn in der Praxis sind sie völlig überzeugt, daß der Mensch nach seinem Tode noch fortlebt. Wie kämen sie sonst dazu, ihre verstorbenen Vorfahren zu verehren und ihnen sogar übermenschliche Kräfte zuzuschreiben? Nach ihrer Meinung können die verstorbenen Menschen, besonders die sehr böse gewesen sind, sogar aus ihrem Grabe wieder aufstehn, und in allerlei Gestalten herumspucken als Oviruru (Gespenster). Wer eine solche Gestalt sieht, muß sterben, es sei denn, daß er sie fangen und todt schlagen kann. Solch ein Gespenst, sagen sie, pflegt in die Hürde zu brechen und Vieh zu stehlen, oder auch die Tabackspflanzen auszurotten und besonders den jungen Frauen nachzustellen. Um solch Unglück zu verhüten, sagen sie, pflegen wir der Leiche das Rückgrat zu zerbrechen und sie wie ein Knäuel zusammenzuwickeln, damit sie nicht aus dem Grabe wieder aufstehn kann. Andre sagen freilich, nicht der Todte sei es, der wieder aufstünde, sondern ein großer Wurm, den jeder Mensch in seinem Rückgrat habe, und der herauskrieche, wenn der Leib vermodere, ohne daß das Rückgrat zerbrochen sei. Dieser Wurm könne sich nach Belieben in einen Menschen oder Hund oder Wolf verwandeln und einem lebenden Menschen Schaden thun.

So wenig ferner die Ovaherero von Unsterblichkeit der Seele wissen wollen, so sind sie doch durchaus überzeugt, daß der Todte sich noch freut an den bei seinem Grabe aufgehängten Hörnern seiner geliebten Ochsen. Jährlich müssen dem todtten Vater oder Stammhaupt von den Kindern und Angehörigen die sämmtlichen Rinder und Schafe an's Grab gebracht werden, damit er sie sieht, und ihnen Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit giebt. Geschähe das nicht, so möchte er im Todtenreich seine lieben

1) Nach andrer Lesart: die ersten Menschen waren Ovambo, Buschmänner und Ovaherero. Die Ovambo wählten die Feldhacke (wurden Ackerbauer, die Buschmänner wählten den Spießstock zum Ausgraben der Wurzeln in der Wüste, die Ovaherero aber wählten das Rind.

Kinder und Kinder vergessen und nicht genug regnen lassen. Bei dieser Feierlichkeit muß der Todte mit Omasäre (saurer Milch) und fettem Fleisch regalirt, und mehrere Ochsen geschlachtet werden. Natürlich essen die Lebenden alles Eßbare auf; der Todte hat nur den Geruch aus dem Topfe und den Eingeweiden. Auch bei Krankheiten oder sonstiger Noth wird der Vater um Rath und Hülfe angerufen, und wenn eins seiner Kinder stirbt, wird ihm durch ein geschlachtetes Schaf Anzeige gemacht, daß sein Kind komme um bei ihm zu bleiben. In solchen Fällen sammelt sich der ganze Stamm mit seinen Herden um das Grab. Der Sohn des Verstorbenen klopft mit einem Stock auf das Grab und ruft: Hu, Hu, Vater, hier sind wir und deine geliebten Ochsen. Dann kommt ein kurzes Zwiesgespräch, indem der Sohn dem Vater allerlei berichtet oder klagt, und in bauchrednerischer Weise selbst darauf Antwort giebt. Zum Schluß erfolgt ein allgemeines Geschrei der Männer, Frauen und Kinder, begleitet von dem Brüllen und Blöken der Tausende von Kindern, Schafen und Ziegen — eine Scene, die den Europäer mit Grausen erfüllen kann. Endlich zieht alles weg und das Grab liegt wieder öde und verlassen.

(Schluß folgt.)

## Dreißig Jahre unter den Heiden.

### A.

Sechs Jahre unter den rothen Indianern.

Von Missionar Baierlein.

(Schluß.)

### V.

Ob auch die „Pilgrime“ sehr bald in Ländergier verfielen und durch dieselbe hartherzig und ungerecht wurden, so fehlte es dennoch an edlen Seelen unter ihnen nicht, die das Schicksal der armen und unterdrückten Indianer zu Herzen nahmen und sie zu retten suchten. Sie erkannten auch ganz klar, daß nur das Christenthum sie retten könne, und so versuchten sie ihnen das Evangelium zu bringen.

Unter ihnen war der erste und bedeutendste John Elliot, Pastor einer kleinen Gemeinde der Kolonie Roxbury. Er brachte nicht weniger als 14 Jahre damit zu, die schwere Sprache zu erlernen und begann dann seine Arbeit der Liebe, die er noch 38 Jahre lang, bis an seinen Tod fort-

setzte. Er setzte sich aber ein doppeltes Ziel: die Indianer sowohl zu civilisiren als zu christianisiren; und das ist seitdem ein Charakterzug der englischen Mission geblieben. Freilich müssen Christen aufhören Wilde zu sein; aber man sollte die Civilisation dem Christenthum überlassen, und sie nicht als einen zweiten Zweck neben das Christenthum stellen. Denn der Gang der Civilisation ist viel lauter und geräuschvoller, als der des Christenthums. Er gewinnt darum nur zu leicht die Oberhand und wird zum Hauptzweck, was doch ursprünglich nicht sein sollte. Das Christenthum bringt stets von selbst die Civilisation zu Wege, und die wird dann naturwüchsig und dauernd, wenn auch natürlich nicht in allen Stücken der unsern gleich. Nimmt aber der Missionar auch das Civilisiren in die Hand, so kann das nur eine Copie seiner eignen werden. Das Nachahmen der in einem fernen Lande, unter einem andern Volke und unter andern Verhältnissen entstandnen Civilisation wird nur zu leicht ein Nachäffen. Diese Art Civilisation gleicht einer Treibhauspflanze, die, weil auf dem Volksboden nicht erwachsen, auch nicht auf demselben gedeiht und nur in den Treibhäusern der Missionsstationen künstlich erhalten wird.

Elliot sonderte die ihm willig folgten von dem übrigen Volke ab, und gründete besondere Wohnstätten für sie. Nach vierundzwanzigjähriger Thätigkeit hatte er 14 solche Dörfer gegründet, welche 6 Gemeinden ausmachten. Hier waltete nun ein ganz neues Leben, und eine neue Hoffnung ging den hier Versammelten auf. Die andern aber zogen sich von diesen „betenden Indianern“ schein zurück. Elliot scheute keine Mühe noch Beschwerde immer mehrere für seine Niederlassungen zu gewinnen, und seine Liebe zu den Indianern ward auch von diesen anerkannt und vielfach erwidert, auch wo man seinem Rathe nicht folgte. — Da brach der unglückliche Krieg der Kolonien gegen König Philip aus! Elliots Pflanzungen kamen nun zwischen zwei Feuer: Die Indianer trauten ihnen nicht mehr, weil sie Christen waren und unter der Leitung des weißen Mannes standen. Die Weißen aber trauten ihnen noch nicht, weil sie doch immer noch Indianer waren und eine rothe Haut trugen! So gingen die meisten seiner Dörfer in Flammen auf. Und was von seinen Christen nicht erschlagen ward litt doch großen Verlust, nicht nur im Leiblichen, sondern auch an der Seele.

Elliot war nun bereits 73 Jahre alt. Aber es hat noch Keiner die Indianer recht geliebt, der sie nicht bis an das Ende geliebt hätte. Darum machte sich denn auch der Greis auf, um mit jugendlicher Kraft aus dem

Schutte zu sammeln, was sich sammeln ließ. Und der Herr gab ihm eine wunderbare Lebenskraft, denn noch 13 Jahre lang durfte er Ihm dienen, und noch 7 Dörfer konnte er theilweise wieder herstellen. Als er, 86 Jahre alt, heimging, da war seine letzte Bitte, die er auf Erden begehrte: „Herr, laß nur das Werk unter den Indianern fortleben, wenn ich sterbe!“

Und das Gebet des sterbenden Knechtes Gottes ist erhört. Denn nie hat es seitdem den Indianern an Evangelisten gefehlt, und manche von ihnen haben mit großer Treue und Hingebung unter ihnen gearbeitet. Besonders zu nennen ist die Familie Mayhew, da Vater, Sohn, Enkel und Urenkel den Indianern das Evangelium verkündigten. Auch der leidensvolle Brainerd verdient besond're Erwähnung. Doch die Stämme, welchen Elliot und die eben Genannten den Weg des Lebens zeigten, sind längst untergegangen, und ihre Sprachen sind nicht nur todt, sondern auch vergessen. Die Evangelisten hatten nur die Aufgabe ihren letzten Gang durch das finstre Thal des Todes mit dem ewigen Lichte zu beleuchten.

Etwa 50 Jahre nach dem Heimgange Elliots begann die Wirksamkeit der Brüdergemeinde. Zinzendorf hatte dem ersten Missionar, Christian Heinrich Rauch, die Weisung gegeben: „in der Stille Aht zu haben, ob etwa unter den Heiden einer wäre, welchen Gott durch seine Gnade zubereitet hätte, ein Wort des Lebens anzuhören und anzunehmen, mit dem sollte er reden. Denn Gott müsse den Heiden erst Ohren geben, das Evangelium zu hören und ein Herz, es anzunehmen; sonst sei alle Mühe und Arbeit verloren.“ Dieser Weisung gemäß trachteten nun die Missionare nicht sowohl auf das Ganze der Stämme einzuwirken, als vielmehr aus der von vorn herein verloren gegebenen Masse Einzelne zu gewinnen, und diese zu dem Leben das aus Gott ist, heranzuziehen. So sonderten denn auch sie ihre Christen von dem Verbande mit ihrem Volke ab.

Im Jahre 1746 brachten die Missionare 10 Familien, die sie im Staate New-York gesammelt hatten nach Pensylvanien und gründeten ein Dorf, welches sie Gnadenhütten nannten, eine Tagereise von dem Brüdergemeindeorte Bethlehem.

Hier wurden sie zu einer Stadt auf dem Berge, zu welcher manche milde Seele von fern herzukam. So kam einst ein Mann über 300 Meilen von dem Nordwesten her zu ihnen, hörte mit Aufmerksamkeit die Heilsthaten Gottes verkündigen und erzählte dann, wie er zu dieser Reise



gekommen wäre. Sein Bruder, sagte er, wäre längere Zeit um die rechte Erkenntniß Gottes sehr bekümmert gewesen, und habe sich darum von Allen zurückgezogen und allein im Walde gewohnt. Da sei ihm nun einst ein Mann erschienen, der habe ihm gesagt, daß im Südosten Indianer wohnen, welche die rechte Erkenntniß Gottes haben. Dieser Weisung gemäß habe er die Reise unternommen, und wolle nun wieder zurückkehren, die frohe Kunde seinem Bruder und den andern Allen zu verkündigen.

Inzwischen hatte sich der wilde Haß der weißen Einwanderer gegen die rothen Ureinwohner in einer Secte concentrirt, welche Amerika für das gelobte Land erklärte und die Indianer für Kananiter, welche um jeden Preis ausgerottet werden mußten. Diese bald sehr weit verbreitete Secte tödtete jeden Indianer, den sie finden konnte, und suchte auch einen billigen Sieg über die wehrlose Christengemeinde zu erlangen. Um diese Greuel zu verhüten befahl der fromme Gouverneur von Pensylvanien den Missionaren, sich sofort mit allen ihren Indianern auf den Weg zu machen und zu ihm nach Philadelphia zu kommen. Hier ward das ganze Gemeindlein in die Kasernen der Soldaten einquartirt und mit allen Nöthigen versehen. Die tolle Secte aber ließ sich dadurch in ihren Plänen nicht irre machen, sondern rückte selbst in großer Anzahl vor die Stadt. Ganz Philadelphia gerieth in Bewegung. Der Gouverneur ließ 8 Kanonen vor die Kasernen auffahren, und die wenigen Soldaten wurden durch einige Bürgercompagnien verstärkt, die sich sofort bildeten. Als die Rebellen sahen, wie gut man auf sie vorbereitet war, ließen sie es an einigen blinden Schüssen bewenden und zogen sich zurück; „für diesmal“ wie sie sagten.

Die Indianer hatten nun wohl Ruhe und wurden von den Missionaren treulich gepflegt. Aber in ihre geliebten Wälder hinaus durften sie sich nicht wagen; sondern mußten in der Stadt bleiben fast 18 Monate lang. Rings von Mauern umgeben fehlte nun aber diesen Söhnen des Waldes ihr Lebenselement. 56 vollendeten hier ihren Pilgerlauf. „Kein Fisch kann ja in der Luft leben, und kein Vogel im Wasser: so kann auch kein Indianer nach Art der Weißen leben“ rief ein Häuptling. Endlich durften sie im Februar 1765 in ihre geliebten Wälder zurückkehren. Sie gingen an den Susquehannafluß, wo sie „Friedenshütten“ bauten, und 7 Jahre lang Ruhe hatten. Dann aber mußten sie wieder ihre Blockhäuser, 40 an der Zahl, wie ihre 13 Hütten, Felder u. verlassen und sich nach dem Muskingumfluße zurückziehen. Hier wuchsen sie bald

von 241 bis auf 414 Seelen heran und lebten in drei nicht weit von einander entfernten Dörfern.

Doch eine neue Noth brach 1774 mit dem Anfang des Befreiungskrieges über sie herein. Denn nun geriethen sie gleichsam zwischen drei Feuer. Den Kolonien waren sie verdächtig, als Freunde der Engländer; den Engländern als Freunde der Kolonisten, und den kriegeslustigen wilden Landsleuten waren sie ganz und gar verhaßt. So kam es, daß ein wildes Corps, unter Leitung englischer Officiere, die Missionare gefangen nahm und nach Detroit zur Verantwortung brachte; die Indianer aber 120 Meilen weiter in die Wildniß an den Sanduskyfluß versetzt wurden. Sie verloren dabei nicht nur ihre Wohnungen, sondern auch all ihr Vieh, und mußten dazu noch ihre Maisfelder kurz vor der Ernte mit dem Rücken ansehen.

Kein Wunder daß am Sandusky die Noth bald sehr groß ward und die Indianer gezwungen wurden ihren Hunger an gefallenen Pferden zu stillen. Im Frühjahr, wo die Noth bei den Indianern überhaupt immer zunimmt, sah sich eine Anzahl der christl. Indianer genöthigt nach dem Muskingum zurückzukehren, um noch einigen Mais, der über Winter auf den Feldern stehen geblieben war, einzusammeln. Hier aber sollten ihrer Viele das Ende ihrer unruhigen Pilgrimschaft erreichen, und zur endlichen ewigen Ruhe kommen.

Auf das Gerücht hin, daß eine Anzahl der Indianer auf ihre alten Felder am Muskingum zurückgekehrt sei, versammelte sich eine Rotte von 160 Männern jener Secte, die alle Indianer wie Kananiter betrachtete und auszurotten strebte, in Pittsburg und zog ihnen nach. Sobald Obrist Gibson, der Commandant von Pittsburg, von dem Vorhaben der Rotte hörte, schickte er sofort einen Boten an den Muskingum, um die Indianer zu warnen. Doch dieser Bote kam zu spät. Die Rotte kam an und fand die Indianer auf dem Felde zerstreut, nach Mais suchend. Sie umringten sie sofort, doch stellten sie sich freundlich und sagten ihnen, sie seien abgeschickt worden, um sie aus der gegenwärtigen Noth zu erretten und nach Pittsburg zu bringen. Die nichts Arges ahnenden Indianer gingen in die Falle und lieferten ihren Mördern alle ihre Schießgewehre und Aexte aus, die sie ihnen in Pittsburg wieder zu geben versprochen. So wehrlos gemacht, wurden sie alle gefangen genommen und in zwei ihrer eignen Häuser eingesperrt. In der Rotte waren doch noch einige menschliche Wesen, welche mit den Hilflosen Mitleiden hatten; aber die Mehrzahl beschloß ihren Tod. Da das die Indianer hörten, baten sie um einige

Frift, sich zum Tode vorzubereiten. Diese wurde ihnen bis zum andern Morgen gewährt. Diese letzte Nacht brachten nun die Indianer mit Singen und Beten zu und mit freundlichen trostreichen Gesprächen. Am Morgen begann die Blutarbeit, wie sie herzloser kaum gefunden werden kann. 96 Personen wurden mit Beilen todt geschlagen und skalpirt. 62 waren Erwachsene, darunter 5 würdige Nationalgehilfen; 34 waren Kinder verschiednen Alters. Nur zwei Jünglinge entkamen fast wunderbar; der eine, in dem er sich zu verstecken wußte, der andre in dem er nicht ganz todtgeschlagen wurde, und wieder zum Leben kam. Das war im Jahre 1782. Sechshundsechzig Jahre darauf im Jahre 1848 sahe ich noch und sprach einen Augenzeugen dieser Gräuel. Das war eine nun sehr alte Frau, welche mit Andern sich im Walde versteckt hatte, von den Mördern nicht gefunden wurde, aber alles mit anzusehen im Stande war.

Von Detroit aus suchten nun die Missionare was noch von den Christen übrig war aus der Zerstreuung zu sammeln, und herbergten mit ihnen einige Jahre am Huronflusse, etwa 25 Meilen von Detroit. Hier wurden sie auch öfter von den „Herren des Landes“, den damals noch so mächtigem Stamm der Chippeways besucht. Von diesen schreiben die Missionare, daß sie manches Zeugniß von Christo, aber nur „mit Stillschweigen“ angehört haben. „Diese Wilden, schreiben sie, haben den Ruhm, daß sie die besten und friedlichsten Indianer seien. Sie sind aber auch sehr faul, pflanzen wenig, leben mehr von der Jagd, kochen Eicheln zu ihrem Fleisch, und essen allenfalls auch das Fleisch von Pferden, wie die Kalmücken.“ Wir werden diese Chippeways bald näher kennen lernen.

Im Jahre 1798 langte die Indianergemeinde endlich wieder auf dem von dem Blute ihrer Brüder getränkten Boden am Muskingum an, und nahmen noch einmal ihre drei Dörfer ein.

Noch lebte der alte, ehrwürdige Missionar Zeisberger, der ein halbes Jahrhundert lang die Leiden und Freuden dieses Indianerhäufleins getheilt hatte. Und obwohl fast 80 Jahre alt, ging er doch noch rüstig an das Werk, auf dem ihm lieb gewordenen Boden seine rothen Kinder zu weiden. So lange er noch lebte ging auch alles gut, aber nach 10 Jahren durfte er zu seiner Ruhe eingehen. Er war der letzte Zeuge der alten Zeit. Im October 1808 kam sein Stündlein: Die Indianer versammelten sich in seiner Wohnung, baten um Vergebung für das Vergangne und gelobten Treue für die Zukunft. „Ich habe meinen ganzen Lebensweg überblickt, rief der Greis, und gefunden, daß hier viel zu vergeben ist. —

Der Heiland ist nahe. Bald wird Er kommen mich abzuholen.“ Mit diesen Worten schied Zeisberger. Die Indianer fielen auf ihre Knie und mischten ihre Gebete mit Thränen.

Zeisberger hatte keinen ebenbürtigen Nachfolger, so litt auch das Gedeihen der Indianer. Dazu war auch hier ihres Bleibens nicht mehr lange. Endlich fanden sie in Canada eine bleibende Ruhestätte, zu Neu-Fairfield. Hier besuchte ich diese interessante Pilgergemeinde im Jahre 1848, und fand neben jener über achtzigjährigen Greisin, welche die Mordscenen am Muskinum von ferne geschaut hatte, noch manche wackre Christen.

In der Gegenwart hat fast jedes Indianervolk, welches die Mission unter sich dulden will, seinen Missionar. Und von den lautesten, geisttreibendsten Methodisten, bis zu den schweigsamsten, auf den Geist wartenden Quäkern hat jede Secte ihre Boten unter ihnen. Selbst die Mormonen haben sich an ihnen versucht. Es ist aber noch Raum da! Denn nachdem die Mission zu Ehren gekommen ist, will nun alles Mission heißen; auch die civilisatorischen Bestrebungen.

Darum werden nicht nur Elementarschulen, sondern auch „Akademien“ (!) unter den wilden Indianern errichtet. Die Väter sind wilde Jäger und satte Heiden. Sie haben nie das A von dem B zu unterscheiden gelernt. Ihre Kinder aber werden in „Akademien“ aufgenommen!! und auf ziemlich hohem Fuße erzogen. Christen werden die wenigsten von ihnen. Wenn sie dann das Bildungstreibhaus verlassen haben, so fehlt ihnen jeder Boden unter den Füßen. In ihren Familienkreisen finden sie ungebrochnes Heidenthum und Wildheit. Was sie aber nicht finden, das ist eine Beschäftigung, welche ihrer Erziehung irgend wie gemäß wäre. So werden sie eben Bummler, Taugenichtse von Profession. Daher klagen der Regierungsbeamten wie diese: „Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß die Unterrichteten des Stammes die Werthloosesten sind. Ein Umstand der deutlich zeigt, daß sie erst sollten arbeiten lernen und sich etwas erwerben; denn dann würden sie nicht nur den Nutzen, sondern auch die Nothwendigkeit des Unterrichts einsehen.“ Wir würden freilich sagen: diese Thatsache lehrt deutlich, daß man die Hauptkraft nicht auf Schulen, sondern auf treue und einfältige Verkündigung des Heils unter den Alten verwenden sollte, und mit einer langsamen, aber naturgemäßen Entwicklung wahrer Civilisation aus dem Christenthum heraus zufrieden sein. Wo hätte aber unsre Zeit dazu die Geduld!

Die Predigt an die Alten bleibt freilich nicht ganz aus. Es ist aber



nicht alles Evangelium, was gepredigt wird! — Schon vor hundert Jahren klagte ein Indianer den Missionaren der Brüdergemeinde: „Als meine Tochter krank war, fürchtete sie, ihre Seele möchte verloren gehen. Da nun ein christlicher Prediger kam, so fragte sie ihn was sie thun sollte? „Du mußt dein Lebetage nicht wieder am Sonntage arbeiten, sprach er. Du mußt nicht lügen, nicht stehlen und fleißig beten, so wird dich Gott annehmen.“ Das also war die Antwort auf die Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Kein Wort vom Heilande der Sünder; kein Wort vom Glauben an Jesu! Der Indianer fuhr fort: „Darauf wandte sich meine Tochter zu mir und sprach: Mein Vater, ich sehe wohl, daß es für mich zu spät ist, diesem Rathe zu folgen; denn ich bin dem Tode nahe. Du aber warte nicht so lange, sonst gehst du auch verloren. So sprach meine Tochter und starb. Seitdem habe ich mich wohl der guten Sache beflissen, aber es will nicht recht gehen. Den Sonntag halte ich noch am besten, aber mit den andern Sachen geht es gar nicht. Da habe ich nun den Prediger wieder um Rath gefragt und er hat gesagt: Du gehst nicht fleißig genug zur Versammlung und betest nicht genug. Ich aber finde, daß es gleichwohl beim Alten mit mir bleibt; ich bin gebunden und kann nicht von der Stelle zc.“ Die Missionare predigten dem armen Manne nun den Heiland der Sünder, und den Glauben an ihn. Da ward es bald besser mit ihm, und seine Seele ist genesen.

Das war aber nicht blos vor 100 Jahren so, sondern kommt dort immer noch vor, wie ich mit Ohren gehört habe. Es ist also noch Raum da. —

---

Um 1840 waren die atlantischen Indianer (dießseits der Felsengebirge) auf ungefähr eine halbe Million Seelen zusammengeschmolzen. Es war nun offenbar, daß ihr gänzliches Aussterben nur eine Frage der Zeit sein kann. In manchen Herzen regte sich tiefes Mitleiden mit ihrem Geschick. Von diesem Gefühl ward auch der edle Pfarrer Löhe in Bayern durchdrungen. Er verhehlte sich nicht, daß es auch für die Mission zu spät sein könne, sie vor dem Aussterben zu bewahren. Aber auch so, meinte er, sei es wohl der Mühe werth diesen vom Schauplatz der Welt verschwindenden Stämmen den letzten Dienst zu erweisen: „ihnen mit der Fackel des ewigen Evangeliums heimzuleuchten in die Ewigkeit.“ Und da sich um diese Zeit ein Auswanderungstrieb unter den Franken regte, so sammelte er eine Kolonie kirchlich gesinnter Familien, versorgte sie mit einem Pfarrer und sandte sie nach Amerika mit der Weisung, sich in der

Nähe der Indianer niederzulassen und ihnen durch Wort und Wandel den guten Weg zu zeigen.

Diese „Missionskolonie“ nannte sich Frankenmuth und ließ sich im Jahre 1845 am Coßfluße im Staate Michigan nieder. Hier hatten einst die Indianer gehaust, sie waren aber durch die Pocken größtentheils ausgestorben. Was noch übrig war hatte sich zerstreut. Nur ein alter Zauberer mit zwei Frauen und einigen Kindern wohnte noch in dieser Gegend. Andre Niederlassungen der Indianer waren etwa 25—50—70 Meilen entfernt. Der Pfarrer der Kolonie nahm nun einen Dolmetscher an, einen Halbindianer, und mit ihm besuchte er die Indianer an ihren Orten. Er knüpfte freundliche Verbindungen mit ihnen an, und erlangte eine Anzahl Kinder, welche er in sein Haus aufnahm sie zu unterrichten. Einige wurden auch getauft. Da sie aber öfter Urlaub nahmen und dann das Wiederkommen vergaßen, so machten sie nur geringe Fortschritte. Dazu war es nöthig, ihnen nachzureisen, um sie wieder zurückzubringen. Oft meinten aber die Alten, es sei noch zu früh, nach einem oder zwei Monaten sollten sie wieder zur Kolonie zurückkehren. Inzwischen hatten sie dann so ziemlich alles mühsam Gelernte vergessen. Da aber der Pfarrer sonst mit seiner Kolonie vollauf zu thun hatte, so ward ihm diese Arbeit an den Indianern zu schwer. Die Hilfe, die er sich erbat, ward ihm in der Person des Schreibers dieses zugesandt. Derselbe war zwar im Jahre 1846 mit 4 andern Brüdern nach Indien abgeordnet, aber durch eine Erkrankung an der Abreise verhindert worden. Inzwischen kam der Hilferuf von Frankenmuth an den Pfarrer Löhe, und von diesem an das Missionshaus in Dresden; und so ward er im Frühjahr 1847 statt nach Indien nach Michigan gesandt.

Der Missionar baute ein Blockhaus in Frankenmuth und nahm die Indianerknaben zu sich. Er richtete auch mit Hilfe des Dolmetschers einen Indianischen Gottesdienst ein, und ward von dem Pfarrer bei einigen Indianerhorden eingeführt. Sobald er aber das Arbeitsfeld übersehen hatte, konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß an eine ordentliche Missionsarbeit von einer deutschen Kolonie aus nicht gedacht werden könnte, und daß er sich ganz zu den Indianern wenden und unter ihnen wohnen mußte. Doch das waren zunächst blos seine Gedanken, die Ausführung blieb den Umständen überlassen.

Ziemlich 70 Meilen, 2½ Tagereisen weit von Frankenmuth, hauste der Häuptling Bemassiké. Zu einem Besuche bei demselben war es noch nicht gekommen. Und während darüber berathen ward, wann die Reise

unternommen werden könnte, kam ein Indianer mit der Kunde in das Pfarrhaus: Der Häuptling kommt! Alles lief nun zur Thür hinaus dem Häuptling entgegen; aber da war nichts zu sehen. Der Häuptling war noch ruhig an seinem Orte, hatte auch wohl die Zeit seiner Abreise noch nicht bestimmt. Er hatte aber beschlossen einen Besuch in Frankenmuth zu machen, und hatte darum die Nachricht alsbald abgesandt. Nach einigen Wochen kam dann wieder eine Kunde: Der Häuptling ist auf dem Wege! Nun war er wirklich abgereist. Und nur wenige Tage darauf sprengte plötzlich ein hunt aufgepuzter Indianer im vollen Galopp vor das Pfarrhaus und rief: Kichi Ogima tagwishin! Der große Häuptling kommt! Und diesmal war es kein blinder Lärm. Da nun schon der Vorreiter so schön geschmückt war, so erwartete man natürlich das um so mehr von dem „großen Häuptling.“ Statt dessen aber kam ein alter Mann im schlichten Jägerhabit mit der Büchse auf der Schulter, zu Fuß angegangen, und hinter ihm folgten einige Pferde, die seine Frau und Kinder, dazu Zelte und andern Hausrath trugen. Die Freude war aber groß und von beiden Seiten herzlich. Nach der Begrüßung ging der Häuptling hin, seine Zelte aufzuschlagen und sich's mit seinen Leuten nach seiner Weise bequem zu machen.

Am andern Morgen kam er dann im vollen Pute die Staatsvisite zu machen. Allesammt, Männer, Weiber und Kinder, trugen rothe Hosenbeine mit Perlen geschmückt, und hirschlederne Schuhe mit bunten Stachelthierborsten gestickt. Der kurze Tuchrock der Frau des Häuptlings war mit seidenen Bändern aller Farben benäht, an ihrer Brust hingen mehrere große silberne Sterne, während das rabenschwarze Haar in langen Zöpfen hinunterhing. Alle waren fröhlich und ließen sich die Bewirthung gern gefallen. Die Männer waren wohl Anfangs etwas zurückhaltend, aber die Frau Häuptlingin machte es kurz: sie griff mit der Hand in die Schüsselfel, packte ein Stück Fleisch und führte es zum Munde. Nun war das Eis gebrochen und Keinerkehrte hungrig in sein Zelt zurück.

Da der Pfarrer vielfach beschäftigt war, so gingen der alte Häuptling und der junge Missionar am meisten mit einander um, und gewannen sich bald gegenseitig lieb. Welch ein Auge hatte doch der freundliche Greis! Wie tief konnte man hineinschauen, ohne irgend einen Hintergrund zu finden. Die Seele hatte nichts erfaßt, so spiegelte das Auge nichts ab. In wie viele Indianer Augen schaute der Missionar noch später, die ebenso aussahen. Nur solche Augen, die Menschenblut vergossen hatten, oder sonst einem Laster fröhnten, hatten einen Hintergrund: den der Unstätigkeit und

der Bosheit. Und solcher dann, die Christen geworden waren, hatten einen Inhalt: den der Freude und Hoffnung. Und daß dies keine Phantasie ist, beweist folgender Vorfall, der etwa 5 Jahre später stattfand. Eine Anzahl Indianer von der Horde dieses Häuptlings Bemassiké waren Christen geworden. Auf ihren Streifzügen durch die Wälder kamen sie auf eine neu angelegte Kolonie von Franken, Frankenlust genannt, 62 Meilen von ihren Wohnstätten entfernt. Dem dortigen Pfarrer, der schon mehr Indianer gesehen hatte, fielen diese Indianer auf, und obwohl er kein Wort mit ihnen sprechen konnte, rief er doch aus: „das müssen Baiernleins Indianer sein!“ Und so war es auch. Ihr Auge und ganzer Gesichtsausdruck war ein andrer geworden. Bei diesen Kindern des Waldes ist das Angesicht ein noch viel treueres Aushängeschild der Seele, als bei civilisirten Städtebewohnern. —

Ehe der Häuptling Frankenmuth verließ, lud er den Missionar ein, ihn in seinem Orte: Shinguagunshkom, am Shinguaflusse = (Föhrenfluß), zu besuchen. Dieser sagte bereitwillig zu, da er ohne dies schon längst dorthin zu reisen begehrt hatte. Nun aber hatte er durch diese Einladung gleichsam festen Boden unter den Füßen; und darum rüstete er denn auch schon in einigen Wochen zum Aufbruch.

Die Reise ging zu Pferde in Begleitung des Dolmetschers zunächst nach Saginaw, einer neu angelegten Stadt, in welcher jedoch nur erst wenige Häuser vorhanden waren. Von dort ging es am zweiten Tage durch Urwald aber noch mit einzelnen Blockhäusern durchbrochen, 20 Meilen weit bis zur Gabel des Titibiwassi und des Chippewayflusses. Hier mußte der Titibiwassifluß überschritten werden, was im Sommer leicht genug, im Frühjahr und Spätherbst unmöglich war, im Winter aber zu Eise geschah. Im Sommer suchte man sich eine Stromschnelle auf, wo die Tiefe immer viel geringer ist, und ritt dann durch. Darüber stand das letzte Blockhaus mit zwei Blockhütten, und bis dahin gab es einigen Weg. Von hier ab waren es noch 30 Meilen bis zu Bemassikés Niederlassung. Von hier aus schlengelte sich bloß ein Indianersteig, nur für ein geübtes Auge erkennbar, durch den Urwald. Am Morgen des dritten Tages ward der Chippewayfluß überschritten und von da ab war der Urwald völlig ungebrochen. Bäume lagen kreuz und quer über den so schon nur mit Mühe erkennbaren Steig, und erforderten öfters Absteigen und Umgehen der Hindernisse. Die Aeste der Bäume und Ranken zerkratzten Gesicht und Hände und nahmen die Kleider übel mit. Doch fort ging es immer weiter, so eilig als die Weglosigkeit und die vielen Hin-



vernisse zuließen. In der Mitte des Weges kam noch ein  $1\frac{1}{2}$  Meilen langer Sumpf, in welchen der Weg nur an die Bäume gezeichnet war. Bis an den Leib, bis an den Sattel fielen die Pferde hinein, und arbeiteten sich mühsam durch. Am Ende des Sumpfes zitterten die Pferde vor Ermattung, und die Reiter waren über und über bespritzt. Gern hätten sie ihren armen Thieren ein wenig Ruhe gegönnt, wenn nur das unzählbare Heer der Moskitos einiges Einsehen gehabt hätte. Aber bei jedem Stillstande machten sie neue Sturmangriffe, und oft mußte man ihnen Hände und Gesicht preisgeben, um nur seine Augen irgendwie zu schützen. Doch sind sie nur den Neuankommenden so bitter feind, nach einigen Jahren schließt sich eine Art Waffenstillstand mit ihnen.

Um 4 Uhr Nachmittags erscholl plötzlich ein lautes Hoh, hoh, hoh! kurz vor den schweißstriefenden und morastbedeckten Reisenden, und vor ihnen stand der Häuptling Bemassiké. „Ich wußte, daß ich heut Besuch bekommen würde, wiewohl ich nicht wußte wer es sein könnte. Ich bin daher eben hier auf den Pfad getreten, um zu sehen, ob der Besuch vielleicht schon vorbei sei; denn meine Hütten sind alle leer; die Männer sind auf der Jagd zerstreut, und ich hause nahebei,“ gab er zur Erklärung. Aber wie konnte er wissen, daß heut Besuch kommen würde? Auf diese Frage erwiderte indeß der Häuptling nur: „wir haben eben unsre Zeichen.“ Und fuhr dann fort: „nun kommt in meine Hütte, ihr werdet hungrig sein.“ „Aber ich möchte doch gern euren Wohnort sehen,“ sagte der Missionar. „Ei nun, so reite hin, mein Bruder, es sind blos noch 5 Meilen von hier; aber du wirst den Ort ganz leer finden; denn auch die Frauen und Kinder sind fort.“

Der Ritt ward also noch fortgesetzt, bis nach Shinguagonshkam, wie der Häuptling seine Niederlassung nannte. Dort angekommen ritten wir bis zu des Häuptlings Hütten hin, stiegen ab und ließen die Pferde sich einige Gräser suchen. Es war ein recht armer Ort und sah gründlich heidnisch und wild aus. Der Missionar ließ sich auf einen Baumstamm nieder und versank bald in tiefes Sinnen. Das Resultat desselben war: „Wenn mir der liebe Gott hier einen Wirkungskreis anweisen sollte, würde es mir recht sein.“ Damit stand er auf, sah in einige der Rindenhütten hinein, in welchen auch nicht eine Probe irgend welchen Hausraths war, nur halb verkohlte Holzstücke lagen in der Mitte, und ritt dann wieder auf dem müden und hungrigen Pferde zurück, nach des Häuptlings temporärer Wohnung.

Hier hing der Kessel schon über dem Feuer, mit Mais und Hirsch-

fleisch gefüllt. Die Frau Häuptlingin war auch bemüht eine Art Gebäck zu Wege zu bringen. Das war aber eine ungewohnte Arbeit, und da sie nichts weiter hatte als Mehl und Wasser, nicht einmal Salz, so kam freilich nur etwas schwer Verdauliches zum Vorschein. Auch in dem Mais und Fleisch war kein Salz; da die Indianer dessen nur selten haben und auch kein Bedürfnis dennoch empfinden. Aber ein 12stündiger Ritt nach schlechtem Abendbrod und ohne Frühstück, ist ein guter Koch. Und so wurde, was die Wilden hatten und gern gaben, gern und dankbar angenommen.

Nach dem Abendessen gab es allerlei Gespräche. Der Dolmetscher ward gründlich gebraucht, da der Missionar noch nicht einen Satz der schweren Sprache verstehen konnte. Er redete von der Liebe Gottes zu den Menschen, und daß Er ernstlich wolle alle Menschen möchten sowohl in diesem als auch in jenem Leben glücklich und selig sein. Daß aber alles Gute von Ihm komme, und daß man Ihn kennen und mit Ihm in Gemeinschaft sein müsse, wenn man glücklich sein wolle &c. Natürlich zeigte er ihnen auch den Weg zu dieser Gemeinschaft, wie auch die Hindernisse auf diesem ihm.

Der Häuptling hatte sehr aufmerksam zugehört, und nach einigem Schweigen sagte er in tieferem Tone als gewöhnlich: „mein Bruder, ich habe gehört, daß du der Indianer wegen in dieses Land gekommen bist. Wie wäre es, wenn du deine Wohnung bei mir aufschlügest? Ich will dir eine Rindenhütte bauen lassen, so groß als die meinige, da kannst du wohnen, und was wir haben sollst du mit uns theilen!“ — Wie verwundert war der Missionar, als er seine Gedanken auf dem umgefallnen Baumstamme vor der Hütte des Häuptlings zu Shinguagonshkam hier schon ausgesprochen hörte! Doch er ließ sich nichts von der Verwunderung merken, sondern sagte: „Das will überlegt sein. Jedenfalls muß ich alle deine Männer sprechen, und hören was sie dazu sagen. Denn wenn sie dagegen wären und sich mir feindlich gegenüberstellten, wie könnte ich ihnen nützlich sein?“ „Du hast recht, sagte der Häuptling, und ich selber wünsche, daß du vorher mit meinen Männern darüber sprächst. Jetzt sind sie aber nicht zu haben, den Winter über werden sie auch zerstreut sein. Aber im Frühjahr werden sie alle in Shinguagonshkam zusammentreffen. Dann will ich dir einen Boten schicken und du magst kommen. Ich werde mich freuen dich in meiner Hütte wiederzusehen.“

Als nun der Winter vergangen war und noch kein Bote kam, machte sich der Missionar auf, um selbst nachzusehen. Er kam auch glücklich bis an den Titihiwassifluß, aber da das Wasser noch sehr hoch war, war es absolut unmöglich hinüber zu kommen. Er mußte also umkehren, und hatte

somit einen 4tägigen Ritt umsonst gemacht. Um Ostern aber machte er sich aufs neue auf und diesmal gelang es ihm über die Flüsse zu kommen und Shinguagonishkam zu erreichen. Der Häuptling Bemassiké war auch mit einigen seiner Leute anwesend, die größere Zahl war aber aus der winterlichen Zerstreuung noch nicht zurückgekehrt. Der Häuptling selbst war in tiefer Trauer und hatte sich um deswillen sein rothes Gesicht ganz schwarz gefärbt. Es war ihm nämlich ein Enkel beim Zuckermachen in das Feuer gefallen und an den Folgen gestorben. Auf sein Grab hatte der betrühte Großvater seine amerikanische Fahne aufgepflanzt, wie er auf das Grab seines Sohnes die früher empfangene englische Fahne gepflanzt hatte. Die österliche Zeit aber gab dem Missionar gute Gelegenheit von der Auferstehung zu reden, und von dem Troste der Christen, dem ewigen Leben.

Am andern Tage ging es weiter in den Urwald hinein, nach einer andern Horde hin, die  $1\frac{1}{2}$  Tagereise entfernt wohnte. Da es Abend ward wurde Halt gemacht und Holz für die Nacht zum Feuer besorgt; die erste Nacht, welche der Missionar unter einem Baum gelagert im offenen Urwalde zubrachte. Bald aber folgten derselben noch viele nach; nicht nur auf Moos gebettet, wie hier, sondern auch im tiefen Schnee und bei herbem Froste. Immer hatten diese Nächte etwas Erhebendes. An Schlaf war natürlich nicht viel zu denken, dazu war die ganze Situation zu neu, dazu auch die Sorge, daß die Pferde davon laufen möchten, zu groß. Sein halb indianischer Begleiter aber schlief die ganze Nacht hindurch, bis er beim ersten Tagesgrauen geweckt wurde. Nun ging es weiter bis gegen Mittag die Lagerstätte der Indianer erreicht wurde. Hier sollte ein Ruhetag gehalten werden, damit sich die Pferde erholen könnten. Aber die Indianer waren abwesend, und so blieb nichts übrig als hungrig und müde weiter zu reisen. Gegen Abend gab es zwei ziemlich breite Ströme, welche beide schwimmend überschritten werden mußten. Da nun aber der Missionar kein Schwimmer ist, so blieb ihm nichts übrig als sich seinem Pferde anzuvertrauen. Das war gewagt, da nicht jedes Pferd seinen Reiter schwimmend extragen kann; dazu war das arme Thier müde und hungrig. Doch eine andre Wahl war nicht vorhanden, und so wurde dann nach einigem Zögern und Bedenken das Wagniß unternommen. „Lassen Sie die Steigbügel fahren!“ kommandirte der Dolmetscher. „Lassen Sie die Zügel los! Halten Sie sich an der Mähne fest; legen Sie sich der Länge nach auf das Pferd! So, nun hinein!“ Und hinein ging es. Da aber die Strömung bedeutend war, und das Pferd nicht gelenkt wurde, so kam es, vom Strome mitgenommen, auf einer Stelle an das Ufer, wo eine Anzahl umgefallener Baumstämme den Ausgang unmöglich mach-

ten. Da sah sich das gute Thier fragend nach seinem Reiter um; und er hat diesen Blick nie vergessen. Es lag eine so ausgesprochne Frage in den Augen als er nicht für möglich gehalten hätte. Doch er war selbst viel zu hilflos und erschrocken, als daß er dem Thiere hätte Rath und Leitung geben können. Dieses nun, sich selbst überlassen, wandte sich schwimmend weiter den Strom hinab, bis es eine freie Stelle fand und glücklich ans Ufer kam. Es zitterte an allen Gliedern von der Anstrengung und der dankbare Reiter strich ihm mit beiden Händen das Wasser von dem Leibe herab. Dann aber zog er seine Kleider aus, wand, so gut er konnte, das Wasser heraus, zog sie wieder an, und zog dann naß und müde und hungrig langsam weiter. Doch ehe er trocken ward, gab es noch einen Fluß zu durchschwimmen, welcher jedoch durch die eben erlangte Uebung viel weniger Noth und Sorge machte.

Die Sonne sank nun, und mit ihr die Hoffnung, noch menschliche Wohnstätten zu erreichen; denn auch der Dolmetscher war in dieser Gegend ganz fremd. Die Aussicht, noch eine Nacht, und nun in naßen Kleidern im Walde zuzubringen, war durchaus nicht erhebend. Doch plötzlich sahen sie sich wieder vor einem nicht breiten doch tiefen und still dahin fließendem Strome, der ihnen so bekannt vorkam. Das war der Schwanenfluß und drüben hauste der ihnen schon bekannt gewordene Häuptling Sawaban. Kleine Canots brachten sie über den Fluß, während die Pferde hindurchschwammen, am Zügel gehalten, neben dem Kanot hin. Wie willkommen sind doch die Wigwams der Indianer nach solcher Reise; und wie mundet der in Asche weichgekochte und im Flußwasser reingewaschne Mais, ohne Salz und Schmalz nach zweitägigem Fasten! Hier begann der Missionar sein dreißigstes Jahr.

Nach 4 Wochen machte er sich aufs Neue auf, den Häuptling Bemassiké zu besuchen, denn nun war sein Volk um ihn versammelt. Am dritten Tage langte er wohlbehalten zu Shingwagonkam an, und alsbald sandte der Häuptling seinen Männern die Einladung sich am andern Morgen vor seiner Rindenhütte einzufinden. Wenn die Sonne dort steht, rief der Häuptling dem Boten zu und zeigte mit der Hand nach einem Punkte am Himmel. Das war also die urwäldliche Uhr, die ein Jeder verstehen konnte.

Um neun Uhr Morgens kamen denn auch die Männer von allen Seiten herbei, während auch die Frauen und Kinder bald nachfolgten. Alle, Männer und Frauen, hatten rothe Hosenbeine an und schön gestickte Moggisins. Einige hatten böse Träume gehabt, und hatten sich somit eine Seite des Gesichts ganz schwarz gefärbt. Andern war das ein Freuden-



tag, und so hatten sie sich rothe Streifen auf eine oder beide Backen gemalt. Einer aber, um seiner Freude den höchsten Ausdruck zu geben, hatte sich das ganze Gesicht hochroth gefärbt. So kamen sie an, gemessenen Schrittes, wie nur ein Indianer gehen kann, mit der langen Friedenspfeife in der Hand, edren flaches Rohr mit bunten Vögelköpfen, Bändern und gefärbten Stachelthierborsten verziert war. Die Frauen brachten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken getragen, die andern liefen neben ihnen her. Alle sahen ernst aus und erwartungsvoll. Die Männer wälzten lange Baumstämme herbei und setzten sich darauf, die Frauen hockten wo sie konnten.

Da sie nun alle versammelt waren trat der Missionar aus dem Wigwam des Häuptlings heraus und redete die Versammlung in kurzen Sätzen also an: „Meine Freunde! Es freut mich Euch alle hier versammelt zu sehen. Ihr wisset, daß Euer Häuptling mich eingeladen hat unter Euch zu wohnen. Ich wollte aber erst Euch alle sehen und sprechen, ehe ich Ja sagte, oder Nein! Die Sache ist nämlich diese: Ihr wisset ja, daß Kishemanito (der Große barmherzige Geist) diese Welt geschaffen hat, und alles was darinnen ist. Aber wir können ja nicht darinnen bleiben, sondern müssen davon, wie unsre Väter. Der Tod kommt ganz ungerufen und verschont Keinen. In jener Welt nun kommen nur die Guten zu Kishemanito, wo ewige Freude ist und kein Elend und kein Tod. Die Bösen aber müssen zu Machimanito (dem Teufel) hin, wo keine Freude ist, sondern lauter Elend und Tod. Um uns nun davor zu bewahren, hat Kishemanito seinen einigen Sohn gesandt. Er hat Ihn gesandt, damit Er uns von der Gewalt des Teufels erlöse und zu Kindern Gottes mache. Durch Ihn könnt auch Ihr alle Kinder Gottes werden. Durch Ihn könnt Ihr alle die ewige Freude erlangen, wo kein Elend und kein Tod mehr ist. Und den Weg dazu wollte ich Euch zeigen, wenn ich herkäme. Das ist das Eine. Das Andre aber ist, daß ich Eure Kinder unterrichten würde, damit sie Lesen, Schreiben, Rechnen &c. lernten. Dann könnten sie selbst Euch Gottes Wort vorlesen. Dann könnten sie Euch auch beistehen, daß Euch die Händler nicht mehr so arg betrügen. Denn es ist Gottes Wille, daß wir auch in diesem Leben so weit als möglich glücklich sein sollten.

Dieses beides wollte ich thun, wenn ich unter Euch Wohnung machte. Dafür würde ich aber auch zwei Dinge von Euch verlangen. Erstens, daß Ihr mir Eure Kinder zum Unterricht schickt, damit ich sie lehren kann. Das Andre, daß Ihr selbst Euch des Sonntags bei mir versammelt, damit ich Euch den Weg zum ewigen Leben weisen kann. Denn Gott hat befohlen Allen das Evangelium zu verkündigen, und verheißen daß, wer da glaubt und getauft wird, selig werden soll. Um deswillen hat Er auch

einen Tag bestimmt, da Er richten wird die Lebendigen und die Todten. Da werdet auch Ihr und ich vor seinem Richtersthule erscheinen. Ich, um Rechenschaft zu geben ob ich auch recht und treulich gelehrt habe. Ihr, um Rechenschaft zu geben, ob Ihr gern Gottes Wort gehört, und nach dem Gehörten gethan habt. — Nun berathet und laßt mich wissen, ob Ihr Gottes Wort unter Euch dulden und das Verlangte thun wollt oder nicht.“

Nun folgte eine längere Pause. Darauf sagte der Häuptling in tiefem Tone: „Entschließt euch und antwortet!“ Der Älteste unter ihnen, Asinis, der kleine Stein mit Namen, antwortete in eben so tiefem Tone: „Wir haben gar nichts zu antworten, wir warten darauf, was du sagen wirst.“ „Nun,“ sagte der Häuptling, „ich für meine Person freue mich sehr, daß mein Bruder hier unter uns wohnen will, und daß wir Gelegenheit haben sollen Kishemanitos Wort zu hören. Ich will mich gern dazu einstellen, und will auch meine Kinder zum Unterricht schicken.“ Darauf sprachen mehrere der Männer ihre Meinung aus und es entstand wieder eine Pause. Endlich stand der Häuptling auf, räusperte sich ein wenig, ging auf den Missionar zu, schüttelte ihm ganz gewaltig die Hand, trat dann zurück, reckte seinen rechten Arm aus und sprach in längerer Rede, mit großem Fluß, von mehreren Seiten mit grunzenden Beifallstönen: Mouh, unterbrochen, etwa also:

„Es freut mich, daß mein Bruder bei uns Wohnung machen will. Denn wenn ich euch ansehe, wie arm und herabgekommen ihr seid, so thut es mir im Herzen wehe. Ihr wisset es Alle, wie wir dazu gekommen sind. Wohl sind manche Feuer um uns her, aber nicht immer ist ihre Wärme gut. (Damit deutete er auf die Wohnstätten der Weißen, von welchen sie manchen Schaden zu leiden hatten.) Auch Vögel von unsrer Farbe kommen zuweilen hierher und bringen neue Dinge, die nicht gut sind (damit meinte er das wilde Gebahren der Methodistten). Wenn ihr diesen Weg einschlagen, so heulen und euch so gebärden solltet wie sie, so würde mir das sehr wehe thun. Hingegen würde es mich freuen, wenn ihr Alle in der Weise unterrichtet würdet, wie mein Bruder hier euch unterrichten will, und wie ich ihre Weise an ihrem Orte, und ihre Gottesdienste in Frankenmuth und auch in Detroit (der Hauptstadt von Michigan) gesehen habe. Und ihr jungen Frauen, ihr solltet euch seinen Rath und Unterricht besonders zu Nuzge machen; denn Manche von euch haben ihren Weg verfehlt und sind daneben getreten. Ich habe wenig mehr zu sagen; ich bin ein alter Mann, und werde bald meinen Vätern nachfolgen. Ich möchte aber diese Sache beendet wissen; ich möchte mein Volk auf einem guten Wege sehen, ehe ich sterbe. Ich möchte bald ein Schulhaus hier

erbaut sehen. Ich wünsche, daß mein Bruder bald unter uns wohnete. Das ist, was ich sagen wollte. Nindikit! = ich habe geredet.“ „Aouh!“ grunzte es von allen Seiten. Der Häuptling aber schüttelte dem Missionar noch einmal die Hand, und setzte sich dann nieder.

Darauf redete der Missionar wieder, und einige Männer sagten ihre Meinung und zum Schluß gab es ein allgemeines Händeschütteln, so kräftiger Art, daß es der Missionar bis in die Schulter hinauffühlte. Und damit war die Versammlung geschlossen.

In 14 Tagen kam der Missionar wieder und brachte 6 Franken mit, die ihm ein Blockhaus errichteten, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit. Mittlerweile wohnte er mit seinen 6 Franken in einer Rindenhütte, so gut es ging. Als das Blockhaus fertig war, diente es nicht nur zur Wohnung für den Missionar und seine Familie, sondern auch zum Schul- und Kirchhause. Die Schule war freilich sehr primitiv; es handelte sich zumeist darum, die Kinder an das Stillsitzen zu gewöhnen. Da nur englische Schulbücher vorhanden waren, so lehrte er sie, wie auch in Frankenmuth gebräuchlich gewesen war, englisch. Er fand aber bald, daß das nicht nur eine undankbare, sondern auch nahezu unnütze Arbeit war. So machte er sich denn daran ein Buchstaben- und Lesebuch in der Chippeway-Sprache zu verabfassen. Zu Leselectionen verwandte er die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments. Auch einige deutsche Kernlieder (!) übersezte er ins Chippeway und ließ sie als Anhang abdrucken. Dieses Büchlein machte unendliche Freude. Die Kinder lernten nun mit Lust und hatten bald die edle Lesekunst erlangt. Nach der Schule gingen sie heim und lasen ihren Eltern und wer sonst zuhören mochte — oft noch mit vielem Stammeln — die wunderbaren Geschichten, wie sie im Büchlein vorkamen. Da begann es sich auch unter den Alten zu regen, und Vieler Herzen gingen auf.

Die gottesdienstlichen Versammlungen des Sonntags waren ziemlich urwäldlicher Art. Alt und Jung saß durcheinander wo es konnte und wollte. Die Knaben warteten, die Kinder spielten und schrien laut dazu. Noch lauter schrien die Mütter, daß die Kinder ruhig sein sollten. Hier und da plaudert auch ein Weib mit ihrer Nachbarin, während ein graues Haupt ruhig Stahl und Stein hervorsucht, Feuer schlägt und sich seine Friedensspeise anzündet. Ein Anderer sucht nach glühenden Kohlen auf dem Heerde, und fängt auch an zu schmauchen. Während alledem predigt der Missionar in fremder Sprache (Englisch) und noch dazu durch den Dolmetscher. Aller Anfang ist schwer, und dieser war es auch. Aber die Männer kamen doch, und der Missionar hütete sich wohl sie an äußere Ordnung gewöhnen zu wollen, so lange im Innern noch nichts in Ordnung war. Nach und nach ward es schon besser.

Aus der Schule erwuchs die Gemeinde. Die Kinder verlangten zuerst nach der Taufe; die Alten kamen dann auch. So ward der Raum im Haus zu eng, und es mußte ein Anbau gemacht werden, in welchem Schule und Gottesdienst gehalten ward. Doch bald kam es auch zum Kirchlein mit Thurm und Glocke. Ueber 5 Meilen (engl.) weit hörte man die Glocke im stillen Walde; die Indianer freuten sich hoch und kamen von allen Seiten herbei. Die Glocke erscholl auch nie vergebens. Mit jedem Aufgang der Sonne ward sie geläutet, und gleich darauf fand sich der Missionar und sein Haus im Kirchlein ein, sangen ein deutsches Lied und hielten ihren Morgensegen. Während sie noch beisammen waren kamen die Indianer herbei, und so ward ein indianisches Lied gesungen, ein Kapitel im Indianischen N. Testament verlesen und gebetet. So ging es jeden Morgen das ganze Jahr hindurch. Auch Abends kurz vor Sonnenuntergang erscholl die Glocke wieder und der Tag ward beschloffen, wie er angefangen war, mit deutschem und indianischem Gesang, Wort Gottes und Gebet.

Zunächst dem Blockhause des Missionars stand die Rindenhütte des Bemagogin. Das war ein hoher schweigsamer Mann, und sehr ordentlich. Seine Kinder lernten in der Schule unsre Lieder, die sie dann auch zu Hause sangen. Sie lasen auch die biblischen Geschichten aus dem neuen Lesebuche. Das alles machte tiefen Eindruck auf die Frau, und sie ward eine Christin. Bemagogin aber, ihr Mann, blieb Heide und so hart und kalt wie ein Eiszapfen. Indessen liebte er das Missionshaus und besuchte es oft. Wenn er auf 4—6 Tage zuweilen auch auf 14 Tage auf die Jagd ging, so kam er zuletzt erst noch in das Missionshaus und rauchte seine Friedenspfeife. Wenn die ausgeraucht war, zog er hinaus, von seinen Hunden begleitet. War er aber daheim, so kam er jeden Tag und rauchte still seine Pfeife. Gespräche über das Christenthum hörte er schweigend an; wurde er aber gefragt, ob er nicht auch Christ werden wolle, so antwortete er sehr entschieden: Rawin! nimmer. So schien alle Hoffnung vergebens. Nach und nach aber ward das Rawin weniger hart, und zuletzt sagte er nur noch Ka d. h. nein. Eines Tages kam aber seine Frau freudestrahlend und sagte: Mein Mann will sich unterrichten lassen. Das geschah denn auch und bei seiner Taufe strahlte sein Angesicht von Seligkeit. Er blieb der treueste und festeste Christ bis an seinen Tod. So kam einer der Männer nach dem andern, seiner Familie nach, zum Herrn.

Da es nun im Innern anders geworden war, versuchte der Missionar auch eine Aenderung im Aeußern. Er versammelte die Männer und stellte



ihnen vor, wie sie ganz ohne Noth jedes Frühjahr mehrere Wochen lang eine herbe Hungerkur durchzumachen hätten. Wenn sie nur ein wenig mehr Land bebauen wollten, so hätten sie das gar nicht nöthig. Sie könnten dann immer noch der Jagd obliegen, wären aber nicht mehr ganz davon abhängig, was doch besonders für ihre Frauen und Kinder sehr hart wäre u. u. Die Männer sahen das ein und gingen alsbald an das Umhauen der Bäume und Klären des Landes, also daß sie im nächsten Jahre fast doppelt so viel ernteten.

Bald darauf wagte er einen zweiten Schritt. Er versammelte sie wieder und stellte ihnen vor, wie es doch eigentlich mit den lustigen, verrauchten Rindenhütten nichts ist; und wie so ein Blockhaus doch eine viel menschlichere Wohnung sei. Das sahen sie bald ein, denn im Blockhause konnte man doch ehrlich stehen und hin und her gehen, was in der Rindenhütte kaum möglich war. Dazu durfte man hier die Augen frei aufthun, ohne daß der Rauch sie auszubeißen drohte und die Thränen fließen machte. Die Einsicht war also leicht, aber von der Einsicht bis zur That, war es ein weiter und harter Weg. Um ihnen jedoch Muth zu machen, versprach der Missionar demjenigen, der das erste Blockhaus baute, alle Nägel, die Schindeln auf das Dach zu nageln und alle Fenster zu schenken. Doch auch das zog nicht. Die Neuierung war zu groß. Mehrere Wochen vergingen und es geschah nichts. Da kam eines Tages die verwittwete Tochter des Häuptlings, die zuerst Christin geworden war und sagte: Alle Fenster und Nägel wollen Sie dem geben, der das erste Haus baut? Ja wohl! Und wann würden die Dinge zu haben sein? Sobald ich sehe, daß Einer Anstalt macht, ein Haus zu bauen. Nun ich will bauen, sagte sie. Wie freute sich der Missionar. Das Eis war gebrochen, und wieder durch ein schwaches Weib. Bald stand nun das Blockhaus da c. 15 Fuß breit und 20 Fuß lang. Alle kamen es zu bewundern. So etwas war hier noch nie gesehen worden, daß ein Indianer ein eignes Blockhaus haben sollte. Doch in dem leeren Raum allein war es auch noch nicht sehr wohnlich. Es mußte auch ein Tisch hinein, zwei alte Stühle, zwei Bänke und eine Bettstatt. Nun aber war auch die Freude vollkommen. Die Bewohner der Rindenhütten kamen immer wieder zum Besuch und setzten sich auf die Bänke, vor das freundliche Kaminfeuer. Endlich hielten sie es nicht mehr aus, sie nahmen ihre Aexte und gingen hin, die nöthigen Baumstämme zu hauen. Da gab es denn ein Wett-eifern, und bald stand eine Reihe Blockhäuser da, und der Ort bekam ein andres Ansehen.

Einen andern Namen hatte er schon vorher bekommen. Durch die

große Uermüchkeit des Ortes bewogen, hatte der Missionar den Ort Bethanien (Haus der Armuth, des Elends) genannt; und so hieß er fortan in allen Berichten wie auf der Post. Auch der Missionar mußte die Armuth des Ortes nur zu bald empfinden. Denn als der Herbst herbei kam und die Flüsse höher stiegen, war er von aller Communication mit der übrigen Welt abgeschlossen. Eisgang und dünnes Eis auf stilleren Stellen machte die lange Wasserfahrt auf kleinen Kanots unmöglich. Das Eis aber war noch nicht stark genug, um es als Straße zu benutzen, dazu war an vielen Stellen, und namentlich auf den Stromschnellen, der Fluß ganz offen. So konnte er nicht fort, noch konnte irgend Jemand zu ihm. Auf diese Abgeschlossenheit aber war er nicht vorbereitet, und hatte darum keine Lebensmittel zur Hand. Zu dieser Zeit ward ihm sein erstes Kindlein geboren. Nur Gott im Himmel und die Eltern wußten es. — Doch die Wilden, noch keiner war ein Christ, merkten die Noth, und verschlossen ihre Herzen nicht. Hätten sie nicht ihr letztes mit ihm getheilt, er hätte rein verhungern müssen. Wie brachte diese Noth die Herzen der Missionsfamilie und dieser Wilden zusammen! Die schwere Zeit ging vorüber, und nun wurden die zugefrorenen Flüsse als Straße benutzt, um Lebensmittel — namentlich Mehl — für das ganze Jahr hinaufzubringen, 50 Meilen weit. Da aber die Flüsse starke Strömung hatten, so froren sie selten ganz zu, und man mußte sich oft mit sichtlich Lebensgefahr zwischen den offenen Stellen mit seinem Pferd und Schlitten hindurchdrängen. Nicht selten brach das dünne Eis und Pferd und Schlitten sank in die Tiefe. Das geschah jeden Winter mehr als einmal, da bis in den März hinein die Eisfahrt benutzt werden mußte. Nur ein Beispiel.

Im zweiten Winter wollte der Missionar gern seine Frau mitnehmen, damit sie auch wieder einmal weiße Gesichter zu sehen bekäme. Die Fahrt ging gut, zwei Tagereisen weit auf dem Eise. Sie wollten aber diesmal noch weiter, um eine andre Indianerhorde zu besuchen. Dazu mußten sie noch eine Tagereise in den Huronsee hinein. Als sie nun hinkamen, wo der Saginawfluß sich in den Huronsee ergießt, fanden sie an zwei Stellen Schlitten in das Eis versunken, und die Pferde von den Wölfen halb verzehrt. Zwischen diesen Unglücksstätten mußten sie hindurch. Das dünne Eis knackte unter ihnen; dennoch mußten sie in scharfem Trabe weiter. Denn Stillstand wäre sicheres Versinken gewesen. Umkehr war unmöglich; und die Weiterfahrt setzte das Leben aufs Spiel. Sie kamen durch und erreichten wieder festeres Eis; aber noch heut, nach 28 Jahren, denken sie nur mit Grausen daran.

Auf dem Rückwege sollten sie weniger glücklich sein. Zwar kamen sie

sicher über viel gefahrvolle Stellen bis etwa 10—12 Meilen von Bethanien. Hier aber brach plötzlich das spiegelglatte Eis und Pferd und Schlitten sanken in die Fluth. Ein Indianer ergriff rasch das Kind und eilte mit ihm zum Ufer. Ein anderer rettete die Frau, während der Missionar das Pferd zu retten suchte. Denn von diesem hing ihr Fortkommen und somit ihre Rettung ab. Das Thier ward gerettet und der Schlitten herausgezogen. Natürlich war alles, Kleider, Decken, Betten u. naß. Es gab aber nirgends ein Haus oder Hütte, da sie hätten Zuflucht suchen können. Sie mußten also wie sie waren wieder in den Schlitten und die 10—12 Meilen weiter, so schnell als das Pferd laufen wollte und das Eis ertragen konnte. Nur die lange zottige Büffelhaut, die sie bei sich hatten, schützte sie vor dem Erfrieren.

Wenn aber Schneefall eintrat und das glatte Eis wie mit trockenem Sande bedeckte, dann war es unmöglich die letzten 30 Meilen, welche keine Zuflucht mehr boten, in einem Tage zurückzulegen. Da blieb denn nichts übrig, als unter einem Baume zu übernachten. Tannenzweige wurden zum Lager auf den Schnee geworfen. Ein Feuer ward angezündet und Feuerung für die ganze 16 Stunden lange Nacht besorgt. Die Indianer wußten immer Holz zu finden, welches brannte. Dann hüllten sie sich bis über den Kopf ein und schliefen bis zum Morgengrauen. Der Missionar aber hatte das Feuer zu schüren, das jede Stunde niedergebrannt war. Zahlreiche Wölfe umheulten das Lager; das Feuer hielt sie indeß fern. Angenehm war ihre Gesellschaft nicht. Doch waren das die bösesten Nächte meines Lebens noch lange nicht. Roth und Gefahr hat immer etwas Stärkendes und nach oben hin Richtendes.

Im Herbst des Jahres 1851 erhielt der Missionar einen Gehilfen aus Deutschland, welcher ihm bald die Schule ganz und der vielen Reisen einen Theil abnahm. Nun ward manches leichter und angenehmer im Urwalde. Auf einem so entlegnen Posten sollten immer zwei der Brüder sein, wie auch der Herr ihrer immer zwei und zwei aussandte. Sind sie eins in dem Herrn, so sind sie doppelt so viel werth, als wenn sie beide einzeln stünden auf entlegnen Posten.

Anfangs 1853 kam der Ruf nach Indien. Da ich im Jahre 1846 mit Andern nach Indien abgeordnet worden war, glaubten die Leiter der Mission ein Recht zu haben, mich nun dorthin zu rufen, wo es an Arbeitern fehlte. Aus eben dem Grunde hielt ich es für meine Pflicht dem Rufe zu folgen. In Bethanien aber gab es große Trauer. Der Präses der Missionscommission kam den weiten Weg hinauf, die Indianergemeinde zu trösten. Er hielt eine Gemeindeversammlung und gab ihnen die Ver-

sicherung, daß sie nicht verlassen noch versäumt werden sollten. Manche der Christen sprachen auch. Zuletzt stand Misquaänaquod (die rothe Wolke) auf, der längste Mann in Bethanien und noch Heide. Er sagte: „Ich gehöre nicht mit zur Gemeinde. Aber meiner Frau und Kinder wegen, welche dazu gehören, möchte ich auch ein paar Worte sagen. Es ist wohl so. Wenn wir auch Alle aufstehen, unsre Hände ausstrecken und unsern Freund halten wollten, so würde er doch nicht bleiben. Denn er ward gerufen und er wird gehen. Wenn nun aber nur ein Mann an seine Stelle kommt, welcher thut wie er gethan hat, so möchten wir noch bestehen. Wenn aber das nicht der Fall sein sollte, dann fürchte ich, möchte es uns gehen wie einem Haufen dürrer Laubes, wenn der Wind drein bläset. Nindifit!“

Pemagojin aber, welcher in der Taufe den Namen Stephan erhalten hatte, erklärte, daß er die Abreise des Missionars nicht sehen wolle, nicht sehen könne und nicht sehen werde. Er hat Wort gehalten. Zwei Tage vor der Abreise erschien er wieder, wie so oft, in Jagdrüstung im Missionshause. Wieder rauchte er still seine Pfeife, nur sein Haupt war tiefer gesenkt als sonst. Dann stand er rasch auf und ohne ein Wort zu sagen umarmte er stürmisch den Missionar, drückte ihn fest an seine Brust, küßte ihn, eilte zur Thür hinaus und war im Walde verschwunden. — Auf Wiedersehen zur Rechten Gottes!

Beim letzten Gottesdienste hielten sich die Männer tapfer, sie saßen still da mit tief gesenktem Haupte. Die Frauen aber schluchzten laut. Bald darauf ging es zum Fluß hin. Viele Indianer bestiegen ihre Rähne zur Begleitung. Doch der Missionar kehrte noch einmal in sein Kirchlein zurück. Lange weilte er hier allein; denn es fehlte ihm die Kraft zum Scheiden. Immer wieder kehrte er zum Altar zurück und fiel auf seine Knie. Doch endlich mußte es sein. Gefaßter trat er heraus. In der Thür des Missionshauses stand der Präses, reichte seinem Freunde die Hand und sprach: „Du sollst doch nicht aus diesem Hause scheiden, ohne den Dank der Missionscommission zu empfangen“ 2c. 2c. Die Männer fielen sich in die Arme und gingen mit einander zum Flusse hinab. Während nun der Missionar in den Rahn stieg, stimmte der Präses mit fester Stimme das Lied an: Allein Gott in der Höh' sei Ehr! Die Indianer ergriffen die Ruder. Bethanien war bald dem Auge für immer entrückt. Dem Herzen nicht.

---



## Neueste Urtheile des „Globus“ in Sachen der Mission.

In Nr. 23 (S. 365) meldet der „Globus“ die Ermordung der Missionare am Victoria-Nyanzasee (siehe S. 339 dieser Zeitschr.) auf Grund eines den Times of India entnommenen Briefes.

„Die Mission“, heißt es in dem Briefe, „kann nun als gescheitert angesehen werden, da nur ein Missionar, Wilson, übrig geblieben ist“. Dann wird hinzugefügt: „Wir sind begierig, was die Leute von Exeter Hall in London zu dieser Ermordung sagen werden. Die Mörder sind nämlich in dubio dieselben Leute, welche Stanley anfielen und von diesem zusammengeschossen wurden. Stanley wurde darüber von jenen orthodoxen Eiferern verunglimpft und hat noch bis in die neueste Zeit Angriffe derselben zu erfahren gehabt.“

Wir erwidern auf diese Auslassung, deren Ton wir nicht weiter charakterisiren wollen, folgendes Thatsächliche:

1) Die Mission der Ch. M. Soc. ist durch die Ermordung von Smith und O'Neill keineswegs „als gescheitert“ zu betrachten, wie das obige Citat fast mit einer gewissen Schadenfreude declarirt. Der „Globus“ hätte sich doch erst informieren sollen, ehe er seiner Quelle dies Urtheil nachschrieb, eine Unterlassung, die uns um so auffälliger ist, als er den Ch. Miss. Int. and Rec. sonst oft genug benutzt. Mittlerweile wird er ja gefunden haben, daß eine doppelte Verstärkung bereits auf dem Wege ist und hoffentlich sein voreiliges Urtheil bald zurücknehmen.<sup>1)</sup> Uebrigens hätte man wol erwarten dürfen, daß der „Globus“ ein Wort der Theilnahme für den schweren Verlust gehabt hätte, den die Mission erlitten. Waren es auch nur Missionare, die erschlagen wurden — auch ein Missionar ist wenigstens der Theilnahme werth.

2) „Was die Leute von Exeter Hall zu dieser Ermordung sagen“? Nun, der „Globus“ braucht nur die letzten Nummern des Ch. M. Int. zu lesen, so kann er diese Neugierde befriedigen. Wie Männer und Helden haben sie sich darüber geäußert, Niemand haben sie einen Vorwurf gemacht, sondern, wie es sich Christen geziemt, in die Heimsuchung sich gesunden und erklärt: über den Leichen unsrer Brüder setzen wir das Werk Gottes fort.

3) Die Mörder der Missionare sind nicht „dieselben Leute, welche Stanley anfielen und von diesem zusammengeschossen wurden“. Die Missionsorgane waren es, die zuerst mit allem Nachdruck das hervor gehoben haben. Der „Globus“ hätte doch warten sollen, ehe er eine Vermuthung aufstellte, die — wie es fast scheint — ihm nur zu dem folgenden bitteren Angriffe den Vorwand geben sollte.

4) Es sind keineswegs die „orthodoxen Eiferer“ allein, die das „Blutbad“ beklagen, welches Stanley, nicht im Zustande der Selbstvertheidigung, sondern um Rache zu nehmen, auf Bambireh anrichtete, denn an dieses allein kann der „Globus“ in diesem Zusammenhange denken. Uns ist nicht eine einzige Zeitschrift zu Gesicht

<sup>1)</sup> Eben erhalte ich die Nr. 24 des „Globus“, in welcher das geschieht. Leider enthält aber diese Berichtigung keine Correctur der übrigen Irrthümer und Invectiven der obigen Auslassung.

gekommen, welche Stanley bezüglich dieses „Blutbads“ rechtfertigte. Selbst der „Globus“ hat das nicht gethan. Nur scheint ihm gänzlich entfallen zu sein, wie er sich früher darüber geäußert hat. Seine eignen Worte sind seine Richter; denn also hat er geschrieben (XXX Nr. 11 S. 170):

„Es kann nicht Zweck dieses Artikels sein, die leider von Stanley angewandten strategischen Manöver mit derselben Ausführlichkeit zu schildern, wie er es selbst in seinem Briefe thut; es genüge die Thatfache, daß in dem sich entspinrenden Gefechte die Gewehrtruppen aus der in geringer Entfernung vom Ufer in Schlachtfeldordnung liegenden Flotte den Eingebornen — — — einen Verlust von 42 Todten beibrachten, welche man — — — zählen konnte, während über 100 Verwundete sich mit den Fliehenden zurückzogen. Auf Stanley's Seite fielen nur 2 Verwundungen durch geschleuderte Steine vor. Ohne hier über das Recht oder Unrecht dieses Blutbades abzuurtheilen, steht jedenfalls die Thatfache fest, daß die Insel Bambireh durch Stanley's Handlungsweise auf lange Zeit jeder weiteren Forschung verschlossen worden ist.“ —

Angeichts dieser Worte ist die obige Invective rein unbegreiflich. Gesezt: Leute von Bambireh wären die Mörder der Missionare gewesen, würde dann nicht der „Globus“ selber es sein, der für diesen Mord Stanley die moralische Verantwortung zuschöbe? Nur dem unorthodoxen Eifer, den „orthodoxen Eiferern“ eins abzugeben, hat es der Globus zu verdanken, daß er sich solch eine Blöße gegeben.

Wir fürchten, daß in dem zweiten Urtheile, welches er sich in derselben Nummer erlaubt (S. 366) und das denselben Geist der Gehässigkeit gegen die Mission athmet, eine ähnliche Blöße gegeben hat. Es heißt nämlich dort:

„Die Adelaide = Australische Zeitung vom 19. Febr. 1878 schreibt: „die Lage der Missionare<sup>1)</sup> auf den Freundschafts = Inseln gestaltet sich drohender und sind dieselben ihres Lebens nicht mehr sicher. Man haßt sie beispiellos und möchte sie vernichten. Neuere Nachrichten, die in Neuseeland eintrafen, melden, daß die Eingebornen neuerdings den Missionär Baker in Tonga umzingelt haben, ihm sein Boot fortnahmen, damit er nicht flüchten kann, seine Pferde erschießen und in sein Haus gewaltsam einbrachen. Auf Ohia sind bereits mehrere Morde ausgeübt. Eine Leiche fand man auf, welcher Arme und Beine abgeschnitten waren und deren Kopf völlig zerschmettert war. Der Missionär Watkins hat erneut beim Gouverneur der Fijii-Inseln gebeten, ein Kriegsschiff zu Hilfe zu senden.““

Hierzu bemerkt nun seinerseits der „Globus“: „diese Nachricht muß auffallen, da bisher gerade auf den Tonga = Inseln die Stellung der Wesleyanischen Missionäre als durchaus befestigt schien, namentlich seit der dortige König Georg das Christenthum angenommen hat, mit Energie dessen Einführung betrieb und diejenigen Bewohner Tongatabus, welche im Glauben der Väter verharren wollten, in blutigen Kämpfen besiegte. Noch ein Bericht von der „Hertha“, die 1876 im Hafen der Hauptstadt Nukualofa lag, besagt: „die Mission ist so gut organisiert, daß im vorigen Jahre auf den Inselgruppen durch Collecte von den Eingebornen 300000 Mk. einkamen, eine Summe, die um so bedeutender erscheint, wenn man bedenkt, daß die Inseln nur 20000 Einwohner haben! Davon werden nicht allein Kirchen- und Schulausgaben bestritten, sondern auch anderweitige Missionsstationen der Wesleyaner unterstützt. Der jetzige erste Missionär in Nukualofa, Mr. Baker, ist beim König Georg eine sehr angesehene Person, ohne dessen Rath nichts Erhebliches unternommen wird.““ — „Ueber die Ursache des Aufstands —“ schließt der Globus — „läßt uns der oben angeführte Bericht im Stiche. Möglich, daß die Missionäre die Collectionschraube zu stark anzogen, vielleicht um

<sup>1)</sup> Es ist charakteristisch, daß man die Stellung zur Mission fast schon daraus erkennen kann, ob man von Missionären oder Missionaren redet!

„anderweitige Missionsanstalten“ zu unterstützen. Auch auf den Südsee = Inseln hat die Kirche einen guten Namen.“

Wir erwidern:

1) Der qu. Bericht ist allerdings „auffallend“, daher hätte sich der „Globus“ entweder erst genauer informiren oder doch enthalten sollen, dem angeblichen Aufstande auch noch gehässige Ursachen unterzuschreiben, da seine Quelle solche nicht nur nicht angibt, sondern auch ganz im Unklaren darüber läßt, ob Heiden, Katholiken oder evangelische Christen die Verfolgung ins Werk gesetzt, ob politische oder religiöse Motive zu Grunde liegen zc. Man muß auch hier wieder den Eindruck bekommen, daß der „Globus“ Gelegenheit suchte, die Mission zu verdächtigen.

2) Uns ist bis zur Stunde trotz sorgfamer Durchforschung der uns reichlich zu Gebote stehenden Quellen von dem ganzen „Aufstande“ nichts bekannt geworden. Auch die letzte (August-) Nummer der Wesl. Miss. Notices enthält kein Wort davon. Desgleichen ist auf den Londoner Mai- versammlungen auch nicht eine Anspielung auf ein Ereigniß, wie das vom „Globus“ gemeldete, gemacht worden. Wir haben uns indeß an kompetenter Stelle genau erkundigt und werden seiner Zeit das Resultat mittheilen. Möglich, daß Unruhen stattgefunden haben und unsre Quellen noch nicht unterrichtet waren. Jedenfalls verhält sich aber die Sache weit anders als der „Globus“ sie darstellt.<sup>1)</sup>

3) Ganz gehässig ist aber die Schlußvermuthung, mit der der „Globus“ die Mission als geldgierig denuncirt. Zunächst beruhen die 300,000 Mk. offenbar auf einem Irrthum. Laut Report der Wesl.-Meth. Miss. Soc. 1877 S. 178 hat der gesammte Südsee = Mission = Zweig der genannten Gesellschaft in dem betreffenden Jahre eine Einnahme von 14,551 L. 10s. 9d. = 291,030 Mk. gehabt. Da nun auf Grund desselben Berichts (S. 184) die Freundschafts = Inseln: 19,299; Samoa: 5246 und die Fiji = Inseln 92,338 Wesleyanische Christen zählen, zu jener Summe aber zweifellos auch die Australischen Colonien beigesteuert haben, so ist leicht zu berechnen, daß die „Collectionschraube“ auf den Freundschafts = Inseln nicht „zu stark angezogen worden“ sein kann.<sup>2)</sup> Dies sind thatsächliche Berichtigungen, denen gegenüber die Verdächtigung des „Globus“ in ihrer ganzen Haltlosigkeit offenbar und eine weitere Charakterisirung derselben überflüssig wird.

Wann wird doch endlich unsre Presse anfangen die Mission, wenn nicht freundlich, so doch wenigstens objectiv zu behandeln? Wir wollten einmal sehen, was der „Globus“ sagen würde, wollten die Missions = Zeitschriften Unglücksfälle der Entdeckungsreisenden oder der Colonisten ausbeuten, um durch ungerechtfertigte Vermuthungen das Werk derselben zu verdächtigen? Selbst ein alter heidnischer Kaiser hat seinen höchsten Respect vor der Moral geäußert, die in

<sup>1)</sup> Stimmt das Datum, so wäre man geneigt an eine Verwechslung mit dem ganz neuerdings gemeldeten Aufstande in Neu = Caledonien zu denken!!

<sup>2)</sup> Bei einer nochmaligen Durchsicht des qu. Reports — gelegentlich der Correctur — finde ich (Th. II S. 172), daß die Freundschafts = Inseln: 4,694 L. 18s. 8d. = 93,882 Mk. aufgebracht haben! Allerdings immer eine für die Glieder der alten Christenheit sehr beschränkende Summe.

dem bekannten Ausspruche Christi liegt: „was ihr nicht wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht.“

## Literatur-Bericht.

**Krausenfeld:** „Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd-Afrika.“ 2. Aufl. (Berlin, Missionshaus, 1,25 Mk.). — Ein handliches Büchlein von nur 231 S., das kurz und gut eine vortreffliche Orientirung über Geschichte und Gebiet der Berliner südafrikanischen Mission giebt, ganz selbständig gearbeitet ist und durch meist geschickte Einflechtung vieler charakteristischer Einzelzüge mit der Knappheit Anschaulichkeit zu verbinden gewußt hat. Nur die heimathliche Geschichte ist etwas zu dürftig gerathen.

Von demselben Verfasser ist soeben erschienen: „Die Offenbarung St. Joannis für das Verständniß der Gemeinde“ (Halle, Fricke. 3 Mk.). Die Tendenz dieser Zeitschrift gestattet uns nicht in eine Besprechung dieses Buches uns einzulassen. Da es aber aus einem Missionshause stammt, wollten wir es dieses Ortes wenigstens anzeigen.

## Missions-Zeitung.

The Chinese Recorder and Miss. Journal bringt in Nr. 2 dieses Jahrgangs auf Grund der der Shanghai-Conferenz (Mai 1877) vorgelegenen Statistik eine zahlenmäßige sorgfältige Uebersicht über den Stand aller evangelischen Missionen in China, die wir unsern Lesern im Auszuge mittheilen.

Es arbeiten in China amerikanische, englische und deutsche Missionare. Die Amerikaner sind vertreten durch 11, die Engländer durch 12 (jetzt 13), die deutschen durch 2 Missions-Gesellschaften. Wie die Stationen, Missionare, Communikanten u. sich vertheilen, zeigt folgende Tabelle:

	Hauptstationen	Nebenstationen	Missionare Männliche	Organisirte Gemeinden	Communi- kanten	Theologische Schulen	Ordinierte ein- geborne Pred.	Theol. Schüler	Schulgehilfen	Beiträge der eingebornen Christen
Amerik. Missionen:	41	215	93	150	5300	9	42	94	178	4482 Dollars
Britische „ :	43	290	122	156	6944	10	28	120	91	5089 „
Deutsche „ :	8	27	15	12	1271	2	3	22	24	
Summa:	92	532	230	318	13,515	21	63	236	293	9571 „

Bezüglich der Zahl der Missionare ist zu bemerken, daß hier nicht nur die sämmtlichen Missionar-frauen (172), sondern auch die unverheiratheten Missionarinnen



(40 amerikanische und 22 englische, deutsche giebt es deren nicht) ebenso wie die Bibelcolporteurs (14, incl. Bibelfrauen) außer Rechnung gelassen worden sind. — Die 13,515 Kommunikanten bezeichnen die Zahl der selbständigen Kirchenglieder; die Summe der getauften Christen beträgt demnach jedenfalls mehr als das Doppelte. Die bedeutendsten Gemeinden finden sich in Fuchow, Amoy, Tientsin, Hankow, Chifu, Ningpo, Swatow und Canton. 18 Gemeinden werden als sich selbst ganz unterhaltend, 243 als sich theilweise unterhaltend aufgeführt; leider ist keine einzige einer deutschen Missions-Gesellschaft zugehörige Gemeinde darunter. — Der theologischen Schulen giebt es unverhältnißmäßig viele. Es ist dies ein durch die Mannigfaltigkeit der Missions-Gesellschaften bedingter Uebelstand, durch welchen viel Kraft, Zeit und Geld vergeudet wird. Eine Concentration wäre großer Segen. —

In Japan ist der unter der Leitung des Marshall Saigo ins Werk gesetzte große Aufstand in der Provinz Satsuma durch die Kraftanstrengung der Regierung nach 5-monatlichen blutigen Kämpfen gänzlich niedergeschlagen worden. Der Anführer der Rebellen hat durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht. Das Ansehen der Kaiserlichen Regierung hat dadurch eine nicht geringe Kräftigung erfahren. Obgleich der Minister des Innern, Okubo, der Hauptförderer der Reformbestrebungen durch Mordmord beseitigt worden ist, gehen die Reformen selbst doch ungehemmt ihren Gang weiter. Japan ist in den Welt-Postverein aufgenommen, eine neue Eisenbahn ist gebaut, meteorologische Stationen sind angelegt, über 4000 neue Schulen (mit 8000 Lehrern) sind eröffnet worden. 2 Millionen Kinder sollen jetzt regelmäßig die Schule besuchen. Neben diesen treibhausartigen Reformen gehen die Missionsbestrebungen einen mehr stillen, unscheinbaren Gang. Seitens der Regierung werden ihnen weder Hindernisse in den Weg gelegt, noch directe Förderungen zu Theil. Auch in Japan steuert man, wie es scheint, auf den religionslosen Staat zu. Die Sintupriester erhalten bis auf 20 Jahre hinaus eine Pension, dann sollen alle Staatsunterstützungen an Religionsdiener aufhören (Ch. M. Int. 78 S. 397 ff.). — 3 Presbyterianische Missions-Gesellschaften, die der Am. Presb., der Am. Ref. und der schottischen United Presbyt. haben sich nun definitiv zu einer Presb. Union vereinigt, eine gemeinschaftliche Synode und theologische Schule eröffnet, welche 26 Schüler zählt. Die dieser Vereinigung zugehörigen 14 Gemeinden, deren älteste 1872 gegründet wurde, zählen zusammen 648 volle Kirchenglieder, allein im vergangenen Jahre sind 220 Erwachsene getauft worden. Die sämtlichen Gemeinden werden sofort zur Selbstunterhaltung angeleitet; die 1877 aufgebrachten Beiträge beliefen sich auf ca. 4000 Mk., was auf das einzelne Kirchenglied über 6 Mk. beträgt, eine sehr erfreuliche Anfangsleistung (Miss. Rec. of the Unit. Presb. Ch. 78 S. 241 ff.)

---

# Die Mission unter den Ovaherero.

Nach Mittheilungen Rheinischer Missionare insonderheit des Miss.  
Brinder.

Von Inspector von Rohden.

(Schluß.)

## II.

### 1. Anfänge der Mission und Krieg im Damraland.

Der erste Reisende, der unsers Wissens bis in's Damraland und zu den Ovaherero gelangt ist, ist der englische Capitän Alexander (1838). An der südlichen Grenze des Damralandes fand er den mächtigen Hottentotten-Fürst Jonker Afrikaner, den gefürchteten Eroberer des westlichen Süd-Afrika. Früher hatte dieser viel weiter südwärts in der Nähe der englischen Capcolonie gewohnt, hatte dort etwas vom Evangelium gehört, auch bisweilen mit englischen Missionaren verkehrt, und wünschte nun auch einen Missionar an seinem neuen Wohnort zu haben, den er Windhoek nannte. Capt. Alexander, dem er diesen Wunsch mittheilte, versprach ihm einen Missionar zu verschaffen, und wandte sich deshalb an den Miss. Schmelen, von der Londoner-Gesellschaft, der auf Bethanien im Namaqualande saß. Schmelen reiste selbst nach Windhoek, besah sich die Gelegenheit, und rief, da er selbst nicht im Lande bleiben konnte, die Rheinischen Missionare herbei, die eben im Begriff waren die nördliche Grenze des Caplandes zu überschreiten. Daraufhin machten sich die Missionare Hugo Hahn und Kleinschmidt auf den Weg nach Windhoek (1842) und wurden von Jonker Afrikaner freundlich aufgenommen. Aber ihres Bleibens war nicht bei ihm. Der herrschsüchtige Mann hatte sich in einen wilden Krieg mit den Ovaherero verwickelt, wollte sie zu seinen Unterthanen machen und sich in Besitz ihrer schönen Rinderheerden setzen. Da er Feueergewehr besaß, die Ovaherero aber nur Pfeil und Bogen, Speiß und Wurfsenle hatten, gelang es ihm in wiederholten Kriegszügen sie zu unterjochen, ihr Vieh zu rauben, und die freien Hirten zu Knechten und Leibeignen zu machen. Zu diesem wilden Treiben konnten die Missionare nicht schweigen, und die Folge ihres Widersprechens und Ermahnens war, daß sie nicht bloß die Station Windhoek, sondern nach einigen Jahren das ganze Gebiet des Jonker, also auch das Damraland verlassen mußten. Kleinschmidt hatte

sich zu den Hottentottenstämmen der Namaqua gewandt, und nahe an der Grenze des Damralandes eine Nama-Station Rehoboth aufgerichtet. Des Miss. Hugo Hahn Thätigkeit und Schicksale unter den Ovaherero wollen wir wenigstens in flüchtigen Umrissen dem Leser vor Augen führen.

Hugo Hahn hatte es zuerst auf Otahandha oder Schmelenshoop versucht, dann aber Otjikango vorgezogen, und diese Station Neu-Barmen genannt (1845). Er fand hier eine starke heiße Quelle, aber sonst wenig Erfreuliches. Der Boden war steinig und sandig, tausendfach zerrissen und zerklüftet und voll weißer Salpeterlager. Aber so abschreckend der Anblick sein mochte, so stellte sich doch bald heraus, daß mit Fleiß und Ausdauer auch hier und in dem nahen Flußbett des Isoachaub sich Gärten anlegen und Früchte erzielen ließen. Freilich der Anfang war unendlich schwer. Unter einer großen Giraffenakazie hatten die Missionare ihr Hüttchen aufgeschlagen. Aber weder der Baum noch das Hüttendach vermochten sie zu schützen vor den schweren Gewitterregen die über sie hereinbrachen und all ihre geringe Habe durchnäßten. Dazu umkreiften die Thiere der Wildniß des Nachts ihr kümmerliches Lager, Löwen, Leoparden, Hyänen. Und die Menschen, um derenwillen sie gekommen, waren fast eben so schlimm. Sie umlagerten die Brüder mit einer Zudringlichkeit, sie bettelten und stahlen mit einer Unverschämtheit, daß jene, die noch nichts von ihrer Sprache verstanden und sich ihrer nicht erwehren konnten, in der That etwas schmeckten von dem was gesagt ist: „wie die Lämmer mitten unter den Wölfen.“

Die Hauptnoth war immer die Sprache. Noch kein Europäer hatte sie verstehen oder sprechen gelernt. Niemand konnte ihnen den Schlüssel geben zu dem unentwirrbaren Anäuel von Tönen und Wörtern, die täglich mit überstürzender Hast aus dem Munde der Schwarzen an ihr Ohr drangen. Die Bedeutung einzelner Wörter fand man wohl bald heraus, aber eine zusammenhängende Rede zu verstehn, schien lange unmöglich, obwohl der angestrengteste Scharfsinn aufgeboten wurde, um die fremdartigen und unbegreiflichen Regeln der Damra-Satzbildung zu ergriinden. Aber endlich gelang es zum Erstaunen der Brüder selbst das Gesetz der Classification der Substantive und ihrer Pronomina zu entdecken, und von da an entwirrte sich alles wie von selber. Hahn konnte daran denken eine Grammatik der Herero-Sprache zu verfassen, und die Predigt des Evangeliums konnte ihren Anfang nehmen. Natürlich mußte noch erst die Predigt einen umständlichen Prozeß durchmachen. Erst wurden die Gedanken deutsch aufgeschrieben, dann übertragen in die Herero-Sprache, dann mit

einem verständigen Heiden durchgenommen und sprachlich corrigirt. Auf diese Weise wurden wenigstens grobe Sprachschnitzer vermieden. Aber doch war es nur ein höchst unvollkommenes Gestümper, denn für geistliche Dinge hat ja solche Heidensprache gar keine Ausdrücke. Wörter wie Sünde, Gerechtigkeit, Heiligkeit hat die Herero-Sprache nicht. Die Missionare achteten es für ein großes Glück, als sie ein Wort für „Schuld“ fanden. So begann denn Predigt und Gottesdienst in der ärmlichsten Gestalt. Die Missionare saßen in der Kammer auf einer Bank (Bettgestell), die Leute um sie herum auf der Erde. Ein holländischer Vers wurde gesungen, dann wurde die mühsam zusammengestellte Predigt abgelesen, dann wieder gesungen und knieend in der Herero-Sprache gebetet. „Es ist ein unschreibliches Gefühl, schrieb damals einer der Missionare, nach so langem Harren in einer Sprache, in welcher es noch nie geschehen, Gottes Wort verkündigen und vor den Gnadenthron treten zu können.“

Eine andere Noth der Brüder (Bam, Rath und Scheppmann hatten sich dem Miss. Hahn angeschlossen) war die gänzliche Entblößung von allem, was zu einer civilisirten Existenz gehört. Sie konnten doch nicht nackt laufen wie die Schwarzen. Was sie auf ihren 2 Wagen mit ins Land gebracht, war längst dahin, auch ihr Proviant. Zwar die Jagd war ergiebig genug. Aber alle Tage Wildfleisch essen, und nichts als Wildfleisch, Morgens, Mittags, Abends, kein Brot, keine Zukost, nicht einmal Milch, das hält ein Europäer auf die Länge nicht aus. Milch hätten sie ja freilich von den Herero, den reichen Viehzüchtern, genug haben können. Aber das geizige Volk schenkte ihnen nichts, und zu kaufen und zu bezahlen hatten sie nichts. Erst als Miss. Rath die lange, mühsame Reise durch die Namaqua-Wüste zurück bis nach Capstadt gemacht und von dort eine Ladung europäischer Waaren und Geräthe herbeigeschafft hatte, konnte eine Art Tauschhandel beginnen. Für Eisenachen, Messer, Beile, Zunderboxen konnten die Missionare Milch, auch wohl etwas Schlachtvieh eintauschen. Auch sammelten sich von den durch Jonker Afrikaner ausgeplünderten Stämmen etliche Ueberreste (Ovathimba oder verarmte Herero) auf ihrer Station, suchten Schutz bei den Missionaren und halfen ihnen ihr Vieh vor den stets herumlungernenden Dieben bewahren. Aber trotzdem war die Lage der muthigen Männer und der tapfern Missionsfrauen noch immer erbärmlich genug. Nacht für Nacht mußten sie mit geladenen Gewehren Wache stehn, um sich der herumstreichenden Raubthiere und der unverschämten Diebe zu erwehren. Es kam vor, daß sie, wenn gar kein Fleisch mehr vorhanden war, mit gekochten Wildhäuten vorlieb nehmen mußten. Fellsröcke oder



Felljacken und Fellohosen zu tragen, daran mußten sich Frauen wie Männer gewöhnen. Wäre nur eine Verbindung mit dem Meer, mit der Walfischbai herzustellen gewesen, so hätten sie ihre Bedürfnisse zu Schiff von der Capstadt beziehen können. Später hat Jonker Afrikaner im eignen Interesse wirklich einen Weg nach der Walfischbai machen lassen. Damals aber kletterte Miss. Scheppmann mühsam von Berg zu Berg um irgendwo die See zu erspähen und eine Möglichkeit zu ihr zu gelangen ausfindig zu machen. Dabei verwundete er sich leider mit seiner eignen Flinte so schwer, daß er wenig Jahre hernach am Siechthum starb.

Alles dies, so schlimm es war, wäre ja zu tragen gewesen; aber was schwerer war als alles, das war die unglaubliche Stumpfheit und Gleichgiltigkeit der Herero, gegenüber der Predigt des Evangeliums. Kein Ohr und kein Herz erschloß sich der Heilsbotschaft. Das in Unflätigkeit und thierische Fleischlichkeit versunkene Volk schien gar nicht begreifen zu können, was die weißen Leute unter ihnen wollten. Nicht das allergeringste Gefühl von Bedürftigkeit und Elend war bei ihnen zu spüren. Wäre die Schule nicht gewesen, und die Lust der Kinder am Lesen, Singen und biblischen Geschichten, so hätten die Brüder zweifeln mögen, ob ihre Arbeit je einen Erfolg haben werde. — Zu dem allen kamen nun die wilden Raubzüge mit Mord und Blutvergießen. Außer Jonker Afrikaner hatten sich auch andre Namaqua-Häuptlinge aufgemacht, um das Damraland auszuplündern. Bisweilen waren 6 verschiedene Streifrotten (Räuberbanden) im Lande, welche Menschen und Vieh mit sich fortschleppten und das Land zu einer menschenleeren Dede machten. Aller Orten bleichten die Gebeine der Herero in den Steinklüften und Thalgründen und auf den Bergen. Nur hier und da fand sich noch ein Häuflein halb verhungelter Schwarzer, die voll Angst vor Mördern sich selbst unter einander nicht trauten, geschweige den Fremden. Tausende waren hingeschlachtet, verbrannt, verhungert und elendiglich umgekommen. Unzähligen Frauen waren Hände und Füße abgehackt wegen der eisernen und kupfernen Ringe, die sie um Arm und Bein trugen. Das einst so zahlreiche Volk schien dahin zu sein. Wir schweigen von den Thränen und Nöthen der Missionare, die den Anblick und das Jammergeschrei der getödteten und verstümmelten Menschen, das Jagen und Treiben der geraubten Viehheerden und Gefangenen beständig vor Augen hatten, und selber brutale Mißhandlungen von den Räubern erleiden mußten. Zwar Jonker Afrikaner selbst respektirte den Missionar und litt nicht, daß seiner Station oder seinen Leuten etwas zu Leide geschähe; aber auf andern Plätzen ging's desto schlimmer. Dazu kamen

jetzt noch andre Weise in's Land, Kupfergräber, welche von Jonker nicht bloß Grund und Boden kauften, um Kupferminen anzulegen, sondern auch geraubtes Vieh und Menschen, wofür sie ihm Wagen, Gewehre, Munition, Kleider und Branntwein zahlten. Die Schwarzen gebrauchten sie als Knechte, die ihnen das Vieh hüten und bei den Arbeiten auf der Mine helfen mußten. Was aber diese armen Heiden von ihren weißen Herren sahen und hörten, war meist das grade Gegentheil von dem, was die Missionare sie gelehrt hatten, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Missionare in dieser Zeit des allgemeinen Elends grade von denen, welche sie geschätzt, gepflegt und mit Wohlthaten überhäuft hatten, mit dem größten Undank belohnt wurden. Nur etliche Herero-Mädchen, welche in Hahn's Schule und Haus waren unterwiesen und erzogen worden, hingen ihrem Lehrer standhaft an, und wollten sich, als er 1860 das Damraland verließ, nicht von ihm trennen. Eine von ihnen konnte Hahn mit nach Deutschland nehmen, die andern brachte er bis zu seiner Wiederkehr bei Missionsfamilien im Capland unter, und sie haben sich alle wacker gehalten und dem Christennamen keine Schande gemacht.

Von da an war die Herero-Mission mehrere Jahre lang so gut wie aufgegeben. Zwar war auch nach Hahn's Abreise immer noch ein oder der andre Missionar im Lande, aber an eine ungestörte und erfolgreiche Wirksamkeit war nicht zu denken, und einer nach dem andern mußte das Land verlassen. Nur an einen dieser tapfern und geduldigen Männer wollen wir hier erinnern, an den Miss. Rath und seinen schweren Verlust. Er hatte die Station Othimbingue angelegt, und wohnte dort unter einer Anzahl ausgehungelter Ovatimba, die ihm wenig Freude bereiteten. Von den rohen Kupfergräbern und den noch roheren Namaqua hatte er manche Unbill ja Mißhandlung erlitten. Da geschah es im J. 1859, daß seine Frau von jener schweren Augenkrankheit ergriffen wurde, die im Damraland so heftig aufzutreten pflegt, daß er, um die drohende Erblindung abzuwenden, eilends mit ihr und mit den Kindern nach Capstadt reisen mußte. Er kam glücklich dort an, brachte seine 2 ältesten Mädchen in eine Erziehungsanstalt, besorgte den Druck von einer Anzahl biblischer Geschichten in der Herero-Sprache, und trat nachdem seine Frau ziemlich geheilt war, mit ihr und den übrigen 4 Kindern seine Rückreise zu Schiff nach der Walfischbai an. Es war ein altes und gebrechliches Schiff, und wohl absichtlich schlecht bemannt und geführt, um die Versicherungssumme zu gewinnen. Nicht vor der Walfischbai ließ man das Schiff des Nachts in die Brandung und auf den Strand laufen. Die Schiffsteute, mit der Vertlichkeit

wohl bekannt, retteten sich leicht an's Ufer; die Missionsfamilie aber überließ man ihrem Schicksal. Sobald das Schiff krachte hatte der Vater seine Frau und die schlafenden Kinder aus dem elenden Boche, welches ihnen als Schlafkabinett diente, herausgerissen und auf's Verdeck bringen wollen. Aber es war nicht mehr möglich, die Brandung ging über das ganze Schiff. Auf der Kajütentreppe sitzend, fortwährend von den Wellen überströmt in tiefster Finsterniß, ohne Hülfe, mußten sie eins der 4 Lieblinge nach dem andern in Kälte und Nässe umkommen sehen, zuletzt erlag auch die Mutter. Als endlich der Morgen graute, gelang es dem Vater sich an's Ufer zu retten, alle seine Lieben waren versunken im Meer.

Während Hugo Hahn sich in Deutschland mit Uebersetzungen in die Herero-Sprache beschäftigte und, nachdem er mehreres hatte drucken lassen, sich zur Rückkehr nach seinem verwüsteten Arbeitsfeld rüstete, trat im Hereroland ein bedeutender Wechsel ein. Die Kupferminenkompanie machte Bankerott und die Kupfergräber verließen das Land. Der wilde Eroberer aber, Jonker Afrikaner, der Land und Volk geknechtet hatte, starb (1861) und seine Herrschaft zerfiel. Kurz vor seinem Tode hatte er noch einen Raubzug in das Ovamboland, bis an den Kunenefluß gemacht und auch dort seine Greuelthaten verübt. Unermeßliche Rinderheerden hatte er von diesem Raubzug mit zurückgebracht, aber er hatte an dem geraubten Gut keine Freude mehr. Düster und wortlos saß er da und brütete vor sich hin. Sollte es eine Aufheiterung für ihn geben, so ließ er die gefangenen Herero mit Peitschen von Rhinoceroshaut bis auf die Knochen zerhauen, oder ließ sie niederschießen zum Fraß für die Schakale und Hyänen. Der unermüdlche Miss. Kleinschmidt hatte, als er von Jonker's Krankheit hörte, seine Station Rehoboth verlassen und war zu ihm geeilt, um seiner umnachteten Seele noch zum letzten Mal die Gnade des Herrn Jesu anzupreisen. Aber er fand kein Gehör mehr bei dem sterbenden Manne. Finster und trozig ging er dahin. Sein Grab auf Okahandja ist längst von den Rinderheerden, die einst die Wonne seiner Augen waren, zertreten.

Der Tod des gefürchteten Eroberers und Tyrannen gab das Signal zu einem allgemeinen Aufstand. Die Herero waren von Jonker Afrikaner unterjocht, weil sie keine Feuerwaffen hatten. Inzwischen aber hatten sie sich in der Stille selbst Gewehre und Munition zu verschaffen gewußt. Die weißen Handelsleute und Kupfergräber waren ihnen dazu behilflich gewesen, und einer unter ihnen, der Schwede Anderson stellte sich selbst an ihre Spitze, um die Herrschaft der Afrikaner (d. h. des Jonker Afrikanerischen Stammes) zu brechen, von deren Uebermuth er und alle Weißen im

Landes schwer zu leiden hatten. In Einer Nacht brachen sämtliche Herero, die auf den Werften der Afrikaner als Viehhirten dienten, auf, führten die Viehherden mit sich fort und zogen nach Othimbingue. Die Afrikaner riefen sofort mehrere andre Namaquastämme zu Hilfe und griffen Othimbingue an. (12. Juni 1863.) Aber sie wurden schmächtig zurückgeworfen. Ihr Anführer Christian Afrikaner fiel. Seine Leute flohen und die wüthen- den Herero jagten hinter ihnen her und schlugen sie haufenweise nieder. Die Rasendsten sollen sogar das Blut der erschlagenen Unterdrückten von ihren Assagaien geleckt und Stücke ihres rohen Fleisches verschlungen haben. Die Leichen der Gefallenen zu beerdigen, dazu waren sie nicht zu bewegen. Der treue Miss. Kleinschmidt, der während des Kampfes im Missions- hause mit den Seinen auf den Knien lag, mußte selbst den Todtengräber spielen. Auf ihn hatten es die Feinde ganz besonders abgesehen. Auf sein Haus waren die Kugeln vorzugsweise gerichtet und Feuer wurde auf sein Dach geschleudert. Aber der Herr errettete ihn mit gewaltiger Hand und schreckte die Feinde zurück.

Wenige Tage nach diesem Gemetzel kam ein neuer Herero-Missionar in's Land, Miss. Brincker, als Vorbote einer größeren Arbeiterschaa, welche mit dem Miss. Hugo Hahn aus Deutschland kommen, und die Herero-Mission nach einem umfassenderen Plane wieder aufnehmen sollte. Der neue Ankömmling fand auf Othimbingue eine erstaunliche Masse von Menschen und Vieh versammelt. Denn diese Station war damals der allgemeine Zufluchtsort und die Burg der geflüchteten und frei gewordenen Herero. Kleinschmidt, wiewohl er Namaqua-Missionar war und nach Rehoboth gehörte, hatte doch das gefährdete Othimbingue nicht eher verlassen wollen, als bis er den Platz einem andern Missionar übergeben könnte. Als Miss. Brincker kam, war er voll Freude über seine Ablösung, und erwartete von dem jungen Bruder, der sich schon etwas mit der Herero-Sprache beschäftigt hatte, daß er gleich am ersten Sonntag den Heiden das Wort Gottes verkündigen sollte. Denn er selbst verstand die Herero-Sprache nicht. Die Stationsbewohner sahen es auch als selbstver- ständlich an, daß der Missionar ihnen am Sonntag eine Predigt halten würde, und versammelten sich in großen Schaaren vor dem Missionshause. Der Neuling mochte wollen oder nicht, er mußte ihnen einige Sätze in ihrer Sprache daher stümpern. Zum Glück hatte grade Brincker eine ganz besondre Gabe empfangen, sich fremde Sprachen anzueignen, und so ging es nicht bloß von Sonntag zu Sonntag besser mit dem Predigen, sondern auch im täglichen Verkehr, und bald konnte sich der junge Bruder an



Uebersetzungsarbeiten machen. Seine Predigten fanden damals unerwarteten Eingang. Die eben überstandene Knechtschaft und die vielen Trübsale hatten die Herzen der Herero doch etwas aufgelockert und empfänglich gemacht. Leider ist diese Stimmung hernach bald wieder verflogen, als es anfang ihnen wohlzugehn.

Im Jahr 1864 kam Hugo Hahn selber nach Otjimbingue zurück, mit einer Anzahl junger Männer, die als Handwerker und Ackerbauer im Lande bleiben sollten. Es waren jetzt ziemlich viel Weiße im Lande, Handelsleute, Elefantenjäger, Entdeckungsreisende und Abenturerer aller Art. Da noch immer von den Namaqua Gefahr drohte, hielten sie sich alle möglichst nahe zu dem erfahrenen und landeskundigen Miss. Hahn und zu dem unternehmenden Schweden Anderson, der damals etwa die Rolle eines Feldhauptmanns der Herero spielte. Die Namaqua hatten sich nämlich wieder gesammelt und bei der früheren Station Windhoek ihr Lager aufgeschlagen. Dort erhitzen sie sich durch Tanz und Branntwein und hochfahrende Reden. Alle Weiße und besonders die Missionare sollten getödtet, alles Vieh geraubt und die Herero entweder auf's neue geknechtet oder erschlagen werden. Unterdessen machten die Herero sich fertig unter Green's, des Elefantenjägers, und Anderson's Führung, die Feinde in ihrem Lager zu überfallen. Es war am 11. März 1864, als sie die Afrikaner und deren Verbündete auf Windhoek angriffen. Die Großsprecher wurden wie von einem panischen Schrecken ergriffen, und flohen, ehe sie noch geschlagen waren. Ihre Wagen mit all ihren Habseligkeiten darin, ihr Vieh, sogar ihre Frauen und Kinder fielen in die Hände der Herero. Diese machten sich sogleich über das Vieh her, führten davon weg so viel sie konnten, raubten sich darum wer das meiste haben sollte, und Green brachte trotz all seinem Dazwischenfahren und obgleich er die frechsten Räuber mit eigener Hand niederschloß, doch nicht die Hälfte der Beute nach Otjimbingue, wo die Vertheilung geschehen sollte. An 23 Wagen der Afrikaner waren verbrannt. Die schönen Anzüge ihrer Frauen, die seidenen Kleider und die Sonnenschirme sah man jetzt auf dem Leibe und in den Händen der fettstriefenden und mit Ocker beschmierten Herero, während sie auf ihren Ochsen siegprangend daherritten. Mit den Afrikanern meinten sie jetzt fertig zu sein.

Aber es fehlte viel, daß die Afrikaner vernichtet gewesen wären. Sie hatten großen Verlust erlitten an Hab und Gut, aber nicht an Menschen, und lauerten in der Nähe, um den Schaden wieder gut zu machen. Anderson und Green halfen ihnen selber dazu. Sie wollten das gewonnene

Vieh nach dem Capland bringen und dort verkaufen lassen. Zu ihrem Glück gingen sie nicht selber mit, sondern übergaben den Transport einem Farbigen. Der wurde von den aufslauernden Afrikanern nahe bei Rehoboth überfallen, mit allen seinen Begleitern erschlagen, und an 1000 Stück Rinder und noch mehr Schafe weggeführt. Von diesem Verlust haben sich Anderson und Green nie wieder recht erholen können. Die Afrikaner aber bekamen neuen Muth. Nach diesem ersten Erfolg meinten sie den Sieg schon wieder in Händen zu haben. Abermals riefen sie alle Namaqua-Stämme herbei, um die Herero zu vernichten. Aber auch Anderson und Green riefen ihre Leute zusammen und wollten ihr Vieh zurückerobern. In der Nähe von Rehoboth kam es zur Schlacht (22. Juni 1864). Die Afrikaner hatten sich verschanzt. Anderson, der zu hitzig und unvorsichtig angriff, wurde schon von den ersten Schüssen getroffen. Aber Green drang von einer andern Seite her in die Schanzen ein. Zwar fielen auch jetzt die meisten seiner Hererofrieger sofort über das Vieh her, ohne sich um etwas anderes zu kümmern. Aber eine tapfere Schaar blieb doch bei ihm und feuerte mörderisch zwischen die Feinde; eine andre Abtheilung fiel ihnen in den Rücken, und der Sieg war gewonnen. Jetzt schaute Green sich nach seinem Genossen Anderson um, und fand ihn nach langem Suchen unter einem Busche, noch lebend aber fast verblutet. Das ganze Bein war ihm zerschmettert. Auf einer Tragbahre wurde er unter unsäglichem Mühen und Schmerzen den weiten Weg nach der von Miss. Brincker wieder aufgerichteten Station Neu-Barmen (Otyilango) transportirt. Dort war das Missionshaus mit Verwundeten überfüllt, dort sollte dies Mal die Beute vertheilt werden. Es mochten wieder an 1000 Rinder sein und 3000 Schafe. Aber die Herero hatten wieder so viel gestohlen, daß Green schwur er wolle diesem undankbaren Volke nie mehr helfen. Er ist auch ein Feind der Herero geblieben bis an sein Ende (1876). Anderson stochte an seiner Wunde noch mehrere Jahre, zog noch als Krüppel im Lande umher um zu handeln und starb einsam an den Ufern des Kunene.

Die Herero hatten gesiegt, aber ihre Bundesgenossen, die Orlam (Namaqua) des Miss. Kleinschmidt auf Rehoboth mußten dafür büßen. Als die Afrikaner alle benachbarten Stämme gegen die Herero zu Hilfe riefen, hatten ihnen die Orlam auf Rehoboth ihre Hilfe versagt, hatten vielmehr mit den Herero gemeinsame Sache gemacht, und in deren Reihen gegen die Afrikaner gekämpft. Das sollte nicht ungestraft bleiben. Schon lange war Rehoboth mit dem Aergsten bedroht, war schon mal völlig von Feinden umzingelt, und nur durch das Gebet des Miss. Kleinschmidt auf wunder-

bare Weise gerettet. Jetzt wollten die Orlam den gefährdeten Platz verlassen, und in das Damraland ziehen, um dort inmitten ihrer Freunde und Bundesgenossen vor den feindlichen Namaqua sicher zu sein. Aber dieser Zug sollte ihnen zum Verderben ausschlagen. Als sie etwa 3 Wochen auf dem Wege waren, brachen die Afrikaner aus ihren Verstecken plötzlich über die zerstreuten Haufen herein und richteten ein furchtbares Blutbad an. Zwar brachten die überfallenen Männer schnell eine Art Wagenburg zu Stande, und vertheidigten sich darin so gut sie konnten. Aber die Feinde steckten ringsum das hohe dürre Gras in Brand, und was nicht eilends entfloh, kam in den Flammen um, besonders viele Weiber und Kinder. Vieh und Wagen wurden theils verbrannt, theils geraubt. Kleinschmidt's Sachen, Bücher, Kleider, Abendmahlsgeräte, wurden fast alle vernichtet. Der alternde Bruder selbst mit seiner Familie, der vor dem Zuge her gleich anfangs sich in Sicherheit bringen konnte, mußte 3 Tage und 3 Nächte durch die Felsenwüste flüchten, ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne wärmere Bedeckung. Ganz erschöpft und todesmatt kam er am 28. August 1864 nach Othimbingue, und hauchte dort schon am 4. Septbr. in den Armen seines alten Freundes und Kampfgenossen Hugo Hahn seinen Geist aus. Der Anblick seiner zerstörten und fast vernichteten Gemeinde hatte ihm das Herz gebrochen.

Wir übergehen hier die Trübsalsgeschichte der Station Neu-Barmen, die dreimal völlig ausgeplündert wurde, und des Miss. Brinker, der fortwährend mit Weib und Kindern von einem Platz zum andern flüchten mußte; auch die Geschichte von dem Untergang der Station Gobabis, welche am 25. April 1865 von den Ovambandern, einem Bruderstamm der Ovaherero ausgeraubt wurde, worauf auch die Missionare die Station verlassen mußten. Die Namaqua, welche sich auf Gobabis um die Missionare gesammelt hatten, zogen ebenfalls davon, und verbanden sich mit den Afrikanern, welche sich auf's neue zu einem Rachezug gegen die Herero rüsteten. Ein Hauptunheilstifter, der Namaquahäuptling Hendrik Jes vom Fischfluß her, hatte sich mit seinen Horden ebenfalls zu den Afrikanern geschlagen und das große Wort bei ihnen geführt. Er hatte sie Feiglinge gescholten, die keinen Schuß Pulver werth seien, weil sie sich hätten von Pavianen (Herero) schlagen lassen. Ich bin gekommen, prahlte er, um euch zu lehren, wie man Damra todt schießen muß; die Lehrer (Missionare) taufen mit Wasser, sie müssen zuerst todt gemacht werden; ich werde das Land mit Blut taufen, und sehen ob der Himmel darüber einfällt." Solche Sprache war denn doch auch den Afrikanern zu stark, und ihr nunmehriger

Häuptling Jan Jonker begleitete die wilde Rotte ausdrücklich in der Absicht, wenigstens das Leben der Missionare gegen diese Bluthunde zu schützen. Auf der Station Neu-Barmen bot sich dazu Gelegenheit. Drei Tage und Nächte hatte das zuchtlose Gefindel bereits den Missionar und seine Gehilfen gequält, hatte ihnen alles und alles geraubt, und schließlich die vor Hunger und Schlaflosigkeit schon halb todten Brüder vor die geladenen Gewehre gestellt, um sie niederzuschießen. Aber da stürzte Jan Jonker herbei, und stellte sich mit seinen Leuten vor die Missionsfamilie, indem er schrie: „schießt zuerst mich todt; wollt ihr diese Menschen tödten, die euch nichts böses gethan haben? ich dachte ihr wolltet Damra schießen.“ Wirklich ließen sich die mordgierigen Rotten bewegen und zogen ab. Einen weißen Mann und nun gar einen Lehrer zu tödten, erschien ihnen doch allen als ein zu gefährliches Unternehmen, dessen Folgen sich nicht voraussehen ließen. Jan Jonker lud seine Schützlinge ein, jetzt lieber Neu-Barmen zu verlassen und zu ihm nach Windhoek zu kommen, bis die Gefahr vorüber sei. Aber die Gefahr war schon vorüber, ehe sie noch nach Windhoek kamen. Die Haufen des Hendrik Zes waren unmittelbar nach ihrem Angriff auf Neu-Barmen von den Herero überfallen und in wilde Flucht gejagt. (5. Septbr. 1865.) Von der andern Seite hatte Hugo Hahn die sämmtlichen Krieger von Othimbingue nach Neu-Barmen geführt, wo er zu seiner Verwunderung und Freude die schon todt geglaubten Brüder wieder wohlbehalten, wenn auch in großem Mangel und Elend antraf. Die Schwarzen, als sie hörten, wie schändlich die Namaqua die weißen Lehrer behandelt hatten, beschloßen sogleich den elenden Räubern nachzusetzen, vor denen Niemand mehr seines Lebens sicher sei. Etwa 14 Tage verfolgten sie die Spur der fliehenden Räuber, dann erreichten sie sie bei Hatsamas und brachten ihnen eine abermalige Niederlage bei. Hier ereilte die Strafe den Hendrik Zes, der das Land mit Blut hatte taufen wollen. Die Lasterzunge wurde ihm aus dem Munde geschossen, ja er wurde förmlich von den Herero in Stücke gehauen, und mit seinem Blute bestrichen sie sich Kopf und Schläfe, als ob sie sich damit hätten taufen wollen.

Beinahe 2 Jahre lang herrschte jetzt im Damraland außer einigen Räuberzügen nach der Walfischbai verhältnißmäßige Ruhe. Denn die Namaquastämme selbst waren unter einander in Fehde gerathen und konnten vorerst nicht daran denken, den Kampf gegen die Ovaherero fortzusetzen. Dazu hatten die letzteren sich durch die Ovambanderu verstärkt, die von Gobabis zu ihnen herüberzogen. Diese neuen Ankömmlinge ließen sich



in Neu-Barmen nieder, und zeigten sich sehr empfänglich für die Predigt des Evangeliums, so daß bald eine Anzahl von ihnen getauft werden konnte. Auch auf Othimbingue bestand bereits eine schwarze Gemeinde. Zwar täuschten sich die Missionare keineswegs über die immer noch fortbauende und schon wieder näher heranrückende Gefahr von den Namaqua; aber die Herero waren in Sicherheit und Achtlosigkeit versunken; der Siegesübermuth hatte sie blind gemacht. Sie glaubten nur den Finger aufheben zu dürfen, so würden die Feinde fliehn. Gerade auf diese Unachtsamkeit der Herero hatten die Namaqua ihren Plan gebaut. Es war am 13. Decbr. 1867 als sie heimlich heranschlichen, im Dunkeln alle günstigen Positionen vor Othimbingue besetzten, und von da ein mörderisches Feuer auf die Herero eröffneten, die überrascht und erschrocken aus ihren Ponthofs hervorkrochen und sich im ersten Augenblick gar nicht zu sammeln wußten. Nur die Christen und Taufkandidaten hielten tapfer bei dem Missionar und dessen Familie aus, besetzten die Schanzen beim Missionshause, und hinderten den Feind an jedem weiteren Vorgehn. Die neue Kirche und das Missionshaus waren von den feindlichen Kugeln ganz durchlöchert, mehrere Ponthofs waren in Brand gesteckt, die Herero hatten große Verluste erlitten; kurz es fehlte nicht viel, so wäre Othimbingue verloren gewesen. Und immer noch war die Gefahr groß genug. Denn der Feind zog sich von Othimbingue nach der Walfischbai, setzte sich in Besitz des dortigen Packhauses und der vorrätigen Waaren, mißhandelte die dort wohnenden Weißen, tödtete zwei derselben und drohte die Missionare gänzlich von der See abzuschneiden. Die Herero aber, die bisher so prahlerisch und übermüthig gewesen waren, waren nach der erlittenen Schlappe sehr kleinlaut geworden, suchten einem wiederholten Angriff auszuweichen, und zogen mit Sack und Pack von Othimbingue fort nach Okahandya (Schmelenshoop). Den Missionaren sagten sie, sie müßten fortziehen, weil ihre Heerden immer magerer würden, denn bei der anhaltenden Dürre sei in der Umgebung von Othimbingue kein Futter mehr zu finden; auch müßten sie auf Okahandya dem Grabe ihres Vaters die schuldige Ehre erweisen. Alle Bitten und Gegenvorstellungen der Missionare halfen nichts; sie blieben allein und schutzlos mit einer kleinen Anzahl Getaufter auf Othimbingue zurück. Der ganze Stamm aber, Männer, Weiber und Kinder sammt ihren Heerden drängte sich zu dem Grabe Kathamaha's auf Okahandya, und brachte dort die üblichen Todtenopfer. Dabei fiel Feuer in das dürre Gras, so daß mehrere Menschen und Vieh verbrannten, und die Seele Kathamaha's erschreckt aus dem Grabe flog, weiter nach Norden hin, nach dem Kaoko-

feld. So sagten nämlich die Zauberer, die den ganzen Stamm gern noch weiter von Otyimbingue wegführen wollten, entweder aus Furcht vor den Namaqua, die ihnen leicht hätten bis nach Okahandya folgen können, oder aus Furcht vor den Missionaren, und deren weitreichendem Einfluß. Es gelang ihnen jedoch nicht. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, und die Herero sahen, daß hinlänglich Gras in der Nähe war, daß ihre Kinder wieder fett wurden und reichlich Milch gaben, blieben sie ruhig auf Okahandya und überließen die Missionare auf Otyimbingue ihrem Schicksal. Diese standen in der äußersten Gefahr. Man hatte bereits allerlei verdächtiges Gesindel Nachts um das Missionshaus herum schleichen sehn, und mußte sich auf Brandstiftung gefaßt halten. Außer den Missionaren waren nur noch 45 Getaufte auf dem Platz. Mit diesen wurde nun Nacht für Nacht ein strenger Wachtpostendienst um die Missionsgebäude herum eingerichtet. Drittehalb Monate dauerte dieser nächtliche Dienst, noch dazu im Winter, dessen empfindlich kalte Nächte für Europäer so schwer zu tragen sind. Sobald die Nachtwachen aufhörten, begannen sogleich wieder die Räubereien. Bergdamra und Topnaar von der Walfischbai kamen Nachts auf die Station geschlichen, und führten fast alles Milchvieh und Zugvieh weg. Das mußte man über sich ergehen lassen.

Kurz darauf wollten die Namaqua einen Hauptschlag versuchen. In heuchlerischer Weise schrieb Jan Afrikaner einen friedeathmenden Brief an Miss. Hahn und bat ihn, er möge doch für ihn bei den Herero um Frieden bitten. Hahn erklärte sich dazu bereit, sandte auch dem Jan etliche Kleidungsstücke und Geräthe, um die er gebeten hatte. Aber wie erstaunten die Brüder, als die von Jan zurückkehrenden Ueberbringer dieser Gaben meldeten, sie hätten den ganzen Stamm der Afrikaner schlagfertig angetroffen, gerüstet um nach Okahandya zu ziehn und die dort lagernden und sicher gemachten Herero anzugreifen. Sofort wurde ganz Otyimbingue alarmirt, und noch in derselben Nacht liefen schnellfüßige Boten nach Okahandya, um die ruhig bei ihren Milchtöpfen sitzenden Schwarzen von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Der Häuptling Kamaharero raffte schnell zusammen, was ihm von Kriegern eben zur Hand war, und zog dem schon heranrückenden Feinde entgegen. Ganz nahe bei Okahandya begegneten sich die beiden Kriegshaufen, und dies Mal erlitten die Namaqua, die darauf gerechnet hatten, die Herero sorglos und wehrlos zu überraschen, eine entscheidende Niederlage (8. Novbr. 1868). Fast der ganze Afrikanerstamm wurde aufgerieben. Nur Jan selbst mit wenigen Anhängern entkam.

Jetzt endlich konnte es zum Frieden kommen. Die weiter südwärts wohnenden christlichen Namaquahäuptlinge legten sich in's Mittel, und erzielten zunächst einen Waffenstillstand. Während des ganzen Jahrs 1869 wurde hin und her verhandelt, um die Friedenspräliminarien festzustellen. Ohne die Bemühungen der Missionare wäre man schwerlich zum Ziele gekommen. Erst im Septbr. 1870 erfolgte der wirkliche Friedensschluß. Eine große Versammlung hatte sich auf Okahandya zusammengefunden. Anfangs bestanden die Herero darauf, daß die Afrikaner das Damraland gänzlich verlassen und in's Namaqualand zurückkehren sollten. Auf die Vorstellungen der Missionare, welche eine Art Garantie für das künftige Wohlverhalten der Afrikaner übernahmen, wurde ihnen endlich Windhoek, die frühere Residenz des Jonker Afrikaner als Wohnsitz zugestanden, und die Missionare beeilten sich, einen der erfahrensten Namaqua-Missionare aus ihrer Mitte in Windhoek zu stationiren. Seitdem ist der Friede zwischen Herero und Namaqua nicht wieder gestört worden, so oft auch schon der Ausbruch neuer Fehden drohte. Die Mission ist bereits eine Macht geworden im Lande, welche die wilden Leidenschaften der unruhigen Häuptlinge niederhält.

## 2. Die Missionskolonie.

Beinahe 20 Jahre hatte es gedauert, bis die Missionare von einem nennenswerthen Erfolg ihrer Wirksamkeit berichten konnten. Ein Paar Schulbücher in der Hererosprache waren gedruckt und ein Paar Schulkinder waren getauft; auch war die christliche Lehre unter dem Volk ziemlich bekannt geworden. Am Verständniß derselben fehlte es den schwarzen Leuten nicht gänzlich, aber von einer sittlichen Umwandlung, von Buße und Glauben gewährte man bei ihnen nichts. Schon 1850 berichtete Miss. Hahn von einem Herero, Namens Kamuzandu, der ihm sagte, er bete zu Jehova um Erleuchtung, um seine Worte zu verstehen, um Reinigung und Erneuerung seines Herzens im Blute des Messias, um Schutz gegen den Satan, der ihm das Wort von seinem Herzen wiedernehmen möchte, und um Erweckung aller seiner Landsleute und aller Nationen, daß auch ihr Herz dem Evangelium geöffnet werde u. s. w. Aber zwei Jahre später wird von demselben Manne berichtet, daß er ein hartnäckiger Heide sei, der über das früher gelernte und geglaubte spottete. Auch mit den Schülern ging es ähnlich. Sie lernten die biblischen Sachen leicht und gern, aber hernach vergaßen oder verachteten sie alles; nur bei etlichen Mädchen schlug das Gelernte tiefere Wurzel.

Aber eins hatte sich während dieser trüben und scheinbar erfolglosen Jahre herausgestellt, nämlich daß die Herero leicht einer fremden Autorität folgen und sich einer kraftvollen Persönlichkeit gern unterordnen. Kein Häuptling hatte ein so weit reichendes Ansehn im Lande, wie Hugo Hahn „der große König.“ Seine Station Othifango wurde wie eine Art Freistadt oder Heiligthum respektirt mitten in dem allgemeinen Kriegsthumult. Hier wurde Markt gehalten in vollkommener Sicherheit. Wöchentlich, ja täglich kamen Handelsgesellschaften an. Die Hauptartikel des Plazes waren Taback und Kalebassen, deren Anbau die Stationsbewohner von den Missionaren gelernt hatten. Weiter wurden Speere, Beile, Armringe, Straußeneierschalen auf dem Markt zu Othifango feilgeboten. Die Umwohner brachten Vieh, Fett, Fleisch, Perlen, hölzerne und geflochtene Gefäße, rothen Ocker, Kastanien u. s. w. Hahn hatte Marktgesetze gemacht, welche streng gehalten werden mußten, z. B. durfte am Sonntag nicht gehandelt werden, feindliche Parteien, die auf dem Markt zusammenstießen, mußten ihren Hader lassen, und Friede halten, so lange sie im Bereich der Station waren. War in der Nähe Mord oder Todtschlag verübt, so wartete man und unterwarf sich dem Urtheil des Missionars. Selbst Häuptlinge fragten bei ihm an, wohin sie ziehn sollten, und wollten sich gern unter seinen Schutz stellen. Aehnlich ging es bei den Kupfergräbern, die 1854 in's Land kamen um Kupferminen anzulegen. Auch bei ihnen unterwarfen sich die Herero sofort den aufgerichteten Ordnungen, legten Hand an und thaten die Arbeit, wie es ihnen vorgeschrieben war, und waren bei allen ihren heidnischen Untugenden doch im Ganzen leicht zu regieren. Hahn's College, Miss. Rath, hatte sich einen Gehilfen erbeten, und 1855 kam der Laienbruder Hörnemann als Colonist und Ackerbauer nach Othimbingue. Auch er fand bei den Herero willige Hände für Landbau und Häuserbau. Ohne Mühe konnte er sie für seine Zwecke gewinnen und nach seinem Wunsch gebrauchen. Zum Pflügen, Reinigen, Begießen, Einzäunen, Gräben ziehn, Düngen, Säen waren sie sehr frisch und regsam und gaben Hoffnung tüchtige Bauern zu werden.

Indessen hatte Hörnemann sich schon nach Jahresfrist überzeugt, daß das Damraland doch nicht für den Ackerbau geeignet sei. Es sei ein Steppenland, zur Viehzucht ausgezeichnet, aber nur in geringem Maaße kulturfähig, und verspreche nur an wenigen Plätzen und nur unter sehr günstigen Umständen eine befriedigende Ernte. Demgemäß verließ Hörnemann das Land bald wieder und zog südwärts nach der Kapcolonie. Aber Miss. Hahn hatte die Versuche desselben mit andern Augen angesehen, und



war durch sie zu neuen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft des Herero-Volkes geleitet. Er erwog nämlich die Vortheile, welche dem stumpfen Heidenvolk aus dem Zusammenleben mit europäisch christlichen Familien erwachsen würden. Wenn es auch zunächst nichts weiter wäre, als daß sie sich die fremde Sprache aneignen müßten, so würden sie dadurch unbeschreiblich gefördert werden. „Unser Hausmädchen Uerita, sagte er, die holländisch und etwas deutsch spricht, ihr holländisches Neues Testament lieft, und deutsche Kirchenlieder singt, ist in geistiger Bildung ihren Landsleuten um Jahrhunderte vorausgeeilt. An Lust und Anlage fremde Sprachen zu lernen, fehlt es den Herero keineswegs. Wenn europäische kleine christliche Colonien die Mission begleiteten, so würde das Volk im täglichen Verkehr mit ihnen nicht bloß schnell die Sprache lernen, sondern den eignen Gesichtskreis erweitern, sich an christliche Anschauungen und Sitten gewöhnen, und so ein ganz neues Verständniß für die Predigt des Evangeliums gewinnen.“

Als Hahn also 1859 zum 2. Male nach Deutschland zurückkehrte, brachte er als sein und seiner Mitarbeiter Endurtheil die Erklärung mit, daß die Fortsetzung der Herero-Mission aussichtslos sei, wenn sie nicht durch kolonisatorische Unternehmungen gestützt würde, und zwar müßten es industrielle Unternehmungen sein, weil das Land sich für ausgedehntere Bodenkultur nicht eigne. So wie die Stationen jetzt sind, sagte Hahn, haben weder die Namaqua noch die im Lande wohnenden Weißen das geringste Interesse, sie gegen Gefahr und Plünderung in Schutz zu nehmen. Wohnen aber Handwerker da, findet sich auf jeder Station ein Kaufladen, dann sind alle Landesbewohner gleichmäßig dabei interessirt sie zu beschirmen. Mit diesen Ausführungen fand Hahn in Deutschland, besonders im Kreise seiner Freunde in Westfalen, vielen Anklang. Der Vorstand der Missionsgesellschaft war nicht so bereit, sich auf diese weitaussehenden und kostspieligen Pläne einzulassen. Zögernd und nicht ohne Bedenken gab er so weit nach, daß er in den Jahren 1863 und 66 einige Schmiede, Schreiner und Stellmacher den Missionaren in Damraland zu Hülfe sandte. Der dafür geltend gemachte Grund war: die bekehrten Herero können nicht mehr in ihrer heidnischen Rohheit und Nacktheit leben, sie müssen angeleitet werden Häuser zu bauen, Kleider anzufertigen, Gärten anzulegen, Handarbeiten zu lernen; und zwar durch missionarisch gesinnte Leute, nicht durch die gewinnstüchtigen und gottlosen Abenteurer, welche sich in ihrem Lande niederlassen. Ferner meinte man, da das Land doch nicht überall kulturunfähig sei, so würde sich durch Handwerk, Landbau und

Handel nicht unbedeutende Gewinne erzielen lassen, mit deren Hülfe nicht bloß die ersten Auslagen der Colonisation sondern auch die Kosten der gesamten Herero-Mission allmählig gedeckt werden könnten. Dies letztere ist auch bis zu einem gewissen Grade eingetroffen. Die Colonie hat nicht bloß sich selber sondern auch die Missionare im Damraland erhalten, wenigstens eine Zeitlang, aber nicht durch Landbau, der nun einmal in keinem ausgedehnteren Maaß betrieben werden konnte, auch nicht durch die Handwerke, denn Europäer können in den Tropen auf die Länge keine schwere Handarbeit treiben ohne ihre Gesundheit auf's Spiel zu setzen, und die freien Herero wollen sich nicht als Lehrlinge und Gesellen in den Zwang der Arbeit fügen. Wohl aber zog man reichen Gewinn aus dem Handel.

Mit diesen Bemerkungen haben wir schon vorausgegriffen. Zu Anfang und namentlich in den 7 Kriegsjahren 1864—1871 schien sich die Colonie ganz vortrefflich zu bewähren, ja die Existenz der Station Othimbingue beruhte wesentlich auf der Schmiede, der Stellmacherei, der Büchschenschnitzerei, welche die deutschen Handwerksbrüder daselbst aufgerichtet. Diese griff niemand an, weil Freunde wie Feinde von ihnen mannigfachen Vortheil zogen. Namentlich die bedrohten Häuptlinge der Herero sammelten sich um die Werkstätten der Handwerker als um das Centrum aller noch bestehenden Ordnungen im Lande. Der Büchschenschmied konnte nicht alle Arbeit fertig schaffen, die ihm anvertraut wurde, und verdiente in wenig Monaten eine große Heerde von Rindern, Schafen und Ziegen. Der Schreiner hatte Thüren und Fenster zu liefern für die Häuser, welche sich die Häuptlinge und die Taufkandidaten bauen wollten. Der Stellmacher mußte Wagen liefern, und sogar der Dekonom fand großen Zulauf. Alles wollte pflügen und säen, Gärten wurden angelegt, kurz es war, als ob mit Ankunft der kleinen christlichen Kolonie ein anderer Geist in das vorher so stumpfe Volk gefahren wäre, und gewiß ist von dem nachherigen raschen Aufblühen der Herero-Mission vieles dem wohlthätigen Einfluß der Kolonie zu danken. Aber um das Volk nun wirklich zur Arbeitsamkeit, zum ruhigen Wohnen, zur gesitteten Lebensweise zu erziehen, dazu war die Zeit zu kurz und zu kriegerisch, dazu waren die anarchischen Zustände des Landes nach Jonker's Tode überhaupt nicht angethan. Wir sahen schon, wie im Jahr 1868 ein geringer Anlaß genügte, um fast sämtliche Häuptlinge mit ihren Leuten und Heerden zum Fortziehen von Othimbingue und zum Verlassen der Missionare und der Kolonisten zu bewegen. Damit war das Scheitern aller der Pläne, welche auf den civilisatorischen Einfluß

der Kolonie gegründet waren, bereits entschieden. Noch in demselben Jahre schrieb Hahn: „ich bin rathlos und wage nichts mehr zu hoffen; weder durch Colonisation noch durch Evangelisation ist diesem Volk zu helfen.“

Den Colonisten selber konnte man keinen Vorwurf machen; sie arbeiteten treu und über ihre Kräfte. Aber in dem Maaße als ihre Gesundheit sank, und sich die Unmöglichkeit herausstellte, die Herero selber zum Handwerksbetrieb zu bewegen, verloren auch sie die Freude an ihrem Beruf, und sahen sich nach andern Beschäftigungen um. Hahn hatte bei Errichtung der Missionskolonie an eine völlige Gütergemeinschaft gedacht, nach Art der Brüdergemeinde. Alle sollten von einem gemeinsamen Tisch essen und keinen besondern Haushalt führen. Das erwies sich bald als unausführbar, auf die eigne Küche und ein selbstständiges Familienleben wollten namentlich die Frauen der Colonisten auf die Dauer keineswegs verzichten. Man hatte ihnen damit zu viel zugemuthet, und hatte überhaupt vergessen, daß man Niemandem die Pflicht missionarischer Selbstverleugnung auferlegen sollte, den man nicht auch an dem Segen direkter Missionsarbeit d. h. am Predigen des Evangeliums Theil nehmen lassen will.

Während nun das Handwerk zu Grunde ging, blühte der Handel auf, die Handwerksstätten verwandelten sich in Kaufläden, und die Handwerksbrüder in Rechnungsführer oder Handelsreisende, welche für Rattun, Eisenwaaren, und sonstiges europäisches Fabrikat Straußenfedern, Elefantenzähne, Vieh und Felle eintauschten und nach der Capstadt versandten. Nun liegt aber auf der Hand, daß mit solchem Handelsbetrieb allerlei sittliche und pekuniäre Gefahren verbunden sind, und daß der Predigt des Evangeliums aus der allzu nahen Berührung mit dem Kaufen und Verkaufen schwere Hindernisse erwachsen. Deshalb nahm der Vorstand der Missions-Gesellschaft diese Sache in ernsteste Erwägung und beschloß, als Miss. Hahn selber um die Sendung eines tüchtigen und wohlgeschulten Kaufmanns bat, zwar einen Kaufmann zu senden, aber nicht durch Vermittlung der Missions-Gesellschaft, sondern einer ganz neu gegründeten Aktien-Gesellschaft, deren alleinige Aufgabe wäre, auf den Gebieten der Rheinischen Mission Handelsgeschäfte zu betreiben. Im Sommer 1870 wurde diese „Missions-Handels-Aktien-Gesellschaft“ im Wupperthal gegründet mit Aufsichtsrath und Generalversammlung, mit einem technischen Direktor und besonderm Comtoir — kurz völlig unabhängig von der Missions-Gesellschaft, und nur insofern mit ihr verbunden, als der Missions-Inspektor und ein Mitglied des Vorstandes statutgemäß dem Aufsichtsrath angehört, und die Hälfte



des Reinertrags in die Kasse der Missions-Gesellschaft fließt. Dafür genießen die Kaufleute und Agenten der Handels-Gesellschaft allen Schutz und Förderung seitens der Rheinischen Missionare.

Man kann nicht sagen, daß Miss. Hahn und seine Colonisten im Damraland diese Einrichtung mit Freuden begrüßt hätten. Nach ihrer Meinung hätte der im Lande nothwendige und unvermeidliche Tauschhandel lediglich im missionarischen Sinne und zum Vortheil der Mission betrieben werden, und der Kaufmann hätte ein Mitglied der Missionskolonie sein sollen. Jetzt, da eine fremde Gesellschaft ihre merkantilen Interessen zwar im Gebiete aber nicht unter der Leitung der Missions-Gesellschaft zu verfolgen anfang, sah sich die Colonie, die in der letzten Zeit ihre Existenz nur noch durch Betheiligung am Handel hatte sichern können, vor die Frage gestellt, ob sie die Konkurrenz mit der andern Gesellschaft wagen oder sofort sich auflösen solle. Eine Zeitlang wurde noch zugewartet und allerlei Versuche gemacht, aber im Lauf des Jahrs 1874 ging die ganze Colonie aus einander. Die Werkstätten wurden zum Theil von der Handels-Gesellschaft übernommen, das Vieh und Geräthe verauktionirt, und die Colonisten, die im Lande blieben zogen hierhin und dorthin, um als Viehpächter und Handelsleute ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. In späteren Jahren urtheilten manche Missionare: die Auflösung der Colonie hätte sich vermeiden lassen, wenn man nur die Colonisten auf mehreren Stationen vertheilt hätte. Stände auf jeder Station neben dem Missionar ein christlicher Europäer, der Handarbeiten thun und Handel treiben könne, so würde derselbe nicht bloß dem Missionar eine große Stütze gewähren, ihm namentlich die lästigen Einkäufe (an Schlachtvieh) besorgen und den kleinen Tauschhandel in seine Hand nehmen, sondern er würde auch die Masse der unchristlichen Handelsleute, die jetzt das Land mit ihrem Branntwein und ihren Gottlosigkeiten überschwemmen, gehindert haben überall sich einzudrängen und großen Gewinn zu machen.

Denn leider auch die Handels-Gesellschaft mußte gar bald gewahren, daß durch ihre Agenten und Magazine (Stores) das Volk und die Mission im Damraland keineswegs gegen die Konkurrenz einer gottlosen und gierigen Schaar fremder Händler gesichert sei. Bald wimmelte das Land von Engländern, Schweden, Amerikanern, Deutschen, welche mit ihren Waaren auf jede Werst, zu jedem abgelegenen Posten sich hinfanden, welche überall den Elefantenjägern und Straußenjägern auflauerten, und ihnen das Elfenbein und die Straußfedern schon aus den Händen nahmen, ehe sie auf ihre Station zurückgekehrt waren, und kein noch so unsaubres Mittel verschmä-



ten, um den Herero ihr Vieh abzuschwindeln. Diese gottlosen Spötter und Trunkenbolde, sagt einer der Missionare, arbeiten mit aller Macht um das Volk von den Missionaren abzuwenden, deren Lehren und Warnungen verächtlich zu machen, zur Behauptung der Freiheit d. h. des zügellosen Lasterlebens aufzufordern, und zur Hurerei, Gotteslästerung und Trunksucht zu verführen. Daran denken sie nicht, daß erst die Missionare es gewesen sind, die ihnen Bahn gebrochen haben, und daß sie ohne die Predigt des Evangeliums keinen Schritt im Lande würden thun können, ohne einen qualvollen Tod unter den Keulen der wilden Heiden fürchten zu müssen. In dieser Beziehung steht es doch mit den Kaufleuten der Handelsgesellschaft ganz anders. Sie haben sich weit im Lande verbreitet und haben ihre Comtoire und Magazine in Walfischbai, in Othimbingue, in Okahandya, in Rehoboth u. s. w. Aber überall erweisen sie sich als ehrenwerthe Christen, und stellen dem Volke ein Muster christlichen Wandels und Familienlebens vor Augen. Es kam ja wohl auch vor, daß unter den vielen Angestellten sich eine unlautre Persönlichkeit fand; aber sie wurde alsbald aus diesem Kreise wieder entfernt, und die christliche Liebesgemeinschaft zwischen den Kaufleuten und den Missionaren blieb ungestört. Schwieriger war es schon mit den Handwerkern. Denn auch die Handels-Gesellschaft konnte Schmiede und Wagenmacher nicht entbehren, und machte mit den hinausgesandten jungen Handwerksleuten ziemlich dieselben Erfahrungen, wie früher die Missions-Gesellschaft mit ihren Kolonisten. Aber einen großen Vortheil hatten die späteren Jahre gebracht. Eine Menge Bastards war inzwischen in's Damraland gewandert, und diese Bastards erwiesen sich als sehr willige und brauchbare Gehilfen am Ambos wie an der Hobelbank, so daß die europäischen Handwerksmeister keinen Mangel hatten an Lehrlingen und Gesellen, und weniger in Gefahr waren, ihre eigne Gesundheit durch anstrengende Arbeit in der Tropenhitze zu ruiniren. Vielleicht ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß die Handelsgesellschaft nicht bloß im Damraland ihre Geschäfte treibt, sondern auch auf den übrigen afrikanischen und indischen Gebieten der Rheinischen Mission, und daß eine Steigerung des Umsatzes in jenen Gebieten um so mehr angestrebt werden muß, da die Produkte des Damrlandes, Elfenbein und Straußenfedern schon selten zu werden beginnen, und die Viehtransporte von dort nach dem Capland mit großen Verlusten verbunden zu sein pflegen. Ob die eben jetzt erfolgende Annektirung des Damrlandes durch die Engländer den Handelsunternehmungen Vortheil oder Schaden bringen wird, bleibt abzuwarten.

### 3. Die Gemeinden.

Die Herero-Gemeinden im Damraland (es giebt auch Namaqua und Bergdamra und Bastardgemeinden daselbst) sind natürlich noch klein und sind erst im Lauf der letzten 10 Jahre entstanden. Die Zahl der Getauften beläuft sich auf etwa 1000, und sie sind zerstreut auf 6 Stationen. Man kann sie schon an etlichen äußern Dingen leicht erkennen und von ihren heidnischen Nachbarn unterscheiden. Vor allen Dingen halten sie den Sonntag, besuchen den Gottesdienst regelmäßig, nicht bloß den Hauptgottesdienst, sondern auch die Nebengottesdienste und Bibelstunden. Ein weißer Händler, welcher nicht den Sonntag hält, ist nach der Meinung der Herero gewiß noch schlechter als ein Heide, denn auch viele Heiden fangen schon an den Sonntag zu feiern. Leute, die fern von der Station im Felde wohnen, pflegen sich Kerbstöcke zu machen, um ja den 7. Tag nicht zu vergessen. Weiter haben sich die Christen losgesagt von der Vielweiberei und Unzucht, und sind in diesem Punkt möglichst gewissenhaft; wenigstens wird, was irgendwie an die Oeffentlichkeit kommt, rücksichtslos gestraft, und die Leute selbst sehen es als eine schwere Sünde an. Drittens unterscheiden sich die Christen durch das Tragen europäischer Kleidung. Die Frauen entschließen sich schwerer als die Männer ihrer heidnischen Fellkleidung den Abschied zu geben. Wenn daher eine Frau in europäischen Kleidern erscheint, kann man wissen, daß sie sich nächstens zur Taufe melden wird. Auf etlichen Stationen ist das Christenthum bereits so mächtig geworden, daß daselbst Niemand, auch kein Heide, selbst wenn er nur vorübergehend und als Besucher auf der Station sich aufhielte, es wagen würde sich in seinem schmierigen nationalen Kostüm zu zeigen. Mit einem solchen echten Omuherero, der nackt hinter seinem Vieh herläuft, will selbst der anständigere Heide, der bereits etwas europäisch civilisirt ist, nicht mehr zusammengestellt werden. Er nimmt für sich bereits den Titel omundu uombongo, Mensch der Gemeinde, in Anspruch, auch wenn er noch gar nicht getauft ist, oder sich zur Taufe gemeldet hat. Viertens ist es feststehende Christensitte, daß Abends und Morgens Hausandacht gehalten wird, bei welcher der Hausvater einen Abschnitt vorliest und das Gebet spricht. Daraus ergiebt sich aber weiter, daß jeder Christ lesen kann und seinen Katechismus und die biblischen Geschichten gut im Gedächtniß hat. Diese Bücher führt er auch auf Reisen beständig mit sich, auch wenn er sie auswendig weiß, und auf diese Weise kommt das Christenthum auch zu den entferntesten Punkten. Denn obwohl die einzelnen Stämme und Ortschaften oft stundenweit von einander liegen, so ziehn doch immerfort Reisende von

einer Werft zur andern, und theilen überall mit, was sie von den Missionaren und ihren Büchern und von andern Getauften gesehen und gehört haben. Man könnte wohl sagen, wenn das gesammte Volk jetzt die Stationen verließ und sich in weitentfernten Gegenden neu ansiedelte, so würde es sicher das Evangelium dahin mitnehmen. Weiter zeichnen sich die Getauften aus durch ihre Freude am Gesang. Die heidnischen Herero singen nicht sondern heulen nur. Die christlichen Gemeindeglieder kennen Abends keine angenehmere Unterhaltung als beim flackernden Feuer in den Hütten zusammen zu sitzen und vierstimmige Lieder zu singen. Meist sind es Uebersetzungen deutscher Choräle. Etliche davon hat eine schwarze Christin angefertigt, die mit Miss. Hahn in Deutschland war. Auch das Gesangsbuch führt der Getaufte beständig mit sich, und wohin er wandert dahin wandern auch seine Lieder mit. Daß die Gemeinde-Altesten unter Umständen selber predigen, erscheint ihnen ganz selbstverständlich, denn jeder Hausvater hält es für seine Pflicht, sobald er von der Station entfernt ist, seiner Familie und den heidnischen Nachbarn selber eine Predigt (Ansprache) zu halten. Was sie bringen ist freilich meist nur Wiederholung und Umschreibung dessen, was sie von den Missionaren gehört haben, aber doch kommen sie auch zu selbständigen erbaulichen Betrachtungen, wie sie nur aus der Gedankenwelt eines Herero haben hervorgehn können, und zwar immer in einem klaren und lebendigen Redefluß. Noch eine Christensitte ist hervorzuheben, nämlich daß vor dem Abendmahl alle Streitigkeiten beigelegt werden müssen, und daß, ehe die Leute sich zum Abendmahl melden, eine Versöhnung aller unter einander streitenden Parteien eintritt. Die schmutzigen und brutalen Manieren der Heiden bei Geburt, Hochzeit, Begräbniß u. s. w. fallen bei den Getauften natürlich weg. Dem Leichnam wird das Rückgrat nicht mehr durchgehauen. Selbst diejenigen Heiden, welche in der Nähe der Stationen wohnen, fangen schon an ihre Todten in anständiger Weise zu beerdigen, wenn auch ohne Sarg, und selbst die entfernter wohnenden, die aber doch schon etwas vom Christenthum wissen, begraben die Leiche unverstümmelt. — Von Todtenessen und Götzenmahlzeiten ist natürlich bei den Christen keine Rede; ebensowenig von heidnischen Tänzen. Auch die Beschneidung mit ihren greulichen Festlichkeiten hört auf. Die christlichen Hochzeiten verlaufen in sehr anständiger und ansprechender Weise. Als Ehepfand schenkt der Bräutigam der Braut ein Kopfstuch. Brautführer und Brautjungfer führen das Paar in die Kirche. Die Trauung erfolgt ganz wie in christlichen Ländern. Heidnische Ceremonien kommen dabei nicht vor. Ein Nachschen ist zum Hochzeitschmaus



geschlachtet. Wer mitessen will wird willkommen heißen. Mit einem gemeinschaftlichen Spaziergang, mit Singen der vierstimmigen Christenlieder, oft bis tief in die Nacht hinein, wird die Feier geschlossen.

Besuchen wir den Miss. Hahn auf seiner Station Otjimbingue, kurz vor seinem Abgang (1873), so sehen wir am Sonntag bei ihm die zur Kirche eilenden Schwarzen, Getaufte wie Katechumenen, alle anständig und reinlich daher kommen. Die Katechumenen treten nicht gleich in die Kirche ein, sondern warten draußen, bis nach Beendigung der Liturgie das Zeichen mit der Glocke gegeben wird. Dann dürfen auch die Heiden eintreten, die sich meist mit untergeschlagenen Beinen auf den Fußboden setzen, was bei der großen Reinlichkeit die in der Kirche herrscht, gar kein Bedenken hat. Nach der Predigt, während des Gesangs, entfernen sie sich wieder, so auch die Katechumenen. Drinnen folgt dann noch Gebet und Segen, bisweilen vorher noch Taufe und Abendmahl. An der Kirchthür hängt inwendig ein Gotteskasten, in welchen jeder Hinausgehende eine Gabe legt. Dadurch kommen jährlich 2—300 Thaler ein. Klingelbeutel giebt es hier nicht; aber an's Geben und Schenken für kirchliche Zwecke werden die Leute von Anfang an gewöhnt. Nicht bloß von ihrem Vieh steuern sie bei, sondern auch von dem Ertrag ihrer Gärten und der Jagd. Für die Aufrichtung und Erhaltung ihrer Kirche und Schule müssen sie selber sorgen helfen, eben so für den Unterhalt ihrer Schullehrer, und müssen die Schulbücher für ihre Kinder, Gesangbuch und Katechismus, selber kaufen. Zieht man dabei in Betracht, daß die meisten Getauften kein eignes Vermögen besitzen, und daß ihre heidnischen Verwandten am allerwenigsten geneigt sind, ihnen bei Ausgaben für christliche Zwecke zu Hilfe zu kommen, so muß man ihre bisherigen Leistungen anerkennen.

Daß bei so jungen, eben erst aus dem tiefsten Schmutz des Heidenthums herausgehobenen Gemeinden, mitten in der verführerischen Atmosphäre der nationalen Gemeinschaft, noch viele Verfehlungen und Sündenfälle vorkommen, läßt sich nicht anders erwarten. Besonders Hurerei und Gözenopfer essen (vgl. Apoc. 2, 14. 20). Statt Gözenopfer sollte man richtiger sagen Todtenopfer, denn es handelt sich um Theilnahme an den Schmausereien zu Ehren der Todten, und um das Essen solcher Speisen, die den Todten geopfert werden. Hurerei und Ehebruch galten bei den Herero gar nicht als Sünden, sondern als „Herero-Sitten.“ Da also das Volk alles Bewußtsein für die Schändlichkeit der Unzucht verloren hatte, so galt es ganz besonders die Christen über diesen Punkt zu belehren, und die Uebertretung dieses Gebots mit besondrer Schärfe zu bestrafen.



fen. Ist solch ein Fall offenkundig geworden, so wird der Sünder im öffentlichen Gottesdienst ausgeschlossen, d. h. er darf nicht am Abendmahl Theil nehmen, nicht Pathenstelle vertreten, nicht bei der Liturgie zugegen sein, muß während der Predigt an der Kirchthüre sitzen, und vor Schlußgebet und Segen sich wieder entfernen. Die Wiederaufnahme erfolgt erst nach reumüthigem Bekenntniß vor der Gemeinde. Ist der Fall dagegen nicht bekannt geworden (was selten der Fall ist), sondern von dem Sünder privatim dem Seelsorger bekannt, so erfolgt außer der seelsorgerlichen Behandlung nur eine zeitweilige Suspendirung vom Abendmahl. Aehnlich werden andre kleinere Vergehen behandelt, und vom Missionar und den Ältesten in der Stille abgemacht. Hat jemand an heidnischen Ceremonien und Zaubereien Theil genommen, so wird er öffentlich vor der Gemeinde gerügt und zeitweilig vom Abendmahl ausgeschlossen. Auch muß er vor der Gemeinde seine Schuld bekennen und wegen des gegebenen Aergernisses Abbitte thun. In letzter Zeit mußte leider auch Trunksucht oder doch Betrunktheit in das kirchliche Strafregister aufgenommen werden. Bisher kam dergleichen nur bei Weißen, Bastards und Namaqua vor, die Herero zeigen keineswegs Neigung zu starken Getränken. Aber sie werden absichtlich verführt. In der Kirche wird die Trunkenheit öffentlich gerügt und zieht Verweigerung des Abendmahls und der Pathenschaft nach sich. Zu bemerken ist, daß diese Kirchenstrafen meist von den Christen selbst eingeführt sind, nachdem sie vom Missionar die nöthige Belehrung aus Gottes Wort empfangen hatten.

Eben so haben die Christen die schwierige Frage der polygamischen Ehen ziemlich selbständig gelöst. Bekanntlich ist in diesem Punkt die Praxis der Missionsgesellschaften eine verschiedene. Die englischen Missionare z. B. dürfen keinen Heiden taufen, der mehr als eine Frau hat. Die Rheinischen Missionare waren instruiert, gleichwie in der apostolischen Gemeinde, polygamische Verhältnisse nicht als absolutes Hinderniß für die Taufe und für den Eintritt in die christliche Gemeinde zu erklären. Aber gegenüber der Instruktion und der Meinung ihrer Missionare blieben die getauften Herero unerschütterlich bei dem Satze, daß ein Herero, der in Polygamie lebe, nie ein Christ sein könne, und daß sie einen solchen niemals als Christen anerkennen würden. Sie gingen sogar so weit zu verlangen, daß wenn ein Herero getauft werden wolle, er nicht eine beliebige seiner Frauen, sondern immer nur die älteste und zuerst geheirathete behalten dürfe, und als die Missionare diese Forderung doch zu hart fanden, antworteten sie: „wenn ihr das zugebt, daß jeder sich die liebste unter seinen

Weibern herausuchen und behalten darf, dann werdet ihr Taufbewerber genug bekommen, denn viele sind ihr Weiberpack herzlich müde, und werden gern die Gelegenheit benutzen die jüngste und beste herauszunehmen und alle übrigen zu entlassen.“ Auf diese Weise ist bei den Herero-Gemeinden die allerstrengste Praxis herrschend geworden und die Missionare sind natürlich sehr dankbar dafür. Es ist ein widerliches Gefühl, sagen sie, Menschen, die in Polygamie leben, als Christen in der Gemeinde zu haben, sie werden immer ein höchst bedenkliches Element in der jungen Gemeinde bilden, ja die meisten würden auch bei der milderen Praxis doch nicht kommen. Diejenigen, welche durchbringen, werden durch die strenge Praxis keineswegs zurückgehalten. Meldet sich jemand zum Taufunterricht, so hat er seine Weibergeschichten gewöhnlich vorher schon geordnet. Die entlassenen Frauen hat er mit Nahrungsmitteln zu versorgen, die Kinder aber hat er als seine Kinder bei sich behalten. Sonderbar genug sind die Weiber selbst die ausgesprochensten Vertheidiger der Polygamie; sie und die alten Männer die in Polygamie leben, erklären ganz offen, daß sie niemals Christen werden würden.

Desto mehr Hoffnung setzen die Missionare auf das junge Geschlecht, welches in dieser Beziehung ganz anders steht, und aus welchem die Mehrzahl der Gemeindeglieder hervorgegangen ist. Nur ein Umstand ist auch da sehr hinderlich, nämlich der Mangel an Gehorsam gegen die Eltern. Mit der Kindererziehung der Herero ist es höchst jämmerlich bestellt. Die Kinder wollen sich den Eltern durchaus nicht fügen, und die Eltern haben nicht die Energie, ihren Willen gegen den Willen der Kinder durchzusetzen. Das gilt nicht etwa bloß von 15jährigen und 20jährigen Kindern, sondern schon von den Kleinen, die eben erst auf eignen Füßen stehn. Immer haben sie ihren eignen Willen für sich, und die Eltern geben schließlich nach oder haben kein Mittel sie zu zwingen. Das gilt leider auch noch von den meisten christlichen Eltern. Desto wohlthätiger wirkt dann die Schule. In der Schule, die von den Missionaren selbst geleitet wird, gewöhnen sich die Kinder meist sehr leicht und schnell an Zucht und Gehorsam, aber doch nur weil sie einem Europäer gegenüber stehn. Die von den Missionaren angestellten eingebornen Schulmeister haben schon größere Schwierigkeiten zu überwinden, aber auch in dieser Beziehung ist schon ein Fortschritt zum Besseren wahrnehmbar.

Für die Ausbildung dieser eingebornen Schullehrer ist seit 1867 auf der Station Othimbingue durch Miss. Hahn eine besondre Anstalt begründet und von ihm Augustinum genannt. Miss. Büttner, welcher nach

Hahn's Abgang 1873 zum Leiter der Anstalt berufen wurde, giebt seinen Schülern im Ganzen ein gutes Zeugniß, sowohl denen, welche jetzt schon selbst als Lehrer fungiren, als auch denen, die noch in der Vorbereitung sind. In den Stunden, sagt er, bin ich ganz zufrieden, sowohl mit ihrem Fassungsvermögen, als mit ihrem Betragen und mit ihrem Fleiß. Was ich ihnen aufgabe, das machen sie; es läuft auch sonst keine Klage wider sie ein, und in ihren Freistunden haben sie meist mit großer Unermüdlichkeit die Geige in der Hand und spielen zusammen. Natürlich muß man erst lernen sich ganz in ihre Gedankenwelt hineinzuversetzen, um nicht über ihre Köpfe wegzusprechen; aber die angewandte Mühe wird auch reichlich belohnt. Wir nennen die Namen der Hererozöglinge: Josaphat Niaroa, Traugott Kanapirura, Heinrich Urorua, Josaphat Kamatoto, Traugott Thongarero, Wilhelm Kamunika. Etliche derselben werden inzwischen schon in Thätigkeit getreten sein, und werden vielleicht in spätern Jahren als Prediger ihres Volks gebraucht werden können. Zunächst aber benutzt man zu diesem Zwecke vorzugsweise die Ältesten, und andre besonders geförderte und gereifte Gemeindeglieder. Da den Herero-Christen, wie schon bemerkt wurde, das Reden verhältnißmäßig leicht wird, so lassen die Missionare durch sie gerne das Evangelium in die Runde tragen. Die dazu ausersehenen Männer sind meist ganz willig zu solchen Predigtreisen, haben aber zur Bedingung gemacht, daß sie doch immer ihre Frauen mitnehmen dürften, denn, sagen sie, für Männer allein sei es zu gefährlich unter die Heiden zu gehn, weil diese es ausdrücklich darauf anlegten, sie durch die heidnischen Weiber verführen zu lassen. Daß übrigens für jetzt noch keineswegs davon die Rede sein kann, den Herero-Predigern allein die weitere Evangelisirung ihrer Landsleute zu überlassen, ergibt sich von allem andern abgesehen schon aus dem erwähnten Mangel der Autorität. Kein Herero weiß sich die nöthige Autorität bei seinen Volksgenossen zu verschaffen, weder der Vater bei den Kindern, noch der Häuptling bei seinen Unterthanen, noch der Prediger und Lehrer bei seinen Zuhörern und Schülern. Das wissen die Herero-Christen auch selber. „Als Pioniere, sagen sie, sind wir unter unsern Landsleuten gut zu gebrauchen, aber Gemeinden zu bilden und zu leiten, daß geht über unsre Kräfte, das müssen europäische Missionare thun.“ Ohne Zweifel werden sie mit der Zeit auch diese Fähigkeit sich aneignen, aber für die nächsten Jahrzehende wird dies Urtheil wohl gelten müssen.

Wir schließen mit einer Statistik der Herero-Gemeinden. Die Zahl der heidnischen Herero in unserm Missionsgebiet beläuft sich auf c. 100000. Zwischen ihnen wohnen 60—70000 Bergdama, Buschmänner, Namaqua



und Bastards. Auch für diese sind besondere Stationen gegründet wie Ameib, Windhoek, Rehoboth u. s. w. Von diesen letzteren sehen wir ab, und beschränken uns auf die Aufzählung der eigentlichen Hererostationen.

1. Othikango (Neu-Barmen) gegründet 1844 durch Miss. Hahn, mehrmals verlassen und 1864 neu besetzt von Miss. Brincker. Seit 1867 sind die Mehrzahl der 600 Bewohner Ovambanderu. Getaufte 241, Abendmahlsgenossen 120, Schüler 100.
2. Othimbingue gegründet 1849 durch Miss. Rath, wurde durch den Despotismus des Jonker Afrikaner und den Einfluß der Kupfergräber lange am Aufblühen verhindert; aber 1864 von Miss. Hahn durch Einführung einer Handwerkerkolonie wieder emporgebracht. Nachfolger des Miss. Hahn in der Leitung der Gemeinde ist seit 1874 Miss. Bernsmann, während das Nationalgehilfen-Institut unter Leitung des Miss. Büttner steht. Einwohner c. 800, Getaufte 256, Abendmahlsge-  
nossen 120, Schüler 125. Nebenstationen: Ahnawood, Salem, Diepdal.
3. Okozondye (Omaruru) gegründet 1870 durch Miss. Viehe. Vor ihm hatte der Katechet Daniel Cloete mit einigen Herero aus Othimbingue dort bereits seinen Aufenthalt gehabt. Unter den 500 Einwohnern sind 120 Getaufte, Abendmahlsgenossen 58, Schüler 90.
4. Okahandya (Schmelenshoop) gegründet 1870 durch Miss. Diehl. Ein früherer Versuch der Miss. Hahn und Kolbe um 1843 hatte bei der schnellen Zerstörung der Station keinerlei Spuren hinterlassen. Jetzt ist hier der Sitz des Oberhäuptlings Kamaharero. Etwa 500 Einwohner, davon 120 Getaufte, 60 Abendmahlsgenossen 100 Schüler.
5. Otyosazu gegründet 1872 durch Miss. Irle. Etwa 2000 Einwohner, davon 63 getauft, 36 Abendmahlsgenossen, 70 Schüler.
6. Othizeva gegründet 1874 durch Miss. Eich. Einwohner 550, darunter viele Herero, welche während ihrer Gefangenschaft und Knechtschaft im Namaqualand bereits die Taufe empfangen hatten. Somit beläuft sich die Zahl der Getauften bereits auf 104, darunter 54 Abendmahlsgenossen, 60 Schüler.
7. Otyozondhupa gegründet 1873 durch Miss. Beiderbecke. Katechet Miss. Baumann. Getaufte 16, Schüler 75.
8. Omburo gegründet 1876 durch Miss. Dannert. Getaufte 32, Schüler 54. Auf den beiden letztgenannten Stationen, die erst neu gegründet sind, oder mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen haben, sind die Gemeindebildungen noch in den ersten Anfängen.



## Die schottischen Missionen.

### III. Die Missionen der schottischen Staats-Kirche.

Von Dr. Fischer in Edinburgh.

#### I. Indien.

Wir haben in unserm letzten Artikel auf die Verluste hingewiesen, die der freien Kirche durch die Trennung von der Staatskirche im Jahre 1843 erwuchsen. Schwerer noch war das Loos der letzteren, der „Established Church of Scotland“ nach diesem Ereignisse; denn obwol sie keine Schul- und Kirchengebäude abzutreten hatte wie die Schwesterkirche, so fehlten ihr eben jetzt die Männer, die bisher im Dienste der gemeinsamen „Schottischen Kirche,“ nun sich insgesammt der neuen Bewegung angeschlossen hatten. Nicht nur mußte in Schottland selbst eine große Anzahl von Gemeinden mit neuen Hirten versorgt werden, sondern auch von Seiten der Mission in Indien trat die dringendste und plötzliche Nothwendigkeit an sie heran, neue Kräfte nach allen Stationen auszusenden. Zieht man die verhältnißmäßig geringe Zahl der Theologie Studirenden und der Geistlichen überhaupt in Betracht, so muß man sich wundern wie das Jahr 1843 nicht mit einem Zusammenbruche der gesammten Established Church Mission endigte. Es zeigte sich aber auch hier die Wahrheit des englischen Sprüchwortes: „it is an ill wind that blows nobody good“ d. h. ein jedes Ding hat seine zwei Seiten, und was zuerst als ein großes Unglück erscheint, wird nach Jahren der neue Grund zu manchem Guten.

In der Staatskirche handelte es sich um die Existenz der Mission. Daher mußten alle Kräfte, finanzielle und intellectuelle aufgeboten werden, um der Welt zu beweisen, daß in dem alten Baum doch noch Leben sei. Und das geschah; und trotz fortdauernden Mangels an Missionaren, hat sich die Mission der Established Church gehalten, ja, sie hat, wenn auch nicht in dem Maße wie die der freien Kirche, doch zugenommen und selbst neue Stationen in Blantyre (Africa) und in China gegründet.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In wie weit dieses Streben sich auszudehnen und auf möglichst vielen Feldern zu arbeiten, anstatt ein einziges gründlich zu bebauen, gerechtfertigt ist; — in wie weit namentlich der gegenüber der freien Kirche gefaßte Beschluß, 100 neue Gemeinden im eignen Lande zu gründen (Endowment Scheme) die Anzahl der für das Missionsfeld verwendbaren Kräfte nur noch verringern wird, steht dahin.

Neben dieser großen Schwierigkeit, womit die Mission gleich am Anfange zu kämpfen hatte, waren die immer wiederkehrenden Bedenken innerhalb der Kirche, ob die bisher eingeschlagene Educational Method die richtige sei oder ob nicht eine Evangelistic Method an deren Stelle zu treten habe, mit andern Worten, ob man die großen Unterrichts-Anstalten in den drei Hauptstädten Indiens: Calcutta, Bombay und Madras, beibehalten solle oder nicht, von sehr nachtheiligem Einfluß für die Mission. Die Resultate, die in den erwähnten Schulen erzielt wurden, waren einer Partei in der Kirche nicht schnell und greifbar genug, ihr schien es, als ob die Predigt des Evangeliums vernachlässigt werde, als ob die Missionschulen es nur darauf abgesehen hätten, mit den Schulen der Regierung zu wetteifern. Und allerdings lag nach den seit 1854 gänzlich veränderten Unterrichtsverhältnissen Indiens<sup>1)</sup> eine solche Gefahr nahe, insbesondere da die Ansprüche an die Prüfungscandidaten in den Universitäten immer größer wurden und die Schülerzahl in den Regierungs- und andern Schulen in stetem Steigen begriffen war. Einsichtsvollen Männern wie namentlich Dr. Ogilvie, Missionar in Calcutta, in seinen verschiedenen Sendschreiben;<sup>2)</sup> und Norman Macleod in seinem vortrefflichen Bericht über die im Auftrag der General Assembly unternommene Inspectionsreise nach und durch Indien (1867); so wie endlich einer im Jahre 1863 zur Untersuchung dieser Frage niedergesetzten Commission, gelang es immer wieder, die General Assembly von dem Nutzen jener Schulen und von der in ihnen factisch befolgten combinirten Methode zu überzeugen; freilich nur unter beständiger Hinweisung auf den Grundgedanken und den Hauptzweck der Mission: Die Heranziehung eingeborener Missionsarbeiter.

Drittens haben wir — bei einer etwaigen Vergleichung der E. Ch. und der Free Ch. Mission — niemals außer Acht zu lassen, daß die Mitglieder der ersteren, staatlich abhängigen Kirche, an ein Leben im Interesse irgend eines großen Ganzen weniger gewöhnt sind, als die Mitglieder der freien Kirche, wo selbst der Gehalt des Predigers von den Einzelnen aufgebracht werden muß.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen gehen wir nun zu einer gedrängten historischen Darstellung der Mission der Established Church über.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. später.

<sup>2)</sup> Unter andern in Explanations relative to the training of educated native Ministers. Calcutta 1867.

<sup>3)</sup> Leider war mir das betr. Material nur sehr schwer zugänglich. Selbst die Bibliothek der E. Ch. enthielt kein vollständiges Exemplar der Missionsberichte seit 1843!

Das Durchlesen der alten Missionsberichte aus den Jahren 1844 ff. erfüllt uns mit Mitleiden. „Unsere Mission ist in ihre ersten Anfänge zurückgeworfen, in alle die Sorgen und Schwierigkeiten, mit denen sie am Anfange zu kämpfen hatte. . . Die Mission ist durch die beklagenswerthe Trennung der Kirchen, die hier und anderwärts so beträchtlichen Schaden angerichtet hat, von Neuem in dieselben Schwierigkeiten, in dieselben entnuthigenden Erfahrungen gestürzt, wie bei ihrer Gründung.“ Solchen Aeußerungen begegnen wir oftmals in den frühesten Berichten. Dennoch bricht auch in dieser melancholischen Zeit immer wieder die Hoffnung durch, daß Gott der guten Sache doch helfen, und „Licht aus der Finsterniß scheinen lassen werde.“

Der Zustand der Established Ch. Mission in den ersten Jahren nach der „Disruption“ war allerdings ein recht betrübender; ja, so sehr schienen alle Aussicht auf Erfolg geschwunden, und so bitter war die Stimmung bei einem Theile der Kirche, daß man vorschlug „um schädliche und unziemliche Collisionen mit den bisherigen Missionsanstalten in den Hauptstädten der Präsidenschaften zu vermeiden“ diese Stationen nunmehr ganz der Free Church zu überlassen und das Werk an andern Orten wieder anzufangen. Nach eingehender Berathung wurde aber dieser Vorschlag vom Missions-Comité abgewiesen und die Folge hat gezeigt, daß nicht nur genügend Raum für zwei presbyterianische Unterrichts-Anstalten in den genannten Städten sei, sondern auch daß ein friedliches Zusammenleben der nunmehr getrennten Gemeinschaften angehörigen Sendboten leicht erreicht werden könne.<sup>1)</sup> Ein anderer beklagenswerther Umstand lag in den fortdauernden Streitigkeiten über das Eigenthum der Missions-Gebäude und verschiedenen Kapitalien, und vor allem in dem Mangel an Arbeitskräften. Die Missionsschule in Calcutta, die noch vor kurzem beinahe 1000 eingeborne Zöglinge herangezogen hatte, stand während der Jahre 1844 und 1845 leer. In dieser Bedrängniß wandte das Comité sein Augenmerk auf die reformirte Kirche in Deutschland, und nachdem es den bisher im Dienste der englischen Mission thätigen P. H. Mengert vermocht hatte, in den Dienst der schottischen Kirche überzutreten, gab dasselbe diesem, auf den Rath Gösner's in Berlin, seinen Landsmann, den Missionar Brandt, als Genossen bei. Beide wurden am 13. März 1845 in Edinburgh ordinirt, erreichten ihren Bestimmungsort Bombay im Mai desselben Jahres und eröffneten die Schule daselbst im Juli mit 200 Schülern.

<sup>1)</sup> Auf diese letztere Thatsache wird dann auch in den Berichten von 1845 ff. mit Genugthuung hingewiesen.

Damit und mit der Entsendung zweier Prediger, Ogilvie und Grant, eines Lehrers Sheriff und des indischen Convertiten Francis nach Madras, war dem ersten Bedürfnis abgeholfen. Endlich wurde auch das Missionsinstitut in Calcutta durch den von Madras dorthin versetzten Ogilvie 1846 eröffnet, und 1847 durch zwei Missionare von der Heimath verstärkt. — Die Resultate dieses neuen Missionsanfanges waren höchst ermutigend. Calcutta hatte 1846 schon über tausend Namen auf der Schülerliste, Madras zählte etwa 250 tägliche Schüler, Bombay hatte außer dem Seminar mehrere Mahrattaschulen mit zusammen cr. 200 Schülern. Nicht minder wohlthuend war die Theilnahme, die sich im eignen Lande der E. Ch. Mission mehr und mehr zuwandte. Schon im Jahre 1843 hatte sich unter den wohlhabenden Anhängern der schottischen Staatskirche eine sogenannte „Laien-Gesellschaft“ zur Unterstützung der fünf großen Arbeitsfelder (Schemes)<sup>1)</sup> der Kirche von Schottland gebildet. An der Spitze dieser Gesellschaft stand für eine geraume Zeit der Duke of Argyle, andre Mitglieder des höchsten Adels waren im Comité. Von den jährlichen Einkünften der Gesellschaft kamen auf die indische Mission durchschnittlich etwa 240 L. Die „Ladies Association for the advancement of Female Education in India“<sup>2)</sup> wirkte nach wie vor segensreich auf dem Felde der Mission und zwar seit 1843 in Verbindung mit und unter Aufsicht der Staatskirche. Ebenso schloß sich die St. Stephen's Gemeinde in Edinburg mit der von ihr unterhaltenen Mission in Ghospara (Indien) an die Established Ch. an.

Leider waren die Einkünfte der Mission noch immer nicht genügend. Obgleich mehr Gemeinden als früher beisteuerten, belief sich die Gesamteinnahme 1847 doch nur auf etwa L. 3000. Aber auch dies Verhältniß

<sup>1)</sup> Die fünf großen Zweige, in die die Arbeit der schottischen Kirche vertheilt ist sind: 1. Home Mission Scheme; 2. Endowment Scheme (vgl. oben); 3. Colonial Scheme (Gründung von Kirchen und Gemeinden unter den Mitgliedern der E. Ch. in den Colonien); 4. Foreign Missions (Indien und Afrika); 5. Jewish Mission (Judenmission). Außerdem noch eine Reihe von kleineren „Schemes.“

<sup>2)</sup> Gegründet 1838. Im Jahre 1846 hatte diese Gesellschaft in Calcutta sechs Schulen mit durchschnittlich 30—40 Mädchen und ein Waisenhaus; in Madras 2 Schulen, in Bombay drei Schulen für Hindumädchen. Im genannten Jahre standen 8 europäische und 25 indische Lehrer und Lehrerinnen in ihrem Dienst. 1863 war die Zahl der Waisenhäuser auf fünf gestiegen. Mehr als 800 Schülerinnen besuchten die Schulen in den verschiedenen Stationen, unter denen sich auch Ceylon befand. Neuerdings sind auch Schulen in Sealcote, Darjeeling u. gegründet und das „Zenana Work“ wird mit gutem Erfolge betrieben. Sogar die sogenannten „High Caste Schools“ zeigen alljährlich einen besseren Besuch.



besserte sich in den folgenden Jahren. Die Einnahmen stiegen von L. 4000 (1860) auf L. 5—6000 (1865) und haben nun die durchschnittliche Höhe von L. 10,000 erreicht.

Was nun den Fortgang der Missionen in den einzelnen Stationen betrifft, so waren in Calcutta Dr. Ogilvie bis 1870 und Anderson thätig; Bombay besaß für eine Zeit lang nur einen Missionar; Grant und Walker arbeiteten in Madras. Zu häufigeren Heidentaufen kam es eigentlich nur im letztgenannten Orte. In Calcutta war Predigt und Unterricht ein „Säen auf Hoffnung.“ Die letzten drei Tausen fanden 1855 statt, von da ab bis 1857 wurde trotz Ogilvie's unermüdlicher und treuer Arbeit kein Convertit der kleinen Christenschaar hinzugefügt. Wir haben oben gesehen, wie vielen mißliebigen Urtheilen die Mission in Folge dieser anscheinenden Resultatlosigkeit ausgesetzt war. In der That aber war das Resultat, hunderten von jungen Männern das Evangelium nahe gebracht und sie mit Abscheu gegen den Götzendienst erfüllt zu haben, groß genug. Außerdem sind Ogilvies strengere Anforderungen an die Taufcandidaten und die besonderen Schwierigkeiten in der Bekehrung der Hindu's wol zu beachten.

Eine neue Station wurde im Jahre 1854 im Punjab gegründet und der Rev. Hunter dorthin abgesandt. Derselbe erreichte jedoch seinen Bestimmungsort Sealcoate erst im Jahre 1856, da er vorher eine Vakanz in Bombay, die durch die Trennung des dort thätigen Missionars von der schottischen Kirche entstanden war, auszufüllen hatte. In Madras wurden 1855—1856 sieben, 1856—57 vier Frauen und drei Kinder, 1857—58 zwei, 1859—67 acht, darunter vier Hindus, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Außerdem hatten sich hier seit dem Jahre 1857 in Verbindung mit der Mission zwei kleine christliche Gemeinden aus Eingebornen gebildet mit (1860) cr. 150 Mitgliedern. In Bombay lagen die Verhältnisse ungünstiger. Während der Jahre 1856—1860 belief sich die Zahl der Getauften hier nur auf neun. Auch die Zahl der Schüler hatte hier in Folge neugegründeter katholischer Schulen beträchtlich abgenommen. Zu diesen wenig befriedigenden Fortschritten, kam dann das Jahr des Aufstandes 1857—58 mit seinen auch für die Mission traurigen Folgen hinzu. Insbesondere hatte die Established Ch. Mission darunter zu leiden. Kaum war nämlich der Missionar Hunter mit 15 Dienern, Frau und Kind und einem Mohammedanischen Convertiten nach seinem neuen Bestimmungsort im Punjab abgegangen, kaum hatte er angefangen den ihm anvertrauten Boden zu

behalten durch Predigten und Gründung von Schulen, als er auf der Flucht von Lahore nach Sealcote nebst Frau und Kind von Mohammedanischen Soldaten erschossen wurde. Die dortige Station mußte in Folge dessen aufgegeben werden. Auch in Calcutta zeigten sich die Folgen des Aufstandes. Dort wurden die Räumlichkeiten der Missionsanstalt für längere Zeit von Britischen Soldaten als Standquartiere benzt und wenig fehlte, so hätte man in jener Zeit der Bedrängniß die Gebäude verkauft. — Mit welchen Opfern die Ruhe in Indien endlich 1858 wieder hergestellt wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Auch die E. Ch. Mission konnte nun freier athmen. Die Schulen in den drei Hauptstädten fuhren fort theils in englischer, theils in einer der indischen Sprachen zu unterrichten. Calcutta zählte 1859 727 Schüler, die sich folgendermaßen unter die Rassen vertheilten:

	Brahmanen . . . . .	175
Hindus	Kayastas . . . . .	267
	Andere Rassen . . . . .	265
Mohammedaner	. . . . .	20
		<hr/> 727

Unter den übrigen Unterrichtsgegenständen waren folgende: Sittenlehre, englische Literatur, Geschichte, Physik, Mathematik und Arithmetik. Täglich wurden zwei Stunden dazu benutzt, um den vier älteren Klassen auf Grund des Lebens Jesu Vorträge über christliche Religion zu halten, wobei schwierigere Stellen in der Landessprache erklärt wurden. Daneben ging die segensreiche Thätigkeit des Convertiten Chuckerbutty, der außer durch eifriges und erfolgreiches Predigen sich besonders durch die Abfassung verschiedener Bücher, Tractate und Lieder in der Landessprache auszeichnete. Die bisherigen Uebersetzungen waren meist wörtlich und von Engländern verfaßt und hatten deshalb bei den Eingebornen keinen großen Anklang gefunden. Jetzt aber wurden von den Tractaten über die Götter Schiva, Krishna, Jugannath z. B., innerhalb weniger Wochen über 2500 Copieen abgesetzt, und zwar merkwürdiger Weise vielfach an Frauen höherer Rassen.

In Bombay wurde die Missions-Anstalt im Jahre 1859 von eingebornen Missionaren und Lehrern geleitet, da unglücklicherweise der bisherige Missionar Sheriff seiner Gesundheit wegen, Indien hatte verlassen müssen. Schon im Januar 1859 aber wurde P. Grant als Missionslehrer von Schottland dorthin abgesandt. Eigenthümlich für die Schule in Bombay ist die Trennung derselben in drei Abtheilungen. Die jüngeren Schüler

werden in der Marathi-Sprache, die älteren in der englischen Sprache unterrichtet. Außerdem giebt es aber noch zwei portugiesische Abtheilungen mit etwa 100 Schülern, den Abkömmlingen früherer portugiesischer Ansiedler in Indien. Die Durchschnittszahl der täglich anwesenden Schüler belief sich (1859) auf etwa 249 von einer Gesamtzahl von 386. Auch hier erhielten alle Religionsunterricht.

In Madras arbeitete im Jahre 1859 nur ein europäischer Missionar, nachdem ein anderer aus dem schottischen Missionsdienst entlassen worden war. Die Anstalt zählte mit zwei Zweigschulen 584 Zöglinge. Dazu kamen die zwei kleinen christlichen Gemeinschaften, die sich hier, wie schon erwähnt, gebildet hatten.

Wichtig für die innere Geschichte der Mission war außer dem bis gegen Ende der sechziger Jahre fortdauernden Streite zwischen den Anhängern der beiden oben besprochenen Missions-Methoden, die ebenfalls schon flüchtig erwähnte, berühmte „Educational Despatch to the Government of India on the subject of General Education in India,“ vom Jahre 1854. Durch diesen Erlaß (an dem übrigens Dr. Duff einen nicht geringen Theil hatte) wurden nämlich in Indien nicht nur drei Universitäten<sup>1)</sup> in Calcutta, Bombay und Madras, sondern auch Regierungsschulen (colleges) ohne religiöse Tendenz im ganzen Lande gegründet und zugleich denjenigen Schulen andrer (auch christlicher) Körperschaften, die mit einer genügenden Anzahl von Lehrern versehen waren, und eine genügende Anzahl von Schülern aufweisen konnten, eine jährliche Regierungsunterstützung versprochen.<sup>2)</sup> Wie vorauszu sehen, fehlte es innerhalb der E. Church nicht an einer Partei, die mit Rücksicht auf den „Missions“-Charakter ihrer Stationen von dieser Unterstützung nichts wissen wollten. Es gelang derselben sogar auf der Assembly vom Jahre 1854 die Abweisung dieses sogenannten Government grant-in-aid durchzusetzen. Schon zwei Jahre später aber siegte die bessere Meinung und die Unterstützung wurde, wenn auch nicht ohne Opposition, angenommen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> In Bezug auf den lediglich examinirenden Charakter dieser Universitäten vgl. *Allg. Missions-Zeitschrift* 1878, April. S. 194.

<sup>2)</sup> Diese Unterstützung darf ein Drittel der Gesamtkosten der Schule nicht übersteigen.

<sup>3)</sup> Dieser Beschluß vom 27. Mai 1856 ist interessant. Er lautet folgendermaßen: „Während die General Assembly es nur bedauern kann, daß die höchsten Autoritäten in Indien, angesichts der großen und wichtigen Ziele nach denen sie streben, sich durch den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung haben veranlaßt gesehen, den

Dazu kam dann im Jahre 1859 die „Proclamation of the Queen in Council to the princes, chiefs and people in India“, eine würdige und beruhigende Ansprache, in welcher aber namentlich folgende Stellen Anstoß unter den schottischen Missionsfreunden erregten: „Das Recht oder den Wunsch unsere eigene Ueberzeugung unsern Unterthanen aufdrängen zu wollen, erkennen wir nicht an.“ Und ferner: „Wir empfehlen und gebieten mit allem Ernste denen, die unter uns mit irgend einer Autorität bekleidet sind, sich aller Einmischung in den religiösen Glauben oder den Gottesdienst irgend welcher unsrer Unterthanen, bei Strafe unseres Allerhöchsten Mißfallens, zu enthalten.“ In der Besorgniß daß diese und andere Stellen von den Gegnern der Mission ausgebeutet werden möchten, wandte sich eine Deputation religiöser Gesellschaften in Madras an den dortigen Gouverneur Lord Harris, und seine Antwort wirkte beruhigend.<sup>1)</sup> Bezüglich der Einrichtung der Regierungsschulen, die bisher in religiösen Dingen stricte Neutralität inne gehalten hatten, waren Anstrengungen von Seiten der Mission nicht erfolgreich. Der christliche Religionsunterricht blieb nach wie vor ausgeschlossen, „während für jeden, der Auskunft wünschte, die Bibel in jeder Schulbibliothek offen lag.“

Mit dem Jahre 1859 können wir füglich den ersten Theil der Missionsgeschichte der E. Church of Scotland abschließen. Waren diese ersten fünfzehn oder sechszehn Jahre nach der Kirchentrennung Jahre des Kampfes und der Entmutigung, Jahre geringerer Anstrengung und geringerer Früchte gewesen, so begann mit dem Jahre 1860 und namentlich seit 1870 ein regeres Leben sowol in der Kirche als auf dem Missionsfelde. Frei-

---

Religionsunterricht der Wahrheit in Christo gemäß, als unumgänglich nothwendig von den von ihnen unterstützten Seminarien auszuschließen, fühlt sich dieselbe auf der andern Seite völlig befriedigt durch die Bedingungen des Erlasses, unter denen eine Regierungsunterstützung verabreicht werden soll . . . . . Die General Assembly beschließt daher ihre Vertreter zur Empfangnahme dieser Unterstützung zu autorisiren.“

1) Er erwiderte u. A. folgendes: „Meine Vorrechte als ein Mitglied der christlichen Kirche betrachte ich als von größerem Werthe als alles andre in der Welt, und ich glaube, daß dieselben vom allmächtigen Gott für das gesammte Menschengeschlecht bestimmt sind: dies ist meine Ueberzeugung und ich brauche sie weder zu verhehlen noch vor den Pflichten zurückschrecken, die sie mir auflegt. — Ich bin aber auf der andern Seite ebenso fest davon überzeugt, daß keine Mittel für die Ausdehnung dieser Privilegien zulässig sind, als diejenigen die sich an Herz und Geist wenden, und daß es den besten Gefühlen unsrer Natur ebenso wie dem Geiste geoffenbarter Wahrheit widerspricht, menschliche Autorität in irgend einer Weise zu deren Ausbreitung zu gebrauchen.“



lich wird noch immer über den Mangel an Missionaren geklagt, Urlaub, Krankheit und Tod decimirten die ohnehin kleine Anzahl der Arbeiter und Calcutta konnte noch immer von keinen Heidentaufen berichten. Dennoch aber ist ein Fortschritt zum Bessern zu bemerken. Die Einnahmen mehrten sich;<sup>1)</sup> die Zahl der Gemeinden, die zur Missionsfache nicht beitragen zeigt eine beträchtliche Abnahme (1864 : 161; 1874 : 101)<sup>2)</sup> und — ein besonders erfreuliches Zeichen! — die Missionschulen begannen in Folge des neu eingeführten und später (1861) verdoppelten Schulgeldes, jährlich eine nicht unbedeutende Summe zur Selbsterhaltung beizutragen. Außerdem stieg die Schülerzahl in Calcutta und Madras bedeutend,<sup>3)</sup> und drei neugegründete Missionsstationen gaben zu den berechtigtesten Hoffnungen Anlaß. Die eine derselben wurde im Jahre 1860 vom Missionar Clerk in Gya im Behardistricte etwa 290 engl. Meilen westlich von Calcutta eröffnet. Die Wahl dieses Ortes schien<sup>4)</sup> eine sehr glückliche. Gya bildete nämlich eine Art Centrum des Gögendienstes. Wie Benares im Norden ist es eine heilige Stadt, zu deren Tempeln und Schreinen alljährlich Tausende von geschenkbringenden Pilgrimen wallen. Größere und kleinere Städte und Dörfer schließen es auf allen Seiten ein. Die zweite dieser neueröffneten Stationen war Sealcote im Punjab, das, wie wir sahen, durch den unvorhergesehenen Tod Hunter's für eine Zeit lang hatte aufgegeben werden müssen. Im Jahre 1860 langten die schottischen Geistlichen Paterson und Taylor hier an, und begannen, nachdem sie sich mit großem Eifer der Erlernung der Sprache gewidmet hatten, in Bazar's und auf Reisen in die umliegenden Ortschaften namentlich auch unter den Sansees, einem wilden und verkommenen Dschunglestamm, den „Zigeunern des Ostens,“ durch Predigt und Unterricht zu wirken. Sechs Lehrer, zwei davon in dem jüngst errichteten Waisenhaus thätig, unterstützten sie

<sup>1)</sup> Freilich zum Theil nicht ohne außergewöhnliche Anstrengungen! So wurden im Jahre 1872 zwei jährliche Kirchthürsammlungen statt einer einzigen wie bisher abgehalten.

<sup>2)</sup> Von einer Gesamtzahl von über 1100 Gemeinden.

<sup>3)</sup>	Calcutta	Madras (Institut.)
1860	: 720 Schüler	
1865	: 843 „	1860 : 215 Schüler
1870	: 900 „	1870 : 382 „
1876	über 1000 Schüler	1876 : 420 „

In Bombay dagegen nahm die Schülerzahl ab und stieg erst in den letzten zwei Jahren.

<sup>4)</sup> Ueber den schließlichen Verlauf derselben siehe später.

in ihrer schwierigen Arbeit. Die Schule in Sealcote selbst wurde von dortigen Christen unterhalten und meistens von Persern besucht. Zu der neuen Kirche, die man hier zur Erinnerung an den unglücklichen ersten schottischen Missionsmartyrer im Bungab in Aussicht genommen hatte, wurde 1862 der Grundstein gelegt. Diese beiden Stationen wurden übrigens mit der ausgesprochenen Absicht gegründet, hier in den ländlichen Districten, wo der Wunsch nach einer höheren Erziehung sich nicht in dem Grade geltend machte wie in den größeren Städten, die „preaching method“ in Anwendung zu bringen d. h. den Eingebornen in ihrer Sprache zu predigen. Freilich ganz ohne Schulen ging es auch hier nicht, doch beschränkte sich der Unterricht in denselben auf elementare Gegenstände.

Als dritte neugegründete Station reihte sich dann Bellore den beiden genannten an. Schon im Jahre 1851 war hier von Madras aus eine Schule eröffnet worden. Sie mußte jedoch einige Jahre später wegen der Schwierigkeit der Inspection und Leitung wieder aufgegeben werden. Seit aber Eisenbahnen gebaut waren fiel dies Hinderniß hinweg, und die etwa 80 engl. Meilen von Madras entfernte Stadt wurde leicht zugänglich. Zwei eingeborne Prediger, frühere Schüler der Mutter-Anstalt in Madras, gingen dorthin ab (1861), begannen in der englischen und in der Tamißsprache zu predigen und in der schon im ersten Jahre ihres Bestehens über hundert Schüler zählenden Schule zu unterrichten.

Diese drei Stationen bildeten bald ein Centrum, von dem aus in engeren und weiteren Umkreisen das Licht des Evangeliums verbreitet wurde. Von Bellore aus wurde in Randyapathoor, einem Dorfe in der Nachbarschaft, vor einer kleinen Christengemeinde gepredigt. Von Sealcote aus bereiste einer der Missionare die Städte Wazirabad, Goojrat, und Jalalpoore und viele Dörfer in einem Umkreise von 10—20 engl. Meilen. Da übrigens der Central-Ort selbst eine Station der Amerikanischen Mission bildete, so wurde von dem zahlreichen Stab, den die schottische Kirche hier unterhielt und der sich, einschließlich der zwei europäischen Missionare, der Lehrer, Colporteur, Catechisten u. auf etwa 15 Personen belief (1863), einer der Missionare nach Goojrat, als nunmehrigem ständigem Quartier, abgesandt (1865), wo die Predigt große Volksmengen anzog.

Sowol hier wie in Wazirabad wurden Schulen für den Elementar-Unterricht in der Landessprache gegründet; außerdem bestand in Sealcote selbst eine Schule für die Kinder der meist Mohammedanischen Soldaten, die dort cantonnirt waren mit einer Schülerzahl von etwa fünfzig, und

eine Stadtschule mit etwa achtzig Schülern (1865). Regelmäßige Morgen- und Abendandachten und täglicher Religionsunterricht mit Zugrundelegung von Barth's biblischer Geschichte bildete das sie von den Regierungsschulen unterscheidende Merkmal. Was die im Jahre 1865 eröffnete „Hunter's Memorial“ Kirche betrifft, so wurde dort sonntäglich gepredigt, Vormittags Englisch, Abends Hindustani. Es zeigten sich aber wenig Heiden unter den Zuhörern.

An allen diesen Orten stellten sich zwei Hauptschwierigkeiten der Methode der bloßen Predigt nur zu bald heraus: einmal die oft feindselige Gesinnung der Zuhörer bei den Hindus, die zu große Geneigtheit zu Disputationen bei den Mohammedanern und andererseits die Unkenntniß des Volkes auf dem Lande im Allgemeinen, das nicht nur unfähig war, die ihm angebotene Schrift zu lesen, sondern auch wie natürlich mit den ihm gepredigten christlichen Begriffen von Sünde, Reue, Versöhnung zc. ganz andere Ideen verband. Man sah sich also auch hier vielfach auf Schulen angewiesen und mehr auf die Unterhaltung mit Einzelnen als auf die Predigt zu großen Massen.<sup>1)</sup> Mittlerweile fuhren die drei

1) Vgl. Report on foreign Missions 1866 S. 29: „Der Missionar predigte in vielen Dörfern, obschon diese Besuche bis jetzt ohne Resultat geblieben sind. Disputationen vermeidend zog er Privatunterhaltungen mit Einzelnen dem Predigen zu großen Massen vor.“

Rep. of 1867 S. 18. Der Missionar Macfarlane (Gya) schreibt in Bezug auf die Fruchtlosigkeit des Bazarpredigens: „die Zuhörer sind gewöhnlich eine zusammenge-  
laufene Bande . . . keine Seele sucht ehrlich nach der Wahrheit. . . . Ich war vor-  
eingenommen gegen Schulen als ich zuerst hieher kam; meine Erfahrung unter den  
hiesigen Hindus aber und die Schwierigkeiten, die dem in der Landessprache predigenden  
Missionar in den Weg gelegt werden, haben mich überzeugt, daß gute und entschieden  
(thorough) christliche Schulen die bestgeeignetsten Mittel sind, Hindus zu beeinflussen und  
zu bekehren.“

Ibid. S. 22. Anstatt der Bazarpredigten hat der Missionar (Taylor in Seal-  
cote) Privatversammlungen mit intelligenten „inquirers“ im Missionshause gehalten.“

S. 23. „Die Erfahrung des Missionars (Paterfson in Goojrat) hat ihn mehr und  
mehr von der Wichtigkeit der Schulen überzeugt, da dieselben die beste Gelegenheit dar-  
bieten, die Kenntniß der Wahrheit zu verbreiten, eine Kenntniß die sich sehr oft nicht auf  
die Schüler beschränkt, sondern von denselben Eltern und Geschwistern mitgetheilt wird.“

Rep. of 1870. S. 139: Mr. Macfarlane schreibt von Gya: „Ich hege eine solche  
Abneigung gegen Bazarpredigen, daß ich die Unmöglichkeit fühle es mit Zuversicht un-  
ter den Hindu's fortzusetzen. . . . Ich bin überzeugt, daß ich hier einmal, zweimal  
täglich predigen und so zehn, zwanzig, dreißig und vierzig Jahre fortfahren könnte, ohne  
einen einzigen aufrichtigen Heiden zu bekehren. Viele ausgezeichnete Missionare haben  
trotzdem in ihrer Arbeit fortgefahren, zufrieden mit dem bloßen Zeugniß-Ablegen von  
Gottes Wahrheit, abgesehen davon, ob Menschen es annehmen oder nicht; viele ausge-

großen Institute in den Städten der Präsidentschaften in ihren gewöhnlichen Arbeiten fort. In Calcutta hatte Dr. Ogilvie im Jahre 1864 den Entschluß gefaßt, die Anstalt mit der Universität zu affiliiren, d. h. die Schüler derselben bis zu einem der Examina für „Degrees“ vorzubereiten.<sup>1)</sup> Unter den jungen Männern der höheren Kasten war die Erlangung der Degrees (Titel) einer der vier Fakultäten ein Gegenstand höchsten Wunsches geworden,<sup>2)</sup> seitdem alle Regierungsämter Eingebornen und Engländern gleich offen standen und natürlich dem Inhaber eines solchen Titels, der nur nach ziemlich schwieriger Prüfung zu erlangen war, das Aufsteigen bedeutend erleichtert wurde. Kein der bessern Klasse angehörige junge Mann, Christ oder Heide, wollte anderswo als in einer „affiliirten“ Schule studiren, da nur die Erziehung in einer solchen Schule zu allen Prüfungen der Universität berechtigte; und so kam es, daß wenn Dr. Ogilvie nicht seine Anstalt schließen wollte, er sich dem neuen Strome anbequem mußte.

Der unmittelbare Erfolg dieses Schrittes war ein großer Zuwachs an Schülern und zwar meist an Schülern der höheren Kasten und ferner so sehr vermehrte Schulgelder, daß alle Ausgaben und ein Theil des Gehaltes der Missionare davon bestritten werden konnte. Die Missionschule wurde nun in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine „School departement“ die anderen, höhere „College departement“ genannt wurde.

Die Nothwendigkeit einer solchen Reform wurde in Indien selbst allgemein anerkannt; in Schottland aber waren sie nicht allen Unterstützern der Mission einleuchtend. Es geschah mit dem Zwecke, diesen Mißverständnissen ein Ende zu machen und zugleich seine Gründe darzulegen, warum „die Heranziehung eingebornen Prediger“ in Calcutta vorläufig aufgegeben sei, daß Dr. Ogilvie im Jahre 1867 in klarer, wahrheitsgetreuer und überzeugender Weise seine Explanation srelative to the training of edu-

---

zeichnete Männer halten trotzdem daran fest, daß es auch unter diesen Umständen die Pflicht des Missionars sei in der Predigt fortzufahren. Aber ich bin der Sache milde und möchte ein Arbeitssystem angewandt sehen, das während der ganzen Lebenszeit eines Mannes wenigstens einige vernünftige Resultate hervorbrächte. Das einzige System das, soweit ich sehen kann, solche Resultate unter den Hindu's hervorzubringen im Stande ist, ist das Schulsystem.“ Ein Urtheil des Bischofs von Calcutta über die „educational method“ siehe später.

<sup>1)</sup> Diese „Grade“ oder Titel sind der F. A. (First in Arts); B. A. (Bachelor of Arts) und der M. A. (Master of Arts).

<sup>2)</sup> Arts (Philosophie und Philologie), medicine, law (Rechte) und engineering (Ingenieurwesen) sind die 4 Fakultäten in Calcutta.



cated native Ministers in connection with the General Assembly's Mission“ veröffentlichte. Das Büchlein enthält außerordentlich viel Empfehlenswerthes. Ausgehend von dem Satze, daß Missionsberichte nicht aufregend und anecdotenhaft (effective) sein sollten, sondern vielmehr belehrend (instructive) entwickelt der Verfasser die Schwierigkeiten, ja die augenblickliche Unmöglichkeit des Heranziehens Eingeborner zu Predigern, giebt dann die Geschichte dreier Convertiten, von denen zwei sich zurückzogen, dem dritten die Anstellung von der General Assembly aus finanziellen Gründen verweigert wurde, und geht schließlich zur Rechtfertigung seines Satzes, daß nur junge Leute von Erfahrung zu Predigern zugelassen werden könnten, auf eine Erläuterung von 1 Tim. 3, 2—7 ein, in der auch Bengel und Roger Bacon citirt werden.

Das Sendschreiben Ogilvie's und namentlich sein offenes Bekenntniß, daß die Heranziehung eingeborner Prediger gänzlich fehlgeschlagen habe und jetzt abjichtlich ganz außer Acht gelassen werden müsse, erregte natürlich in Schottland das unglaublichste Erstaunen. Es wurde daher der Beschluß der General Assembly, eine Deputation nach Indien abzusenden mit dem Zwecke, die verschiedenen Missionsanstalten der Schottischen Kirche und anderer Kirchen zu besuchen und die daselbst angewandten Methoden zu prüfen, mit allgemeinem Beifall begrüßt. Der für die Mission außerordentlich thätige, geistreiche und beliebte Dr. Normann Macleod<sup>1)</sup> und Dr. A. Watson, Pastor in Dundee wurden zu Mitgliedern der Deputation ernannt und verließen Schottland im November 1867.

Auf ihrer Reiseroute besuchten sie von Bombay aus Punah, wo sich die Free Church Station und das Waisenhaus der Radie's Association befand und Colgaum, eine amerikanische Missionsstation, und segelten dann an der Westküste Indiens entlang nach Calicut, um das wenige Meilen davon entfernte Bepore und von da aus mit der Eisenbahn in 24 Stunden Madras zu erreichen. Von hier aus suchten sie Bellore und Bangalore auf, und erreichten nach viertägiger Seereise Calcutta. Nach Ablauf von drei arbeitsvollen Wochen in dieser Hauptstation wurde Dr. Macleod plötzlich krank und mußte auf den dringenden Rath der Aerzte von seinem Plane, an der Tour nach Gya Theil zu nehmen, absteigen. Glücklicherweise erholte er sich schon nach acht Tagen und konnte, vereint mit Dr. Watson,

<sup>1)</sup> Dieser auch als Schriftsteller bekannte Mann, einer der Hofkapläne der Königin, wurde zu Campbeltown in Argyllshire im Jahre 1812 geboren. Er starb 1872. Sein höchst lesenswerthes „Leben“ ist vor einigen Jahren von einem Bruder des Verstorbenen beschrieben und in zwei Bänden herausgegeben.

Allahabad, Lucknow, Agra und schließlich Delhi besuchen, von wo aus beide auf verschiedenen Wegen, Dr. Watson über Meerut, Sealcote und Bombay, Dr. Macleod über Calcutta und Ceylon, nach Schottland zurückkehren. (März 1868.)

Die Erfahrungen beider Männer, ihre Ideen über die erfolgreichsten Methoden des Missionirens, über die nothwendigen Eigenschaften eines Missionars in Indien, ihre Pläne betreffs einer einheitlichen indischen Kirche, ihre beredten Aussprachen an ihre Landsleute, ihr enthusiastisches Befürworten der indischen Missionsfrage: Alles dies ist in zwei vortrefflichen Schriften niedergelegt, in Dr. Watson's „Four months among our Mission Stations, a narrative of the Church of Scotland's Deputation to India in 1867—68“ Edinburgh 1869 (ursprünglich der Bericht vor der General Assembly) und in Dr. Norman Macleod's „Address on Christian Missions to India with special reference to the educational Missions of the Church of Scotland“, 1869.

Es würde uns hier natürlich zu weit führen, auf diese beiden für Missionare und Missionsfreunde gleich interessanten und werthvollen Schriften näher einzugehen. Sie können hier nur in Betracht kommen so weit sie auf die Entwicklung der Schottischen Mission in Indien von Einfluß gewesen sind; und hier kommen, außer dem mehr persönlichen heilsamen Einfluß der Deputation, sofern die Mitglieder derselben den Arbeitern auf dem indischen Missionsfelde Rath, Anregung und Ermuthigung zu Theil werden lassen, insbesondere folgende Hauptergebnisse in Betracht:

1. Auf die unzulängliche Besetzung der verschiedenen Stationen wurde nachdrücklich hingewiesen und in Folge dessen mehrere neue Kräfte ausgesandt, unter Andern ein zweiter Missionar nach Calcutta und ein Arzt-Missionar ins Punjab.

2. Die Begründung einer Mission unter den „Aborigenes“ (Ursstämmen) wurde beschlossen und zwei deutsche Missionare Bechthold und Beutel wurden, auf Empfehlung Brodnow's in Berlin, für den schottischen Missionsdienst gewonnen und nach Darjeeling geschickt. (1870.)

3. Dr. Ogilvie's große Vorsicht im Verfahren mit Convertiten wurde gebilligt, das educational-System unter den Hindu's und namentlich in größeren Städten wurde entschieden bevorzugt und die öffentliche Meinung in Schottland hinsichtlich der Missionschule in Calcutta beruhigt.

4. Die Station Gya wurde, da sich dort durchaus keinerlei Resultate durch die Predigt gezeigt hatten, aufgegeben und nach Darjeeling verlegt.

5. Verschiedene eingeborene Geistliche waren ordinirt und Vorlesungen gehalten worden, deren finanzielle Ergebnisse der Mission zu Gute kamen.

6. Eine Gehaltsregulirung und namentlich die Gründung eines Pensionsfonds für Missionare wurde empfohlen und in's Werk gesetzt. —

So erhielt denn die Mission der E. C. einen neuen Anstoß und neues Leben durch die Energie, Treue und Weitherzigkeit dieser beiden im Interesse der Mission unermüdllich thätigen Männer.<sup>1)</sup>

Der zweite 1869 nach Calcutta abgegangene Missionar hatte den besonderen Auftrag, unter den englisch redenden, in englischen Schulen und Instituten erzogenen, Eingebornen zu predigen. Es war das ein Werk von besonderer Schwierigkeit, insbesondere seit der Bildung der sogenannten Brahmo Somaj.

An den sonntäglichen Vorlesungen über Christi Leben und Lehre nahmen aber trotzdem zwischen drei bis fünfhundert englisch redende Natives Theil. Außerdem verwandte dieser Missionar eine Stunde täglich zur Schrifterklärung im „College departement,“ und hielt jeden Sonntag Bibelstunden.

In Bombay bildete sich im Jahre 1868 eine kleine Christengemeinde, freilich nur aus etwa 15 Mitgliedern bestehend. Das Schulgeld stieg von 716 Rupien (1865) auf 1906 R. (1867). Die Arbeit des Catecheten schloß Bazarpredigt, Gefängniß- und Hospitalbesuch ein. Während die Schülerzahl hier nur etwa 380 betrug, stieg sie in Madras auf 450. Ueberhaupt zeigte sich in dieser letztgenannten Stadt der gedeichlichste Fortschritt. Die „Native Church“ zählte im Jahre 1869 schon 300 Mitglieder. Ein Bauplatz für eine Kirche wurde erworben und der eingeborne Prediger David fuhr fort regelmäßigen Gottesdienst zu halten. In den beiden Zweigstationen Bellore und Secunderabad bestanden ebenfalls kleine christliche Gemeinden mit je 20 und 40 Communicanten (1869). Als Pastor in Bellore wirkte der von der Deputation ordinirte Prediger Coomarappen. Am erfolgreichsten erwies sich aber in diesen und den nächsten Jahren die Mission in Sealcote, Goojrat und Wazirabad. Nicht weniger als sieben Schulen, wovon drei in Sealcote selbst, verbreiteten zugleich mit elementaren Kenntnissen christliche Belehrung. Außerdem wurden in der Gründung und Leitung von Missionsstationen in den umliegenden

1) Wie groß das Gewicht war, das von Seiten der Regierung der Deputation beigelegt wurde, sieht man aus dem feierlichen Empfang derselben im Rathhause zu Calcutta, bei dem der Vizekönig und alle höheren Staatsbeamten zugegen waren.

Dörfern des Districtes Fortschritte gemacht.<sup>1)</sup> Ein christliches Dorf entstand; und hier so wie in den Waisenhäusern, unter den Truppen und in Hunter's Memorial Church wurde mit Aufopferung und mit Erfolg gepredigt.

In Gya allein unter „den bigottesten und fanatischsten Hindu's in ganz Bengalen“ gedieh das Werk nicht; und die Verlegung der Station nach Darjeeling stellte sich, insbesondere nach den Darstellungen Macfarlane's, immer mehr als eine Nothwendigkeit heraus. Die günstige Lage dieses Ortes etwa 400 Meilen nördlich von Calcutta auf den hochgelegenen Abhängen des Himalaya in der Mitte ausgedehnter Theeplantagen und umgeben von leicht zugänglichen und empfänglichen Völkerstämmen und der Erfolg der die dortigen Arbeiten Bechtholds und Anderer krönte, rechtfertigte die Hoffnung, die man auf diese, im Uebrigen mit manchen Bedenken verknüpften, Verlegung gegründet hatte.

Im Jahre 1870 stellte sich die ganze Stärke der E. C. Mission etwa folgendermaßen dar:

Hauptstationen 5. Europäische Arbeiter 15. Davon 6 ordinirte Missionare, 1 Arzt. Eingeborne Agenten 6. Drei davon ordinirte Prediger, drei Candidaten. Weibliche Missionsarbeiter im Dienste der Ladies Assoc 5. Katecheten 15. Total 46 Missionsarbeiter. Zahl der Schüler einschließlich der Waisenkinder 4075. Zahl der Communicanten in allen Native Churches 570.

Die nächsten Jahre brachten zunächst viel Schweres und der Entwickelung der Mission Hinderliches. Dr. Ogilvie, der langjährige, treue Arbeiter in Calcutta starb im Jahre 1871; der eine der erwähnten deutschen Missionare unter den „Aborigenes“ erwies sich seiner Stellung nicht gewachsen und wurde entlassen, während der andere, Bechthold, nach zweijährigem, eifrigem Dienst in Goalpara, unter den Mechees, aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurückzukehren sich gezwungen sah (1872). Während so die Arbeitskräfte in Indien decimirt wurden, wurde auch im Mutterlande selbst der Mission eine Hauptstütze entrißen durch den Tod des allgemein beliebten und für die Missionsache rastlos thätigen Dr. Norman Macleod (13. Juni 1872).

Auf der andern Seite waren die Fortschritte, die die drei großen Institute machten, die geachtete Stellung ihrer Lehrer, sowie der hervorragende Platz, den die Zöglinge in den Universitätsprüfungen einnahmen;

<sup>1)</sup> Im Jahre 1870 waren sechs solcher Stationen um Sealcote gegründet, von denen die nächste 6, die entlegenste zwischen 20 und 30 englische Meilen entfernt war.



häufigere Taufen, und vor allem die stetig wachsende Zahl der Native Churches, eine Quelle immer neuer Hoffnung. Unter diesen Gemeinden der eingebornen Christen zeigte sich sehr bald die Neigung, sich zu einer gemeinsamen Kirche zu vereinigen, eine Idee, die in Sealcote durch die Vereinigung der E. C. Missionskirche mit der Amerikanischen ebendasselbst zu einer „Native Christian Church“ (1873) durchgeführt und auf den Conferenzen zu Allahabad des Weiteren besprochen wurde. Ein anderer Schritt vorwärts war die Aussendung von Medical Missionaries; einer derselben arbeitete in Sealcote, später in Chumba, wo das Regierungshospital unter seine Aufsicht gestellt und zugleich ein Hospital für Auswärtsige gestiftet wurde (1875). Ein anderer arbeitete seit 1872 bei Darjeeling unter den Kimbu's und Lepcha's; doch wurde dieses Arbeitsfeld wegen der allzu spärlichen Bevölkerung des Districtes bald aufgegeben.

Während der Jahre 1876 und 1877 litt namentlich Madras von den Folgen der schrecklichen Hungersnoth. Lehrer und Schüler starben; und der Missionar Matheson wurde sehr bald nach seiner Ankunft daselbst hinweggerafft. Die übrigen großen Schulen, namentlich die in Calcutta, brachten es zu großer Blüthe und zu einer sehr hohen Schülerzahl<sup>1)</sup> Ebenso segensreich wirkte die Mission im Panjab. In Goojrat stieg die Schülerzahl von 70 (1874) auf 231 (1876); in Wazirabad auf 209. Auch die Zahl der Taufen steigerte sich sowol hier wie in Darjeeling.<sup>2)</sup>

Endlich hatten auch die beiden mit der E. C. verknüpften Missionen der St. Stephen's Gemeinde in Edinburg und der Ladie's Association erfolgreich fortgearbeitet. Die Station der ersteren Gospara wurde nach Njehatta verlegt, der Wirkungskreis der letzteren lag in Waisenhäusern, und den Zenana's, durch deren Beaufsichtigung und Besuch einer allmählichen Aenderung in der Stellung des weiblichen Geschlechtes in Indien, langsam aber sicher vorgearbeitet wird.

Was schließlich die finanziellen Verhältnisse der Mission betrifft, so haben sich dieselben in neuerer Zeit entschieden günstiger gestaltet, wobei freilich zu bedenken ist, daß die vergrößerten Einnahmen nicht von größerer Theilnahme der Gemeinden, sondern von Geschenken, Legaten u. herrühren.<sup>3)</sup>

Damit hätten wir die Geschichte der „Mission of the Established Church of Scotland“ in Indien bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Durch Jahre der Entnuthigung, des Kampfes, des Zweifels und der Erfolglosigkeit, hat sich dieselbe hindurchgearbeitet und es nun endlich zu einer Stabilität gebracht, die, wenn mit Gottes Hilfe die nöthigen Kräfte gefunden werden, — wozu nach den neuen Gehaltsregulirungen der Missionare<sup>4)</sup> mehr Aussicht zu sein scheint — die gesegnetsten Früchte verspricht.

1) In Calcutta etwa 1200 Schüler (1877).

2) Im Panjab 8 Taufen (1875—76); 4 (1876—77).

In Darjeeling 12 „ darunter 3 Nepaul-lehrer (1875—76). 11 (1876—77).  
3) Dahin gehört das im Jahre 1876 empfangene Legat eines Mr. James Buist von L. 6000.

4) Die neuen Bestimmungen sind im Wesentlichen folgende:

A. Gehalt. Für die 2 ersten Jahre : 350 L. per annum. Für die 5 nächsten

Ich kann diesen Artikel nicht besser schließen als mit den Worten des Bischofs von Calcutta, die sich im Missionsberichte von 1866 abgedruckt finden; und mit den beredten Aeußerungen Dr. Watson's am Schlusse seines „Reports“ über die Reise der Deputationsmitglieder nach Indien.

Der Bischof von Calcutta sagt:

„Sollen denn Missionare und Prediger Schulmeister werden?“ Ich antworte: ja. Denn Erziehung selbst, abgesehen von dem Maße der mitgetheilten Schriftkenntniß ist ein gutes und ein religiöses Werk. . . . Deshalb mögen die Missionare immerhin Erziehung und Unterricht als eine Pflicht in ihrem Gottesdienste betrachten, während sie in Bezug auf directe Resultate der Belehrung mit dem Dichter sprechen müssen

Ich laß' es, Gott, in deinen Händen

Du kannst die Herzen wie die Ströme wenden!

Sie sollen dafür halten, daß Literatur und allgemeine Kenntnisse Zuchtmeister auf Christum sind, gerade so wie es das jüdische Gesetz war, und sie sollen dieselben mittheilen in dem festen Glauben, daß sie in Gottes eigener Zeit ihre natürlichen Früchte tragen werden.“

Dr. Watson sagt auf Seite 65 seines Berichtes:

„Wir wollen die so oft gehörten Worte, daß die Felder reif seien zur Erndte, nicht wiederholen. Wir laden Pastoren und Missionare nicht ein zu ihrer Arbeit um so gleich einen sichern Lohn zu ernten in dem Einsammeln des reifen Kornes. Unsere Zeit ist vielmehr eine Zeit des Säens und des Begießens, eine Zeit des Pflügens und der Zubereitung des Aeders, der lange Zeitraum zwischen Saatzeit und Ernte in der geistigen Welt muß nicht nach den wenigen Monaten oder Jahren der Lebensarbeit eines Mannes bemessen werden, sondern nach viel größeren Zeiträumen. Es ist daher unrecht unsere Mission vom Gesichtspuncte der Ernte aus zu betrachten, während doch der Winter erst jüngst vergangen und in der That an vielen Orten noch nicht einmal ganz und gar vorüber ist.“

## II. Afrika.

Der neue Eifer für Missionsunternehmungen in Afrika, den das Leben und der Tod des unvergeßlichen Livingstone den evangelischen Kirchen Großbritanniens eingeflößt hatte, machte sich auch in der Established Church of Scotland geltend. Nachdem die Free Church mit der Aussendung einer Missionsexpedition unter Leitung des Flottencapitäns Young den Anfang gemacht hatte, begann auch die E. Ch. sich zu einem gleichen Schritte, zu dem die Mittel reichlich ausliefen, vorzubereiten. Wohl ausgerüstet verließ 1876 die Expedition die englische Küste und erreichte wohlbehalten Quillimane. Der Character dieser Mission war den Wünschen Livingstone's entsprechend ein industrieller; d. h. Handwerk, Landwirthschaft, Medicin u. s. w. wurden in den Dienst genommen, um Europäische Cultur mit Europäischem Christenthum zugleich zu verbreiten. Demgemäß befanden sich unter den Ausgesandten ein Arzt, ein Schmied, ein Zimmermann, ein

Zahre : 400 L. per annum. Für die 7 nächsten Jahre : 450 L. per annum. Für die 7 nächsten Jahre : 500 L. per annum. Für die 4 nächsten Jahre : 600 L. per annum. Außerdem freies Haus und 50—60 L. extra in Calcutta, Bombay und Madras.

B. Urlaub. In 25 Dienstjahren zweimaliger Urlaub von zusammen drei Jahren gestattet. Gehalt während desselben cr. 300 L. jedoch nur, wenn nach Ablauf von von je 7 Jahren genommen.

C. Pension. Nach 25 Dienstjahren 150 L. Die Wittve eines im Dienst oder nach Ablauf von 25 Dienstjahren verstorbenen Missionars erhält 40 L. per annum.

Dagegen stechen die Gehalte der deutschen Missionare freilich sehr ab!

Tischler, ein Gärtner und ein Seemann. Eine Hauptschwierigkeit lag in der Wahl des Terrains für die zu gründende Station. Dank den Bemühungen Henderson's, der schon vorher mit der Free Church Expedition abgegangen war, um sich nach einem geeigneten Punkte umzusehen, gelang es jedoch bald am obern Shire, dem südlichen Ausflusse des Nyassa-Sees einen hochgelegenen und in jeder Hinsicht passenden Niederlassungsort zu finden. Man nannte denselben zu Ehren Livingstone's nach seinem Geburtsort Blantyre, und begann sofort unter dem Beistand mehrerer Hunderte von Eingebornen Hütten zu bauen, Wege anzulegen u. s. w. So lange noch kein eigentlicher Missionar an der Spitze stand, übernahm einer der drei Free Church Missionare von Livingstonia freundlichsterweise die Leitung des kleinen Gemeindewesens, wie denn überhaupt das gegenseitige Verhältniß der beiden Niederlassungen das allerherzlichste war. Eine Schule wurde sofort gegründet und gedieh den Umständen gemäß. Die umherwandelnden Häuptlinge besuchten die Station oft und wohnten den Gottesdiensten bei. Fünf Familien stellten sich aus Furcht vor den Sklavenhändlern unter den Schutz der britischen Flagge und bauten sich auf dem ihnen zugewiesenen Lande und im Einverständniß mit den ihnen auferlegten Bedingungen in Bezug auf Größe des Hauses u. s. w. ihre Wohnungen.

Im April 1878 ging dann endlich ein ordinirter Missionar mit seiner Frau und einem Handwerker (missionary artisan) nach Blantyre ab.

Ich entnehme einem Briefe des Gärtners Buchanan die folgenden Details, die vielleicht am besten das Leben in der kleinen Christencolonie beschreiben:

„Ein sehr schönes und angenehmes Arbeitssystem ist gegenwärtig hier in's Werk gesetzt. Wir haben acht Arbeitsstunden per Tag von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags und von 2—5 Uhr Abends. Herr Walla bläst das Signal auf einem Horn am Beginn und Schluß der Arbeit. Dies Signal amüßirt die Eingebornen außerordentlich, besonders das „Halt“ und „Entlassen“. Wenn das Abendsignal gegeben ist, versammeln sich Alle in einem Hause, das gegenwärtig als Kirche und Schule zugleich dienen muß. Dann wird Appell gehalten und jeder antwortet auf seinen Namen; aber nicht wie gewöhnlich mit „Hier“, sondern mit Hinzufügung der Arbeit, die er während des Tages gethan hat. Einer, der 3. B. Gras geschnitten, antwortet: Mauqu (Gras), ein anderer der Holz gefahren hatte: Metengo (Bäume), ein dritter, der beim Hausbau beschäftigt gewesen, antwortet: Myamba (Haus). Wenn nach dem Appell die Ruhe wieder hergestellt ist, wird ein Meeting gehalten, das etwa 15—20 Minuten dauert. Mr. Stewart und Dr. MacInn wechseln in ihren Ansprachen an die Eingebornen wochenweise ab, wir Handwerker nehmen die Freitag-Abende. Am Schluß der Versammlung singen wir ein Lied. . . . . An mehreren der vergangenen Sonntagnachmittage sind wir in die Dörfer gegangen, um Versammlungen zu halten. Wir wurden von allen freundlich empfangen; doch wollen wir nicht für immer an diesem Plane festhalten, erkennen vielmehr die Versammlung am gemeinsamen Ort um Gott mit Herz und Mund an seinem eigenen, heiligen Tage zu dienen, als das Hauptprincip an. Es wird nicht leicht sein, die Leute an den Sonntagen zusammenzubringen, aber die Schwierigkeit kann besiegt werden. Vor einigen Sonntagen kam der Häuptling Malungo mit ungefähr 60 Männern, Frauen und Kindern zu uns. Sie hörten die Predigt mit Aufmerksamkeit an, das beste Zeichen, daß sie dieselbe billigten. Die Eingebornen äußern manchmal ihre Furcht, daß wir sie verlassen würden; wir antworten ihnen aber immer, daß so lange sie sich freundlich gegen uns verhielten, wir Engländer immer bei ihnen bleiben würden.“



## III. China.

Trotzdem die Besetzung der Stationen in Indien so unzureichend und die neugegründete Niederlassung in Afrika noch immer ohne einen eigentlichen Missionschef war, wurde doch der Plan einer nach China zu entsendenden Mission im Jahre 1877, wenn auch nicht ohne Widerspruch, vom Comitee of Foreign Missions aufgenommen. Das Versprechen eines Missionsfreundes im Falle der Aussendung tausend Pfund beizusteuern, das Anerbieten eines Mediciners die Expedition zu begleiten sowie ein dringender Aufruf der Conferenz evangelischer Missionare in Shanghai vom Mai 1877, alles dies wirkte förderlich auf den Plan ein; eine Sammlung wurde ausgeschrieben, und schon im August desselben Jahres wurde Revd. Euckburn in Oberdeen<sup>1)</sup> als erster Missionar der E. C. nach China ordinirt. Mit ihm gingen zwei Colporteurs mit ihren Frauen (von der Schottischen Bibelgesellschaft ausgesandt) und der erwähnte Arzt. Der Bestimmungsort der kleinen Colonie ist vorerst Hankow unweit Sanghai. Als definitiver Niederlassungsort ist die kleine durch die Chefoo Convention geöffnete Stadt Schang am Yang-tse-Flusse (unterhalb der Fälle) in Aussicht genommen.

## Literatur-Bericht.

1) **Dalton:** „Johannes Gofner. Ein Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts“ (2. umgearbeitete Aufl. Gofnerscher M.-Verein). 1878. Auf Grund eines umfassenden Quellenmaterials hat der als Schriftsteller wohlbekannte Verfasser in diesem Buche (481 S.) uns eine Biographie geliefert, deren gefällige Darstellung nicht bloß eine höchst interessante und fesselnde Lectüre, sondern deren Gründlichkeit auch ein äußerst werthvolles kirchengeschichtliches Material darbietet. Das Dalton'sche Buch ist eins von den Büchern, die man durchlesen muß, wenn man einmal mit ihrer Lectüre den Anfang gemacht hat. Auch der Missionsthätigkeit Gofners wird eingehend gedacht und seine methodische Eigenthümlichkeit klar dargelegt. Von unserm Standpunkte aus hätten wir hier allerdings gern etwas mehr als bloßes geschichtliches Referat gewünscht. Zweifellos war Gofner eine durch und durch originale Persönlichkeit und eine ausgeprägte Einspannnatur. Es bleibt daher zu untersuchen, ob die Eigenthümlichkeit seiner missionsmethodischen Grundsätze wesentlich auf Rechnung seiner persönlichen Eigenart zu setzen ist oder eine principielle Berechtigung hat. Im letzteren Falle wäre es unbedingt die Pflicht des seinen Namen tragenden Vereins, dieselbe zu conserviren, während im ersteren mit dem Ableben ihres Urhebers eine Abweichung ge-

<sup>1)</sup> Diese kleine nordische Universitätsstadt hat sich von jeher als die Wiege von Missionaren für die Established Church ausgezeichnet.



stattet, ja unter Umständen geboten sein mußte. Wir deuten die praktische Tragweite der vermißten Kritik nur an; wenn das schöne Buch eine dritte Auflage erlebt so gefällt es vielleicht dem Verfasser nach dieser Seite hin seine Arbeit zu vervollständigen.

2) **Baltin:** „Morgenröthe auf Neu-Guinea. Mittheilungen aus dem Leben des Missionars Johann Gottlob Geißler, des Begründers der Mission auf Neu-Guinea“ (Kaiserswerth, 1878). Unser Landsmann Geißler, durch Gofner und Helbring 1852 zu den tiefstehenden Papuas auf Neu-Guinea gesandt, ist den meisten deutschen Missionsfreunden noch eine ziemlich unbekannte Persönlichkeit, die aus ihrer unverdienten Vernachlässigung ins Licht der Oeffentlichkeit gestellt zu haben das Verdienst dieses Büchleins ist. Zwar sind die Resultate der Missionsarbeit Geißlers nicht bedeutende zu nennen, aber die Treue, mit der der bescheidene Mann 14 Jahre lang Fuß beim Mal gehalten und trotz vieler Entmuthigung, großer Entbehrung und mannigfachem Leid unter Aufopferung seiner Gesundheit nicht müde geworden ist ein hartes Feld zu bebauen, diese Treue ist bewundernswerth und schon um ihrer willen eine Biographie berechtigt. Das Lebensbild, das der Verfasser gezeichnet und der Herausgeber dieser Zeitschrift auf seinen Wunsch durch ein Vorwort den heimathlichen Missionskreisen empfohlen hat, ist ein von zarter Liebeshand errichtetes Denkmal auf dem Grabe des früh heimgegangenen leidensreichen Arbeiters und wird nicht verfehlen in Allen, die es lesen, die Liebe zur Mission und die Hochachtung gegen die Männer zu vermehren, die ihr Leben im Dienste Jesu nicht für theuer achten.

3) Für Freunde bildlicher Darstellungen aus dem Gebiete der Mission, insbesondere solcher, die ein wenig englisch verstehen, empfehlen wir die im Verlage der Church Miss. Soc. (London E. C. Salisbury Square) soeben herausgegebenen: *Sketches of African Scenery from Zanzibar to the Victoria Nyanza, being a series of coloured lithographic pictures from original sketches by the late Mr. Th. O'Neill of the Victoria-Nianza-Mission of the Ch. M. S.* (4. 1,50 Mk.). Das schön ausgestattete Heft enthält 19 meist trefflich gelungene bunte Bilder, die der leider bereits ermordete Missionar O'Neill auf seiner Reise nach dem Victoria-Nyanza-See aufgenommen hat sammt einem ausführlichen erklärenden Texte. Das Heft ist entweder direct von der Ch. M. S. oder durch den Buchhandel zu beziehen und ist aller Verbreitung werth.

4) Endlich gedenken wir einer erfreulichen und hoffnungsvollen missionswissenschaftlichen Leistung in holländischer Sprache, deren Titel wir wenigstens zur Kenntniß derjenigen unserer Leser bringen wollen, die an der Vertretung der Mission auf der Universität ein Interesse haben, nämlich: *De Geschiedenis der Christelijke Zending, een belangrijk onderdeel der christelijke Theologie. Redevoering ter aanvaarding van het hoogleeraarsambt in de Godgeleerdheid te Utrecht, den 29. Mai 1878, door E. H. Lasonder (Utrecht, Dannenfelser en Co.).* Auf den Inhalt dieser akademischen Antrittsrede kommen wir gelegentlich zurück.

# Heidenthum, Islam und Christenthum in Indien.<sup>1)</sup>

Von P. Wurm.

Der Dreizack, der Halbmond und das Kreuz, — so lautet der Titel einer Schrift, in welcher der englisch-kirchliche Missionar Vaughan eine Religions- und Missionsgeschichte von Indien zu geben versucht. Es ist sehr dankenswerth, daß nun ein im Lande lebender Missionar sich diese Aufgabe gestellt hat, denn außer der kleinen Schrift von Robson: *Hinduism and its relations to Christianity*, ist dem Referenten auch in englischer Sprache nichts Aehnliches bekannt. Lückenlosigkeit darf man freilich bei einer so umfassenden Arbeit in einem Bande nicht erwarten. Aber die Engländer verstehen es besser als wir Deutsche, wissenschaftliche Werke für ein größeres Publicum anziehend zu schreiben, haben es dann allerdings auch weniger mit kleinlichen Recensenten zu thun. Vaughan konnte für den schwierigsten Theil die kurz vorher erschienene Schrift des Oxford-Professors Monier Williams: *Indian Wisdom* benutzen, welche ihm viel Quellenstudium ersparte. Er nimmt dann allerdings manches als bare Münze auf, was nach den Forschungen unsrer deutschen Orientalisten noch keineswegs gesichertes Resultat ist. Immerhin dürfte es unsere Leser interessiren, wenn wir, von diesem frisch aus dem Leben greifenden Führer geleitet, die religiöse Entwicklung des Wunderlands im Osten kurz übersehen.

Schon das erste Wort in Vaughans Titel bedarf wohl für manche Leser einer Erklärung. Der Dreizack ist das Symbol des Gottes Siva, dessen Verehrer allerdings in Indien die zahlreichste Partei sind. Allein wir können den Titel doch nicht als zutreffend ansehen, denn eine Beziehung des Dreizacks auf die sogenannte indische Dreieinigkeit, wie Vaughan annimmt (Pref. IX.) läßt sich, soweit dem Ref. bekannt ist, nicht nachweisen. Mit dem Buddhismus hat der Dreizack ohnedieß nichts zu schaffen; dessen Symbol wäre eher das Rad. Wenn man den Dreizack als Symbol des Brahmanismus und Buddhismus bezeichnet, so könnte man

---

<sup>1)</sup> The Trident, the Crescent and the Cross: a view of the religious history of India during the Hindu, Buddhist, Mohammedan and Christian periods. By the Rev. James Vaughan, nineteen years a Missionary of the C. M. S. in Calcutta. London: Longmans, Green & Co. 1876.

mit demselben Recht die Jungfrau Maria als das Symbol des Christenthums betrachten, weil die Mehrzahl der Christen ihre Verehrung in den Vordergrund stellt. Doch zur Sache! Wir folgen Baughans Kapiteileintheilung.

### 1. Die alten Hindus.

Die ersten arischen Ansiedler in Indien, welche wahrscheinlich von den Quellen des Oxus her in das Land am Indus und von da an den Ganges wanderten, scheinen sich dem Hirtenberuf gewidmet zu haben. Ihr Hauptreichthum bestand in Herden. Nach und nach befaßten sie sich auch mit dem Ackerbau und kultivirten mit Erfolg die lachenden Landschaften, welche unter ihre Herrschaft kamen. Selbst die höheren Künste wurden nicht vernachlässigt. Sie bauten Städte und versertigten Schiffe, auf welchen sie mit andern Ländern verkehrten. Aber Jahrhunderte nach ihrer Wanderung besaßen sie noch keine Literatur; ihr geistiger Reichthum wurde nur in den Tafeln des Gedächtnisses auf Kindeskinde vererbt. Doch mit der Zeit faßten ihre Weisen die Hymnen und Zaubersprüche in Schrift, um sie zu erhalten, und es entstand die umfangreiche Sanskritliteratur. Die Sprache selbst wurde frühzeitig grammatisch bearbeitet, denn bereits war das Sanskrit (d. h. die vollkommen gebildete Sprache) eine todte Sprache geworden, welche nur die Gelehrten verstanden; die Umgangssprache war das davon abgeleitete Hindui, das sich später in Hindi, Bengali, Urija, Mahratti, Gudscharati und Pandschabi schied<sup>1)</sup>. Diese Volkssprachen schöpfen aber ihre literarische Entwicklung, ihre Kraft und Schönheit immer wieder aus der ungemein reichen und präcisen Muttersprache.

In ihren Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die ersten arischen Ansiedler sehr von ihren Nachkommen. Vom Kastensystem findet sich noch keine Spur. Die Unterschiede der Stände sind nicht stärker als bei andern Völkern. Keine Speiseverbote haben ihre Nahrung eingeschränkt. Während für ihre Nachkommen der Genuß von Ochsenfleisch und das Schlachten einer Kuh das größte Verbrechen ist, und selbst christliche Hindus einen Ekel vor Ochsenfleisch nicht wegbringen, haben ihre Vorfahren sich besonders daran gelabt.

Die alten Arier waren eine hellfarbige Race. Im allgemeinen gilt noch heute der Satz: je höher die Kaste, desto heller die Farbe; und es gibt Brahmanen, die den Spaniern und Italienern in der Farbe äh-

<sup>1)</sup> Konkani und Sindhi sind bei Baughan nicht erwähnt.

lich sind, während die Urbewohner von Indien schon im Ramahana als schwarz mit wolligem Haar und dicken Lippen beschrieben werden. Was die letzteren betrifft, so begnügt sich B. nicht mit der von Max Müller und andern angenommenen Zugehörigkeit aller nicht arischen Einwohner zur turanischen Sprachfamilie, da (nach M. Williams) zwischen den eigentlichen Draviden (Tamulen, Malabaren, Telugus und Kanarenen) und den halbbarbarischen Bergvölkern (Gonds, Kolhs, Santhals u. s. w.) zu großen Unterschiede in Sprache und Sitten sich finden. Letztere hält er für Abkömmlinge von wilden tartarischen Stämmen, während die Draviden ihren Ursprung vielleicht nicht weit von der ersten Heimat der Arier gehabt haben, vor den Ariern nach Indien gewandert und durch dieselben immer weiter nach Süden gedrängt worden seien. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß sie sich immer mehr mit den Ariern vermischt haben. Obgleich ihre Sprachen viele Sanskritwörter entlehnt haben, so ist doch der Sprachbau ein ganz anderer. Sie haben eine umfangreiche Literatur, während die Bergvölker bis jetzt aller Bildung fremd geblieben sind.

Die Stellung des Weibes war in Indien in alten Zeiten besser als gegenwärtig. Wittwenverbrennung kommt in den Veda-Liedern, ja selbst in Manu's Gesetzbuch und in dem großen Epos Ramahana, das M. Williams in das 5. oder 6. Jahrh. vor Chr. setzt nicht vor. Nach dem zweiten Epos Mahabharata kommt sie allmählich in Aufnahme. Zu Alexanders des Großen Zeit war sie nach Strabo's Zeugniß nichts Uegewöhnliches mehr. Vielweiberei scheint in alten Zeiten nicht rechtlich anerkannt gewesen zu sein. Noch bei Manu heißt es, ein Brahmane sollte nur Ein Weib haben, doch wird ihm nicht verboten mehr zu nehmen. Ein schöner Brauch bei den alten Hindus war das Hochzeitfeuer. Kein anderes Feuer sollte zu den Morgen- und Abendopfern gebraucht werden als dasjenige, welches am Hochzeitstag angezündet und seitdem unterhalten worden war. Für die Hochschätzung des Weibes in alten Zeiten spricht auch der Satz bei Manu: „Eine Mutter ist mehr werth als 1000 Väter,“ und im Mahabharata: „Das Weib ist die Hälfte des Mannes, sein aufrichtigster Freund; ein liebendes Weib ist eine beständige Quelle von Tugend, Freude und Reichtum; ein treues Weib ist die beste Hilfe beim Suchen des himmlischen Segens“ u. s. f. Auch finden sich in den epischen Gedichten die lieblichsten Züge von treuen Weibern wie Sita, Draupadi, Damahanti, für welche die griechischen und römischen Dichter kein Seitenstück haben. Nur Spr. Sal. Kap. 31 ist damit zu vergleichen. In den ältesten Zeiten scheint die Freiheit der Weiber nicht beschränkt ge-



wesen zu sein. Aber schon in Ramayana erscheinen sie für gewöhnlich eingeschlossen und werden nur bei besonderen Gelegenheiten sichtbar. Kinderheirathen, wie gegenwärtig, finden sich noch nicht. Ja es kommt vor, daß Königstöchter ihren Gatten wählen dürfen, während ihre Freier im Kampfspiel sich messen. Die Wiederverheirathung von Wittwen war nicht verboten, während heutzutage die Verlobte auch wenn der Bräutigam in der Kindheit stirbt, nicht mehr heirathen darf und als eine Verstoßene ihre ganze Lebenszeit zubringen muß. Aber als eine Stufe zum Himmel wird es allerdings schon von Mann empfohlen, wenn eine Wittwe nicht mehr heirathet. Unabhängig vom Mann hat überhaupt das Weib schon in diesem alten Gesetzbuch keine religiöse Stellung. Kein Opfer darf sie ohne den Mann bringen. Nur so weit als ihr Mann kann sie in den Himmel erhöht werden. Sie soll ihren Mann als ihren Gott betrachten. Im Pautschatantra, einer Fabelsammlung aus etwas späterer Zeit, wird das Weib schon mehr zurückgesetzt wenn es z. B. heißt:

Dem Weib gieb Nahrung, Kleidung, Edelstein, und was sonst niedlich ist!  
Doch sag' ihr niemals was von deinen Plänen, wenn du weise bist!

## 2. Die Kaste.

Das Wort Kaste stammt vom portugiesischen casta; das entsprechende Sanskritwort Varna bedeutet Farbe. Nachdem das System ganz entwickelt war, wurde auch das Wort dschati (= Geburt) dafür gebraucht. Es ist fraglich, ob die Arier bei ihrem Einfall in Indien schon scharf markirte gesellschaftliche Unterschiede hatten. Das Wort Arier bezeichnet die Edeln, scheint aber von der Wurzel abzustammen, welche pflügen bedeutet, so daß der Ackerbau in alten Zeiten höher geehrt worden wäre als später.

Das Kastensystem ist natürlich nicht an einem Tag entstanden. Wahrscheinlich hängen die ersten Züge desselben mit dem Unterschied der Professionen zusammen, wie ihn die Civilisation mit sich bringt. Bei einem so religiösen Volk wie die Hindus konnten die Weisen einen großen Einfluß gewinnen, und sie wußten denselben zu monopolisiren. Die religiösen Ceremonien wurden allmählich so verwickelt, daß nicht weniger als 16 Priester erforderlich waren zu dem großen Opfer Agnischthoma, das 5 Tage dauerte. Das Wort Brahman heißt ursprünglich Gebet oder heilige Handlung. Die Träger desselben bildeten den ersten Stand, konnten aber zur Zeit der Eroberung des Landes und unter den nachfolgenden Kämpfen nicht ohne einen Kriegerstand bestehen, der in den Veda-Liedern Radschanja, die königliche Klasse, genannt wird, sonst auch Kschatrija, die Herrschafts-

klasse. Manu sagt: „Ein Kschatriya kann nicht gedeihen ohne einen Brahmanen, noch ein Brahmane ohne den Kschatriya. Wenn der Brahmane und der Kschatriya zusammenhalten, geht es ihnen gut in diesem und dem zukünftigen Leben.“ Die Vaischas, die Niedergelassenen, bauten das Feld und erwarben sich das Erbrecht für den Boden, den sie urbar gemacht hatten. So waren die 3 Klassen auf einander angewiesen. Sie nannten sich die Zweimalgeborenen (dvidschas) und trugen die heilige Schnur. Aber auch das Bedürfniß einer dienenden Klasse machte sich fühlbar, und so wurden die vorarischen Bewohner des Landes, die Sudras, in das gesellschaftliche System der Hindus aufgenommen. Keine heilige Schnur durften sie auf ihren Schultern tragen, und nur in ihrer Unterordnung unter die Zweimalgeborenen bestand ihr Glück. Doch gegenüber den kastenlosen Völkern, welche nicht auf den Hindu-Stamm gepfropft wurden, waren sie immer noch bevorzugt.

Bestände das indische Kastensystem nur im Unterschied dieser 4 Stände, so hätte es nichts Auffallendes gegenüber von andern Völkern. Aber fürs erste ist demselben ein religiöser Charakter aufgebrückt wie sonst nirgends. Der Mann von niedriger Kaste trägt nicht nur das Brandmal der socialen Entwürdigung; er ist für die höheren Kasten ein verunreinigtes und verunreinigendes Object, eine Art Aussätziger, dessen Berührung Athem und Schatten schon befleckt. Dafür findet sich bei andern Völkern keine Parallele. Die Kasten sind nach indischer Anschauung von Anfang an getrennt gewesen; die Brahmanen sind aus dem Munde des Brahma, die Kschatriyas aus seinen Armen, die Vaischas aus seinen Schenkeln, die Sudras aus seinen Füßen entstanden. Die Brahmanen sind nach Manu Götter in Menschengestalt: „Ein Brahmane, mag er gelehrt oder ungelehrt sein, ist eine mächtige Gottheit, wie das Feuer eine mächtige Gottheit ist, es mag geweiht sein oder nicht.“ Die Brahmanen wußten den Königen die schrecklichste Rache zu drohen, wenn sie einen Versuch machten sie zu unterdrücken: „Wer nur einen Brahmanen angreift in der Absicht ihn zu tödten, wird 100 Jahre in der Hölle sein, wer ihn wirklich schlägt, 1000 Jahre“. Die gegenseitige Absonderung der 3 niedrigeren Kasten machte wieder eine gemeinsame Rebellion derselben gegen die Brahmanen unmöglich. Die stolzen Kschatriyas versuchten es mehrmals vergeblich. Nur durch einen völligen Umsturz des Kastensystems im Buddhismus gelang eine Revolution für einige Zeit.

Ein zweiter Punkt, worin das indische Kastensystem sich von den Standesunterschieden bei allen andern Völkern unterscheidet, und den Vaughan

noch etwas schärfer hervorheben dürfte, ist der, daß schon in alten Zeiten nicht nur diese 4 Kasten in Wirklichkeit existirt haben, sondern eine Menge von Unterabtheilungen, welche wieder in derselben Weise streng von einander abgeschlossen sind, so daß heutzutage noch niemand genau angegeben hat, wie viele Kasten in Indien in Wirklichkeit existiren. Sie sind alle von einander geschieden 1) in Bezug auf die Nahrung und ihre Bereitung, 2) in Bezug auf die Heirath, 3) in Bezug auf die Profession. Ein Brahmane darf in Gegenwart eines Mannes von niederer Kaste nicht essen, und wenn während des Kochens nur der Schatten eines solchen Menschen auf die Speise fällt, oder der Saum seines Kleides das Kochgeschirr berührt, wird die Speise weggeschüttet und das Gefäß zerbrochen. Aber je kleinlicher diese Bestimmungen sind, desto häufiger mußten sie übertreten werden. So konnte auch der geschlechtliche Verkehr zwischen Menschen von verschiedenen Kasten nicht ganz abgeschnitten werden, und die Folge davon ist, daß von den 2 Mittelkasten heutzutage keine directe, unvermischte Nachkommen mehr existiren, denn auch die Ansprüche der Kadschputen auf Abstammung von den alten Kschatriyas werden bestritten. Selbst die Brahmanenkaste ist unter sich zerspalten. Aber die Vervielfältigung der Kasten hat das ganze System nicht geschwächt sondern consolidirt.

„Was den moralischen Einfluß der Kaste auf die Hindu-Nation betrifft, sagt Vaughan, so ist es unmöglich das System zu stark herabzusetzen. Seine Tendenz ist gewesen menschliche Sympathien auszumergen, Mitgefühl zu vernichten, das Herz verhärtet, grausam und selbstsüchtig zu machen. Niemand, der nicht in Indien gewohnt hat, kann verstehen, bis zu welchem Grade diese Verhärtung des Herzens im indischen Volke gestiegen ist. — Kein Volk in der Welt hat mehr Sinn für Familienanhänglichkeit als die Hindus. Auch ein freundlicher Blick für den entfernteren Kreis der Verwandtschaft ist zu bemerken. Diese geht bis zur respektvollen Anerkennung aller Glieder der eigenen Kaste. Aber an etwas wie activen und allgemeinen Wohlthätigkeits Sinn selbst gegen die eigenen Kastengenossen darf man nicht denken. Vollends außerhalb der Kaste berührt einen das Wohl und Wehe der Mitmenschen in keiner Weise. Wir haben zu wiederholten Malen den großen Pilgerstraßen entlang einschneidende Illustrationen zu dieser betäubenden Wahrheit beobachtet; wir haben arme Geschöpfe, mit Krankheit geschlagen, an der Straße liegen sehen. Hunderte ihrer Religionsgenossen gingen vorüber und achteten nicht mehr darauf als auf einen sterbenden Hund. Wir haben die armen, ausgedörrten Kranken mit



gefalteten Händen und beweglicher Stimme um einen Tropfen Wasser bitten gehört, um ihre Rippen zu befeuchten, aber alles vergeblich. So sterben Hunderte unverpflegt, unbemitleidet, ohne Hilfe. Vielleicht beginnen schon ehe der Tod sein Werk thut, die Geier und Schakale das ihrige, und so begrenzen Reihen von weißen Knochen und gebleichten Schädeln die Straßen, welche zu den Heiligthümern führen. Woher diese mehr als brutale Verhärtung? Was hat alle Quellen menschlichen Mitgefühls aufgetrocknet? — Es ist die Kaste.“

Außerdem hat die Kaste die moralischen Begriffe ganz verwirrt. „Ein Brahmane, der den Veda im Gedächtniß behält, sagt Manu, ist nicht strafbar, wenn er auch die 3 Welten zerstören sollte.“ „So kann noch heutzutage ein Brahmane bekannt sein als ein Ausbund von Lasterhaftigkeit, als Dieb, Lügner, Ehebrecher, Mörder, aber seine Heiligkeit als Brahmane wird dadurch nicht berührt; er wird dennoch verehrt von seinen Schülern, und sie trinken sein Fußwasser als etwas Heiliges: aber laß den Brahmanen nur zufällig verbotene Speise genießen oder einen unreinen Gegenstand berühren, so fällt der Fluch der Unreinheit plötzlich auf ihn. Ferner laß einen Brahmanen, der gebrandmarkt ist mit der eben erwähnten schwarzen Piste von Verbrechen seine bösen Wege bereuen und zu einem sanften und heiligen Nachfolger Christi werden: von dem Moment seiner Taufe an bis zu seinem Tod wird er betrachtet als ein gefallener und ehrloser Schuft, und selbst die verworfenen Menschen, welche ihn verehrt hatten in seiner Befleckung, werden jetzt vor einer Berührung mit ihm zurückschrecken.“

Heutzutage haben Zehntausende von Hindus allen Glauben an ihre Götter verloren; die Kaste selbst sehen sie nur als ein Stück von altem Aberglauben an, das sie im Herzen verachten; allein ihre Stellung in der Kaste ist dadurch nicht beeinträchtigt; jedermann erweist ihnen die Ehre, welche ihrer Kaste gebührt. Ja sie mögen sagen: „ich bin im Herzen ein Christ;“ sie stehen dennoch in Bezug auf die Kaste auf demselben Fuß mit den frommsten und orthodoxesten Hindus. Aber mit der Taufe wird man aus der Kaste ausgestoßen; das Wasser der Taufe wird, wenigstens in Nordindien, allgemein angesehen als etwas das die Kaste zerstört.

### 3. Der alte Hinduismus.

Chronologisch fällt die Entwicklung der Kaste erst in dieses Kapitel, und sie kann nicht als die nothwendige Frucht des alten Hinduismus be-



trachtet werden, sondern eher als ein Auswuchs desselben, aber bei ihrer großen Wichtigkeit wurde ihr ein eigenes Kapitel gewidmet.

Die erste Geschichte der Hindus ist Religionsgeschichte; sie sind ein religiöses Volk vor andern. Der Apostel Paulus hätte sie wohl selbst den Athenern gegenüber als das religiöseste Volk bezeichnet. So irrig ihre Begriffe von Gott sind, so ist doch kein Zweifel, daß sie dem wahren Ideal näher gekommen sind als irgend ein anderes Volk, das keine Offenbarung hatte. Der Hinduismus hat ein tieferes Gefühl der Sünde und des Uebels und ein stärkeres Sehnen nach dem Göttlichen als andere heidnische Religionen; aber daß die Entwicklung im Verlauf der Zeit rückwärts geht zu immer tieferem Verfall statt vorwärts, das läßt sich nur daraus erklären, daß die Strahlen der Uroffenbarung immer schwächer geworden sind.

Es ist unmöglich, die Zeit genau zu bestimmen, in welcher die religiösen Traditionen der indischen Arier in den Vedas fixirt worden sind. Wahrscheinlich darf die älteste Sammlung, der Rig-Veda, nicht früher als 1200 v. Chr. angesetzt werden. Vermuthlich fanden die Arier ihren Weg nach Indien einige Jahrhunderte früher, und die Lieder wurden bis dahin mündlich fortgepflanzt. Es ist ziemlich sicher, daß die Schreibekunst einige Zeit vor Abfassung des Rig-Veda existirt hatte, aber die alten Hindus hatten, wie es scheint, einige Zeit Gewissenskrupel, ihre heiligen Gefänge der Schrift anzuvertrauen; sie betrachteten die mündliche Ueberslieferung als die der göttlichen Inspiration entsprechendere Weise<sup>1)</sup>. Die Mantras, die Veda-Lieder, sind schwerlich in ihrer ursprünglichen Reinheit aufgezeichnet. Sie enthalten monotheistische, polytheistische und pantheistische Ideen, Erhabenes und Kindisches dicht neben einander. Wir sind oft erstaunt über die Strahlen des himmlischen Lichts in einzelnen Stellen; aber daneben erhebt sich wieder dicke Finsterniß. Die alten Hindus betrachteten und ehrten ohne Zweifel die Naturerscheinungen zuerst nur als Werke des großen Weltchöpfers, aber nach und nach verfielen sie in Vielgötterei. Zwar die gröbere Form des Heidenthums, der Bilderdienst, findet sich im Rig-Veda noch nicht, aber die Naturkräfte werden zu Göttern gemacht, so daß man sieht, wie doch schon die alten Hindus dem Geschöpf mehr dienten denn dem Schöpfer. Bisweilen leuchtet jedoch

<sup>1)</sup> Beim Alter der indischen Schrift handelt es sich auch um die Frage, ob dieselbe unabhängig vom phöniciſchen Alphabet erfunden worden ist oder nicht, worauf Vaughan nicht eingeht.

noch ein Bewußtsein von dem Hohen und Heiligen hervor, welcher von der Natur verschieden und über derselben ist. Sie hatten eine Ahnung von der großen Wahrheit: Gott ist ein Licht. Die Lichterscheinungen am Firmament, im Feuer auf Erden und in den Wolken waren die ersten Gegenstände ihrer Verehrung.

Unter den Hymnen an Varuna, den griechischen Uranos, finden sich einzelne, in welchen der ursprüngliche Monotheismus durchschimmert, und in denen nicht nur die Pracht des Sternenhimmels poetisch dargestellt ist, sondern auch dieser Gott als der Allwissende und Sündenvergebende erscheint. Als die Naturvergötterung weiter fortgeschritten war, traten die Personificationen des Firmaments zurück gegenüber dem Indra, dem Gott des Gewitters, dem Spender des für Indien so heiß ersehnten Regens. Zugleich zeigen die Bitten um Reichthum an Rügen u. dgl., welche an die Stelle der Bitten um geistliche Güter treten, ein Herabsinken der ganzen religiösen Anschauung ins Irdische. Das Gewitter wird dargestellt als ein Kampf des Indra und seiner Genossen mit finstern Dämonen, welche den Regen in den Wolken zurückhalten wollen. Der Gott muß zum Kampf gestärkt werden, indem er sich berauscht mit dem Soma-Trank, welchen seine Verehrer ihm spenden. Der Mensch muß überhaupt durch Opfer und Ascese die Götter stärken.

In den Veda-Liedern sind die Götter noch den Menschen freundlich und bereit zu segnen, im späteren Hinduismus müssen sie bisweilen vom Menschen dazu gezwungen werden. Bis auf diese pantheistische Spitze ist im Hinduismus der Gedanke getrieben worden, daß Gottes Thun abhängt von unserm Gebet.

Nächst Indra ist Agni (lat. ignis) der Gott des Feuers, hauptsächlich des himmelan steigenden Opferfeuers, die am häufigsten angerufene Gottheit. Dabei ist merkwürdig, wie dieser Gott als einfach in seinem Wesen, aber dreifach in seiner Erscheinung für die Menschen, als Feuer auf Erden, als Blitz in der Luft und als Sonne am Himmel in den Veda-Liedern vorgestellt wird, wie überhaupt die Dreizahl in der Gottheit von Anfang an in der indischen Religion eine große Rolle spielt, was auch in dem geheimnißvollen Wörtlein Om ausgedrückt ist, das im Sanskrit aus 3 Buchstaben besteht aber in einem Laut ausgesprochen wird, und durch die ganze indische Literatur als das Mittel der Versenkung in die Gottheit gepriesen wird. Ebenso allgemein gepriesen ist das indische Universalgebet, die Gayatri, eine ganz kurze Aneide an den Sonnengott: „Laßt uns nachdenken über das herrliche Licht des göttlichen Lebenspenders!“

Möge er unsre Erkenntniß erleuchten"! Die frommen Hindus haben dabei wohl an ein besseres Licht als die materielle Sonne gedacht.

Von einer Seelenwanderung findet sich in den Veda-Liedern noch keine Spur. Der Gott der Todten, Yama, ist der erste Mensch, der starb und nach seinem Tode die Herrschaft über die Welt der abgeschiedenen Geister bekam. Sie werden vereinigt mit diesem Gott und mit den glücklichen Vätern, welche in seinem Reiche sich freuen.

Pantheistisch sind die Vorstellungen vom Anfang der Welt, wie sie namentlich in dem Hymnus Rig-Veda X, 129 hervortreten, welcher die Grundlage der indischen Philosophie bildet und mit seinen Abstractionen an die neuere Philosophie erinnert: „Im Anfang war weder Sein noch Nichtsein. Da war weder Himmel noch Atmosphäre oben. Was schloß denn diese ganze entstehende Welt ein? In welchem Behälter war sie enthalten? War sie eingehüllt in den tiefen Abgrund des Wassers? Damals gab es weder Tod noch Unsterblichkeit; da war weder Tag noch Nacht, weder Licht noch Finsterniß. Nur Tat (das) athmete ohne zu hauchen, versenkt in seine Selbstsetzung. Nichts sonst war da, nichts sonst oben und unten. Dann kam zuerst Finsterniß, gehüllt in Finsterniß, Dunkel in Dunkel. Zunächst war alles Wasser, alles ein ununterschiedenes Chaos, in welchem Tat lag, leer, verhüllt ins Nichts. Dann sich einwärts wendend wuchs es durch die selbstentwickelte Kraft der inneren Gluth und intensiven Abstraction. Und nun entstand in ihm das Verlangen, der erste Keim des Geistes" u.

Die Neigungen zum Polytheismus und Pantheismus gehen in Indien nicht nur neben einander her, sondern sie durchkreuzen sich mannigfach, und diese Erscheinung wäre unerklärlich, wenn nicht die monotheistische Ueberzeugung unter allen Wechselfn der Mythologie immer wieder nach Leben und Ausdruck gerungen hätte. Durch die ganze Religionsgeschichte der Hindus scheint eine Stimme, die sie nicht stillen konnten, immer wieder gerufen zu haben: „So viele Götter und Herren wir machen mögen, so ist doch Gott nur einer"! So wird, was logisch unhaltbar ist, jede Gottheit der Reihe nach angerebet, als ob sie die höchste wäre. Das beförderte den Pantheismus, und allmählig führte das Suchen nach dem Unendlichen zur Leugnung des Endlichen, so daß alle einzelnen Wesen in das eine alles durchbringende und alles umfassende Wesen versenkt, alle andern Existenzen außer dem Selbstseienden für Schein erklärt wurden. Die Gelehrten in Indien neigen bis auf den heutigen Tag mehr zum Pantheismus, während der Polytheismus mehr die Volksreligion ist. Dabei

hört man aber auch Leute aus dem Volk pantheistische Ideen aussprechen, und die Gelehrten scheuen sich nicht, ohne daß man sie bewußter Heuchelei zeihen kann, an polytheistischem Gottesdienst theilzunehmen.

Daß in Indien blutige Opfer dargebracht wurden, findet Vaughan bei der starken Abneigung der Hindus gegen Blutvergießen<sup>1)</sup> nur dadurch erklärlich, daß das Opfer bereits in der Urzeit bestand und von Gott selbst eingesetzt war. Er nimmt eine Darbringung von Menschenopfern in vorvedischer Zeit an und bezieht hierauf die Sage von Sunahsepa im Aitarêha-Brâhmana, ja er nimmt an, daß das Menschenopfer das erste gewesen und darnach Thiere an die Stelle von Menschen gesetzt worden seien. So wird es allerdings in den Brâhmanas dargestellt. Allein in der indischen Literatur muß man sich daran gewöhnen, Schemata und Sagen ohne historischen Kern zu finden. Die Ansicht, daß Menschenopfer in vorvedischer Zeit dargebracht worden seien, mag etwa einem Darwinisten zusagen: mit Vaughans Ansicht von der früheren Reinheit der indischen Religion und ihrem Ursprung aus dem Monothetismus, der auch wir beistimmen, will sie sich nicht reimen.

Als charakteristische Merkmale des Opfers nach indischer Anschauung zur Zeit der Abfassung des Aitarêha-Brâhmana (ungefähr 750 v. Chr.), sagt Vaughan, seien folgende Punkte hervorzuheben: 1) das Opferthier repräsentirt und sühnt den Opfernden. 2) Das Opfer ist das Mittel der Befreiung von der Sünde und versöhnt die Götter. 3) Es versichert die Zulassung zum Segen des Himmels. 4) Es ist wichtig für den Erfolg des Opfers, daß es im Glauben dargebracht werde. 5) Durch eine eigenthümliche Vorstellung wird eine Identität zwischen dem Opferthier und dem Opfernden angenommen, so daß es sich selbst opfert, Opferthier und Priester zugleich ist. — Von diesen 5 Punkten müssen wir aber den vierten ganz entschieden beanstanden, denn es wird im Aitarêha-Brâhmana mehrmals gesagt: „Was vollständig ist in seiner Form, das muß auch den entsprechenden Erfolg haben beim Opfer.“ Also das opus operatum wirkt. Auf die Gesinnung des Opfernden wird keine Rücksicht genommen. Auch in andern Punkten darf man nicht zu viel von biblischen Ideen suchen, und man darf nicht vergessen, daß der Hindu seinen Göttern auch „den Bauch füllt“<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Daß die Abneigung der Hindus gegen das Blutvergießen in der vorbuddhistischen Zeit so stark gewesen wie heutzutage, läßt sich doch nicht nachweisen.

<sup>2)</sup> Vgl. meine Geschichte der indischen Religion S. 58. 100 f.



## 4. Der mittelalterliche Hinduismus.

Wenn Vaughan seinem vierten Kapitel diesen Titel gibt, so darf man nicht erwarten, daß alles hieher Gehörige erst in unser Mittelalter falle. Schon in unserm Alterthum hatte die Veda-Religion eine andere Gestalt angenommen. — Vaughan beginnt damit, daß eine Chronologie der indischen Religionsgeschichte außerordentlich schwer herzustellen sei. Gewisse große Thatfachen, gewisse Veränderungen in der Anschauung des Volkes lassen sich deutlich unterscheiden, aber sie in Perioden einzutheilen, ihre natürliche Aufeinanderfolge und gegenseitige Abhängigkeit darzustellen, das ist die Schwierigkeit. Denn anstatt scharfer Grenzen zwischen den einzelnen Systemen finden sich Uebergänge wie in den Farben des Regenbogens. Doch haben alle eine gemeinsame Grundlage in der Lehre der Vedas.

Trotz der Verschlimmerung oder Versinnlichung der Religion finden wir in der weiteren Geschichte des Hinduismus ein höheres und tiefer gehendes Prinzip, ein Bestreben näher zu Gott zu kommen und Gott dem Menschen näher zu bringen: die Idee der Incarnation. Etwa 500 Jahre nach der Zusammenstellung des Rig-Veda, ungefähr 700 v. Chr., nimmt Vaughan an, daß die spätere indische Dreieinigkeit, die 3 Götter Brahmâ, Vishnu und Siva in den Vordergrund getreten seien. Die Kastenunterschiede hatten sich consolidirt; durch die alles beherrschenden Brahmanen war die Hierarchie und ein complicirtes Ritual an die Stelle der einfacheren Anschauungen der alten Hindus getreten. Alte vedische Gottheiten geriethen in Vergessenheit, während neue, fremde Götter ihre Stelle einnahmen; eine Neigung zum Heroendienste trat auf; pantheistisches Denken und polytheistisches Handeln griff immer weiter um sich. Obgleich man die Unfehlbarkeit der Veda-Lehre allgemein anerkannte, hörte man doch die Anfänge von rationalistischen Spekulationen, welche die Autorität der heiligen Schriften untergruben und der atheistischen Revolution des Buddhismus den Weg bereiteten.

Von den 3 Göttern wird nur Vishnu im Rig-Veda erwähnt und zwar als eine untergeordnete Gottheit in Verbindung mit der Sonne. Der Name Siva kommt nur als Adjectiv vor = gnädig, gütig, als Eigenschaft des Sturmgotts Rudra. Das Wort Brahman bezeichnet als Neutrum das Gebet oder die heilige Handlung, und von diesem leiteten die Brahmanen ohne Zweifel ihren Namen ab. Die Verbalwurzel ist bñh = wachsen, sich ausdehnen. Der indische Pantheismus betrachtete Gott als das alles durchdringende Wesen, als die überall verbreitete Substanz. Man sprach von seinem Wesen im Neutrum als Brahman (No-

minativ: Brahmâ). Man bezeichnete es damit als das einfache unbestimmte Sein, als das eine ewige Wesen: Dieses Brahma nahm schließlich Activität an; es wurde der persönliche, männliche Gott Brahmâ<sup>1)</sup>).

Wenn Vaughan hier schon Vishnu als den Erhalter, Siva als den Zerstörer anführt, so könnten die Leser auf die Vermuthung kommen, die sogenannte indische Dreieinigkeit sei schon vor Christi Geburt hervorgetreten, während sie nach Lassen erst in das 8. Jahrhundert n. Chr., in die Zeit der Vertreibung des Buddhismus, und die ersten Trimurti-Bilder erst in das 15. Jahrhundert fallen. Man macht sich überhaupt von dem Gott Siva eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn man annimmt, seine Verehrer betrachten ihn nur als den zerstörenden Gott. Auf die schwierige Frage vom Ursprung des Sivaismus geht Vaughan nicht ein.

Die indische Philosophie hat die Emanationslehre aufgestellt, so daß alle lebenden Wesen, alle Welten und alle Götter aus der einen Seele hervorgehen wie das Gewebe aus der Spinne, und alles dazu bestimmt sei sich wieder in dieselbe aufzulösen.

Das war die Ansicht der Gelehrten. In der Volksreligion dagegen tritt Vishnu mehr hervor als Brahmâ. Er hat Mitleid mit den Sorgen, Wehen und Mängeln der Menschen. Als Vishnu incarnirt sich der eine große Geist zuerst in Thieren, dann in menschlicher Gestalt, um das Gute zu fördern und das Uebel zu bannen.

Unter den 10 Incarnationen des Vishnu verweilt Vaughan mit Vorliebe auf der siebenten, der Rama-Incarnation, dem Gegenstand des Ramayana, und preist dieselbe mit Recht als die reinste unter den indischen Sagen. Ihre historische Grundlage ist die Eroberung des südlichen Indiens durch arische Religion und Kultur. Der Königssohn Rama von Ayodhya (Audh) ist zu Gunsten seines Halbbruders Bharata, dessen Mutter den Vater mit List für ihren Sohn zu gewinnen mußte, von der Herrschaft ausgeschlossen und auf 14 Jahre von der Heimath verbannt. Seine treue Gattin Sita folgt ihm freiwillig in die Einsamkeit mit den Worten: „das Weib muß theilen ihres Gatten Noos; meine Pflicht ist dir zu folgen, wohin du gehst. Entfernt von dir wollt' ich im Himmel selbst nicht wohnen. Von ihrem Herrn verlassen ist das Weib nur einem armen Leichnam gleich. So unzertrennlich wie dein Schatten möchte ich

---

<sup>1)</sup> Die thematische Form, nach welcher gewöhnlich die Sanskritnamen angegeben werden, ist ebenfalls Brahman, weshalb bei dieser Schreibart das Masculinum vom Neutrum nicht unterschieden werden kann.

an dir kleben hier in diesem Leben und hernach. Du bist mein König und mein Führer, meine einzige Zuflucht, meine Gottheit.“ Auch Rama's Bruder Lakshmana folgt ihm freiwillig in die Verbannung, um ihm beizustehen und die Sita zu beschützen. Selbst Bharata will die Königswürde nicht annehmen, sondern schickt nach Rama um ihn zurückzurufen. Dieser aber läßt sich nicht bewegen, sondern will seine 14 Jahre Verbannung aushalten. Er gibt als Grund dafür an: „Es gibt nichts Größeres als die Wahrheit, und die Wahrheit sollte als das heiligste aller Dinge geachtet werden. Die Vedas haben ihren einzigen Halt in der Wahrheit. Habe ich einmal Gehorsam gegen den Befehl meines Vaters versprochen, so will ich weder durch Hinterlist, noch durch Vergeßlichkeit, noch durch blinde Unwissenheit die Schranke der Wahrheit brechen“. Rama trägt dem Bharata ausdrücklich auf, er möchte doch gegen seine eigene Mutter, welche die Ausschließung Ramas vom Thron verursacht hatte, keine Empfindlichkeit zeigen.

Zehn Jahre lang wandert nun Rama mit seinem treuen Weib und seinem Bruder Lakshmana in den Wäldern des Dekhan herum, ein frommes Einsiedlerleben führend. Die Gegend am Godavari war von bösen Geistern bewohnt, darunter Surpanakha, die Schwester des Riesenkönigs Ravana auf Ceylon, der von Brahmâ die Zusage bekommen hatte, daß er weder von Göttern noch von Dämonen überwunden werden sollte. Daß er von Menschen besiegt werden könnte, hatte der Riesenkönig niemals geglaubt. Nun aber ist der Gott Vishnu in Rama Mensch geworden um die Welt von diesem Ugeheuer zu befreien. Surpanakha hatte den Rama zur Unzucht verführen wollen; dafür schneidet er ihr Nasen und Ohren ab. Sie aber ruft ihren mächtigen Bruder um Rache an. Dieser raubt die Sita, während Rama und Lakshmana auf der Jagd sind, und entführt sie nach Ceylon.

Mit Hilfe des Affenkönigs Hanuman, der ihm die sogenannte Adamsbrücke baut, kommt Rama auf die Insel hinüber, erschlägt den Dämonenkönig nach heißem Kampf, befreit seine Gattin, läßt sie aber an ihrer Unbeflecktheit zweifelnd durch die Feuerprobe gehen, die sie glücklich besteht, kehrt nach Verfluß seiner Verbannungszeit nach Audh zurück und tritt seine Herrschaft an.

Die populärste Vishnu-Incarnation ist die achte, die Krishna-Incarnation, zum Zweck der Ueberwindung des Tyrannen Kansa von Mathura an der Yamuna, der Gegenstand des Mahabharata und mehrerer Purânas. Aber Vaughan hebt mit Recht hervor, daß es vom Verfall der

Religion zeuge, wenn diese obscönste unter den Vishnu-Incarnationen für Millionen lieber geworden sei als irgend eine andere. „Das Studium von Krishnas Charakter sagt er weiter, hat ohne Zweifel die moralische Verschlimmerung in Indien beschleunigt. Das Volk leugnet nicht, daß, wenn ein gewöhnlicher Mensch thäte, was dem Krishna zugeschrieben wird, er ein Gegenstand des Abscheus wäre, aber Krishna als Gott konnte nichts Böses thun, seine Excesse illustriren nur seine Freiheit und Macht. So sagen diejenigen, welche diese Geschichte in ihrer ganzen wörtlichen Ungeheuerlichkeit annehmen. Viele indessen schrecken von der wörtlichen Deutung zurück und sehen in den ungeziemenden Zügen geistige Metaphern und tiefe Geheimnisse. Unter den vielen gebildeten Hindus, welche heutzutage durch verschiedene Einflüsse den Glauben an ihre Volksreligion verloren haben, findet sich nicht Ein Apologet des Krishna. Die schlimmsten Züge seines Charakters sind übrigens verhältnißmäßig neuere Thaten zu der alten Sage.“ — Auf die häufig beliebte Vergleichung von Krishna und Christus geht Vaughan mit Recht gar nicht ein, denn die Vergleichungspunkte sind in der That höchst oberflächlich. So zufällig wie die Namensähnlichkeit ist auch die Sage von seiner Verfolgung nach der Geburt und das Bild des Schlangentreters, das auf den ersten Blick überrascht. Allein Ref. kann sich nicht vom Zusammenhang überzeugen, so lange ihm in der ganzen indischen Literatur nicht eine einzige Stelle nachgewiesen ist, wonach die Hindus die Schlange als Symbol der Sünde betrachtet hätten.

Vaughan bespricht nun weiter die Hindu-Philosophie, welche in 3 Hauptsysteme zerfällt: die Nyaya, welche mehr Logik als Metaphysik treibt, die dualistische Santhya- und die monistische Vedanta-Philosophie. In zwei Hauptpunkten stimmen diese verschiedenen Schulen überein: 1) in den Satz: aus nichts wird nichts, oder das Sein kann nicht aus dem Nichtsein hervorgebracht werden, 2) in der Lehre von der Seelenwanderung, die sich noch nicht im Rig-Veda findet. Die Santhya-Schule nimmt neben der Seele, dem intelligenten, aber nicht schöpferischen Prinzip, die Natur als gleich ewiges, nicht intelligentes, aber schöpferisches Prinzip an, während die Vedanta die eine große Seele lehrt und entweder durch Emanation die Welt aus derselben entstehen und wieder in sie zurückkehren läßt, oder die Existenz der Welt für bloßen Schein erklärt.

Die Lehre von der Seelenwanderung hat in moralischer Hinsicht nicht günstig gewirkt. Alle Uebel werden einem Schicksal zugeschrieben, das der Mensch in früheren Geburten verschuldet hat, während ihm doch



von diesen früheren Lebensläufen kein Bewußtsein geblieben ist. So verstummt nun alles Mitleid, und selbst die in diesem Leben begangenen Verbrechen werden als nothwendige Folge von Thaten in früheren Geburten betrachtet, so daß kein richtiges Bewußtsein von der persönlichen Verantwortlichkeit des Menschen aufkommen kann.

Man sollte nach der Theorie von der Seelenwanderung eigentlich erwarten, daß dieselbe ewiglich fortbauere. Aber es wird doch eine endliche Auflösung in das Brahma angenommen, und der Zweck aller religiösen Uebungen ist, die Zahl der Geburten zu reduciren und diese Auflösung zu beschleunigen. Drei Wege zur Erlösung oder Auflösung in die Gottheit bieten sich im Hinduismus dar: 1) der Weg der Werke; 2) der Weg des Glaubens; 3) der Weg der Erkenntniß.

Die zwei ersten sind mehr die exoterischen, der dritte der esoterische Weg der bekannten indischen Büßer. Der Weg des Glaubens (bhakti) findet sich mehr bei den Vishnuiten. Gott ist zufrieden mit einer Hingabe der Seele, mit dem ganzen Vertrauen, mit der Liebe des Herzens, er verlangt keine Selbstpeinigungen. Bei den Vishnuiten kommt Gott zu den Menschen hinab, die Sivaiten dagegen wollen den Menschen zu Gott erheben. Siva selbst wird als Muster von Ascese dargestellt, auf einem Berge sitzend, in Meditation versenkt, mit einer Halskette von Todenschädeln und einem Rosenkranz in der Hand. Die Religion seiner Anhänger ist die Religion der Werke (karma). Je größer die Selbstaufopferung, desto größer ist das Verdienst. Zwischen dem Sivaismus und dem Weg der Erkenntniß ist einige Verwandtschaft; dem Siva bringen die Büßer ihre Verehrung hauptsächlich dar. Doch müssen wir unterscheiden eine Auflösung in die Gottheit durch bloße geistige Abstraction, und die Selbstpeinigung als Mittel um die Gottheit zum Schuldner des Menschen zu machen, sie zu zwingen zur Befreiung des Menschen von künftigen Geburten.

Dabei darf man aber den Siva nicht als rein geistige Gottheit ansehen. Das Brandmal der Sinnlichkeit ruht auf ihm nicht weniger als auf Krishna. Unter dem Symbol des Phallus (linga) wird er allgemein verehrt. Namentlich die Sekte der Saktas, die Verehrer seines weiblichen Prinzips, zeichnen sich aus durch Unzucht. Vaughan dürfte hier hervorheben, daß der weiter verbreitete eigentliche Siva- oder Linga-Dienst nicht einen so unzüchtigen Charakter hat, wie man nach der ursprünglichen Bedeutung des Symbols, von der viele Verehrer nichts wissen, erwarten sollte. Die Frau des Siva, Parvati oder Kali, ist bekannt als eine besonders

blutdürstige Göttin. — Vaughan führt nun auch aus dieser Periode noch eine Reihe von schönen, für Christen ansprechenden Stellen an, aus welchen hervorgeht, daß auch der Pantheismus die Stimme des Gewissens und das Feuer wahrer Andacht nicht ersticken konnte. Wir müssen sie übergehen, um diesen Artikel nicht zu sehr auszudehnen.

### 5. Der Buddhismus.

„Wir kommen nun an eine sehr ernste und wichtige Krisis in der indischen Religionsgeschichte. Wichtig ist sie nicht hauptsächlich wegen ihrer Wirkung auf Indien, sondern wegen ihrer furchtbaren Consequenzen für zahllose Millionen in andern Ländern. Wir fühlen uns beinahe von Furcht niedergeschmettert, wenn wir den Ursprung dieses mächtigen Religionsystems betrachten, welches 2400 Jahre lange eine herrschende Stellung im Osten behauptet hat und in diesem Augenblick der Glaube von 450 Millionen Menschen ist, eines Drittels der Bevölkerung der Erde. Die Vernunft ist gelähmt, der Geist überwältigt bei dem Gedanken, daß solch ein System aufkommen und siegen durfte, welches den dritten Theil der Menschheit als seinen ersten Glaubensartikel erklären lehrt: es gibt keinen Gott. Wir können uns nur beugen vor der geheimnißvollen Thatsache, während die Vernunft durch eine stille zarte Stimme zum Schweigen gemahnt wird: „sei stille, und erkenne, daß ich Gott bin!“ —

Diese Sätze Vaughans scheinen dem Ref. doch zu stark zu sein, sofern gewiß nicht die Hälfte der heutigen Buddhisten ein Bewußtsein von dem Atheismus des ursprünglichen Buddhismus hat. Ueberhaupt sind in diesem Abschnitt einzelne Begriffe zu einseitig hervorgehoben und derjenige Hauptsatz, durch welchen der Siegeslauf des Buddhismus wohl am meisten gefördert worden ist bei den Völkern des Ostens, nicht in den Vordergrund gestellt, der Satz: „Die Welt braucht einen Erlöser, und dieser Erlöser ist gekommen.“ Dieser Satz gibt uns erst das Verständniß dafür, daß der Buddhismus Volksreligion werden und bei vielen Völkern Eingang finden konnte.

Um 550 v. Chr. trat der Königssohn Gautama oder Siddharta von Kapilavastu am Fuß der Berge von Nepal auf. Nachdem er bis in sein 29. Jahr herrlich und in Freuden gelebt, wurde er durch den Anblick eines Alten, eines Kranken und eines Leichnams bewogen alles zu verlassen, um in der Einsamkeit über die Ursache dieser Uebel und die Heilung derselben nachzudenken. Der Weg der brahmanischen Selbstpeinigungen gab ihm keinen inneren Frieden. In tiefem Nachdenken unter einem Mimosa-

fabaum (ficus religiosa) bei Gaya ging ihm endlich das Licht auf. Er erkannte: 1) Es gibt keinen obersten intelligenten Urheber der Natur. 2) Materie und individuelle Seelen haben von Ewigkeit her existirt. 3) Lebende Wesen haben Verlangen, und Verlangen bringt Leiden mit sich. 4) Befreiung vom Leiden erfordert Befreiung vom Verlangen nach dem Dasein, Nirvâna, Verwehen, Vernichtung. In ein Glaubensbekenntniß gefaßt, enthält diese Theorie 3 Glaubensartikel: 1) Es gibt keinen Gott, 2) Existenz mit Selbstbewußtsein ist das schlimmste Uebel, 3) Vernichtung ist das höchste Gut.

Das war das Resultat einer jahrelangen, sorgfältigen, beharrlichen Untersuchung; das die einzige Antwort, welche die Natur oder das Sichtbare dem kläglichem Schrei nach Erkenntniß gab, der aus einer bekümmerten und ernsten Seele hervorging. Uns erscheint das Resultat schrecklich unbefriedigend und jammervoll entmuthigend; nicht so dem Gautama selbst. Ohne Hilfe einer Offenbarung konnte er den hellen Sonnenschein nicht finden, welcher hinter der Wolke lag. So schien es ihm besser keinen Gott zu haben als einen unvollkommenen, finstern, bösen; besser aufhören zu sein, als in einem Leben zu bleiben so wie es ist.

So wurde er Buddha = der Wissende oder der Erwachte. Er überschaute nun alle Wesen und alle Welten. Dabei blieb er ein bescheidener Mann. Er beanspruchte für sich kein Monopol des geistlichen Lichts; er lehrte nur, was viele Buddhas vor ihm gelehrt hatten. Die Lehre von der Seelenwanderung hielt er fest. Er lehrte dabei, daß die Seelen im Lauf ihrer Wanderung auch in den Himmeln oder in den Höllen ein Leben durchmachen können. Indem er die Autorität der Vedas und die Kastenunterschiede verwarf, gründete er nicht nur ein neues philosophisches System, sondern eine neue Religion.

Bei den Moralvorschriften des Buddha ist die Uebereinstimmung mit der zweiten Tafel der 10 Gebote merkwürdig; der Buddhist soll 1) nicht tödten, 2) nicht stehlen, 3) nicht lügen, 4) keine Unkeuschheit begehen, 5) nichts Berausches trinken, 6) Liebe und Wohlwollen üben, 7) rein und tugendhaft sein, 8) geduldig und enthaltsam sein, 9) muthig sein, 10) nachdenklich sein, 11) Erkenntniß suchen. Außer diesen für alle Anhänger der Religion verbindlichen Geboten gibt es noch besondere für die Mönche, und je strenger diese befolgt werden, desto rascher geht es dem Nirvâna zu. Die buddhistische Mcese unterscheidet sich von der brahmanischen hauptsächlich dadurch, daß der Brahmane nichts thun, der Buddhist dagegen Gutes thun soll. Bei beiden aber ist es ein Weg der Meditation

und der Ertödtung der Begierden. Der Buddhist ist weniger selbstisch als der Brahmane, aber seine Sittlichkeit ohne Gott ist ein Lustschloß, und die sittlichen Vorzüge, welche dem Buddha zugeschrieben werden, glänzen nirgends mehr durch ihre Abwesenheit als in den Ländern, in welchen seine Religion herrscht. Gautama gehörte ohne Zweifel zu den Menschen, denen Liebe weniger eine Pflicht als ein Vergnügen ist, und diese natürliche Anlage wuchs, indem er sie sorgfältig pflegte.

Buddha und seine Nachfolger entwickelten einen großen Missionseifer. Sie predigten Leuten von jeder Rasse, und die Religion verbreitete sich im Lauf der Jahrhunderte über viele Völker. Keine andere Religion hatte bis dahin solche kosmopolitische Grundsätze aufgestellt. In Indien kam sie durch den König Asoka (um 246 v. Chr.) zur Herrschaft, aber niemals bekehrte sich das ganze Volk zu derselben, und nach manchen Wechselfällen wurde sie um 700 n. Chr. aus Vorderindien vertrieben, als durch Kumarila Bhatta und Sankaratscharya der Brahmanismus einen neuen Aufschwung nahm und die Purānas entstanden. Die kleine Sekte der Dschainas, die aber nicht rein buddhistisch sind, ist der letzte Rest dieser Religion auf der Halbinsel von Vorder-Indien.

## 6. Die mohammedanische Zeit.

Nach jahrhundertelangen schweren Kämpfen hatte der Hinduismus seinen atheistischen Nebenbuhler vertrieben. Aber die Triumphgesänge waren noch nicht verstummt, als ein anderer furchtbarer Feind auf dem Plan erschien, ein Feind, welcher wie er selbst den Atheismus verabscheute, aber ihm selbst unähnlich den Götzendienst verwarf, und welcher wie der besiegte Feind die Rassenunterschiede leugnete, dagegen seinen Anhängern eine zeitliche und ewige Belohnung versprach, so sinnlich als die menschliche Natur sie nur wünschen kann. Der Hinduismus mußte eine noch stärkere Feuerprobe durchmachen als die so eben erlebte.

Wir übergehen hier Vaughans eingehende Darstellung des Mohammed und seiner Religion und beschränken uns auf die Hauptzüge der Entwicklung des Islams in Indien. Nachdem schon 705 die ersten Angriffe der Mohammedaner in Sindh geschehen waren, besiegte 1001 Mahmud der Ghasnavide die tapfern Radschputen und gründete unter viel Blutvergießen ein mohammedanisches Reich in Indien. 1526 bestiegen die mongolischen Herrscher den Thron von Delhi und gründeten das Reich des Groß-Mogul. Unter diesen ist Akbar (1556—1605) eine besonders merkwürdige Erscheinung auf religiösem Gebiet. Ein frommer, ernster



Moslem scheint er nie gewesen zu sein. Gegen die Hindus war er mehr als tolerant, wohl hauptsächlich aus Politik. Die Mohammedaner waren durch das Parteitreiben zwischen Sunniten und Schiiten geschwächt; darum richtete er sein Auge auf die kräftigen Radschputen und suchte dieselben durch Heirathen und militärische Würden, welche bisher Monopol der Moslemen gewesen, zu Stützen seines Throns zu machen. Dadurch wurden die Mohammedaner mehr hinduifirt und die Hindus toleranter gegen den Islam. Für seine Hindu-Weiber stellte er Brahmanen als Priester an und nahm bisweilen selbst an ihrem Götzendienste Theil. Als das den Unwillen der orthodoxen Mohammedaner erregte, schwächte er die Macht der Ulemas und machte sich selbst faktisch zum religiösen Oberhaupt der Mohammedaner, suchte aber dabei nach seinem eigenen Geschmack einen religiösen Eklekticismus als Staatsreligion einzuführen, indem er mit Brahmanen, Sufis, Parsis und christlichen Geistlichen aus dem portugiesischen Goa Besprechungen veranstaltete. Zur großen Freude der letzteren küßte er das Crucifix und bezeugte seine Ehrfurcht vor der Bibel, ja er bekannte den Vorzug des Christenthums vor dem Islam, wärf sich in der Kapelle vor dem Bild des Erlösers nieder, wies seinen Minister Abu Fazl an, eine Uebersetzung der Evangelien zu veranstalten und gab den Priestern volle Freiheit in seinem Reich das Evangelium zu predigen. Aber weiter ging er nicht. Als er aufgefordert wurde sich taufen zu lassen, weigerte er sich unter dem Vorgeben, er müsse, ehe er diesen Schritt thue, noch weitere göttliche Erleuchtung erwarten. Man sagt, daß seine Mutter und seine Weiber ihn davon abgehalten haben. Allein es scheint auch die Ueberzeugung Akbars zu schwach und seine Politik zu vorsichtig gewesen zu sein, um einen solchen entscheidenden Schritt zu thun. Statt dessen verkündigte er selbst den „göttlichen Glauben“ als Staatsreligion für sein Reich, der auf eine Verehrung der Sonne und des Feuers und des Kaisers als des sichtbaren Repräsentanten der Gottheit hinauslief. Vom Christenthum blieb da nichts übrig, und das orthodoxe Moslem-Ritual wurde durch neue Ceremonien ersetzt. In moralischer und socialer Beziehung sind seine Neuerungen anzuerkennen. Er bestrafte Trunkenbolde und zügellose Leute, suchte die Polygamie unter den Mohammedanern, die Wittwenverbrennung und die Kinderheirathen unter den Hindus zu unterdrücken und dehnte seine Herrschaft über Bengalen und einen großen Theil des Dekhan aus. Aber trotz seiner Begünstigung der Hindus bei Aemtern fand er mit seinem neuen Glauben nicht viel Anhang unter denselben; dagegen kam unter den Mohammedanern um diese Zeit der Heiligendienst auf.

Allein die ganze Staatsreligion Akbars nahm ein jähes Ende, als er am Ostersonntag des Jahres 1597 ein großes Fest zu Ehren der Sonne in Lahore veranstaltet hatte, und ein furchtbarer Sturm das ganze Zeltlager umwarf und ein Blitzstrahl das königliche Zelt mit dem Throne, über welchem das Bild der Sonne in Gold und Edelsteinen angebracht war, in Brand steckte, so daß sich das Feuer nicht nur dem Lager, sondern auch der Stadt und dem königlichen Palast mittheilte. Dieses Ereigniß erschütterte Akbars Glauben an seine neue Religion so sehr, daß er 8 Jahre später als orthodoxer Moslem starb. Unter seinen zwei nächsten Nachfolgern blieb die religiöse Toleranz, und die Mohammedaner nahmen das indische Kastensystem immer mehr an, so daß sie sich von Europäern ebenso sehr absonderten wie Hindus. Unter Aurengseeb erwachte der mohammedanische Fanatismus wieder, den Götzenbildern und Tempeln wurde der Krieg erklärt. Die Hindus aber ließen sich das nicht gefallen, sie empörten sich und es sanken auch manche Moscheen in Trümmer. Zugleich erhoben sich im Süden die Mahratten als ein furchtbarer Feind. Aurengseeb's Tod bezeichnet den Niedergang der mohammedanischen Macht, während die englische von geringen Anfängen rasch zu ihrer jetzigen Höhe wuchs.

Die Ausbreitung des Islam geschah häufig nicht durch innere Uezeugung, sondern durch äußere Beweggründe. Vaughan findet auch die Zahl von 40 Millionen Mohammedanern in Indien nicht groß im Verhältniß zur Dauer der mohammedanischen Herrschaft, und berechnet, daß das Christenthum, wenn es in demselben Maßstab sich ausbreite wie in den letzten 25 Jahren, in 100 Jahren mehr Anhänger in Indien zählen werde als heutzutage der Islam.

Vaughan bespricht ferner die beständige Gefahr, welche der englischen Regierung durch die Mohammedaner in Indien droht, welche den Verlust ihrer Herrschaft über Indien noch nicht verschmerzt haben und sich viel weniger den Engländern nähern als die Hindus, namentlich auch viel weniger Regierungsschulen besuchen und sich für europäische Bildung interessiren. Er findet alle politischen Maßregeln der Regierung vergeblich und verlangt dagegen eine energische Anhandnahme der Mission unter den Mohammedanern in Indien. Man könne für die Vernachlässigung dieses Zweigs der Mission allerdings die geringe Anzahl von Missionaren und die leichtere Zugänglichkeit der Hindus anführen, aber entschuldigt sei damit die Vernachlässigung nicht; es sei doch auch unter den Mohammedanern einige Empfänglichkeit, denn vor Gottes Gesetz und Gericht fürchten sie sich. Wenn ihnen nun hauptsächlich durch gründlich bekehrte Eingeborene die Liebe Christi verkündigt würde, so dürfte man doch einigen Erfolg hoffen.

### 7. Der neuere Hinduismus.

Wie ein Strom von seiner Quelle bis zur Mündung allerlei Bestandtheile in sich aufnimmt, so ist der jetzige Hinduismus der alten Beda-Religion sehr unähnlich, obgleich jene wieder noch jetzt als göttliche Orakel angesehen werden.

Eine Folge des langen und heftigen Kampfs zwischen Hinduismus und Buddhismus war das stärkere Hervortreten des Vishnuidienstes. Die Incarnationen dieser Gottheit als Rama und Krishna stellten im Gegensatz zum Buddhismus nicht nur das Dasein eines Gottes auf, sondern beschrieben ihn auch als ein Wesen mit menschlichen Sympathien, Leidenschaften und Gemüthszuständen. Auch gegenüber dem vom Menschen fernen Gott des Islam hielt diese Waffe aus. Die Erneuerung des Vishnuismus ging durch alle Jahrhunderte der mohammedanischen Herrschaft hindurch. Sekte folgte auf Sekte, theils orthodox wie die Anhänger des Ramanudschas und des Ramananda, theils mit mehr monotheistischem oder theistischem Anstrich wie die Kabir Panthis, an welche sich ohne Zweifel die von Nanak gegründeten Sikhs anschließen mit ihrer Mischreligion zwischen Hinduismus und Islam. Auch die Dadu Panthis haben eine reinere Gotteserkenntniß als die Volksreligion, und zu derselben Zeit wie Luther in Deutschland lehrte auch in Bengalen ein Reformator Tschaitanya den Glauben ohne Werke; aber ohne das Licht des Wortes Gottes fiel er in Antinomismus. Am schändlichsten zeigt sich der letztere in der „Sekte der linken Hand“ mit ihren nächtlichen Orgien. Es gehörten übrigens manche Bekehrte der englisch-kirchlichen Mission in Krishnagur ursprünglich zu solchen zweifelhaften Sekten.

Die Darstellung Vaughans beschränkt sich hier ganz auf das nördliche Indien. Die Entwicklung des neueren Hinduismus im Dekhan, wo der Siva-Dienst vorherrscht und neue Erscheinungen hervorgerufen hat, daneben auch wieder besondere Vishnuitensekten aufgetreten sind, wird gar nicht berücksichtigt.

Am Schluß des Abschnitts wird noch der Brahma Samadsch besprochen. Der Gründer Rammohun Roy ging von der Grundlage der Bedas aus, auf welche eine Abtheilung der Sekte wie ein Komet zu seinem Perihelium wieder zurückkehrt. Die brahmistische Bewegung setzt die Kenntniß des Christenthums und der europäischen Literatur voraus. Rammohun Roy war ein gelehrter Mann und griff furchtlos den nationalen Glauben an. Er lud gelehrte Pandits und angesehene Glieder der Hindugefellschaft in seine Wohnung zu Calcutta ein, um ihnen die Irrthümer



ihrer Religion auseinanderzusetzen, wodurch er tausende von bitteren Feinden bekam. Obgleich er die Hindu-Philosophie und den volksthümlichen Gottesdienst verwarf, entsagte er den Hindu-Schriften nicht ganz. Er ehrte besonders die Vedas und machte Auszüge aus denselben sowie auch aus dem Neuen Testament, das den größten Einfluß auf ihn ausübte. Unter dem Titel „Lehren Jesu“ bearbeitete er eine freie Uebersetzung der Bergpredigt und anderer Reden Jesu in Bengali. Es ist eine seltsame und etwas demüthigende Thatsache, daß einer seiner ersten Befehrten ein englischer Missionar war, ein Mr. Adams von der Baptisten-Missionsgesellschaft. Noch einige weitere Leute kamen dazu, und sie versammelten sich unter dem Titel: „Die unitarische Kirche von Calcutta“. Im J. 1828 scheint dieser Name aufgegeben worden zu sein, und die Gesellschaft verwandelte sich in eine Vedantistische Gesellschaft. Zwei Jahre später besuchte Rammohun Roy England. Als er 1833 starb, zählte seine Gesellschaft kaum ein Duzend Mitglieder.

Sein Nachfolger Debendra Nath Tagor erklärte: „wir betrachten die Vedas und die Vedas allein als die Fahne unsres Glaubens und unsrer Grundsätze“. Damit fiel das christliche Element in Schatten.

Um's Jahr 1845 erhob sich ein Streit, ob die heiligen Bücher theistisch oder pantheistisch seien. Die Entscheidung fiel nach Berathungen mit gelehrten Pandits in Benares dahin aus, sie seien im Prinzip pantheistisch. Nun wurde die Autorität der Vedas aufgegeben und die Gesellschaft gab sich den Namen Brahma Samadsch. Sie gründete sich auf das Buch der Natur, erklärte Gott für das absolut Gute und verwarf die Idee eines künftigen Gerichts über die Sünder. Bei diesem Optimismus konnte aber das Uebel in der Welt nicht erklärt werden. Schritt für Schritt wurde nun die Basis der Natur aufgegeben und durch die Bekanntschaft der Brahminen mit den Spekulationen von Francis Newman, Th. Parker und andere über das Prinzip der Intuition (um 1860) wurde das dritte Stadium des Brahmissmus verkündet: „er steht auf dem Felsen der Intuition“ (der Vernunft, — würden wir sagen). Da Gott alle göttliche und menschliche Erkenntniß auf die Tafel des menschlichen Herzens geschrieben hat, braucht der Mensch nur hineinzuschauen in sein Selbstbewußtsein um eine untrügliche Antwort auf alle Fragen seiner Seele zu finden. Diejenigen wurden nun bemitleidet, welche sich noch an Offenbarungsschriften, Glauben und Dogmen hielten. Doch woher kam dann die Unwissenheit der früheren Generationen, wenn dem Menschen diese Fähigkeit innewohnt? — Auch zeigte sich die intuitive Fähigkeit verschieden in verschiedenen Brahmos.



Kurz vor dem Beginn des dritten Stadiums war ein intelligenter, strebsamer junger Mann Namens Kesab Tschander Sen der Gesellschaft beigetreten. Aber es traten Differenzen ein zwischen dem conservativen Präsidenten, welcher die Hindu-Gebräuche ohne Bedenken beibehielt, und den fortschrittlichen Kesab, welcher auch die Bibel mit besonderer Vorliebe studirte. Diese führte 1865 zu einem förmlichen Schisma. Der Adi (ursprüngliche) Brahma Samadsch unter Debendra lehrte zum Hinduismus zurück, während die progressiven Brahmos unter Kesab mehr und mehr eine christliche Phraseologie annahmen. Kesab hielt seine berühmten Vorträge über Jesus Christus, Europa und Asien, und manche Christen erwarteten Großes von ihm. Aber es zeigte sich bald in seinem Vortrag über große Männer, daß er alle Incarnation der Gottheit verwarf und Jesum mit Mose, Mohammed, Nanak, Tschaitanya und andern Regeneratoren der Menschheit auf eine Stufe stellte. Er verwarf die christliche Moral als utilitarisch und erklärte die Sünde für eine bloße Negation des Guten, den Kampf mit der Sünde für einen Kampf mit einem Schatten. Während die früheren Brahmos Gott für das Gute, für durchaus Liebe erklärten, sagen die neueren, er sei ganz Gerechtigkeit, zu gerecht um zu vergeben. Verzeihung der Sünden ist ihnen zu demüthigend.

So viel ist gewiß, daß der Brahmoismus als religiöse Bewegung Fiasco gemacht hat. Selbst die nicht orthodoxen Hindus fühlen, daß derselbe die Leere in ihrem Innern nicht ausfüllen kann. Die Thüre zum orthodoxen Hinduismus wurde auch immer noch offen gelassen und Hunderte sind durch dieselbe zurückgegangen. Selbst in Calcutta ließen sich bei der Volkszählung nur 92 Personen als Brahmiten einschreiben.

### 8. Auflösende Mächte.

Wie aus den Dächern der alten indischen Tempel zuweilen ein Banianenbaum hervorstößt, zu welchem das Saatkorn einst durch den Wind oder durch einen Vogel hergetragen worden ist, und der Baum, wenn er einmal seine Wurzeln in die Mauerspalten gesenkt hat, nicht mehr auszurotten ist, vielmehr das Gebäude nach langer Zeit, aber sicherlich zersprengt: so ist die Saat nicht nur der religiösen, sondern auch der wissenschaftlichen, philosophischen, historischen und socialen Wahrheit auf das Gebäude des Hinduismus gefallen, hat Wurzel gefaßt und wird dasselbe, wenn auch nicht bald, doch sicherlich zu Fall bringen. Als das Scepter von Indien in christliche Hände kam, erhob sich der Hinduismus ungebrochen und unver-

fehrt aus dem 2300jährigen Kampf mit dem Buddhismus und dem Islam, nur mit einem schwachen Anstrich von den Systemen, mit welchen er in Berührung gekommen war; mit dem Anker der Kaste war das Schiff sicher durch die brausenden Stürme gesegelt. Auch jetzt noch ist die Kaste ein schreckliches Uebel und eine furchtbare Schranke für jeglichen Fortschritt. Andererseits ist doch Hinduismus und Kaste nicht mehr, was sie vor 50 Jahren gewesen. Es ist zwar nur eine kleine Minorität bis jetzt unter den Einfluß der auflösenden Mächte gekommen, aber es ist der einflußreichere Theil, und er wird immer größer.

Vor 22 Jahren wurde die erste Eisenbahn in Indien eröffnet. Die Kaste verbietet einem Brahmanen auf demselben Sitz zu sitzen mit einem Sudra oder einem Muselman. Die Brahmanen erklärten: wir werden nie die Eisenbahn benutzen können. Allein auch die Brahmanen verstehen wie andere Sterbliche ihren Vorthail. Zwei Brahmanen setzen sich etwa mit einander in einen Wagen in der Hoffnung, es werden keine andere Leute zu ihnen sitzen. Aber die Schaffner respektiren die Kaste nicht, und so ertragen jetzt die Brahmanen diese Entwürdigung mit Gleichmuth, und da das Eisenbahnnetz allmählig über ganz Indien sich ausbreitet, läßt sich die Wichtigkeit dieser auflösenden Macht wohl begreifen.

Ferner verbietet das alte Kastengesetz den Brahmanen weltliche Beschäftigungen. Aber bei der Vermehrung ihrer Nachkommen war es nicht mehr möglich, daß alle von freiwilligen Gaben ernährt wurden. Die englische Regierung eröffnete ihnen den Weg zu einträglichen weltlichen Aemtern. Tausende vertauschten das Sanskrit, das sie eigentlich allein treiben sollten, mit dem Englischen; die täglichen Gebete kamen außer Gebrauch, und die Ehrfurcht der niedrigen Kasten vor den göttlichen Brahmanen begann zu schwinden. Wenn der Brahmane als Gentleman sich benimmt, wird er als solcher geachtet, aber die Verehrung vergangener Zeiten kann er nicht mehr in Anspruch nehmen.

Die Kaste verbietet ferner einem Hindu das Studium der Anatomie, denn die Berührung mit dem Leichnam verunreinigt. Der erste Versuch zur Errichtung einer medicinischen Facultät in Calcutta war deshalb gewagt. Aber die Eingeborenen sahen mit der Zeit, daß in Fällen, wo die eingebornen Aerzte ihre Kranken zum Tod kurirten, europäische sie retteten. Zuerst heimlich, allmählig auch offener ließen Hindus europäische Aerzte rufen. Endlich scheuten sich verständige Hindus selbst nicht mehr das Secirmesser in die Hand zu nehmen. Die Kaste wurde geschädigt, obgleich niemand sie schädigen wollte. Jetzt studiren Scharen von Hindus,

Brahmanen und andere, ohne Hinderniß europäische Medicin und Chirurgie.

Ebenso wirken Sanitätsmaßregeln. Im Jahr 1871 beschloß die Stadtbehörde von Calcutta reines Wasser in die Stadt zu bringen. Eine Wasserleitung mit Röhren und Hydranten wurde angelegt. Aber die Brahmanen sagten: „es ist unmöglich für uns das Wasser zu gebrauchen, da alle Kasten Zutritt zu demselben haben.“ Allein reines Wasser und Gesundheit war ihnen schließlich doch wichtiger. Sie beriefen eine Versammlung von gelehrten Häuptern, und diese suchten alle Texte aus den Schastras zusammen, welche etwa für den Gebrauch der Wasserleitung sprechen konnten. Sie fanden Stellen wie: „alles fließende Wasser ist rein,“ und: „unreine Gegenstände werden rein, wenn man ihren Werth bezahlt.“ So gebrauchten sie jetzt ohne Skrupel das Wasser aus den Hydranten mit allen andern Kasten.

Das bedeutendste auflösende Element für den Hinduismus ist jedoch die englische Erziehung. Die englische Regierung sieht zwar in ihren Schulen auf vollständige Neutralität in der Religion; aber sie kann nicht neutral sein in der Wissenschaft. Nach den indischen Purānas ist die Welt eine dreieckige Ebene, welche auf dem Kopf einer ungeheuren Schlange ruht, diese auf dem Rücken eines Elephanten, der Elefant auf einer mächtigen Schildkröte, welche auf dem Urmeer schwimmt. Erdbeben entstehen dadurch, daß der Elefant sich schüttelt u. s. f. Alles das gilt für religiöse Wahrheit. Darum ist schon die Geographie dem Hinduismus gefährlich. Ebenso andere Wissenschaften. Der „Hindu-Patriot,“ das Hauptorgan der aufgeklärten Eingeborenen schrieb vor einigen Jahren: „Alle die englische Erziehung empfangen, haben nicht nur neue und unhinduistische Ideen eingesogen, sondern auch unhinduische Sitten und Gewohnheiten angenommen, und ihre Zahl ist vielmal 300,000 (vielmal die Zahl der eingeborenen Christen in Indien).“

Animalische Nahrungsmittel sind eigentlich dem Hindu verboten. Aber die Lust dazu ist gewachsen. In Calcutta hat man ein merkwürdiges Auskunftsmittel gefunden. Die Stadt hat ihren Namen von der schrecklichen Göttin Kali. Diese ist Liebhaberin von Blut. Was geschah? — Fleischerläden entstanden mit dem Bild der Göttin Kali. Die Fleischer schlachten ihre Thiere vor dem Bild der Göttin; dadurch wird das Fleisch heilig; tausende von Hindus kaufen und essen dasselbe, deren Väter vor solchem Frevel zurückgeschauert wären.

Diese Beispiele könnten noch durch manche andere vermehrt werden.

So wenig die meisten Menschen, welche an diesen Bestrebungen arbeiten, religiösen Sinn haben, so sind doch diese Bestrebungen in Gottes Hand Mittel um den alten Tempel auseinander zu sprengen.

### 9. Aggressive Bestrebungen.

Nun erst kommen wir an die eigentliche Missionsarbeit, welche Vaughan nach folgenden Gesichtspunkten eintheilt.

#### a. Directe Predigt.

Es ist hier ein großer Unterschied zwischen Stadt und Land. In entfernteren Landdistricten steht das Heidenthum noch fest, wenn nicht etwa ein junger Mensch in Stadtschulen unterrichtet worden ist. Der Hauptmasse des Volkes gegenüber hat der Missionar die Thorheit und Verwerflichkeit des Götzendienstes und dagegen die Schönheit im Charakter Christi und die unvergleichlichen Vorzüge des Christenthums vor dem Hinduismus darzustellen. In den großen Städten dagegen wird man ihm auf solche Bekämpfung des Heidenthums antworten: „das alles wissen wir so gut wie du! Predige uns etwas Wichtigeres“! — Bei der Reispredigt kann der Missionar selten die Wirkung seiner Predigt beobachten, da noch immer viele Orte sind, welche noch nie die frohe Botschaft gehört haben, und er deswegen selten die nämliche Gegend wieder besuchen wird. Aber daß sie nicht ohne Frucht ist, dafür führt Vaughan aus seiner eigenen Erfahrung einige Beispiele an.

Er predigte eines Tags in einem ansehnlichen Dorf, in welchem viele Brahmanenfamilien wohnten. Eine Anzahl Leute aus dem gemeinen Volk hörte mit Respekt und Aufmerksamkeit zu, als eine Partie Brahmanen auf dem Platz erschien. Ihre Absicht war ganz deutlich den Prediger zum Schweigen zu bringen. Er wurde unverzüglich mit einem Heer von feinen, verfänglichen Fragen bestürmt. Er hatte nur eine Stimme gegenüber den vielen, die sich wider ihn erhoben. Lang und bis zum Ermüden kämpfte er um williges Gehör. Alles vergeblich! Er wurde überschrien, verlacht und verspottet. Dann erhob sich ein Siegesgeschrei: Hori bol! Hori bol! (es lebe Vishnu!). Betrübt über diesen Mißerfolg ging er nach seinem Zelt. Als er langsam sich zurückzog, bemerkte er einen, der ihm nachging. Am Ende des Dorfes angekommen trat der Mann ihm näher, und Vaughan erkannte in ihm einen, der in seiner Nähe gestanden war und aufmerksam zugehört hatte. „Sahib, sagte er, ich bin der Goldschmid des Dorfs; ich will dir meine Geschichte erzählen. Vor 7 Jahren kam ein Missionar in



unser Dorf wie du heute. Er predigte wie du gepredigt hast. Er fand Widerstand, wurde überschrien und verlacht wie du. Ich merkte auf seine Predigt und hörte, was ich nie gehört hatte. Als der Missionar sich zurückzog, gab er mir 2 oder 3 Traktate in die Hand. Ich ging nach Haus und bewegte, was ich gehört hatte; ich las die Traktate, und Gott Lob! von dem Tage an bis hieher habe ich nie mehr vor einem Gözen mich gebeugt. Hier allein in meinem Haus habe ich seit 7 Jahren den einen wahren und lebendigen Gott verehrt". Mit Freuden kehrte Vaughan in sein Zelt zurück, aber wer der Missionar gewesen, welcher vor 7 Jahren diese Saat ausgestreut, hat er nie erfahren.

Ein anderes Beispiel! Vor langer Zeit hörte ein junger Mensch aus einer besseren Familie der Straßenpredigt eines Missionars in Calcutta zu. Es erwachte in ihm das Gefühl der Sünde; aber er warf sich bald in weltliche Geschäfte und schien die Eindrücke der Predigt verloren zu haben. Doch das war nicht der Fall. Durch allerlei Mißgeschick kam er um sein Vermögen. Da erwachte dieses Gefühl wieder und er wollte als Hindu-Pilger von seiner Sünde los werden. Damit gingen mehrere Jahre vorüber. Inzwischen hatte Rammohun Roy den Brahma Samadsch gegründet. Er hielt sich 10 Jahre lang zu dieser Gesellschaft; doch bekam er auch hier keinen Frieden, denn er fand keine Sühnung für die begangenen Sünden. Noch einmal begab er sich auf die Wanderung und besuchte alle heiligen Plätze in Benares. Eines Abends sprach er voll Verzweiflung bei sich selbst: „was kann ich mehr thun als ich gesagt, und dennoch habe ich keinen Frieden; die Last meiner Sünde bleibt"! Da war es ihm, als ob eine Stimme ihm zurief: „nicht auf diesem Wege kommst du zum Frieden; kehre in deine Heimath zurück"! In Calcutta besuchte er die Kirche der englisch-kirchlichen Mission und hörte mit unverwandtem Blick der Predigt zu. Nach derselben folgte er dem Missionar auf sein Zimmer, brach in Thränen aus und sprach: „Gott sei gelobt! Das ist's, wornach ich mich 40 Jahre lang gesehnt habe". Er erzählte seine merkwürdige Geschichte und nahm nach einem sehr belangreichen Gespräch eine Bengali-Bibel mit. Seine Heimath war in einiger Entfernung von Calcutta. Nach 2 Monaten kam er wieder mit einer solchen Bibelkenntniß, als ob er sein Leben lang die Bibel studirt hätte. Seine Anschauungen waren merkwürdig richtig, sein Glaube ernst und aufrichtig. Die Missionare erinnerten ihn an seine Pflicht, den Heiland, an welchen er glaubte, auch öffentlich zu bekennen. „Ich weiß es, sagte er, und ich weiß auch, was meine Taufe mit sich bringen wird. Jetzt bin ich in einem Freun-

beskreis hochgeachtet; getauft werde ich von allen verabscheut werden; ja meine eigenen Kinder werden mich verlassen. Gebt mir 2 Tage Zeit darüber nachzudenken und zu beten“.

Nachdem er 2 Nächte nicht geschlafen hatte, nahm er seine Bibel in die Hand und bat Gott, er möchte ihm eine Stelle zeigen, die ihm Aufschluß gebe. Dann schlug er auf, und es fiel die Stelle Luc. 14, 33 in seine Augen. So ließ er sich taufen, kehrte dann in seine Heimath zurück, und alles Schwere, was er erwartet hatte, kam wirklich. Aber er hatte Frieden und Freude und konnte Böses mit Gutem vergelten. Nach und nach legte sich auch der Verfolgungsturm, und jetzt ist er in der ganzen Gegend geachtet und predigt das Evangelium mit großer Frische und Freudigkeit.

### b. Bibel- und Traktatvertheilung.

Baughan kennt die Einwendungen, welche gegen diese Art von Wirksamkeit gemacht werden, versichert aber, daß dieselbe in richtigem Maß betrieben, doch ihre Wirkung thue. Die Bibeln sollten namentlich nur verkauft werden. Es sei besonders wichtig, wenn ein Missionar auf einer Predigtreise einen Ort verlasse, vielleicht ohne je wieder hinzukommen, daß er doch die Wahrheit „Schwarz auf Weiß“ zurücklassen könne, und führt auch hier Beispiele an.

Vor mehr als 20 Jahren machte ein Missionar seine Rückreise von Indien nach England über Persien. Er hatte daselbst eines Tages eine Unterredung mit einem angesehenen Perser und gab diesem die persische Uebersetzung des N. Test. von Henry Martyn. Der Geber wurde nie ausgemittelt, wohl aber der Empfänger. Der Perser las das Buch 14 Jahre lang in der Stille und bekam dadurch immer mehr Licht. Sein Glaube an dieses Licht wuchs. Endlich fühlte er, daß er sein Stillschweigen brechen sollte. Er hatte aus dem Buch gelernt, daß es ein Sakrament der Einweihung gebe und wünschte getauft zu werden. Ein Zweig der alten armenischen Kirche hatte schon längst in Persien existirt. Der Gläubige stellte sich dem Bischof vor und bat um die Taufe. Der Bischof aber schlug sie ab, denn dieser Schritt hätte für die armenische Kirche in Persien verhängnißvoll werden können, da kein Mohammedaner zu derselben übertreten durfte. Aber er war bereit ihm einen Brief zu geben an den apostolischen Vicar seiner Kirche in Calcutta, damit er auf englischem Gebiet übertrete. So verließ der Mann seine Heimath und kam nach der Hauptstadt von Indien. Allein auch der apostolische Vicar der Armenier

in Calcutta zögerte, da er fürchtete, wenn er einen so angesehenen Mann taufte, würde es in Persien bekannt und seine dortigen Brüder müßten es hießen. Wieder getäuscht fand der Perser den Weg zu Missionar Stuart von der englisch-kirchlichen Gesellschaft, der des Persischen mächtig war. Er prüfte die Kenntnisse und den Glauben des Mannes und war überrascht, wie derselbe ohne menschlichen Lehrer allein durch das N. Test. einen so vollständigen und richtigen christlichen Lehrbegriff bekommen hatte. So wurde er in der englischen Kirche getauft.

Um dieselbe Zeit, da der Perser das N. Test. erhielt, machte sich ein intelligenter und eifriger junger Brahmane daran, beständig den Missionaren auf allen ihren Straßenpredigten zu opponiren. Da er manchmal widerlegt wurde, versuchte er noch ein Mittel, von dem er sich einen vollständigen Sieg versprach. Er wollte die Bibel von Anfang bis zu Ende lesen und alle ihre Irrthümer und Widersprüche zusammenstellen. Aber als er las, tauchte in ihm die Frage auf: „bin ich, wie ich sein sollte“? Immer zweifelhafter wurde er, bis er endlich sagen mußte: „nein, ich bin verkehrt; ich kann nicht das Buch überwinden, sondern das Buch hat mich überwunden“. Dieser Brahmane ist jetzt ein eifriger Diener des Evangeliums, das er einst bekämpfte.

So ist auch in Ostbengalen eine ganze Gemeinde entstanden durch das Lesen der Bengali-Bibel und das Prayer book, ehe ein Missionar hinkam.

### c. Missionschulen.

Vaughan bestritt hier namentlich die vielfach bestrittene Nothwendigkeit der englischen Schulen für die höheren Stände, da einmal englische Bildung gesucht und in den Regierungsschulen zwar der alte Glaube umgestoßen aber dafür nichts Positives gegeben werde. Er erinnert dabei an die großartigen Leistungen Dr. Duffs. Die Nothwendigkeit von niederen Schulen, in welchen die Sprachen der Eingeborenen gelehrt werden, ist allgemein zugestanden.

### d. Hausbesuche

sind in den großen Städten hauptsächlich nöthig, um mit den ehemaligen Schülern in Verbindung zu bleiben und denjenigen näher zu kommen, welche in den Regierungsschulen Atheisten geworden sind, aber sonst nicht leicht vom Missionar erreicht werden, weil sie bei den Bazarpredigten sich nicht einfanden.

## e. Der Zenana=Unterricht

hat sich erst in neuerer Zeit entwickelt, ist aber nicht die unbedeutendste unter den Arbeiten der Mission. Das Haupthinderniß für die Hebung der Männer ist die Unwissenheit und Bigotterie der Weiber. Die Frau mag in andern Dingen eine Null sein; das Recht der Controle in Bezug auf die Religion wird ihr allgemein zugestanden. Je mehr die Frauen von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, desto mehr concentriren sich ihre Gedanken auf das religiöse Gebiet. Die Männer mögen über den Aberglauben der Weiber lachen; sie unterwerfen sich demselben nichts destoweniger. Die Männer sind aufgeklärt, aber unentschieden und unaufrichtig, die Weiber unwissend, aber sehr eifrig und fromm, und damit gewinnen sie es im entscheidenden Augenblick. Der Einfluß der Priester nimmt rasch ab, aber der Zauber des weiblichen Einflusses läßt sich nicht so leicht brechen. So ist der Unterricht des weiblichen Geschlechts in Indien außerordentlich wichtig, und daß die Schwierigkeiten nicht mehr so unübersteiglich sind wie vor 25 Jahren ist einer der erfreulichsten Fortschritte in Indien; die englische Erziehung der Männer mußte den Weg dazu bahnen. Viele unterrichtete Männer sehen jetzt ein, daß es nicht nur ein Unrecht ist ihre Frauen in Unwissenheit zu erhalten, sondern für sie selbst etwas Lästiges, da sie an ihren Frauen nicht das haben, was sie haben könnten. So werden jetzt in den großen Städten europäische und amerikanische Frauen freundlich eingeladen die eingeschlossenen Bewohnerinnen der Zenanas zu unterrichten, und die christliche Lehre bildet dabei den Haupttheil. Aber wenn eine Frau getauft werden möchte, so muß sie aus ihrer Gefangenschaft heraus kommen, denn dem Missionar ist nicht erlaubt hineinzugehen, und sie muß oft Heimath, Mann und Kinder verlieren und von den Fremden sich versorgen lassen. Eine kleine Anzahl von Frauen hat den großen Schritt gewagt, und Vaughan erzählt auch hiefür einige ergreifende Beispiele, für die wir aber die Leser auf das Buch selbst verweisen müssen.

## 10. Die eingeborenen Christengemeinden.

So gerne wir Vaughan bis hieher gefolgt sind, so ist nun dieses Capitel für deutsche Leser höchst unbefriedigend bearbeitet. Das Buch von Sherring: *The history of Protestant Missions in India*, von welchem in dieser Zeitschrift Jahrgang 1877 S. 184 gesagt ist, daß es in England viel gelobt, nach deutschen Begriffen aber sehr wenig gründlich und zuverlässig sei, wird auch von Vaughan gerühmt und benutzt. Deutschlands Antheil an der Christianisirung von Indien wird, — man weiß nicht,



ist es aus Unwissenheit oder aus Rücksicht auf die hochkirchlichen Bischöfe, — fast ganz ignorirt. Ziegenbalg, Plütschau und Schwarz werden zu Dänen gemacht, und es wird hervorgehoben, wie viel England zur Unterstützung der dänischen Mission gethan, aber daß Deutschland fast ausschließlich die Leute dazu hergegeben, das erfährt man mit keiner Silbe. Rhenius, der doch ein bahnbrechender Missionar gewesen, aber freilich mit der bischöflichen Succession sich nicht befreunden konnte, wird nicht genannt, obgleich die Mission in Tinnevely nicht übergangen werden konnte. Einzelne weniger bedeutende deutsche Missionare in der englisch-kirchlichen Gesellschaft werden genannt. Ueberhaupt beschränkt sich die Darstellung zu sehr auf Bengalen. Hier wird die große Erweckung in den Dörfern bei Krisnagur in den dreißiger Jahren näher beschrieben, aber der dabei thätige Missionar Dürr, der erste Zögling des Basler Missionshauses im Dienst der englisch-kirchlichen Gesellschaft, wird zu einem Mr. Deer gemacht. Die Gogner'sche, die Basler und die Leipziger Mission werden nirgends auch nur erwähnt, dagegen die englischen Bischöfe mit vielen Lobeserhebungen aufgezählt und ihr Hirtenbrief vom J. 1874 noch besonders abgedruckt.

Was die Zahl der eingeborenen Christen betrifft, so betrug sie im J. 1852 in Indien mit Birma und Ceylon 22400 Communicanten, 128,000 eingeborene Christen von allen Altersklassen. Im J. 1872 waren es 78,494 Communicanten, 318,363 Christen; also in 20 Jahren eine Zunahme von 150%. Vaughan berechnet, daß denselben Maßstab der Vermehrung vorausgesetzt, die Zahl der Christen in Indien in weniger als 150 Jahren der gegenwärtigen Bevölkerungszahl (250 Millionen) gleich sein werde. Aber der Maßstab ist in den letzten 10 Jahren größer geworden als im vorhergehenden. Wenn also ein Leser lieber nach Zahlen als im Glauben in die Zukunft sehen möchte, so könnte auch er sich überzeugen, daß die Evangelisation von Indien nichts so Visionäres oder so Entferntes ist als manche denken.

Was das innere Leben in den Christengemeinden betrifft, soweit sich darüber ein Urtheil im Allgemeinen geben läßt, so hebt Vaughan hervor, wie doch der moralische Zustand der Gemeinden im Allgemeinen mit den Jahren sich bessert, nicht sich verschlimmert.

Noch wird in diesem Abschnitt ein besonderes Werk der Barmherzigkeit besprochen, die Mission unter den Auswärtigen in Calcutta. Vaughan schließt sein Buch mit der Hinweisung auf die große Verantwortung, welche England durch den Besitz von Indien auferlegt ist, wenn es nicht gründlich

mit der ehemaligen selbstischen Politik bricht und nicht alles thut um seinen indischen Unterthanen das Beste, was es selbst hat, mitzutheilen.

Die katholischen Missionen in Indien sind wie die deutsch-evangelischen mit Stillschweigen übergangen, und doch hätten sie in eine Uebersicht über die ganze religiöse Entwicklung des Volks ebenso gut gehört wie der Islam.

Wir scheiden von dem Buche trotz aller entschiedenen Mängel, die wir hervorheben mußten, doch mit herzlichem Dank für die wirklich treffliche gemeinschaftliche Darstellung der indischen Religionsgeschichte, und für die mannigfaltige Belehrung und Glaubensstärkung, die wir aus demselben bekommen, und möchten es namentlich angehenden Missionaren, die für Indien bestimmt sind, als eine sehr gute englische Lectüre empfehlen.

## Die römisch-katholische Missions-Literatur in ihrem Verhältniß zur evangelischen Mission.

Gleich als ein Blick in die beiderseitige Missions-Methode.<sup>1)</sup>

(Von A. Petri, Pastor in Pädligar.)

Obgleich aus den in dieser Zeitschrift bereits veröffentlichten Aufsätzen über die römisch-katholische Heidenmission die ungerechte, zum Theil gehässige Art schon hat ersehen werden können, mit welcher katholischerseits auch literarisch die evangelische Mission behandelt zu werden pflegt, so soll darüber doch, wie Seitens der Redaction bereits im Märzheft des Jahrganges 1875 (S. 110 Anm. 2) vermeldet worden ist, noch ein besonderer Aufsatz folgen.

Indem das hiermit geschieht, erneuern wir zuerst das am erwähnten Orte abgelegte Gelübde: „Durch die Gehässigkeit, mit welcher gemeiniglich katholischerseits die evangelische Mission behandelt wird, uns nicht verleiten lassen zu wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz bildet den von Anfang an geplanten Schlußartikel der früher erschienenen Arbeiten des Verfassers über die Missionsthätigkeit der römischen Kirche und steht mit dem Artikel in Nr. 2 dss. Jahrgangs in keinem Zusammenhange.

Man sollte freilich glauben, daß wenigstens auf dem weiten Gebiet der Heiden-Mission, wo ja die verschiedensten Kirchen-Denominationen mehr oder weniger friedlich neben einander arbeiten und sich der gegenseitigen Erfolge zu freuen suchen, auch ein einigermaßen befriedigender Modus vivendi mit der römisch-katholischen Mission sich hätte aubahnen lassen. Aber wie solches leider in der Arbeit auf dem Missionsfelde nicht der Fall ist<sup>1)</sup>, sondern katholischerseits man systematisch sucht die evangelische Mission zu verdrängen, so dürfte es kaum ein römisch-katholisches Missionsblatt geben, in welchem die evangelische Mission als solche auch nur irgend welche Anerkennung fände. Vielmehr wird dieselbe entweder total ignorirt, als gäbe es auf der ganzen Erde nur römische Missionare oder — wo die evangelische Mission zu sichtbar und bekannt geworden ist, die katholische wohl gar überflügelt hat — auf das Gehässigste besprochen, oder als ganz unfruchtbar hingestellt und zwar meist mit dem beliebten Manöver: „auf Grund protestantischer Schriftsteller!“ — Dabei scheut man sich nicht, dem unwissenden katholischen Leser-Publikum gegenüber die anruchigsten Namen vorzuführen.

So beruft sich z. B. Marshall in seinem Werk über „Die christlichen Missionen“ (Bd. II. S. 93) sowol auf Gerstäcker, den er „einen erfahrenen deutschen Reisenden“ nennt, als auch auf Rozebue (II. S. 233), den er sogar als „eine intelligente und vollkommen unparteiische Autorität“ bezeichnet.

Das systematische Todtschweigen oder Todtmachen-Wollen der evangelischen Mission kann allerdings nicht befremden, wenn man weiß, daß die Hauptaufgabe der Jesuiten, in deren Händen faktisch die Leitung der gesammten römisch-katholischen Heidenmission liegt, von Anfang an gewesen ist: die mit allen nur möglichen, namentlich auch literarischen Mitteln zu bewerkstelligende Bekämpfung der Reformation.<sup>2)</sup>

Dieser principiellen Polemik wegen ist die römisch-katholische Missions-Literatur einer nüchternen, gerechten und wahrheitsgetreuen Geschichtsschreibung überhaupt nicht fähig. So sagt auch Dr. Huber (S. 410):

1) Aeußerungen wie die eines italienischen Priesters zu dem Gögner'schen Missionar Dnasch (i. J. 1861): „Nun gut, Sie sind Protestant und ich bin Katholik; Sie gehen nach Indien und ich nach China, beide, um für unsern HErrn Jesum zu arbeiten. Möge Er uns tüchtig machen, unter den Verlorenen für seinen heiligen Namen etwas Rechtes auszurichten“ (Ev. Miss.-Mag. 1865, S. 188) — sind rein persönlicher und privater Art, die trotz aller — so zu sagen — officiellen Feindschaft immer bestehen können und werden.

2) Dr. Huber: „Der Jesuitenorden.“ S. 111.

„Zu einer vom Geiste der Wahrheitsliebe getragenen Geschichtsschreibung wurde der Jesuitenorden geradezu unfähig. In dieser Beziehung sind die Aktenstücke, welche Friedrich\*) jüngst veröffentlicht hat, höchst belehrend u. s. w.“ und S. 415: „So ist denn jedes Geschichtswerk aus jesuitischer Feder, weil die Geschichtsschreibung der Jesuiten im Dienste ihrer Politik steht, mit Mißtrauen aufzunehmen. Sie haben sich nicht nur Verschweigungen und Entstellungen erlaubt, sie fabricirten auch falsche Dokumente oder läugneten umgekehrt ächte ab u. s. w.“ und S. 416: „Leibnitz warnte daher mit Recht, den Jesuiten die Direction irgend einer Bibliothek oder eines Archivs anzuvertrauen, weil sie gar leicht das ihnen nicht Zusagende verfälschen oder vernichten könnten.“ —

Zeigen wir nun an einer Reihe von Proben, wie römischerseits literarisch die evangelische Mission behandelt wird.

Um mit dem oben und zwar in letzter Linie erwähnten Manöver anzufangen, nach welchem die evangelische Mission „auf Grund protestantischer Schriftsteller“ als durchaus unfruchtbar hingestellt werden soll, müssen wir zunächst eines Buches Erwähnung thun, welches P. Wisemann unter dem Titel: „Unfruchtbarkeit der von den Protestanten zur Bekehrung ungläubiger Völker unternommenen Missionen“ bereits i. J. 1835 (Augsburg) geschrieben hat. Behufs Motivirung seines Themas sagt er in der Vorrede:

„Ich dachte bei mir, daß es ein starker Beweis gegen die protestantischen Sekten sei, wenn man sieht, wie sie mit unfruchtbarem Eifer säen und sich vergeblich bei dem Bekehrungswerk abmühen; wie sie Schätze zusammenbringen, Missionare in ganzen Zügen aussenden — — bald sich des ganzen Einflusses und der Unterstützung der weltlichen Behörden bedienen, bald durch Liebkosungen und Freigebigkeit anziehen suchen — — wenn man hört, wie sie überall sich rühmen, hoffen, versprechen, und wenn man sie am Ende gestehen hört, daß ohngeachtet aller dieser Anstrengungen es ihnen nicht gelungen sei, irgend einen Erfolg zu erhalten, gleichsam als hätte der Herr sie mit Unfruchtbarkeit geschlagen.“

Wisemann gebraucht resp. mißbraucht dann zum Beweise im Buche selbst — ganz à la Marshall — zu Gunsten Rom's einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Aeußerungen in evangelischen Missionsberichten u. a. m. Im IV. Abschnitt, der von dem „Erfolg der Missionen im Allgemeinen“ handelt, hat er eine ganze Reihe von „Eingeständnissen der Theilnehmer selbst, rücksichtlich des gänzlichen Fehlschlagens allenthalben“ gesammelt. So citirt er z. B. bezüglich Indiens Aeußerungen, welche der anglikanische Missionsbischof Heber anlässlich einer Visitationsreise in seinem Tagebuche gethan hat, wie: „Calcutta und dessen Nachbarschaft ausgenommen besteht in diesem Augenblick dort keine protestantische Sekte, die

1) Vergl. Allgem. Miss.-Zeitschrift 1877, S. 164, Anm. 2.



einer Erwähnung verdiene, außer der anglikanischen Kirche" — „Die Arbeiten der Missionäre und Schulen haben sich in Wahrheit auf die Weiber englischer Soldaten beschränkt u. s. w.“ — „Welch' Leidwesen, diese Kirche (nämlich in Trichinopoli, von Schwarz gegründet) in einem Zustande des Verfalls zu finden, und die Mission in einem solchen Elende zu sehen" — und setzt dann hinzu: „Ab uno disce omnes! Wenn die Missionen von Schwarz sich in einem so elenden Zustande befinden und ihre Kirchen schon anfangen einzufallen, was sollen wir von den übrigen entlegeneren sagen u. s. w.“

In ähnlicher Weise benutzten neuerdings „Die Katholischen Missionen“<sup>1)</sup> folgende Erklärung dreier anglikanischen Bischöfe Indiens (von Calcutta, Madras und Bombah) in einem Synodalbriefe: „Wenn wir unsere Augen auf die Arbeiten der Missionen, und insbesondere auf die Missionen unserer Kirche lenken, so müssen wir gestehen, daß sie im Allgemeinen mehr in einem Zustande der Stagnation als des Fortschritts begriffen sind. Es scheint, daß ihnen die Kraft mangelt, zu erbauen, und folglich auch die Kraft, zu bekehren u. s. w.“ Daraufhin schrieben die „Kathol. Miss.“:

„Die Zeugnisse, welche Marshall über die Erfolge oder vielmehr Nicht-Erfolge der protestantischen Missionen gesammelt hat, will man zwar gegnerischerseits als eine Parteilichkeit ohne alle Autorität darstellen — — aber wenn auch alle Zeugnisse Marshall's nichts bewiesen, ließen sich noch andere genug sammeln, die eben das Nämliche darthun würden, nämlich daß die positiven Erfolge der protestantischen Sendboten so ziemlich gleich Null sind. Ein Zeugniß aus jüngster Zeit erhalten wir aus Indien —“

Man sieht hieraus, wie vorsichtig man sein muß sowohl mit den Klagen über die eigene Missionsarbeit, da sie geüffentlich von den Katholiken „zum Beweise der Unfruchtbarkeit der protestantischen Mission“ aufgesucht und gemißbraucht werden, wie mit dem ungehörlichen Rühmen der katholischen, insbesondere der Jesuiten-Missionen Seitens der Evangelischen<sup>2)</sup>, das nunmehr endlich nachzulassen scheint.

Am verhaßtesten sind den „Katholischen Missionen“ die unleugbaren Erfolge der Gokner'schen Kolhs-Mission. Um so mehr aber suchen sie vor ihren Lesern auch deren Unfruchtbarkeit zu beweisen. Hören wir eine Probe.<sup>3)</sup>

1) Jahrg. 1875, S. 23 ff.

2) Vergl. Allg. Miss.-Zeitsch. 1877, S. 164.

3) „Kathol. Miss.“ 1875. Nr. 6, S. 128.

„Unter den Kolhs haben wir gegenwärtig 2 Stationen, Hazaribagh und Tschaiabassa; auf letzterer Station wohnt nun schon viele Jahre lang P. Stockmann — — der katholischen Mission mit ihren 2 Missionaren steht eine protestantische mit einer ganzen Anzahl von europäischen Sendboten gegenüber. Letztere rühmt sich zwar großer Erfolge; allein wenn wir ihren letzten officiellen Bericht zur Hand nehmen, so dürften wir aus ihm wol schon erkennen, daß diese so bedeutend nicht sind. Schon das fällt darin auf, daß der Erfolg nach der Menge der verkauften oder vertheilten Bibeln berechnet wird. „„Es geht gut““, heißt es an einer Stelle, „„wir haben viele Bibeln angebracht““. „„Es geht nicht gut““, sagen die Revv. Rottrott und Voß von Tschaiabassa, „„man will keine Bibeln kaufen““. Oscar Flex, der protestantische Missionar von Kantshi, blickt zufrieden auf seine Erfolge von 1873 zurück: „„Wir haben unser Bestes gethan, um in ihre Dörfer das Wort Gottes unter der Gestalt von Büchern und von Theilen der heil. Schrift zu bringen 2c.““ — — Als Glied der protestantischen Gemeinde wird jeder betrachtet, der seinen Namen einschreiben läßt, eine Bibel annimmt und sich taufen läßt. Trotzdem würden die Protestanten keine „„Bekehrungen““ machen, wenn die Sendboten nicht andere Mittel anwendeten. Wenn ein Heide sich in Noth befindet, besucht ihn alsbald ein protestantischer Katechist und bietet ihm eine Anzahl Rupien aus „„reiner Nächstenliebe““ an — — so ist der Arme aus seiner Noth gerettet, aber auch den Protestanten verkauft. Bald nachher stellt sich der Missionar ein, um seinen neuen „„Bekehrten““ zu taufen und einzuschreiben — — Daß so und nicht anders die protestantischen „„Bekehrungen““ zu Stande kommen, läßt sich in dem officiellen Bericht, allerdings nur zwischen den Zeilen, aber deutlich genug lesen.“

### Welch' schändliche Verleumdungen!

Was zunächst die Bibel betrifft, so ist es eine bekannte Thatsache, daß die Katholiken überall die Verbreitung der Bibel mit Haß und Hohn verfolgen.

„Der protestantische Missionär“ — sagt Marshall I, S. 17 u. 18 — verläßt sich hauptsächlich auf die Verbreitung der heil. Schriften oder religiöser Tractate, welche er die Küste entlang austheilt oder in das Innere versendet und alsdann selbst ihre Wirkung thun läßt. In vielen Ländern — — ist die Thätigkeit der protestantischen Missionäre heinahe gänzlich auf die Austheilung von Büchern beschränkt gewesen, obgleich, wie Einer aus ihrer eigenen Gesellschaft bemerkt — „„es von geringem Nutzen erscheint, Bücher in Ueberfluß zu geben ohne reichliche persönliche Predigt““ (Aehnliches S. 21. 26. 27).

„Es kann keine gröbere Unwahrheit geben“ — sagen dagegen Venn und Hoffmann treffend in ihrem „Franz Xavier“ S. 411 — „als daß die evangelische Mission die Predigt unterlasse und dafür Schriften verbreite; daß sie das Letztere aber thut, reichlich thut, da, wo die Bevölkerung lesen kann, schon vor der mündlichen Predigt als Vorbereitung derselben, da, wo sie erst durch die Mission lesen gelernt hat, zur Befestigung, Vertiefung ihrer Wirkung nach derselben, das ist recht und gut und unerläßlich. Mag dem Herrn Marshall, wie einst dem Judas die köstliche Narbe, es eine unnütze Verschwendung sein, daß so mancher Tractat, so manches biblische Buch nur zerrissen oder zu Fensterscheiben gebraucht wird — — wir wollen uns über diesen Papierverlust nicht grämen, so lange uns die Beweise zu Tausenden vorliegen, daß ganze Dörfer und Gegenden durch diese Schriften zum Fragen nach dem Wege der Seligkeit gebracht worden sind — —.“

Dem fügen wir hinzu, was der im Septbr. 1877 erschienene Bericht des Berliner Hilfsvereins für die evangel. Mission unter den Kolhs von der Schule sagt:

„Eine sehr wichtige Arbeit ist in unserer Mission die Erziehung der Tausende von Kindern. — Soll das Christenthum wirklich feste und dauernde Wurzeln schlagen, so muß das Volk gehoben werden; es muß mit der Zeit jedes Glied der Gemeinde in den Stand gesetzt werden, Gottes Wort lesen zu können. Der sicherste Weg zur Erreichung dieses Zieles ist die christliche Schule. Einem jeden Christenkinde den Besuch einer solchen zu ermöglichen, ist eine Pflicht der Mission, welche es vor dem Herrn übernommen hat, einem bestimmten Volke das Christenthum zu bringen.“

Die Mahnung freilich, welche bereits im 1. Jahrg. d. Zeitschr. (1874, S. 379, Anm.) ausgesprochen worden ist, kann nicht laut und oft genug ergehen: „daß unsere evangel. Missionare mit ihren Bibelübersetzungen langsamer vorgehen und man nicht unbesehen jede Bibelübersetzung als große Missionsthat feiert.“ Eingehend ist über die Frage: „Wie gelangt man zu einer Bibelübersetzung in der Mission?“ auf Grund eines Referats des Dr. Gundert auf der 4. allgem. Missions-Conferenz in Bremen (i. J. 1876) verhandelt worden (vergl. Anhang zum Augustheft 1876 d. Zeitschr.) Die Katholischen haben überdies eigentlich gar kein Recht, in dieser Frage irgend welche Kritik zu üben, denn sie befaßten sich so gut wie gar nicht mit Predigen und Bibelübersetzen, ja kaum mit Erlernen der Landessprache.

Hören wir das Zeugniß eines Missionars der Londoner Gesellschaft aus China:<sup>1)</sup>

„Ich kenne ein gut Stück des römisch-kathol. Missionswesens und kann mit Sicherheit behaupten, daß kaum einige römisch-kathol. Missionare die Landessprache mit einiger Gefäufigkeit sich aneignen; sie kümmern sich um die Literatur des Volkes gar nicht, sie vertheilen nie Bücher; sie thun nichts irgend wie zur geistigen Hebung des Volkes. Protestantische Missionare dagegen machen es sich zu einer Hauptaufgabe, die Sprache und Literatur des Volkes zu studiren, richtig und fließend in der Landessprache zu predigen, und ich glaube, es vergeht kein Tag, daß sie nicht predigend vor das Volk treten.“

Die hergebrachte „ökumenische“ Kirchensprache (Latein!) ist es besonders, die den katholischen Geistlichen den Eifer nimmt, die Landessprache zu studiren. „„Die römisch-katholischen Seminaristen werden nicht zum Priesterthum ordinirt, wenn sie nicht die liturgische Sprache inne haben““ — sagt der römisch-kathol. Gelehrte Garcin de Tassy. Wäre es nicht wünschenswerth, daß sie für den Gottesdienst die Sprache des Landes in Gebrauch nehmen dürften? Im evangelischen Priester-Seminar zu Lahore wird der

<sup>1)</sup> Missionsnachrichten der Ostindischen Miss.-Anstalt in Halle, 1873, Heft I, S. 34 ff.

Unterricht im Hindu erteilt; die Zöglinge brauchen da nicht Latein zu lernen. Man begreift, daß man in Europa die Kenntniß des Latein fordert, das hier früher allgemein verstanden worden (und für das Studium der altkirchlichen Literatur unentbehrlich ist), aber man sieht nicht ein, warum man sich in anderen Welttheilen auf eine Sprache stützt, die ihnen völlig fremd ist. So war es nicht in den ersten Jahrhunderten! Die griechischen, koptischen, aethiopischen, arabischen, syrischen, chaldäischen, armenischen, flavonischen und viele andere Liturgien, die noch bei den Christen, die sie angenommen haben, in Gebrauch sind, beweisen es, daß die Kirche in dieser Beziehung sonst anders dachte.“

Und ein Correspondent der Times über indische Missionen schreibt:<sup>1)</sup>

„Was das Predigen betrifft, so sind, glaube ich, die Methodisten darin am erfolgreichsten. Im Ganzen verschmähen sie das Schulwesen und wenden alle ihre Kraft in der einen Richtung des Predigens an, während die Katholiken mit ihrer sprichwörtlich gewordenen Geizhalsigkeit alle möglichen Mittel anwenden, um auf irgend eine Weise Leute in ihre Kirche zu ziehen.“

So schrieb z. B. P. Octave, Missionar im südöstlichen Vicariat von Petscheli, an seine Oberen in Europa:<sup>2)</sup>

Schicken Sie uns vor allem Bilder. Jedesmal wenn eine neue Familie sich zum Katechumenat meldet, wird meine Freude getrübt durch die Worte: „„Pater, gib uns Bilder, um durch sie die Götzenfiguren zu ersetzen, welche wir bisher angebetet haben.““ Ich bin dann in einer nicht geringen Schwierigkeit, da es mir unmöglich ist, allen Bitten zu willfahren. Denn jede Familie begehrt ein Bild für sich, und zwar ein hübsch großes und buntes, und ohne einen solchen Stellvertreter entschließen sich die angehenden Katechumenen nur schwer dazu, die Götzen zu entfernen.“

Die Redaction der „Kathol.-Missionen“ bemerkt hierzu, daß es sich nur um Bilder handle, nicht um Statuen — letztere würden sich von den Figuren, denen die Katechumenen bisher ihre Ehrfurcht erwiesen, zu wenig unterscheiden und leicht zum Fallstrick werden.

Indes wie missionirt P. Delplace in Rharee (Ostindien)? Er schreibt unterm 10. Januar 1875 an seine Oberen in Europa:<sup>3)</sup>

„In der Gegend um Rharee verlangen mehrere Dörfer einen katholischen Missionar. Eine anständige Kapelle, in welcher wir die katholische Kirche in ihrem großartigen Gottesdienste zeigen können, wird wie eine beständige Predigt mitten unter den zerfallenen protestantischen Kapellen sein. Schon besitze ich eine schöne Statue des heiligen Joseph, die aus Holz geschnitzt und reich bemalt ist. Unter den besondern Schutz dieses glorreichen Patriarchen stelle ich die junge Christengemeinde in Rharee u. s. w.“

<sup>1)</sup> Evangel. Miss.-Magazin 1875, S. 47.

<sup>2)</sup> Evangel. Miss.-Magazin 1877, S. 40 ff.

<sup>3)</sup> Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1876, V, S. 34 ff.



Also doch auch Statuen! Und daß dieselben wirklich angebetet werden, dafür giebt der ehemal. Leipziger Missionar Zorn von Budukotta einen Beleg:

„In Karambagudi“ — schreibt derselbe — „sind 3 angesehenen römische Familien. Von diesen kam ein Mann und bat mich in ihre Hauscapelle zu kommen — — — die Leute hatten es sich etwas kosten lassen. Ein schöner Altar mit Leuchtern, die Masse von massivem Silber. Ein Crucifix in der Mitte. Oben über eine Marienfigur, vergoldet, mit einer goldenen Krone. Sonst St. Peter und Paul, der heil Xavier Antonius, der Erzengel Michael. „Hier beten wir sonntäglich an,“ sagte der Hausherr, „und einmal im Jahre kommt der Priester, liest die Messe und reicht uns das Sacrament.“ — „Was betet ihr an,“ sagte ich, „sei aufrichtig! betet ihr diese Figuren an?“ „Ja“ — sagte er! —

Um noch ein Zeugniß davon zu geben, wie die Römischen das Mittel des Geldes benutzen, die Heiden zu gewinnen, so berichtete das „Evangel.-Luther.-Missionsblatt“ — herausgegeben von Pastor A. E. Frey in Brooklyn (New-York), Jahrgang II. 1876, S. 3:

„5 Rupies per Kopf bieten die römischen Priester denen, die kommen und sich taufen lassen oder römisch taufen lassen, wenn sie schon Christen sind. Durch dieses Mittel gelang es ihnen, eine Station der Leipziger Mission fast zu Grunde zu richten. Ein von dieser in Zucht genommener Katechet, Namens Moses, trat nämlich in der Priester Dienste und speculirte gewaltig, um das lutherische Gemeindlein römisch zu machen. Natürlich blieb ihm bei jedem Kopf sein Wertheil. Er zahlte, wie der Handel es bedang, und der Rest war sein. So kam's, daß die Station, die 1872 118 und 1873 191 Seelen zählte, 1875 nur noch 60 nachwies! Die anderen alle hatten die Römer verschachert. O schrecklicher Seelenhandel! In einer anderen Gemeinde blieb sogar nur eine Familie treu, die des Häuptlings; in einer anderen 2, von denen die eine auch allsogleich abfiel, als der neu angekommene Missionar sich weigerte, ihr 40 Rupies Vorschuß zu leisten. Die erste Frage, die jetzt an den Missionar gerichtet wird, lautet: Was giebst Du mir — — —? Die Römischen geben dann dem Neugetauften noch ein Crucifix und hängen ihm einen Rosenkranz um, dann lassen sie ihn laufen und Niemand kümmert sich um ihn.“

Und diese Römischen haben die Stirn, den Gofner'schen Missionaren vorzuwerfen, sie würden keine Bekehrungen machen, wenn sie nicht äußere Mittel, namentlich Bestechung durch Geld verwendeten:

„Bisweilen“ — schreiben die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens“<sup>1)</sup> — verfallen die Berliner Missionare auch noch auf wohlfeilere Mittel. Indem sie die Gewohnheiten ihres Mutterlandes auch auf den Boden Indiens übertragen, drohen sie den furchtsamen Eingeborenen mit Schlägen und Gefängniß, und gar oft glauben diese armen Leute in ihrem Schrecken, der Prediger besitze wirklich alle die Macht, die er zur Schau stellt und willigen, um seiner Rache zu entgehen, in sein Begehren (nämlich nach ihrer Taufe!) ein.“

<sup>1)</sup> 1876, V, S. 43.

Wir verlieren kein Wort über diese niedrige Art der Polemik, sondern führen nur als Gegenzeugniß an, was ein Correspondent der Pall Mall Gazette<sup>1)</sup> anläßlich der Verfolgungen schreibt, welche die Katholiken in Tibet, Corea, Japan und China zu erleiden hatten. Er fragt, ob nicht die Allgemeinheit der Erscheinung auf eine zu Grunde liegende allgemeine Ursache schließen lasse. Er schildert darauf das Benehmen des apostolischen Vicars von Kwei-Tscheou in Supeh, Msgr. Faurie.

„Wie lebt dieser? Er übt das Recht über Leben und Tod aus, er kerkert ein und läßt frei, er macht Frieden und erklärt Krieg. Er zieht im Lande umher mit einem Gefolge und einer Pracht wie ein Vizekönig. Er hat eine Kanone, die die Nachtwachen ankündigt; jedesmal wenn er sein Haus verläßt oder es wieder betritt, ertönen 3 Artillerie-Salven. „Ich esse stets allein“ — sagt er — „die größten Häuptlinge im vollen Staate stehen um meine Tafel und bedienen mich, während eine Musikbande dazu aufspielt.““

„Daraus ersehen wir“ — fährt der Correspondent fort — „zuerst die Ursache der öffentlichen Verfolgung von Seiten der Regierung. Denn was können die Beamten anders aus solcher Annahme schließen, als daß das Christenthum eine fremde politische Agentenschaft ist. Sodann ersehen wir daraus, warum die Eingeborenen schaarenweise Katholiken werden. Denn sicher können solche mächtige Fremdlinge Schutz gegen Steuerdruck und Beistand vor Gericht leisten und machen glauben, daß das Regiment in die Hände der Christen kommt. Ganze Dörfer, deren einziger Anspruch auf die Taufe darin bestand, daß sie gelernt hatten, das Kreuzeszeichen zu machen, drängen sich herbei und begehren den Segen des Bischofs.“

(Schluß folgt.)

## Ein neues ethnologisches Unternehmen.

### Eine Bitte an die Missionare unter unsern Lesern.

Um umfassendes und zuverlässiges Material zum Ausbau der Völkerkunde zu erlangen, beabsichtigt Herr Dr. Pechuël-Loesche zu Leipzig eine Reihe Fragebogen, deren erster auf den Farbensinn der Naturvölker bezügliche bereits ausgefertigt ist, in alle Welt zu versenden und richtet auch an uns die Bitte das Unternehmen durch Empfehlung vornämlich bei

<sup>1)</sup> cfr. Miss.-Nachrichten der Ostindischen Miss.-Anstalt in Halle, 1873, S. 34 ff. Ann.

den Missionaren zu unterstützen, da man „in erster Linie auf die Mitwirkung dieser Herren angewiesen sei, deren Bildung und Sprachkenntniß die zuverlässigsten Resultate ermögliche.“

Wir geben zunächst eine genauere Motivirung und Beschreibung des Unternehmens, wie sie die Zeitschrift: „Aus allen Welttheilen“ im 11. Hefte dieses Jahrgangs enthält.

„Namentlich dadurch wird die ethnographische Forschung, soweit sie den Zweck hat, aus vorhandenem Material weitgehende Schlüsse zu ziehen, so ungemein erschwert, daß es dem einzelnen Forscher unmöglich ist, mehr als relativ kleine Theile unsers Erdballes genau zu untersuchen. Wenigen nur ist es vergönnt, die Gestecke aller Erdtheile mit eignem Fuß zu betreten, alle Rassen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit eigenen Augen das Vorhandensein dieser oder jener eigenthümlichen Sitte bei räumlich weit von einander getrennten Völkerschaften bestätigt zu sehen. Selbst diese wenigen werden selten dahin gelangen, mit ganz unbefangenen Blick und mit zweifelloser Gewißheit über alle ethnographischen Erscheinungen zu urtheilen. Wohl sieht man einem Volke bei kurzem Aufenthalt schnell ein paar Aeußerlichkeiten ab, man beschreibt seine körperlichen Eigenthümlichkeiten, seine Tracht, Lebensweise u. s. w. Um aber das geistige und religiöse Leben eines Volkes, seine Anschauungen über Recht und Unrecht, über Seele und Leib, über Anfang und Ende der Welt und des Lebens, über Verbindung und Verkehr des Göttlichen mit dem Irdischen, über Bedeutung der Feste und Ceremonien u. s. f. kennen zu lernen, dazu muß man lange unter demselben leben, muß mit ihm vertraut werden und vor allem seine Sprache vollständig verstehen. Ist dies alles nicht der Fall, so kann zu leicht Mißverstandenes, Falsches und ganz Verkehrtes mitgetheilt und lange geglaubt werden, wie es z. B. mit dem Fetischismus afrikanischer Völkerschaften der Fall war. Geben schon Naturvölker an und für sich den neugierig fragenden Reisenden ungern Auskunft über alles, was ihr Seelenleben anbetrifft, so thun sie es um so weniger bereitwillig und wahrheitsgemäß, je weniger er mit ihnen direkt in ihrer Sprache verkehren kann. Es ist klar, daß, so verstanden, nur wer lange unter einem Volke gelebt hat, wahrhaft werthvolle und allen Glauben verdienende ethnographische Berichte zu geben vermag, und daß daher mit Recht in ethnographischen Arbeiten auf solche Einzelforschung der größte Werth gelegt wird. Freilich würde es ungeheure Zeiträume und eine stattliche Armee von Forschern erfordern, wenn alle Theile unseres Erdenrunds auf solche Weise von wissenschaftlich gebildeten Männern durchforscht werden sollten, und bei dem rapiden Vordringen der Kultur in unserm Zeitalter würde mancher Volksstamm untergehen, bevor man seine Eigenthümlichkeiten, seine Sprache, die originellen Seiten seines Geisteslebens der Wissenschaft retten könnte.

Mit der größten Freude ist daher ein Unternehmen zu begrüßen, welches den Zweck hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit unter Heranziehung der überall zerstreut lebenden Gebildeten aller Nationen zuverlässiges und brauchbares ethnographisches Material nach einer Centralstelle zu schaffen und der Benutzung zugänglich zu machen.

Herr Dr. Pechuël-Loesche in Leipzig, der bekannte Vielgereiste, unser verehrter Mitarbeiter, läßt zahlreiche Bogen drucken, welche genau präzipirte Fragen über einzelne ethnographische Gegenstände enthalten; diese Bogen sollen soweit als möglich verbreitet



werden, sie sollen überall in die Hände von gebildeten, verständigen und für die Wissenschaft sich interessirenden Leuten gelangen, diese sollen sich mit dem Inhalt derselben vertraut machen und bei ihrem Verkehr mit „wilden“ Völkern namentlich auf das ihr Augenmerk richten, dessen Beantwortung verlangt wird; oft sind das ja scheinbare Nebensachen, die dem Auge des uneingeweihten Beobachters leicht ganz entgehen. Ist es dem einzelnen, der das Unternehmen unterstützen will, gelungen, alle oder doch die meisten der auf einem Bogen enthaltenen Fragen zu beantworten, so kann die Reihe der Fragen und Antworten ihre Rückreise nach Europa antreten. Das Museum für Völkerkunde in Leipzig hat sich erklärt, den Stoff zu sammeln, und jedem Bogen, der zur Versendung kommt, wird ein mit dessen Adresse bedrucktes Couvert beigelegt. Dort, im Museum für Völkerkunde, wird das Material gesammelt und soll jedem Gelehrten zugänglich sein, der Lust hat es, wissenschaftlich zu bearbeiten. Auch nach der Wiederabreise Dr. Pechuël-Loesche's nach Afrika wird also das Werk seinen ungestörten Fortgang haben und seine Früchte tragen. Da die Sache mit vollständiger Uneigennützigkeit in's Werk gesetzt ist und die Versendung der Fragebogen durchaus kostenfrei stattfindet, wird es nicht schwer halten, eine große Betheiligung zu erzielen sobald weitere Kreise Kenntniß von dem großartigen Plane haben. Hat ja doch so mancher in fernen Landen einen Bruder, Sohn, Verwandten oder Freund, von dem er weiß, daß derselbe gern der Wissenschaft dienlich sein möchte, wenn ihm Mittel und Wege bekannt wären. Hier bietet sich die beste Gelegenheit, etwas Brauchbares liefern zu können mit weiter nichts ausgerüstet, als mit der im Auslande gesammelten Erfahrung, mit offenen Augen zum Beobachten, mit Wahrheitsliebe, um das Beobachtete unverfälscht niederzuschreiben.

Zur Herausgabe der einzelnen Fragebogen, deren jeder nur einen Gegenstand der ethnographischen Forschung behandelt, setzt sich Herr Dr. Pechuël-Loesche mit verschiedenen Spezialgelehrten in Verbindung. Der erste, im Juni ausgegebene Bogen bezweckt die Lösung des Problems: bis zu welchem Grade die Naturvölker die Farben empfinden und durch Benennung unterscheiden wie die Kulturvölker. Die Lösung dieser Frage hat gerade jetzt vielfaches Interesse, wo philologische Forschung doch selbst den klassischen Völkern des Alterthums eine hinter der unsrigen weit zurückstehende Entwicklung des Farbensinnes zuschreibt und wo die Frage der Farbenblindheit, der Frequenz und Verbreitung derselben, auf der Tagesordnung steht. Der erste Bogen trägt außer dem Namen des Herrn Dr. Pechuël-Loesche auch den des Herrn Dr. H. Magnus in Breslau, dessen Thätigkeit auf diesem Gebiete rühmlichst bekannt ist, und für dessen wichtige fachmännische Arbeiten speziell das durch den Bogen zu erlangende Material bedeutungsvoll sein wird.

Die erste Seite des Bogens Nr. 1 enthält in deutscher und englischer Sprache die Aufforderung und genaue Instruktion an den betreffenden freiwilligen Mitarbeiter des Unternehmens; auf dem Innern des Bogens, der zweiten und dritten Seite, ist in der Mitte eine zehnteilige Farbenskala angebracht, welche von oben nach unten schwarz, grau, weiß, roth, orange, gelb, grün, blau, violett und Purpur enthält, zu beiden Seiten befindet sich ein Schema, welches genau nach Instruktion auszufüllen ist mit dem einheimischen Namen des betreffenden Volksstammes, mit den Bezeichnungen für die einzelnen Farben, mit der geographischen Lage des Wohnplatzes der Befragten, den sprachlichen Ableitungen der Farbenbenennungen, ihres etwa frembländischen Ursprungs (entlehnt, mit Handelsartikeln überkommen), der allgemeinen Bezeichnung für Farbe zc.



— Die Rückseite des Bogens ist für besondere Mittheilungen frei gelassen, namentlich wird gebeten anzugeben, ob Ausdrücke für die verschiedenen Arten von bunt, für hell, dunkel, glänzend u. s. w. bestehen, wieviel Individuen befragt wurden und welchen Geschlechts sie waren, wie weit der Farbensinn derselben durch Kultur beeinflusst sein könne; ferner genaue Adresse dessen, der die Frage beantwortet. Die folgenden Bogen werden zunächst Fragen über Sitten und Gebräuche bei Geburt, Hochzeit, Leichenbestattung, über Festlichkeiten u. s. w. behandeln und sind, wie der erste, durch Herrn Dr. Pechuel-Loesche, durch das Museum für Völkerkunde und durch die Verlagsbuchhandlung von Paul Froberg in Leipzig zu erhalten.

Es ist kein Zweifel, daß dieses großartige und in der Idee ganz neue Unternehmen die verdiente Unterstützung von allen Seiten reichlich finden wird; wir halten es für unsere Pflicht, dasselbe dem Wohlwollen und der thätigen Beihilfe unserer Leser auf das wärmste zu empfehlen; es wird jedem ein Vergnügen sein, wenn er von fernher sein Scherflein zum Aufbau und Ausbau einer so wichtigen und interessanten Wissenschaft beitragen kann. Möchten eines jeden Eifer und Gewissenhaftigkeit ebenso groß sein als die Uneigennützigkeit und Hingabe des Trägers der Idee!

Das Unternehmen ist uns im höchsten Grade sympathisch, schon darum, weil uns die Gründlichkeit gefällt, mit der es angefaßt wird. Es ist ein offenes Geheimniß, daß wie in mancher von der Gunst der modernen Zeit getragenen Wissenschaft, so speciell in der Ethnologie viel Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit und trotz oder vielmehr wegen derselben viel selbstgewisses Absprechen herrscht. Viel vermeintlich sichere Resultate, auf welche die weitgehendsten Schlüsse gegründet werden, beruhen auf den flüchtigsten Beobachtungen und den ungenügendsten Informationen. Abgesehen davon, daß nicht wenigen „Forschern“ das Verständniß für die geistige Eigenart und eigenthümliche Sitte und Anschauung des beschriebenen Volkes abging — fehlte ihnen auch in der Regel die Kenntniß der Volkssprache, so daß sie gemeiniglich ihre Informationen aus zweiter, dritter und vierter, oft genug unsauberer und ungeeigneter Hand schöpfen mußten. Es ist uns eine herzliche Freude dies unumwunden anerkannt zu sehen und hier einem Unternehmen zu begegnen, dem es ein ganzer Ernst ist, die Oberflächlichkeit zu vermeiden.

Ebenso ist es uns eine Genugthuung, daß man auf die Missionare als auf die Haupthelfer sein Augenmerk richtet. So werthvoll auch die Beiträge sind, welche anerkanntermaßen bis heut die Missionare speciell der Ethnologie geleistet, so mußte man sich doch oft darauf gefaßt machen, daß die Wissenschaft, wenn sie dieselben für ihre Zwecke verwerthet hatte, ihnen nicht nur erklärte: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen,“ sondern daß ihnen wol auch die rechte Unbefangenheit, Beobachtungs- und Urtheilskraftigkeit hinterher abgesprochen wurde. Ein

Missionar ist auch ein Mensch, „so zu sagen“ und ungerechte und undankbare Behandlung seitens der vornehmen Wissenschaft thut ihm um so mehr weh, als er bei aller Bescheidenheit auf das noblesse oblige doch auch ein Recht zu haben sich einbilden darf. Dennoch sind wir weit entfernt die Verstimmten zu spielen und bieten stets gern die Hand, wo man wissenschaftlicherseits unsere Unterstützung begehrt. In dem vorliegenden Falle thun wir es aber um so lieber, als wir die begründete Hoffnung hegen dürfen, durch den Dienst, den zu leisten wir uns freuen, ein freundlicheres Band zwischen Mission und Wissenschaft zu knüpfen, als es vielfach vorher bestanden.

Bei dem hohen Interesse, welches ihrerseits die Mission an einem soliden Ausbau der Völkerkunde hat, richten wir daher an alle Missionare, in deren Hände diese Zeitschrift kommt, die ebenso herzliche wie dringende Bitte: die Fragebogen des Herrn Dr. Pechuël-Loesche prompt und gewissenhaft zu beantworten, auch ihre Collegen zu veranlassen das Gleiche zu thun ev. auch auf Missionsconferenzen die Frage zu besprechen und die Beantwortung an den unterzeichneten Herausgeber dieser Zeitschrift einzusenden. Zu diesem Behufe sollen den für Missionare bestimmten Exemplaren die qu. Fragebogen beigelegt werden. Sollten sich endlich unter unsern übrigen Lesern solche befinden, welche durch überseeische Beziehungen Gelegenheit haben, das in Rede stehende Unternehmen zu fördern, so sind auch diese gebeten, durch Versendung von Fragebogen, die sie unter der oben angegebenen Leipziger Adresse leicht beziehen können, freundlichst ihre helfende Hand zu bieten.

W arn e c k.

## Literatur-Bericht.

1) Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle, in vierteljährigen Hefen herausgegeben unter Mitwirkung des Pfarrers Dr. W. G e r m a n n von Dr. G. K r a m e r, Direktor der Frankischen Stiftungen. Halle 1876, 1877 und 1878 Heft I. — Es scheint vielfach auch in den Kreisen der Missionsfreunde unbeachtet geblieben zu sein, daß der alte Wurzelstock des ersten deutschen Missionsblattes noch einmal einen frischen jungen Schößling getrieben hat. Der Baum selbst ist ja freilich längst abgestorben. Als die dänisch-hallische Mission unter der sengenden Dürre des Nationalismus dahin stochte und ihr Ende fand, schwanden auch die Lebensbedingungen ihres

Blattes. Am naturgemähesten wäre es gewesen, wenn man die Nachrichten der Ostindischen Missionsanstalt seiner Zeit zum Organ der Gesellschaft gemacht hätte, die das Erbe der Väter, wenn auch nur in geringen Resten, überkam, aber mit rüstiger Arbeit wieder zu fördern begann. Wir können hier nicht näher auf die Gründe eingehen, welche eine Umgestaltung des alten Hallischen Blattes zum Organ der Leipziger Mission verhindert haben. Daß es nicht einging, ist vornämlich das Verdienst eines Mannes, dem auch von denen, die mit seiner kirchlichen Richtung nicht übereinstimmen, der Ruhm eines Bahnbrechers im Missionswesen nicht versagt werden kann: des sel. Dr. R. Graul. Er hat die „Missionsnachrichten“ zu einem allgemeinen, wissenschaftlichen Missionsblatt gemacht, und durch dieses Organ eine Reihe von Jahren abweichend von der allgemeinen, schiefen idealistischen Auffassung der Mission eine gesunde, nüchterne Auffassung derselben gefördert. Wir können uns nicht versagen aus einem seiner Vorworte (1860) folgenden, auch jetzt noch immer beherzigenswerthen Passus anzuführen. „Die meisten jener Blätter haben allzu einseitig fast blos die Belebung des Missionsinteresses im Auge. Allein ohne eine gehörige Klärung und Leitung desselben muß zuletzt das Missionsinteresse selbst leiden, denn bloßer Enthusiasmus hält nicht aus, und wo sich viel Electricität entladet, da entsteht bekanntlich viel Kälte. Zudem dürfte die Mission selbst gar leicht in ein unrechtes Geleis kommen. Ein falscher Missionsgeschmack, ein Missions-Wahn des Missionspublicums im Großen, kann auf die Leitung der Mission sehr verderblich einwirken. Denn die Mission lebt von den freien Gaben des Missionspublicums und ist daher von ihm abhängig. Man nehme es denn ja mit der Klärung und Leitung des Missionsinteresses ernst. Jeder Pastor ist von Amteswegen dazu berufen und sollte es darum als heilige Pflicht ansehen, sich ein allseitiges klares Urtheil in der Missionsache zu bilden.“

Die ausführliche Uebersicht über den Stand der Mission auf ihren sämtlichen Gebieten, welche mehrere Jahrgänge umfaßt, sowie die jährliche Rundschau, welche später den größten Theil des Blattes füllte, sind gebiegene Arbeiten, die noch immer Jedem, der sich tiefer in die Missionsache einarbeiten will, zu empfehlen sind.

Leider wurde der reichbegabte Mann — nach Menschengedanken — zu früh von seinem Arbeitsfelde abgerufen. Dieser Schlag mußte die Ostindischen Missionsnachrichten höchst empfindlich treffen. So treu und fleißig auch der folgende Verfasser, dessen Name nun, da er heimgegangen ist, wohl genannt werden darf, Dr. Bruno Lindner, an der fortgesetzten jährlichen Rundschau gearbeitet hat, Grauls Leistungen erreichte er entfernt nicht. Wir irren wohl nicht wenn wir annehmen, daß in dieser Periode des Blattes beträchtlich das Interesse für dasselbe geschwunden sei.

Wahrscheinlich wäre mit Lindners Tode das Ende des ältesten deutschen Missionsblattes unweigerlich erfolgt, wenn man es nicht nach einem ganz neuen Plane umgestaltet hätte. Was Dr. Graul einst erstrebte und als Einspänner in bewundernswerther Weise leistete, das wird — wir können es ohne Eitelkeit sagen — jetzt durch dieses unser Blatt mit vereinten Kräften vertreten. Hier war für die Ostindischen Missionsnachrichten nicht mehr das geeignete Feld. Der alte Name wies auf ein neues Feld hin. Man hat ein Fachblatt für die indischen Missionen daraus gemacht. Die Hauptarbeit für dasselbe hat der durch manche außerordentlich gründliche Arbeiten auf diesem Gebiete bekannt gewordene Schüler des sel. Graul, Pfarrer Dr. W. German übernommen; doch finden sich in den vorliegenden Hefen auch Aufsätze von Baierlein, Döderlein, Inspektor Plath u. a.



Wenn man auch nicht annehmen darf, daß das Blatt in dieser spezialisirten Fassung einen besonders großen Leserkreis finden wird, und wenn die Frage, ob alle jene Aufsätze nicht ebenso gut an einer andern Stelle hätten veröffentlicht werden können, ob also noch ein ziehender Grund für seine Fortexistenz vorhanden, nicht unberechtigt sein dürfte,<sup>1)</sup> so wird doch ein jeder, der sich eingehender mit Mission beschäftigt, das Unternehmen wohl beachten müssen. Manche der Arbeiten in den vorliegenden Hefen bilden einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß und zum Verständniß der indischen Mission. So hat uns Germann in einem längern Artikel die Missionen des Am. Board nach Dr. Rufus Andersons History of the Missions of A. B. . . vorgeführt. Wir hätten dabei freilich noch eine etwas schärfere Nachweisung gewünscht, wie auch hier die nennenswerthen Erfolge in überwiegendem Maße mit der Betheiligung der unteren Kasten resp. Kastenlosen zusammenfallen, während noch immer viele Kräfte mit einer Beharrlichkeit, die anderswo besser am Platze wäre, bei den höheren Kasten angewendet wird. In dem amerikanischen Original tritt dieser Gesichtspunkt natürlich nicht so in den Vordergrund. Nachdrücklicher ist die für die indische Mission so wichtige Bedeutung der niederen Kasten wie der Aborigener hervorgehoben in dem Artikel über die Santals<sup>2)</sup>, der gleichzeitig mit dem von Jellinghaus in unsrer Zeitschrift erschien.

Besonders willkommen sind uns ein paar Artikel über die Thomaschriften gewesen. Sehr lehrreich zeigt der eine derselben ihre Stellung zur Kaste und die Behandlung der letzteren seitens der in ihrem Gebiete arbeitenden evangelischen Mission. Der andre legt die neuesten Ereignisse unter jenen alten Christen dar, namentlich den schmerzlichen Verlust, den die dem Evangelio geneigte Reformpartei durch den Tod des trefflichen Metropolitens Athanasius erlitten hat. — „Die Aphorismen über die Kaste“ enthalten viel beherzigenswerthes. Ein „kurzer Ueberblick über die Hauptfächer der indischen Literatur“ enthält — für unsre Zwecke — fast etwas zu viel Gelehrsamkeit. Ansprechend ist Lic. Plath's Schilderung einer Mëla, anläßlich welcher derselbe gegen die Ansicht, daß die Macht des indischen Heidenthums im wesentlichen gebrochen sei, nachdrücklich protestirt. Etwas unangenehm berührt durch konfessionelle Schroffheit ein Vortrag von Doederlein, dem freilich eine limitirende Nachschrift der Redaction beigelegt ist. Viel sympathischer ist uns ein anderer Vortrag von Handmann, in welchem er den Theologiestudirenden in Erlangen in angemessener Weise die Bedeutung der Mission in Indien vorführt.

So lange das Blatt so tüchtige Leistungen wie die meisten der genannten Artikel bringt, wird es mit zu den beachtenswerthen Erscheinungen unsrer Missionsliteratur gehören.

H. Gr.

2) Dr. W. Germann: „Die Kirche der Thomaschriften“ (Gütersloh 1877). Es ist eine alte Schuld, die wir abtragen, indem wir dies fast vor 2 Jahren bereits

<sup>1)</sup> Die in den Frankischen Stiftungen für das Blatt vorhandenen Fonds ließen sich heut vielleicht zweckmäßiger verwenden. D. H.

<sup>2)</sup> In einigen Punkten wäre auch hier an dem englischen Material etwas mehr Kritik zu üben gewesen. Verwunderlich wenigstens klingt es, wenn in einem deutschen Blatte Boerresen als früherer Director der königlichen Ingenieurschule in Berlin bezeichnet wird. Auch die Auffassung der Santals als Negroiden dürfte doch ethnologisch nicht haltbar sein.



erschienene Buch zur Anzeige bringen. Man meine nicht, daß wir es aus Gleichgiltigkeit so lange liegen ließen. Ein inhaltschwerer Band von 48 Bogen, wie dieser, läßt sich nicht zu jeder Zeit, und nicht schnell durchlesen. Wir haben es mit einem höchst gediegenen Werke deutschen, wissenschaftlichen Fleißes zu thun, das nicht blos in der Missionsliteratur, sondern auf dem Gebiete der Geschichtsforschung immer eine höchst bedeutsame Stelle behalten wird.

An eine Kritik des Inhalts wagen wir uns nicht heran. Was nach dieser Seite zu thun war, hat bereits Dr. Gundert im Basler Magazin 1877 S. 88 ff. gethan, und soviel uns bekannt, ist er der Einzige in ganz Deutschland, der dazu nach allen Seiten befähigt war. Es gereicht dem Buche gewiß sehr zur Empfehlung, daß dieser kompetente Sachkenner (unter Verichtigung mancher weniger wichtigen Punkte) ein so anerkennendes Urtheil über dasselbe gefällt hat.

Für mich ist die Lektüre dieser so gründlichen Monographie ein wahrer Genuß gewesen. Ich werde sie gern, wenn meine Zeit es einmal erlaubt, zum zweiten Male lesen und möchte jedem tiefer blickenden Freund der Mission, ja Jedem der sich für die christliche Kirchengeschichte interessirt rathen, sich jenen Genuß nicht entgehen zu lassen. Freilich wer sich an unsre heutige Novellenlektüre als tägliche Kost gewöhnt hat, dem wird so kräftige Speise nicht munden. Ich glaube aber es wäre hie und da wol auch einem Pastor anstatt manches unterhaltenden Werkes eine Monographie, wie Hermann's über die Thomaschriften, recht zu empfehlen.

Freilich wollen wir nicht versäumen dem Verfasser (wie auch Dr. G. gethan hat) den Wink zu geben, daß er es bei einer andern Arbeit der Art nicht möge an einer anschaulichen Schilderung seines Objects fehlen lassen. Wir würden uns für jene alten Christen noch ganz anders interessiren, wenn uns in ansprechenden Bildern ihr alltägliches Leben, ihre Eigenthümlichkeiten, ihr Verhältniß zu den umgebenden Heiden, ihre kirchlichen Gebräuche u. s. w. vor die Augen gestellt worden wären. R. Gr.

Die „Missionszeitung“ wie die Quittung über die eingegangenen Gaben zum Rheinischen Jubiläumsfonds folgt in der nächsten Nummer  
D. H.

# Ueber einige Stämme der Aborigines Indiens.

Von Dr. Grundemann.

So sehr auch in neuerer Zeit die Bedeutung der Aborigines für die Mission in Indien anerkannt wird, so klar es auch am Tage liegt, daß unter diesem Theile der Bevölkerung alle ausgedehnteren Erfolge errungen sind, so fehlt doch viel daran, daß den vorhandenen Resten der vorarischen Bewohner des Landes schon das Interesse zugewendet worden wäre, das sie verdienen. Von manchen der betreffenden Stämme (wie z. B. von den Bhilla, den Kathi und Kôli in Gudzerât, den Dabala, Dhabia u. A.) kennen wir nicht viel mehr, als den Namen und man sucht vergeblich in der ausgedehnten Literatur nach eingehenderer Beschreibung. Was hie und da über andre bekannt geworden, ist so zerstreut und dem größeren Publikum so wenig zugänglich, daß es nicht ungerechtfertigt erscheint, wenn wir hier über einige jener Stämme zusammentragen, was uns kürzlich unter die Hand gekommen ist.<sup>1)</sup>

## 1. Die Wârañi.

Nähere Kunde über diesen Stamm verdanken wir dem vor 3 Jahren heimgegangenen Dr. Wilson, Missionar der schottischen Freikirche zu Bombah, der es sich mit besonderem Eifer angelegen sein ließ, der Mission in Indien immer weitere Thüren zu erschließen.<sup>2)</sup> Es sind fast 40 Jahre verflossen, seitdem derselbe auf einer Untersuchungsreise durch das nördliche Konkan zum ersten Male mit den Wârañi in Berührung kam.<sup>3)</sup> Bergegenwärtigen wir uns zunächst den landschaftlichen Charakter jenes Küstenlandes, das nördlich von Bombah, ungefähr 6—8 deutsche Meilen breit, sich zwischen der fahlen düstern Mauer der Westghâts und der See

---

1) Einige der folgenden Abschnitte sind theilweise in meiner Bearbeitung der Burthardtschen Missionsbibliothek gleichzeitig verwendet worden.

2) Verschiedene Missionen anderer Gesellschaften, wie die der Irischen Presbyterianer in Gudsherât und die der deutschen amerikanischen Missionsgesellschaft in Rayapur verdanken seiner Direction und thätigen Hilfe ihre Gründung.

3) Seine Beobachtungen hat er niedergelegt in den Transactions of the Royal Asiatic Society VII p. 14 ff.

hinzieht. Jene sind dem Reisenden oft durch ihre Vorberge verdeckt; manche ihrer schroffen Ausläufer senden sie bis zum Meere herab.

„Schroff und zerrissen ist überhaupt der Charakter dieser Gegend. Durch wilde enge Schluchten brausen unzählige Waldbäche, manchen Wasserfall bildend. Ueber ihnen sind unzugängliche Höhen, die entweder mit Dschungel bedeckt dem Tiger und Leoparden zum Aufenthalt dienen, oder, zu schroff, um eine Vegetation zu tragen, nur die nackten dunkeln Felsenwände zeigen. Auf solchen Höhen liegen hie und da die malerischen Ruinen von Burgen, in denen die Mahrättenritter lange ihre Unabhängigkeit vertheidigten. So wild indessen diese Gegend, hat sie doch manches fruchtbare Thal, das von fischreichem Flusse durchströmt auf seinem rothen Thonboden Pflanzungen tropischer Gewächse trägt, die zur Monsäunzeit, in der stets mit feuchtem Nebel erfüllten Atmosphäre äußerst üppig gedeihen.“ (Erläuterung zum Miss.-Atlas.)

Dort nun (in der Nähe der kleinen portugiesischen Besizung Damân) sah Dr. Wilson die ersten Wärañ, 3—4 wild aussehende Männer, die aus den Dschungeln herniedergestiegen waren, um das von ihnen geschnittene Bambusrohr im Tauschhandel abzugeben. Sie waren äußerst unwissend. Obgleich sie Mahrätti sprachen, war aus ihnen wenig herauszubringen. „Wie können wir das wissen!“ war die Antwort auf die meisten Fragen. Dabei lachten sie übermäßig über die Mühe, die sich der Europäer gab, etwas über ihre Verhältnisse zu erfahren. — Hernach besuchte Wilson verschiedene Ansiedlungen der Wärañ. Als ihre Hauptplätze bezeichnet er Nehar, Sanjân, Udwach, Baharach, Ashari, Thaläfarî und Gambirgad. Die Grenzen ihres Gebiets seien schwer zu bezeichnen. Auch in der Nähe der Küste seien sie zu finden, besonders weiter nach Norden. Ihre Zahl wurde damals auf 10,000 geschätzt.

„Sie sind schlanker an Gestalt als die gewöhnlichen Mahrätta-Landleute und von dunklerer Hautfarbe. Die schlichten schwarzen Haare tragen sie lang und schneiden sie so wenig wie den Bart. Gewöhnlich sind sie sehr wenig bekleidet, reiben aber den Körper mit Oel ein. Ihre Hütten sind zuweilen viereckig, zuweilen rund, meist gebaut aus Bambusgeflecht, das mit trockenem Gras so dicht überzogen wird, daß weder Regen noch Hitze durchdringen. Viel Vieh züchten sie nicht; nur halten sie eine große Menge Hühner. Das Holz, das sie in der Nähe der Hauptflüsse fällen, bringt ihnen etwas Einnahme. Im Ganzen scheinen sie keinen Mangel zu leiden. Von der Hindubevölkerung halten sie sich streng getrennt und es ist ihnen nicht unlieb, daß sie bei derselben als gefährliche Zauberer gelten. Auch mit der brahmanischen Religion haben sie nichts zu schaffen. Ihre wenigen religiösen Ceremonien, die sich hauptsächlich auf Heirathen und Todesfälle beschränken, werden von ihren eigenen Priestern besorgt. (Zedenfalls herrscht bei ihnen ein Dämonenkult, wie wir ihn bei den Koth, Santâl und so häufig bei den Völkern des südlichen Indiens finden.) Auf die Frage, ob sie nach dem Tode zu Gott zu kommen hofften, wurde geantwortet: „Wie können wir das hoffen? Selbst die Menschen verjagen uns von ihren Wohnplätzen; wie will Gott uns erlauben, ihm nahe zu kommen!“

Dem Gebrauch des Tabacks, den sie an der Küste kaufen, sind sie unmäßigerweise ergeben. Fast jeder Mann trägt seinen Rauchapparat und Feuerzeug in einer Kokosnußschale bei sich. Leider haben sie sich auch sehr an berauschende Getränke gewöhnt. Die Parsi halten für sie viele Branntweinläden in der Wildniß, die von ihren Hindubianern verwaltet werden. Der Mangel an Geld hindert sie nicht, der Trunksucht zu fröhnen, da das Getränk für Gras, Holz oder irgend welche andere Artikel abgegeben wird.“

Es giebt unter den Wārāl sehr viele Klan's, von denen Wilson eine ganze Reihe aufzählt. Man kann daraus schließen, daß sie einst ein mächtiges Volk waren. Innerhalb eines und desselben Klan's kommt nie eine Zwischenheirath vor. Wegen der ungesunden Dschangelgegend, die sie bewohnen, scheint ihre Zahl nicht zu wachsen. Viele Kinder sterben frühzeitig.

Jedes Wārāl-Dorf hat seinen Häuptling, der der Regierung für die Aufrechterhaltung der Ordnung einzustehen hat. Verbrechen kommen nicht oft vor. — Wenn nicht Unglück sie bedroht, finden sich die Wārāl nicht oft bei ihren Heiligthümern ein. Als ihre Gottheit wird Wāghiā bezeichnet, die im besten Falle unter dem rohen Bilde eines Tigers dargestellt wird. Sie haben ein jährliches Fest für die Verstorbenen. Dabei sagen ihre Bhagat (Ältesten) Beschwörungen her, zünden Lichter an und streuen Blumen auf die Stelle, wo die Asche der Verstorbenen verstreut worden ist. Auch haben sie zwei Feste, Schingā und Divālī, die mit dem Frühlings- und Herbstäquinocmium verknüpft sind. Dieselben werden freilich auch bei den Hindū gefeiert, oft aber hält man sie für vorbrahmanischen Ursprungs.

Seither, im Verlaufe von 40 Jahren, mag auch bei den Wārāl manches sich anders gestaltet haben. Ich glaubte aber die Bemerkungen Dr. Wilsons ausführlich wiedergeben zu müssen, da, so weit mir bekannt, keine Beschreibung dieses Stammes in neuerer Zeit veröffentlicht worden ist.<sup>1)</sup>

Seit jener Zeit hat der treffliche Missionar jene Waldbewohner („Kinder des Nebels“ nennt er sie), die er nach 5 Jahren noch einmal besuchte, auf betendem Herzen getragen und daran gearbeitet, für sie eine Mission zu gründen. Lange Zeit freilich vergeblich. Etwas näher kam die Sache ihrer Ausführung, als Dr. Duff, vor seiner Rückkehr in die Heimath, um die Leitung der gesammten Mission der Freikirche zu übernehmen (1864), auf einer Conferenz in Bombay lebhaft für dieselbe inter-

<sup>1)</sup> Eine etwas spätere Darstellung Wilsons in seinem Buche *The evangelization of India* steht uns nicht zu Gebote.



effirt wurde. Damals fehlte freilich noch eine passende Persönlichkeit für das Unternehmen. Nach Jahr und Tag aber meinte Dr. Wilson eine solche gefunden zu haben in Herrn Schapurji Edalji, einem sehr thätigen, wohlgebildeten Befebrten, der soeben vom Presbyterium in Bombah die Licentia concionandi erhalten sollte. Dieser hatte sich selbst angeboten, mit einigen eingebornen Gehilfen die Mission unter den Wärali zu beginnen. Zu derselben Zeit wurde von einem Missionsfreunde in Indien eine besondere Gabe von 4000 Mark der Mission übermacht und in der Folge für den angedeuteten Zweck noch um 1000 Mark erhöht. So stand dem Versuche nichts mehr im Wege. Im Februar 1865 konnte Schapurji feierlichst abgeordnet werden. Seine bei dieser Gelegenheit gehaltene Predigt gab Veranlassung zu der folgenden Bemerkung: „Es ist erfreulich zu bemerken, welchen Halt die großen Cardinalpunkte der christlichen Lehre im Kopfe wie im Herzen unserer eingeborenen Prediger gewonnen haben, sowie die Klarheit und Stärke, mit der sie dieselben privatim und öffentlich verkündigen.“

Bald darauf finden wir den jungen Missionär in Begleitung seines alternden Freundes Dr. Wilson auf dem Wege nach Norden, um einen günstigen Platz für die Station auszuwählen. Diesmal konnte die Reise mit der Eisenbahn gemacht werden. Die Bemerkung des betreffenden Jahresberichts: man suche einen Platz, von dem sowohl die Wärali, wie die Parsi und auch die Hindü am besten zugänglich seien, mußte (nach unserer Auffassung) für das junge Unternehmen von vornherein be-  
denklich sein.

Wie und wo die betreffende Station angelegt wurde, geben die Jahresberichte nicht näher an.<sup>1)</sup> Wir sehen nur, daß der Leiter der Mission wiederholt am Dschangelfieber erkrankte und zu seiner Herstellung zweimal für einige Zeit nach Bombah zurückkehren mußte. Dennoch verlor er den Muth nicht. Auch seine Gehilfen arbeiteten mit großem Eifer. David Manaji, der ein erfolgreicher Katechist zu werden versprach, schien geeignet, das Zutrauen der scheuen Wärali zu gewinnen. Sein Schwager S. Havi stand ihm zur Seite und sollte so bald als möglich eine Schule für die Aborigines beginnen. Ein dritter Gehilfe war als Colporteur angestellt und hatte auf die Dhebb<sup>2)</sup> eines Dorfes solchen Einfluß

<sup>1)</sup> Eine Beschreibung seiner Thätigkeit und Erlebnisse im ersten Jahre, die Schapurji verfaßte, sollte im Free Church Record 1867 veröffentlicht werden. Leider fehlt mir gerade dieser Jahrgang.

<sup>2)</sup> Weiteres über diese Volksklasse folgt unten.

gewonnen, daß die Gründung einer Schule unter ihnen bereits gesichert schien. Als Dr. Wilson gegen Ende des Jahres 1866 das junge Werk besuchte, hatte er Grund, durch das was er sah und hörte, höchst befriedigt zu sein. „Der christliche Muth, den die eingebornen Agenten beweisen, sagt er, ist sehr dankenswerth. Gott öffnet ihnen augenscheinlich die Thüren.“ Die Erfahrungen des ersten Jahres veranlaßten jedoch die Wahl eines gesunden Wohnplatzes für die Missionsagenten. Derselbe lag „auch ganz nahe dem Hauptdorse der Wārālī, westlich von den Konkan-Bergen.“ Wir irren wohl nicht, daß damit der später namentlich aufgeführte Hindu-Ort Golwad, 5 deutsche Meilen südlich von Damār, ganz nahe an der Küste, gemeint ist. Es schien eine besondere Fügung, daß der einflußreichste der dortigen Eingeborenen (Zemindār?), ein alter Schüler der Free-Church-Schule zu Bombay, der Mission unter den Dschangelstämmen, auf die er persönlichen Einfluß hatte, geneigt war und die Gründung einer Schule unter den Wārālī zu unterstützen versprach. — Uebrigens erstreckte sich die Arbeit auch auf die Dhadia und Dabala, und Herr Shapurji schien auch Eingang bei den Parsi in den Küstenstädten zu finden.

Derselbe hatte auf seiner zweiten Reise einen Wārālī nach Bombay gebracht, den ersten, der je von ihnen nach der Hauptstadt kam. „Der arme Mann erwies sich als sehr gelehrig und friedsam, und war sehr bereit, christlichen Unterricht zu empfangen. Er scheute die Gemeinschaft mit Christen nicht, selbst beim Essen und Trinken, obwohl seine Stammesgenossen, wenigstens an der Küste, doch von einem gewissen Kastengefühl beeinflusst sind.

Im folgenden Jahre (1867) finden wir, daß Herr Shapurji sein Amt niedergelegt hat. Dennoch war unter treuer Arbeit des Mahrāttā-Katichesten Manaji, dem ein Gudscherāti-Katechist zur Seite stand, gebiehen. Neben ihnen arbeitete ein Colporteur besonders unter der Hindūbevölkerung an der Küste. Dr. Wilson besuchte die Mission wieder und drang durch die Waldgebirge bis zum Territorium des Rādscha von Jawar (Zemur der Rarten?) vor, indem er überall bei den Eingebornen freundliche Aufnahme fand.

Aus den folgenden Jahren kann ich über diese Mission nichts melden, da mir mehrere Jahresberichte der Freikirche fehlen, das Missionsblatt derselben aber völlig von den Wārālī schweigt. Erst um 1873 finde ich sie wieder erwähnt, und zwar als immer hoffnungsvoller sich gestaltend, da sie mehr und mehr das Zutrauen der Wārālī und anderer Waldstämme

des nördlichen Konkan gewinne. Es war ein medizinisch gebildeter Katechet, Lazarus Abraham, in Golwad angestellt. Die wilden Stämme nahmen bereitwillig seine Arzneien und man konnte hoffen, daß dadurch ein gesteigertes Verlangen nach christlichem Unterricht erweckt werde.

Am 9. September 1874 wurde die erste Taufe in Golwad vollzogen. Dr. Wilson war selber dazu gekommen. Leider wird man enttäuscht, wenn man hört, daß die Täuflinge keine Wārālī oder andere Waldleute waren. Der eine Giwan Mitra wird als einer von der Surātī-Kaste oder den reformirten Dher (Dhebb) bezeichnet. Mit ihm wurde die Frau eines Bekehrten von Radschōt, der damals als Eisenbahn-Inspector angestellt war, und ein Kind des Gutscherātī-Katechisten, Dewa Katan, getauft. „Diese, mit einem schon 1870 getauften Bramahnen“, so liest man im Record, <sup>1)</sup> „können als die Erstlingsfrüchte der Wārālī-Mission betrachtet werden.“

Hiernach wird dieselbe nur noch im Jahresbericht von 1877 ganz kurz erwähnt. Eine Schule, die Herr Lazarus in Golwad gegründet hatte, mußte plötzlich geschlossen werden wegen des furchtbaren Auftretens der Cholera, die das Städtchen fast ganz leerte, da die noch Gesunden ihr Leben durch die Flucht zu retten suchten. Der Katechist Manaji war in diesem Jahre abgegangen.

Hiermit hätten wir denn alles zusammengestellt, was sich in den betreffenden Quellen über die Geschichte des ersten Jahrzehnts dieser Mission vorfindet. Daß in dieser Zeit nicht schon größere Erfolge erzielt wurden, darf uns keineswegs wunderlich erscheinen. Die Mission fängt nun einmal immer klein an. Eine ganz andere Frage ist die, ob nicht eine in manchen Stücken andere Methode unter den gegebenen Verhältnissen doch mehr erzielt haben würde?

Die Mission, deren mustergiltige Methode noch keineswegs so feststeht, wie dies in anderen Arbeitszweigen der Fall ist, hat alle Ursache, aus Erfahrung zu lernen, und ich glaube, es müßte in den betreffenden Kreisen mehr Special-Missionsgeschichte von diesem Gesichtspunkt aus studirt werden. Sehen wir zu, was uns bisher die Wārālī-Mission lehrt.

Es handelt sich um einen Stamm, der ethnologisch und kulturhistorisch von den herrschenden Hindū scharf geschieden ist. <sup>2)</sup> Unter uns näher

<sup>1)</sup> 1875 p. 7. Es ist dies übrigens, wenn ich nicht irre, mit Ausnahme des erwähnten Reiseberichts die einzige Notiz, die dieses Blatt über die Wārālī-Mission gebracht hat.

<sup>2)</sup> Es ist schade, daß wir nichts darüber erfahren, in wie weit die eigene Sprache dieser Aborigines sich erhalten hat, und welche linguistische Verwandtschaft sie zeigt.

liegenden Verhältnissen können wir uns eine gleiche Schroffheit gar nicht denken. Um jedoch annähernd ein Beispiel zu haben, wollen wir uns eine schwächere polnische Bevölkerung neben der herrschenden deutschen vorstellen. Zwischen beiden mag ein erbitterter Nationalhaß walten. Jetzt kommt von dritter, ganz unbetheiligter Seite Jemand, der unter diesen Polen für irgend eine Sache öffentliches Interesse erwecken will. Er braucht einen Vermittler. Wird er nicht von vornherein seinen Erfolg illusorisch machen, wenn er als solchen einen Deutschen unter die Polen schickt? Hindu-Katechisten zu den Aborigines zu schicken meine ich sei ein Fehlgriff, umsomehr, da alle von den Hindu im Ganzen auf dieselben ausgeübten Einflüsse entschieden verderblich sind. Die Mission sollte sich alle Mühe geben, den Aborigines gegenüber auch den geringsten Schein zu vermeiden, als habe sie irgend welche Verbindung mit ihren Unterdrückern. Dafür hat das wilde Waldbolk natürlich kein Verständniß, daß jene Katechisten Christen geworden sind. Und selbst wenn man so treffliche Männer hätte, die auf dem Standpunkte ständen, wo in Christo nicht Jude und nicht Grieche mehr etwas gilt, jenen würden sie doch immer noch als Hindu vorkommen. Wir schweigen ganz von den Mängeln, die nach dieser Seite hin so oft den Katechisten in Indien noch anhaften und die um so größer sein müssen, wenn sie in solcher abgelegenen Gegend der Aufsicht und Leitung des Missionars ferngerückt sind.<sup>1)</sup>

Hätte man etwa das erste Jahrzehnt dazu angewendet, einige junge Warak für die Arbeit unter ihren Landsleuten heranzuziehen,<sup>2)</sup> (es gelang ja fogar, einen solchen nach Bombay zu bringen) so würden diese in dem nächsten Jahrzehnt jedenfalls mehr unter denselben ausrichten, als dies geschehen wird, wenn die Sache so wie bisher weiter geht.

Freilich auch das wäre nur ein Nothbehelf gewesen. Das wichtigste wäre ja, wenn der christliche Missionar selbst sich mitten unter dem betreffenden Stamme niederließ. Davon kann nun in diesem Falle gar keine Rede sein, denn die Region des Dschangelfiebers gestattet keinem Europäer, dort zu wohnen. Selbst wenn ein Mann voll edler Begeisterung, dem sicheren Tode ins Auge schauend, sich auf solch einen gefährlichen Posten begeben wollte, müßte die christliche Nüchternheit ihm abrathen. So dürfen

<sup>1)</sup> Man wende nicht ein, daß auch in den erfolgreichsten Missionen unter Aborigines, wie z. B. den Kolh, Hindu-Katechisten thätig waren. Nähere Untersuchungen würden auch da zeigen, daß es sich nicht um das „weil“, sondern das „ohgleich“ handelt. Dort wurden die Uebelstände durch andere Verhältnisse aufgehoben.

<sup>2)</sup> Vergl. Bisch. Selwyn's resp. Patteison's Methode.



die Kräfte nicht vergeudet werden. Aber wäre es nicht möglich, daß ein Missionar regelmäßig einige Monate in der kühleren Jahreszeit unter den Wârali im Zelte zubrächte? Die weitere Ausführung eines solchen Planes gehört nicht hierher.

Weiter muß es auffallen, wenn als die ersten Früchte der Wârali jene getauften Hindû genannt werden. Wie wenig dieser Anfang passend ist als Aufsattpunkt für die Krystallisation einer christlichen Wârali-Gemeinde zu dienen, zeigen wohl die obigen Bemerkungen. Allem Anscheine nach wird Golwad eine Station werden, wie es leider so manche in Indien giebt, die sich nicht in einem normalen Gesundheitszustande befinden. Es würde hier zu weit gehen, wollten wir die Entstehung und Zusammensetzung mancher indischen Christengemeinden näher erörtern. Es genüge, darauf hinzuweisen, wie der Grundstein mancher Gemeinde aus Fremdlingen gebildet ist, die nicht an Ort und Stelle in der Organisation des Hinduismus festgewurzelt waren. Wer muß nicht staunen, wenn er hört, daß z. B. eine Gemeinde im Mahrâttalande größtentheils aus den von der Landesbevölkerung gänzlich verschiedenen Tamulen gesammelt ist. Sie dienen im Militär, werden mit ihren Regimentern versetzt oder kommen als Dienstleute englischer Beamter in die größeren Städte anderer Gebiete u. s. w. Oft ist solch eine Gemeinde schon Jahrzehnte alt, ohne daß nur ein einziger aus den Eingebornen des Orts bekehrt ist. Nun will ich ja den Missionaren nicht zumuthen, daß sie ihre Netze verschließen sollen vor Seelen der Art, die leichter zu fangen sind. Aber man täusche sich nicht; der lebenskräftige Grund einer Mission ist noch nicht gewonnen, so lange sie nicht in der Landesbevölkerung selbst Halt gewinnt. Die Bekehrungen jener Fremdlinge mögen ja auch zu Lob und Dank veranlassen — aber eine Mahrâttenmission meine nicht Früchte erlangt zu haben, wenn sie Tamulen tauft. Damit hat die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe noch gar nicht begonnen. — Was wird denn auch aus solchen Gemeinden weiter? Sie mehren sich meistentheils nur durch einen dann und wann von auswärts herziehenden, und durch die in ihrer Mitte geborenen Kinder. Sie werden kein Sauerteig unter der umgebenden Bevölkerung und manche befinden sich in einem krankhaften Zustande, der kein Wachsthum zuläßt — wie die sogenannte englische Krankheit bei den Kindern.

Doch zurück zu den Wârali. Diejenigen irren jedenfalls, die da meinen, daß mit jener Bekehrung einiger Gudscherâti in Golwad der Grund zu einer Wâraligemeinde gelegt sei. — Will man dann später die

etwa bekehrten Walbleute an diese Gemeinschaft anschließen, so wird solche Verbindung schon darum für die letzteren ungünstig sein müssen, weil sie gegen die andern vermöge ihrer niederen Kulturstufe im Nachtheile sind und in der Entwicklung mit ihnen nicht gleichen Schritt halten können.

Fern sei es von mir, daß ich jenes Werk der Freikirche mit vorstehenden Bemerkungen unglimpflich kritisiren oder gar den ehrwürdigen, nun heimgegangenen Gründer, Dr. Wilson, Vorwürfe machen wollte. Ich möchte nur darauf hinweisen, wie die Mission, insbesondere mit Bezug auf die Aborigines, gewisse Gesichtspunkte in Anwendung zu bringen hat, die bisher von manchen Seiten, und so auch bei der Warai-Mission nicht beachtet worden sind.

Möge das Werk in seiner nächsten Periode directer und ausschließlicher seinem Ziele sich zuwenden. Freilich sollte dabei (was wir bisher nicht berührten), nicht versäumt werden, festzustellen, ob dieser Stamm überhaupt zu den lebensfähigen Aborigines Indiens gehört. Sollte seit 40 Jahren der damals schon als schlimm beschriebene Branntweinshandel seine verderbliche Wirkung unter den 10,000 Seelen geübt haben, so wäre es sehr fraglich, ob es sich mit diesem Stamme verlohnte, und nicht andere, lebenskräftigere, wie auch unter solchen die schottische Freikirche festere Anfangspunkte bereits gewonnen hat, den Vorzug verdienen.

Sollte sich in dieser Besprechung der Warai-Mission hic und da etwas unzutreffendes finden, so dürfte dies nicht zum geringsten Theile von der Kärghlichkeit der vorhandenen Nachrichten herrühren. Es kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, wie die Missionsblätter nicht versäumen dürfen, ihren Lesern ein möglichst klares und eingehendes Bild von den Verhältnissen der betreffenden Missionen zu geben.

## 2. Die Mahâr und Mâng resp. Ohedd.

Man wird mich tadeln, daß ich die genannten Klassen der Bevölkerung mit zu den Aborigines rechne. Freilich sind sie auf den ersten Blick nichts anderes als in den Organismus des Hindustaats eingegliederte Kasten, oder vielmehr die demselben angehängte kastenlose Bevölkerung. Die spärlichen ethnographischen Notizen, die uns über sie zu Gesicht gekommen sind, zeigen jedoch deutlich, daß wir es hier mit einer besonderen Race zu thun haben. Ihre Unabhängigkeit, welche die Dschangelstämme bis jetzt bewahrten, haben jene freilich längst verloren. Dennoch ist die Kluft, die sie von der herrschenden Bevölkerung scheidet, so schroff, daß von einer Mischung gar nicht die Rede sein kann.

Die Mahâr und Mâng finden sich im Mahrâttenslande, jenseits des Ghâts, namentlich in den Distrikten Achmednagar, Rhândesh, Pâna, Satâra und Scholapûr, sowie in dem angrenzenden Gebiete des Nizzâm. — Führen wir uns auch hier den landschaftlichen Charakter der Gegend in kurzen Zügen vor. Wir haben dabei namentlich den erstgenannten Distrikt im Auge.

Dem Reisenden, der die Ghats überstiegen, scheint plötzlich die Scene verwandelt zu sein, besonders wenn es die Zeit unsres Sommerhalbjahrs ist. Kurz vorher umgab ihn in den Gebirgsthälern die grüne Fülle üppigster Vegetation. Jetzt überblickt er ein weites Flachland, durchzogen von niederen Hügelketten. Alles ist braun. Ein seltsam trockner Wind streicht über die kahlen Flächen und dörret sie weiter und weiter aus. Wälder sucht man vergeblich. Hie und da erblickt man Gruppen einer Eschenart, dorniges Akaziengestrüpp, stachelige Kakteen und große Euphorbien, sowie (wenn meine Erinnerung mich nicht trügt) jenen Strauch, der in der indischen Poesie, unserm Vermuth entsprechend, eine Rolle spielt.<sup>1)</sup> Doch zeigen sich grüne Flecke wie über die Ebene verstreut. Es sind die Dörfer, die in ihren Mangohainen versteckt liegen. — Die Landschaft verändert sich aber, sobald der Nordost-Monsûn eintritt, der den Regen bringt. Dann zeigt sich auch hier manches grüne Ackerfeld.

Schon frühe muß diese Gegend von der arischen Kultur in Besitz genommen sein; war ja doch auch das Hochland des Dekhan dort am zugänglichsten für die Einwanderer, wo die Schutzwälle der Ghâts um den Durchbruch der Tâptî am niedrigsten sind. Das Land um die obere Godâverî, die bald als heiliger Strom verehrt wurde,<sup>2)</sup> ist ein wichtiges Gebiet der Kulturentwicklung geworden, wie die dortigen Höhlentempel<sup>3)</sup> beweisen.

Von den höheren Kasten steht hier die der Kûnabi, Ackerbauer, den Brahmanen am nächsten, und bildet, wie es scheint, den Hauptstock der Bevölkerung. Immerhin zahlreich sind auch die natürlich in viele Kasten zersplitterten Handwerker und Kaufleute vertreten. Vermuthlich ist jedoch (wenn wir auch von den Brahmanen absehen wollen) die erwähnte Bevölkerung nicht eine völlig rein arische. Doch kann das Mischungsverhältniß der andern ethnographischen Elemente kein starkes sein. Wenigstens

<sup>1)</sup> Melia azidarachta.

<sup>2)</sup> Trimbak an ihrer Quelle ist einer der berühmtesten Wallfahrtsplätze und die stärkste Burg des Hinduismus in jener Gegend.

<sup>3)</sup> Das obigenannte Ellora (Ellâr?) liegt auf diesem Schauplatz.

ist der Abstand gegen die weiteren Abtheilungen der Bevölkerung, die uns hier besonders interessiren, ein durchaus schroffer. Die kastenlosen Mahâr und Mâng stechen durch ihre dunkelbraune fast schwarze Farbe scharf von jenen hellbraunen Kasten ab. Auch sollen sie kräftiger und dem Hindu in vielen Beziehungen physisch überlegen sein.

Vor jedem Dorfe befindet sich eine auf den ersten Anblick von Verkommenheit zeugende und von unsäglichem Schmutz umgebene Gruppe kleiner Hütten, die Mahârwâdâ. Wie die Ausfägigen, von der übrigen Bevölkerung geschieden, leben dort die Kastenlosen. Leider ist alle meine Mühe, um in den Blättern der verschiedenen Missionsgesellschaften, die auf diesem Gebiete arbeiten, eine etwas eingehendere ethnologische Beschreibung jener Menschen zu finden, vergeblich gewesen. Nur über ihre sociale Stellung kann ich folgendes zusammenstellen: <sup>1)</sup>

So verachtet auch die Mahâr und Mâng den Hindu gegenüberstehen, so sind sie diesen doch unentbehrlich. Sie bilden eine Art von Heloten, die zu bestimmten Diensten verpflichtet sind. Ein wenig Acker ist ihnen dafür zugewiesen, von dem sie aber nicht würden leben können, wenn nicht noch andere Leistungen, die wir sogleich näher bezeichnen werden, hinzukämen. Ihr Geschäft ist es, das Dorf zu bewachen, jeden Morgen die Dorfstraße zu fegen und verschiedene Dienste für die Gemeinde zu thun. Kommen Reisende, so müssen sie die Sänfte und das Gepäck gegen eine geringe Entschädigung tragen und bekommen nur aus gutem Willen Jener gelegentlich einen Bakschisch. Für verschiedene Berrichtungen müssen sie dem Pâttil (Ortsvorsteher) zur Hand sein. Ein wichtiges Stück ihres Berufes ist die Entfernung des verreckten Vieh's aus den Ställen. Sie haben es abzuhäuten. Die Haut wird in den meisten Fällen zurückgegeben; das Fleisch aber behalten sie und bereiten davon eine festliche Mahlzeit. Dies gehört schon mit zu den Rechten (Hak's) der Kastenlosen. Weiter dürfen sie von den Saatsfeldern Unkraut sammeln, das sie in Bündeln auf dem Kopfe heimtragen, um es als Futter zu verkaufen. Haben die Erbsen (*Gram-Cicer arietinum*) ihre rundlichen Schoten angefüllt, so dürfen sie manches grüne Gericht von den Feldern holen. In der Erntezeit gehen sie von Tenne zu Tenne und fordern sich einen Theil Getreide. Jeden Abend aber kommt der Mahâr in das Dorf, um vor dem Hause seines Herrn mit demüthiger Verbeugung den Ruf „Osôhâr“ ertönen zu lassen.

<sup>1)</sup> Meist nach einem Artikel im *Oriental Christian Spectator*, Juni 1845, citirt im Murray, *Handbook for India*.



Es ist dies der übliche Gruß der Kastenlosen gegen die Höheren und bedeutet ursprünglich „Kriegsmann“, zeigt also wohl, wie dieser Theil der Bevölkerung von der andern einst mit Waffengewalt unterworfen wurde. Nach diesem Rufe werden ihm die Reste, die im Hause von der täglichen Mahlzeit übrig geblieben sind, zugeworfen.

Verschmittheit und gemeiner Witz charakterisirt den Mahâr. Diesen läßt er unter seines Gleichen vernehmen, jenen probirt er an den Reissenden. Er rühmt sich seiner Ehrlichkeit und in der That, obgleich sie oft große Summen von Steuern zu befördern haben, kommt Unterschlagung nicht vor. Auf seine Kleidung hält er leidenschaftlich und möchte sich durch dieselbe ein möglichst hohes Ansehen geben — doch sucht er nur außerhalb seines Dorfes seine Abkunft zu verhehlen; wird aber alsbald an seiner Sprache erkannt.<sup>1)</sup> Die Frauen sind mehr als andere unwissend und verkommen und Polygamie herrscht hier mehr als in anderen Kasten. (?) Die Hütten der Mahâr sind außerordentlich schmutzig und unordentlich. Man erkennt sie sogleich an den Knochen, die umherliegen, und den zahlreichen Kindern, die auf den Schmutzhaufen herumschwärmen und den Fremden angaffen.

Was die Religion der Mahâr betrifft, so habe ich vergebens nach irgend einer Bemerkung darüber gesucht. Fast scheint es, als hätten sie viel vom Brahmanismus angenommen,<sup>2)</sup> in dessen Religionsgemeinschaft sie jedenfalls nicht aufgenommen sind. Vermuthlich aber bildet auch bei ihnen noch die Dämonenfurcht das Hauptelement ihrer Religion trotz mancher äußerlich von den Hindû angenommenen Formen.

Neben ihnen werden vielfach die Mâng als eine noch tiefere Kaste genannt. Es ist mir nicht klar, inwieweit dieselben gemeinsam mit den Mahâr zu einem und demselben Dorfe gehörig vorkommen mögen. In manchen Gegenden scheint es, daß sich vorwiegend oder allein Mâng finden, die eine ganz ähnliche Stellung wie die eben geschilderte, einnehmen. Beide Theile der Bevölkerung aber scheiden sich ziemlich schroff durch einen den Hindû abgelernten Kastenunterschied. Dem Mahâr kommen die Mâng als verworfene Subjecte vor, die sich nicht scheuen, das Aas von Eseln und Schweinen zu genießen, während er selbst nur das der Kinder und einiger anderer Thiere zur Speise wählt.

Was endlich die Dhedd (Dhed oder, wie man, um das cerebrale

<sup>1)</sup> Auch hier ist die linguistische Frage in keiner Weise erörtert.

<sup>2)</sup> Giebt es doch viele Mahâr = Gârû, die Tausende von Schülern um sich sammeln sollen.

„d“ auszudrücken auch wohl schreibt Oher) betrifft, so fehlen mir über dieselben noch in weiterem Maße alle genaueren Angaben. Ich hatte keine Gelegenheit, die sämmtlichen Jahrgänge des Missionsblattes der irischen Presbyterianer darnach durchzusehen. Was mir davon zugänglich war, enthielt nichts von Belang darüber. So viel aber ist ersichtlich, daß diese Rasse, die in den weiter nördlich gelegenen Landschaften, namentlich Gudzerât, vorkommt, ganz dieselbe sociale Stellung einnimmt, wie die Mahâr, sowie daß sie sich durch ihre physischen Eigenschaften als Reste einer besonderen Race von der arischen Bevölkerung scheidet.

Unter diesen Klassen der Aborigines hat die Mission bereits sehr erfreuliche Erfolge errungen. Es ist dies um so wichtiger, als dieselben jedenfalls numerisch ungleich stärker sind, denn die oben erwähnten Dschangel-Stämme. Zwar haben wir zur Angabe der Seelenzahl keinen statistischen Anhalt. Immerhin aber wird man nicht zu hoch greifen, wenn man diese Heloten auf mindestens  $\frac{1}{2}$  Million schätzt, was doch anders in's Gewicht fällt, als die 10,000 Wârâlî, die schon 1834 numerisch zurückgingen.

Die Mission des American Board ist die erste, welche die Arbeit auf diesem ergiebigen Felde unternahm. Im Jahre 1831 wurde von der älteren Station in Bombay ein Ableger in's Innere verpflanzt, und zwar nach der alten Muslimsstadt Ahmednaggâr, welche mit ihren Ruinen von Palästen, Moscheen, Wasserleitungen noch manche Spuren des vergangenen Glanzes zeigt.<sup>1)</sup> Von vornherein hatte man keineswegs die Mahâr und Mâng besonders in's Auge gefaßt, sondern begann die Arbeit in der Stadt mit Straßenpredigt, Schulen u. s. w. Der Anfang hatte viel Schwierigkeiten und die Erfolge des ersten Jahrzehnts waren nicht ermutigend. Auf Predigtreisen durch die Umgegend aber fanden die Missionare bei den Mahâr der Dörfer eine weit größere Zugänglichkeit als bei den Hindu-Städtern. Als nun vollends ein Gârû jener 1842 sich dem Christenthume zuneigte, selbst übertrat und als Missionsgehilfe angestellt wurde, da war ein wirksamer Anfang gemacht, und bald folgten 17 Personen, welche die heil. Taufe beehrten und empfangen. Sie wohnten in verschiedenen zum Theil fernen Dörfern, und damit waren also in einem weiten Umkreise die Fäden für das Missionswerk angeknüpft. Auch gehörten die Bekehrten meistens zu den einflußreichsten ihrer Stammes-

<sup>1)</sup> Jetzt zählt sie 32,000 Einwohner.

genossen. Von Jahr zu Jahr mehrte sich ihre Zahl, ohne daß es jedoch zu einer weiter greifenden Bewegung gekommen wäre. Ein großes Hinderniß lag darin, daß die Bekehrten sämmtlich zu einer Gemeinde, die ihre Kirche in Ahmednaggar hatte, zusammengeschlossen waren. Viele von ihnen verließen in Folge dessen ihre Heimath und siedelten nach der Missionsstation über, wo sie allerlei Vortheile fanden. Es entstand dadurch eine nicht eben gesunde Anhäufung. Ein Uebelstand bestand besonders darin, daß sie mehr und mehr sich gewöhnten, die Erziehung ihrer Kinder in der Kostschule als ein ihnen zustehendes Recht anzusehen.<sup>1)</sup> Diejenigen, die in ihren Dörfern wohnen blieben, standen zu vereinzelt da, als daß ihr christliches Leben in genügender Weise gepflegt und entwickelt werden konnte, obwohl sie von den Missionaren besucht wurden.

Eine gesunde Fortentwicklung der Mission ließ sich nur dadurch herbeiführen, daß die christlichen Mahâr nicht ihren alten Verhältnissen entrückt, sondern an Ort und Stelle zu Gemeinden gesammelt wurden. Einen Anfang dazu machte man bereits 1848, als einer der Katechisten, der die Predigtlicenz erhalten, auf einer Außenstation angestellt wurde. In weiterem Maße aber wurde das Princip erst durchgeführt in Folge einer Visitation der Mission durch eine von Boston gesandte Deputation. Als damals Dr. A. C. Thompson — mein verehrter Freund — von einem der Hügel bei Ahmednaggar über die weite Godâveri-Ebene blickte, mit den vielen aus der bräunlichen Fläche sich abhebenden Dörflein, da kam es ihm vor, als stände er auf Pisga und überschaute das Land der Verheißung. Mit seinen Begleitern die Knie beugend, betete er, der Herr möge dies ganze Land seinen Kindern geben. Die Erfüllung dieses Gebetes hat bereits begonnen. In der bei der Visitation gehaltenen Konferenz wurde beschlossen, vor allen Dingen die Organisation von Landgemeinden auf das eifrigste zu betreiben.

Es sollten möglichst in allen Dörfern, wo das Christenthum Fuß gefaßt hatte, Lehrer resp. Prediger angestellt werden. Fehlte es dazu auch an Personen von der wünschenswerthen Durchbildung, so mußte man eben klein anfangen. Hätten wir weiteres Material über die hiernach zunächst verwendeten Missionsagenten, so dürfte es den Beweis liefern, wie ein schlichter Bekehrter, an dessen Herzen sich die Kraft des Evangeliums bewährt hat, erfolgreicher arbeitet, als ein expreß zu diesem Zwecke ausge-

---

<sup>1)</sup> Die Kostschule mußte daher zuletzt ganz aufgehoben werden.

bildeter.<sup>1)</sup> Seit jener Zeit nämlich begann unter den Mahâr eine Bewegung, die unerwartet weite Dimensionen annahm.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die Geschichte der amerikanischen Mahrâtta-Mission ausführlich geben. Mehr ist darüber zu finden in den Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalten, 1876, S. 31 ff., in einem nach R. Anderson's History of the Missions of the A. B. von Dr. German bearbeiteten Artikel. Hier genügt es zu zeigen, wie diese Mahârmission mit zu den gesegnetsten in ganz Indien gehört.

Die oben geschilderte Ebene der oberen Godâverî ist jetzt reichlich besetzt mit Stätten, an denen das Licht des Evangeliums leuchtet. Mehr als hundert Dörfer sind es, in denen Christen wohnen. Die meisten derselben haben ihre Dorfschule, wofür auch die Christian Vernacular Education Society sorgt, die zu diesem Zwecke in Ahmednaggâr eine Normalschule angelegt hat. Die Zahl der Gemeinden mit Kirchen und eingebornen Pastoren ist (incl. der zu den Stationen Satâra und Scholapur gehörigen) auf 23 gestiegen. Schon vor 2 Jahren wurden über 900 Kirchenglieder (Communicanten) verzeichnet bei einem Zuwachs von 153 im Laufe des letzten Jahres. Außerdem wird die Zahl der getauften Kinder auf über 700 angegeben. In der Statistik erscheinen aber keine Zahlen für die beträchtlichen Schaaren, die sich den Christen angeschlossen haben und nur noch auf die heil. Taufe warten, die nur mit großer Vorsicht ertheilt wird. Wären diese alle, wie es in den Berichten anderer Missionsgesellschaften geschieht, als Nominal Christians schon mitgezählt, so würden wir die Erfolge der Mission in ihrem weiten Umfange vollständiger überblicken können.

Neben dem fortschreitenden äußeren Wachsthum aber fehlt auch das innere nicht. Die Entwicklung der Gemeinden zur Selbstständigkeit giebt

---

<sup>1)</sup> Jetzt besteht in Ahmednaggâr eine Anstalt zur Ausbildung solcher Lehrer und Prediger. Wir verstehen es nicht, wie man bedauern kann, daß dort der Unterricht in der griechischen Sprache noch nicht habe eingeführt werden können. Der ganze Ballast europäischer Bildung müßte ja für jene schlichten Leute erdrückend werden. Die unverdauten Brocken fremdartigen Wissens wirken nur zu leicht verwirrend und können ein aufgeblasenes Wesen erzeugen, das dem Missionswerk sehr hinderlich wird. Es giebt in diesem Punkte genug der traurigen Beispiele. Jede Missionsdirection sollte mit der ihren eingebornen Gehilfen zu ertheilenden Bildung recht vorsichtig sein und alles, was nicht wesentlich zum Evangelistenberuf nöthig ist, fern halten. Wir wünschten, die Mahâr blieben mit dem Griechischen unbehelligt. Unter den Kolh wird es leider getrieben.



davon Zeugniß. Mehrere derselben bringen die ganze Besoldung ihrer Pastoren auf; andere wenigstens einen Theil davon. In manchen ist es selbst gelungen, die Abgabe des „Zehnten“ für kirchliche Bedürfnisse durchzuführen, was auch für die übrigen noch erstrebt wird. Höchst interessant ist die weitergehende Organisation, vermöge derer die meisten jener Gemeinden sich nach Art der Congregationalisten zu einer Union (Sabhâ) verbündet haben. In derselben wird die einzelne Gemeinde durch ihren Pastor und durch Laiendeputirte vertreten. Die Missionare können an den Berathungen theilnehmen, jedoch ohne Stimmrecht. Die Jahresversammlungen bilden einen Sammelpunkt auch für die Gemeindeglieder. — Hören wir einen Berichterstatter etwas näher über den Sabhâ:

Die Christen kommen dazu von den fernsten Theilen des Missionsfeldes. Für viele, die in einsamen Dörfern leben, wo es vielleicht erst wenige Nachfolger Christi giebt, und wo der Glaube fortwährend durch die Aufsechtungen der Feinde geprüft wird, muß es eine Quelle großer Stärkung sein, mit einer so großen Zahl von christlichen Brüdern zusammenzukommen — denn es waren jedesmal mehrere Hundert gegenwärtig. Die Meetings fanden im Laufe einer ganzen Woche statt. Jedesmal wurde ein Gottesdienst gehalten, sowie Aussprachen über verschiedene mit dem Missionswerk verknüpfte Fragen: „Wie können eingeborne Christen durch ihr alltägliches Leben den Heiden am besten das Christenthum empfehlen?“ „Ueber unbefoldete Predigtarbeit“; „der Nutzen des Gesanges neben der Predigt“; „Ueber Sonntagschulen“ u. s. w. sind einige der behandelten Themata. Der bezeichnendste Zug des Programms war das Verlangen nach unabhängiger Missionsarbeit. Während des Meetings und auf andere Weise sah ich Bezeugungen des Geistes, die mich fühlen ließen, wie das Christenthum hier das Volk wirklich ergriffen hat.

Der Vorsitz war einem der Pastoren übertragen worden. Es war nichts bemerkenswerthes an dem einfachen Manne, der dennoch mehr Interesse erweckte als mancher andere Vorsitzende. Der Abstand zwischen dem Dorf-Mahâr, der verachtet und unwissend dicht an der Grenze menschlichen Daseins zu leben scheint, und dem Pastor, der mit Einsicht in angemessener Weise eine große Versammlung leitet, ist allerdings bedeutend.

Die Schlußsitzung war besonders interessant. Es wurde den Anwesenden Gelegenheit gegeben, ihre Dankopfer darzubringen. Sie kamen denn auch einer nach dem andern, Männer, Frauen und Kinder, und legten ihre Gaben auf den Tisch vor der Kanzel. Dieselben waren nach den Verhältnissen der Leute sehr verschieden. Einige brachten ein paar Rupî, andere ein paar Anna, <sup>1)</sup> während manche nur etliche Kupfermünzen gegeben hatten. Es war rührend, wie Diensteute, die nur einen geringen Lohn verdienen, mehrere Rupî hinlegten. Solche, welche kein Geld hatten, brachten ihre kleinen Messinggefäße, Löffel, Lampen, Ringe, die sie von den Fingern nahmen, selbst lebendige Hühner lagen neben den anderen Gaben.

Die Scene, die dem Schlusse der letzten Verhandlung folgte, mag mit den vorher

<sup>1)</sup> 1 Rupî à 16 Anna = 2 Mark.

gewesen sein, wenn sie nicht in Geld umgesetzt worden wären. Es begann sogleich der Verkauf und der Pastor machte dabei, nicht ohne Geschick, den Auctionator. Die verschiedenen Artikel wurden bald abgesetzt. Man mag an die Reinigung des Tempels denken — aber die Anwesenden schienen in dem Verfahren nichts anstößiges zu finden.<sup>1)</sup> gehenden Verhandlungen nicht zu stimmen scheinen. Indessen, sie charakterisirt das Volk und die Verhältnisse. Manche Gaben, die in natura geliefert waren, würden nutzlos (Schluß folgt.)

## Die römisch-katholische Missions-Literatur in ihrem Verhältniß zur evangelischen Mission.

Bugleich als ein Blick in die beiderseitige Missions-Methode.

(Von A. Petri, Pastor in Paderborn.)

(Schluß.)

Und diese Römischen, „bei ihrem beispiellosen Gemisch von Leichtsinne in sittlichen Anforderungen und Rigorismus in kirchlichen Forderungen, von erheuchelter Devotion gegen staatliche Autorität und frecher Ueberspannung der äußerlich gewandten Herrlichkeit der Kirche, von egoistischer Inconsequenz und fanatisch geübter Consequenz“<sup>2)</sup>, wagen es, den sittlichen und reellen Werth der Tausen und Befehrungen bei den Evangelischen unter nichtswürdigem Spott zu leugnen! Als ob nicht gerade in der Römisch-kathol. Mission die Praxis der Schnell- und Massen-Taufe existirte, bei welcher über den Mangel oft an jeder Vorbereitung und Rücksicht auf gründliche, innere Erneuerung nicht selten nur ein neues Heidenthum unter christlicher Form das alte ablöst. Die römische Kirche legt viel zu viel Gewicht auf die pädagogische Wirksamkeit der Kirche und tauft — in der Hoffnung, daß sich der erforderliche Glaube finden werde — sehr häufig noch ganz Schwache und Ungläubige, ja die Taufe wird zuweilen wie z. B. an der Königin von Madagascar<sup>3)</sup> auf eine das heil. Sakrament ganz entwürdigende Weise vorgenommen. So bemerken auch die „Miss.-Nachrichten der Ostindischen Missionsanstalt in Halle“ (1875, IV, S. 126, Anm.), daß es römische Praxis ist, kranken und

<sup>1)</sup> Frei nach Free church Record 1877 p. 245 ff.

<sup>2)</sup> Vergl. Evgl. Lutherische Kirchenzeitung 1876.

<sup>3)</sup> Vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1877, S. 483 ff.

sterbenden Heidenkindern, zu denen die Priester häufig als Aerzte gerufen werden oder sich in anderer Weise Zugang verschaffen, heimlich zu taufen. Sie tauchen die Hand ins Wasser, legen sie dem kranken Kinde unter irgend einem Vorwande auf die Stirn, und sprechen heimlich die Taufformel. Solche Täuflinge werden dann der Zahl der Gemeindeglieder beige, zählt!<sup>1)</sup>

Montalembert, dem gewiß Niemand ein günstiges Vorurtheil für die Protestanten zuschreiben wird, schreibt dagegen über unsere Missionare folgendes: „Mein Glaube verpflichtet mich, sie als Häretiker, als Empörer gegen die Wahrheit anzusehen, aber er macht mich nicht blind gegen die unermesslichen Dienste, welche sie der Freiheit und Humanität geleistet haben. Im Gegentheil, es ist mir eine Lust, die Arbeiten der evangelischen Missionare in Westindien für eins der erhabensten Schauspiele zu erklären, welche der Menschheit dargeboten sind. Sie fanden diese armen Schwarzen nackt und lehrten sie ihre Blöße decken — sie fanden sie in Unwissenheit und bahnten ihnen den Weg zur Kenntniß; sie fanden sie in barbarischem Aberglauben und zündeten ihnen die Leuchte des Evangeliums an; mit einem Worte sie fanden sie in Sklaverei und machten sie zu freien Menschen!“ So urtheilt ein Laie in der katholischen Kirche, der ehrlich ist.<sup>2)</sup>

Doch genug der Abwehr jener scheinbar sachlichen Vorwürfe wider die evangelische Mission. Nun zu den mehr persönlichen, die Missionare betreffenden Anklagen. Man kann diese zusammen fassen in das eine Wort: „unapostolisch.“

So sagt P. Wisemann<sup>3)</sup> „Der Herr hat nur für die Ausbreitung eines einzigen Glaubens seine Mitwirkung verheißen, nämlich des Glaubens der Apostel. — Unsere Gegner haben durch ihre Versuche (sc.: in der Mission!) vollkommen bewiesen, daß nicht sie die Erben dieser Verheißungen seien, sondern daß diese allein der katholischen Kirche vorbehalten sind — nicht viele Jahre werden verfließen, daß man die Geschichte dieser Missionen mit den Worten des Dichters wird beschreiben können: „Semina vidi — in pejus ruere et retro sublapsa referri. (Virg. Georg. I. 193 ff.).“

Ueber das, was „unapostolisch“ an den evangelischen Missionaren sein soll, hören wir näher Marshall reden. Er sagt (II, S. 215):

„Wir haben nun von Anderen zu sprechen, die auch den Titel: „Missionare“ beanspruchen, aber nur um ihre weltliche Lage zu verbessern. Jede der beiden Klassen, (sc. katholische und evangelische Missionare) erreichte das Ziel ihres Ehrgeizes: Die eine fand Mühe und den Martertod, die andere Reichthum und Ruhe.“

Ist's nicht als hörte man die „Gartenlaube“ reden, wie dieselbe von den „sogenannten Heidenmissionaren“ sagt:

„Ein gewisser abenteuerlicher Hang, sowie die Aussicht auf eine gut dotirte, bequeme Versorgung treibt die noch jugendlichen Streber mit der inzwischen erkornen, gleich-

1) Siehe z. B. auch dse. Zeitschr. 1876, Beibl. S. 45.

2) N. Ev. R. Z. 1873, N. 27, S. 429.

3) „Unfruchtbarkeit 2c.“ S. 118 ff.

gestimmten Gattin nach den entlegensten Zonen und Gestaden hinaus, wo sie als „„Apostel christlicher Cultur““ ihre Stimmen erheben und nebenbei „„klug wie die Schlangen,““ die armen Heidenschafe zu scheeren wissen.“<sup>1)</sup>

„Fragt sie daher nicht“ — sagt Marshall weiter (III. 446 ff.) — „wer sie berief oder absandte? Ob sie an ihrem Leibe „„die Wundenmale des Herrn Jesu tragen““ ob sie sich „„am des Königreiches im Himmel willen zu Eunuchen gemacht haben?““ Mit geläufigem Spott oder zornigem Hohn werden sie auch verlachen. Indem sie den Lohn irgend einer „„Missionsgesellschaft““ annehmen, haben sie nur ein Gewerbe oder einen Beruf erwählt wie jeder Andere auch; sie haben sich ein Auskommen gesichert und gewöhnlich ein reichlicheres, als sie sich in der Heimath hätten verschaffen können — — demgemäß bestimmen sie, ehe sie, an jedem Gliede von weltlichen Banden umwunden und-gefesselt, abgehen, sorgfältig bis in die kleinste Einzelheit den Gehalt — — Seuchen und Pestilenz sind durch die Bedingungen ihres Contractes ausgeschlossen, und wenn trotz jeder Vorsicht der unwillkommene Gast erscheint, so fliehen sie vor ihm. Die Krankheit eines Weibes oder Kindes beendet sogleich die Mission. Sie sind nur Menschen, Familienväter oder sorglich bemüht, solche zu werden, und behaupten nicht, Apostel zu sein. Söldner Gottes zu sein — zu hungern und zu dürsten — gezeihelt oder eingekerkert zu werden — dies ist ein Enthusiasmus, der nur ihre Verachtung erregt. — — Es würde offenbar unvernünftig sein, hier von einem „„Berufe““ zu reden. Gott nimmt im Himmel vom Ausgange solcher Menschen keine Notiz. Sie haben wie die Vögel der Luft und die Thiere des Feldes den Schutz Seiner gewöhnlichen Vorsehung; mehr wünschen sie nicht und erwarten sie nicht!“

So wird ein römischer Priester aus Indien zum Lobredner des Eölibats gemacht, der zu Jemand in der Times sagen muß: „Erinnern Sie sich, wie Sie vor einigen Wochen sich über den Eölibat unserer Geistlichen lustig machten? Aber sehen Sie das Haus da an. Ich komme gerade vom Krankenbett eines Mannes, der da an einem höchst ansteckenden Fieber gestorben ist, und 36 Stunden bin ich an seiner Seite gewesen. Ich versichere Sie, das hätte ich nicht über mich gebracht, wenn ich verheirathet gewesen wäre.“<sup>2)</sup>

Nun schlimm genug, wenn ein Katholik, namentlich ein Priester so feige ist und seines Amtes nicht wartet. Evangelische Pastoren und Missionare pflegen solche Zeiten und Gelegenheiten gerade zu ihren gesegnetsten zu rechnen, wie Einer derselben es auf der letzten August-Conferenz in Berlin ausspricht:<sup>3)</sup>

„Und nun erst in Zeiten allgemeiner Noth, wenn Gott Pocken, Cholera, Typhus schickt, und es offenbar wird, daß die Menschen dieser Welt „durch Furcht des Todes Knechte sind ihr Leben lang,“ wenn Schrecken oft die nächsten Angehörigen ergreift. — Dann wird auch offenbar, daß die Leute noch Vertrauen haben zum Pastor, der ohne

1) Vergl. Allg. Miss.-Z. 1877, S. 101.

2) Miss.-Mag. 1875, S. 43.

3) Evang. R.-Zeitung 1877, S. 946.



Furcht und Ekel zu ihnen kommt und bei ihnen aushält, und als eine Segensfrucht erwächst oft aus solcher schweren Heimsuchung nach erprobter Treue ein innigeres Verhältniß zwischen Pastor und Gemeinde, zusammengebunden durch's Gebet im Angesicht des Todesschreckens.“

Bedarf es weiterer Gegenzeugnisse, so stehe hier zunächst das Urtheil eines gebildeten Franzosen in der Revue des deux mondes 1866<sup>1)</sup> über evangelische Missionsthätigkeit im Caplande, dahin lautend:

„Streite wer da will über die vielbesprochene Frage der Ehe der protestantischen Prediger. Ich meinstheils gestehe, daß mir keine andere Stellung des Weibes schöner und edler erscheint als die der Gattin eines Missionars, und Gott sei Dank, die Erfahrung zeigt, wie sehr dieses Gefühl von den unglücklichen Völkerschaften getheilt wird, deren Augen man zu öffnen sucht. „„So lange wir hier ledig waren““, schreibt Missionar Casalis, „„sahen die Bassuto's in unserm Dasein etwas Räthselhaftes und Verdächtiges. Man sagte sich um uns her viel darüber in's Ohr, die Anslegungen waren verschieden, aber alle ungünstig. Alles gewann ein anderes Ansehen von dem Tage an, da die Mägde Christi durch ihre Ankunft die Leute über die Dauer unseres Verleses heruhtigten, die Würde des geistlichen Standes in ihren Augen herstellten, und dann das Beispiel eines fleißigen Besuches der Gottesdienste gaben.““

Und der Berliner Missions-Superintendent Kropf in Bethel (Britisch-Kaffraria) sagt in einem Briefe an den Schreiber dieses:

„Römische Missionare können gewiß viel mehr ausrichten nach der Reise- und Besuchsseite hin, ob aber nach der anderen Seite, dem Familienleben ein Vorbild zu sein und dasselbe zu heiligen, geschweige die eigene Seele nicht dem Brande auszusetzen?“

Auch Missions-Superintendent Merensky aus Botshabelo (Transvaal) ließ auf dem Berliner Missionsfest i. J. 1875 Blicke thun in den großen Einfluß, welchen das deutsche Missionarshaus auf die Heiden ausübt. Dasselbe erweitere und vertiefe sich vor Allem durch das Walten der Missionarsfrau, sie gestalte namentlich das Missionshaus zu einer Erziehungs-Stätte der heidnischen Diensthöten, welche nicht selten die Erfruchtungsfrüchte der Missionarsarbeit werden — ebenso zur Zufluchtsstätte für Elende aller Art 2c.<sup>2)</sup>

Allerdings macht das Familienleben der meisten evangelischen Missionare unsere Mission relativ theuer, aber es kann auch das Vorbild eines christlichen Familienlebens unter dem wüsten heidnischen Familienleben nicht hoch genug angeschlagen werden. Gerade durch die Missionarsfrauen wird es auch an etlichen Orten, sonderlich im Orient allein möglich, auch den heidnischen Frauen das Evangelium nahe zu bringen, da durch Sitte und Gesetze den Männern jede Annäherung an die Frauen streng gewehrt wird.

<sup>1)</sup> Miss.-Mag. 1867,

<sup>2)</sup> Berl. Miss.-Berichte 1875, S. 277.

Der bereits erwähnte Missionar der Londoner Gesellschaft schreibt hierüber: <sup>1)</sup>

„Wir sind viel besser daran, daß wir Weiber und Kinder haben: unsere Weiber und Kinder helfen uns das Evangelium predigen, und sie predigen gerade ein Stück davon, das wir nimmer predigen könnten, und predigen dies Stück in sehr wirksamer Weise. Wir haben in China unter unseren Befehten eine große Anzahl Frauen. Ich hätte es nie dahin bringen können, ohne die Hilfe meiner Frau. Die chinesischen Frauen würden vor mir weglaufen; ich hätte nicht eine herbeiziehen können, aber mein Weib kann ihrer so viele herbeiziehen als ich wünsche und mit ihnen verkehren so viel ich es begehre.“

Es ist daher die Meinung durchaus thöricht, die römisch-katholische Mission stehe dem selbsterdachten Ideal der Apostolizität näher, weil ihre Geistlichen unbeweibt sind und in einigen anderen Aeußerlichkeiten eine eigenthümliche Form der Selbstentsagung üben.

Der genannte Londoner Missionar sagt schließlich:

„Man findet oft, daß die Leute Vergleichen anstellen zwischen katholischer und protestantischer Mission zu Ungunsten der letzteren. Ich kenne zufällig ein gut Stück des römisch-katholischen Missionswesens und habe so Manches gesehen von der Art und Weise, wie sie ihre Arbeit vollführen, und kann mit gutem Gewissen sagen, daß diese Meinung irrig sei. Ich bin öfter gefragt worden: Führen nicht die katholischen Missionare ein selbstverleugnenderes Leben als ihr? Nicht im Mindesten. In den Hafenstädten leben sie ebenso wie wir; im Inneren sind wir schlimmer daran; sie sind von ihren Befehten umgeben, wir leben mitten unter den Heiden.“

Ein überaus gehässiger Bericht namentlich in Bezug auf das „heidnämäßige“ Geld der Evangelischen und zugleich deren angeblichen Mangel an selbstverleugnender Treue findet sich auch in den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens“ 1876, V, S. 34, wo der schon erwähnte P. Delplace von Kharee schreibt:

„Nach einer 1/4-jährigen Abwesenheit fand ich meine liebe Mission Kharee vom Feinde alles Guten bedroht: die protestantischen Prediger hatten ihr Geld ansgestreut, Drohungen und Versprechungen nicht gespart. Seit einigen Tagen befinden wir uns nun in der kalten Jahreszeit, welche in Bengalen die angenehmste ist und die einzige in der die eifrigen Apostel der Irrlehre sich von der Stelle wagen. Man muß in der That die Erfahrung, die ich alle Tage mache, für sich haben, um diesen pharisäischen Protestantismus so recht gründlich kennen und verachten zu lernen. — Der geringste dieser Miethlinge erhält monatlich 500 Rupies, was im Jahre eine Summe von 15,000 Franks ausmacht. Diese materiellen Vortheile sind allerdings vermögend, einen gewissen Schein von Missionsthätigkeit hervorzurufen, fördern aber hauptsächlich sehr lügenhafte Jahresberichte über die Fortschritte des reinen Evangeliums zu Tage. — — Endlose Streitigkeiten, ein unausstehlicher Hochmuth, eine grenzenlose Habgier, ein unerhörter Sittenzerfall — das ist der sittliche Zustand, in welchen die Irrlehre diese armen Leute gestürzt hat 2c.“ Ähnliches S. 37 und 42.

1) Miss.-Nachrichten der Ostind. Miss.-Anstalt in Halle 1873, I, S. 35.

Wer merkt nicht, daß hier unter dem Heiligenscheine der „Armuth“, in Wahrheit aber mit bitterem Neid des angeblichen „Reichtums“ der evangelischen Missionare als etwas durchaus „Unapostolischen“ Erwähnung gethan wird? Wie denn auch die „Katholischen Missionen“ häufig darauf hinweisen, daß den protestantischen Missionsgesellschaften „so viel größere Summen zu Gebote stehen als den Katholiken.“<sup>1)</sup>

Diese Rede klingt ganz dem ähnlich, was vor nicht langer Zeit Seitens der Sozial-Demokraten im „Volksstaat“ über die Bibelgesellschaften geschrieben wurde:

„Es besitzen allein die britischen Bibelgesellschaften heute ein jährliches Einkommen von 600,000 Pf. Sterling, gleich 12,000,000 Mark — 12 Millionen Mark! Was könnten wir auch nur mit dem hundertsten Theile dieser Summe vollbringen! Wie armselig nehmen sich die Zahlen unserer Parteirechnungen dagegen aus! So ist es aber in der besten der Welten: Pilge, die freche Netze, wird mit Schätzen überhäuft, indeß Wahrheit, das Bettelkind, in Lumpen geht.“

Es ist allerdings auffällig, daß die compacte römische Kirche in dem Liebeswerk für die Mission weit hinter der vielfach zergliederten evangelischen zurücksteht. Sie kann viele Millionen sammeln für den „armen (?) gefangenen“ Papst in Rom, aber für die wirklich armen Heiden hat sie verhältnißmäßig nur wenig zu erübrigen, ihre Gesamteinnahme für die Mission beträgt etwa nur  $\frac{1}{3}$  der allein in England für die ev. Missionen gesteuerten Beiträge. Man sollte denken, daraus folgte eine Anklage gegen die eigene Kirche, nicht gegen uns, aber — man muß sich nur zu helfen wissen, so werden auch die eigenen Blößen Anklagen gegen den Feind. Uebrigens mögen sich unsre Verkläger beruhigen, denn einmal geben sie uns doch nichts dazu und zum andern brauchen sie sich nur bei unsern Missionaren zu erkundigen und sie werden erfahren, daß die beneideten 15,000 Francs auf etwa den dritten oder vierten Theil dieser Summe (wenigstens bei den deutschen Missionaren) zu reduciren sind — eine Einnahme mit der selbst der anspruchsloseste Mann in Indien kaum das Durchkommen hat. Und wie es in Südafrika steht, kann ihnen ein Blick z. B. in die Berichte der Berliner M.-G. 1878 N. 7 ff. zeigen. Schlimm genug, daß sie sich nicht zu informiren pflegen, ehe sie anklagen.

<sup>1)</sup> Jahrgang 1874, I, S. 120; II, S. 44 u. a. m.

## Das Jubiläum der rheinischen Mission in Barmen am 14. und 15. August 1878.

Am 23. September d. J. waren es 50 Jahre, daß die seit dem Beginn des Jahrhunderts am Niederrhein, besonders im Wupperthale sich regenden Missionsbestrebungen einen festen Mittelpunkt gewannen, als die Missionsvereine von Elberfeld, Barmen und Cöln (bald darauf auch der von Wesel) sich zu gemeinsamer Arbeit und selbständiger Aussendung von Missionaren verbanden, und zu Mettmann als „vereinigte rheinische Missionsgesellschaft“ mit dem Sitz in Barmen constituirten. Schon im folgenden Jahre, 1829, konnten die ersten 4 Missionare von ihr nach dem Capland abgeordnet werden. Daß die Jubelfeier ihres nunmehr 50jährigen Bestandes einige Wochen vor jenen eigentlichen Gründlingstag f. l., brachte die Wupperthaler Festwoche mit sich, die nach gewohnter Weise in die erste Hälfte des Augusts fällt, und deren Jahresfesten sich seit geraumer Zeit auch die rheinische Mission angeschlossen.

Hatte schon früher im Kranze dieser Feste das der Barmer Missionsgesellschaft durch besonders zahlreiche Theilnahme in der Regel einen Höhepunkt gebildet, so war dies bei der heurigen Jubelfeier mit ihren zwei Festtagen natürlich noch mehr der Fall. Die General-Versammlung der rhein. Miss.-Ges. hatte schon zu Anfang Mai alle befreundeten deutschen und auswärtigen Missionsgesellschaften, sowie die heimathlichen Zweigvereine und Missionsfreunde überhaupt zu dieser Feier durch ein Ausschreiben eingeladen, darin die Entfaltung der rheinischen Missionsarbeit bis zu ihrem jetzigen Umfang skizzirt und zur Beisteuer eines besonderen „Missions-Jubiläums-Dankes“ aufgefodert war, vor Allem um die seit Jahren drückende Schuld endlich zu beseitigen. Auch einige Jubiläumsschriften,<sup>1)</sup> die unmittelbar vor dem Feste erschienen, hatten auf die kommende Feier noch besonders aufmerksam gemacht.

So war denn trotz des sehr ungünstigen Wetters am Morgen des 14. August die geräumige Unterbarmer Kirche von einheimischen und auswärtigen Missionsfreunden Kopf an Kopf gefüllt, noch ehe die Glocken ihre metallenen Festgrüße über das Thal sandten. Gegen 4000 Personen hatten sitzend oder stehend in Kirche und Vorhallen sich ein Plätzchen erobert, als der Gottesdienst begann. Für die Vielen, die schlechterdings keinen Raum mehr fanden, war in richtiger Voraussicht des großen Zudranges neben diesem Hauptfestgottesdienst in Unterbarmen noch gleichzeitig ein zweiter in der Friedenskirche in Gemarkte angeordnet worden.

Durch volle Posaunen- und Singchöre verstärkt verlief jener erste Gottesdienst in der gewohnten Ordnung: erst Predigt, dann Ordination der auszufendenden Missionare. Auf Wunsch der Missionsdeputation hatte Professor D. Christlieb aus Bonn die Festpredigt übernommen. Er schilderte im Anschluß an Ps. 145, 4—13 der mit gespanntester Aufmerksamkeit folgenden Festversammlung „unser rheinisches Missionswerk im Schmuße 50jähriger Güte und Treue Gottes“. Wir enthalten uns einer kurzen Inhaltsangabe derselben, da das Beiblatt ihren Wortlaut enthält.

<sup>1)</sup> „Gedenkbuch der rheinischen Missionsgesellschaft. Erinnerungen an eine 50jährige Wirkksamkeit aus Anlaß der Jubiläumsfeier 1878“ und „Rheinischer Missions-Atlas, herausgegeben bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums“ (beide im Verlag des Missionshauses); und vorher schon von Dr. Warneß „Die Belebung des Missionsfinnes in der Heimath“ (Gütersloh, Bertelsmann).



Die darauf folgende Ordinationsrede hielt diesmal der General-Superintendent der Rheinprovinz, D. N i e d e n, der derselben 2 Tim. 2, 1: „so sei nun stark mein Sohn, durch die Gnade in Christo Jesu“ zu Grunde legte, indem er in seiner warmen, herzlichen und eindringlichen Weise zuerst das „mein Sohn“ als Bindeglied zwischen der Muttergemeinde und den nun Scheidenden, als Trost der Glaubensgemeinschaft auch bei äußerer Trennung, sodann das „sei stark in der Gnade Jesu Christi“ als Abschiedsbitte an die jungen Missionare, als Mahnung an ihre Aufgabe, aus dieser Einen wahren Quelle der Kraft immer mehr Stärke anzuziehen, hervorhob. Daran schloß sich sofort die Ordination von 4 Zöglingen (3 für die Mission und eines Lithauers als Evangelisten für sein Vaterland) in der hiebei üblichen Weise, daß der Ordinator von einer Reihe anwesender Pastoren unterstützt wird, die mit die Hände auflegen und je einen Segensspruch hinzufügen. — Nach einem 4stimmigen Chor der Missionszöglinge: „singet dem Herrn ein neues Lied“ folgte die Abordnung der Neuordinirten durch den Missions-Zuspektor D. F a b r i, der denselben aus 2 Thessal. 3, 3—5 noch 1. eine tröstliche Zusage („der Herr ist treu, der wird euch stärken und bewahren vor dem Argen“) 2. eine vertrauensvolle Mahnung („wir versehen uns aber zu euch in dem Herrn, daß ihr thut und thun werdet, was wir euch gebieten“), 3. eine herzliche Bitte („der Herr aber richte eure Herzen zu der Liebe Gottes und zu der Geburt Christi“) als Abschiedssegens mit auf den Weg gab.

Im Namen der 4 Scheidenden sprach dann noch Miss. Dornsack ein kurzes, ergreifendes Dankes- und Abschiedswort, indem er anknüpfend an Röm. 1, 16 die Freudigkeit zum Antritt wie zur Fortführung des Missionsberufs allein aus der Gotteskraft des Evangeliums ableitete. — Es war Mittag geworden, als die letzten Klänge des Gemeindegesangs verhallten. Aber trotz seiner 3stündigen Länge war der Gottesdienst bei seiner mannigfaltigen Abwechslung wohl Keinem zu lang geworden. Der rechte Grundton für die Jubelfeier war angeschlagen. Alle verließen in freudig gehobener, den Herrn, der bis hieher geholfen, lobpreisender Stimmung das Gotteshaus. Die Kollekte dieses einen Gottesdienstes betrug 2212 Mk. 79 Pfg. —

Für den gleichzeitigen Gottesdienst in der Friedenskirche hatte statt des einen, leider plötzlich erkrankten Festpredigers Pastor Siebold aus Schipfelse, Pastor Schmalenbach aus Mennighüffen (Ravensberg) die erste Festpredigt übernommen. Obgleich, wie natürlich, viel weniger zahlreich besucht und einfacher im Verlauf, war doch auch dieser Gottesdienst, dem Re'erent nicht anwohnen konnte, durchaus würdig und erhebend. Der genannte Festpredner erwies aus seinem Texte Röm. 1, 4 ff., „wie der Herr Jesus, seit der Zeit er auferstanden ist von den Todten, sich als der lebendige Sohn Gottes kräftiglich erwies, namentlich auch in der Mission, was dann der Redner durch „ein Punktum der Befräftigung und ein Ausrufungszeichen der Ermunterung“ den Anwesenden noch näher ans Herz legte. — Der zweite Festprediger, Missionar Dr. S c h r e i b e r aus Barmen, suchte — hierin zusammentreffend mit dem Festprediger in der Unterbarmer Kirche — unter Zugrundlegung von 1 Mos. 32, 10 („ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue“ u. s. f.) durch Gegenüberstellung des kleinen Anfangs und des jetzigen beträchtlichen Umfangs der rheinischen Mission die rechte Erkenntniß der ganzen Barmherzigkeit und Treue Gottes in Ueberwältigung dieses Werkes in den Zuhörern zu wecken. „Auch unsre Mission hatte damals — wie Jakob — nur einen Stab, das Gottvertrauen, und auch sie ist jetzt zu zwei stattlichen Heeren gewor-

den, von denen das eine draußen im Heidenlande, das andere hier in der Heimath steht.“ —

Es war ganz passend und geradezu nothwendig, daß für die weitere Entfaltung des Festes nicht bloß, wie sonst, Mittwoch Nachmittag, sondern auch noch der ganze folgende Tag bestimmt worden war. So allein konnten außer den Vertretern des rheinischen Missionswerks auch die der kirchlichen Behörden und heimathlichen Missionskreise, sowie die zahlreichen Abgeordneten anderer Missionsgesellschaften einigermaßen zum Worte kommen. Denn außer der Basler, Bremer, Berliner — südafrikanischen und Herrnhuter hatten auch mehrere holländische, die norwegische und schwedische Missions- und die Londoner Tractatgesellschaft Vertreter gesandt. Der erste Nachmittag sollte nun die Beziehungen der rheinischen Mission zur Heimathgemeinde, der folgende Tag ihr Wirken in den Heidenländern und ihr Schwesterverhältniß zu andern Missionsgesellschaften zum Ausdruck bringen.

Wieder war die Unterbarmer Kirche gedrängt voll, als nach einem von Pastor Kinn aus Elberfeld gesprochenen warmen Gebete am Mittwoch Nachmittag um 3 Uhr Inspektor von Rohden, der Hauptredner für diese Versammlung, seine Festrede begann. Er hatte zufällig denselben Text wie der Vormittagsfestprediger, Ps. 145, gewählt, und ließ demgemäß den Lobpreis der Güte Gottes für seine überaus gnädiger Leitung dieser Mission durch Alles hindurchklingen. „Denn zum Klagen haben wir heute keine Zeit“. Er brachte nun zunächst noch weitere Details zur Entstehungsgeschichte der Gesellschaft und erzählte von ihren gar bescheidenen Anfängen. Wie mit verbundenen Augen seien die Väter hiebei weiter und weiter geleitet worden, ohne über die ganze Tragweite, ja auch nur über die nächsten Ziele und Aufgaben ihres Werkes sich von vorneherein klare Rechenschaft geben zu können. Nur um die immer dringlicheren Bitten um Unterricht seitens der zum Missionsdienst sich meldenden jungen Handwerker endlich los zu werden, nahmen einige Pastoren sie in Bibelunterricht, der ihnen selbst aber bald so zum Segen wurde, daß sie nicht mehr davon lassen konnten, bis das Samsorn des Missionsseminars feste Wurzeln geschlagen hatte, und immer mehr Missionsfreunde in Rheinland und Westfalen sich an die Wupperthaler wandten: der Herr ist mit euch, laßt uns auch mithelfen am Werke. Sodann führte der Redner die Segnungen aus, die den Gemeinden wie den Eingebornen aus dem Missionswerk zufließen, und sprach zuletzt noch aus tiefbewegtem Herzen seinen persönlichen Dank gegen Gott aus für den unendlich reichen Segen, den er selbst während seiner 30jährigen Mitarbeit vom Missionswerke empfangen habe.

Bei den nun folgenden Rednern war es merkwürdig, wie mit den fröhlich dankenden und glückwünschenden auch die ernst mahnenden Stimmen abwechselten. Beide hatten vollauf Grund, sich geltend zu machen, und ergänzten einander passend. Doch überwog, wie billig, die erstere Reihe. — Zunächst betrat der Generalsuperintendent von Westfalen, [D. Wiesmann, die Rednerbühne und erklärte, daß es ihm schwer werde, sich in dieser ersten Zeit<sup>1)</sup> zum vollen Jubiliren aufzuschwingen. Anknüpfend an Ps. 18, 36 „wenn Du demüthigst, so machst Du mich groß“ betonte er die Nothwendigkeit, sich zu demüthigen über unsrer Untreue und Trägheit im Werk der Mission, und

1) Der Leser möge sich erinnern, daß wenige Tage vor dem Feste die Socialdemokraten des Wupperthales mit Hülfe der Ultramontanen trotz aller Gegenanstrengungen abermals einen Wahlsieg für den Reichstag erfochten hatten!

zeigte sodann, wie nur ein wahrhaft gedemüthigtes Herz für die Sache des Herrn voll schlagen, aufrichtig danken, unter allem Druck der Zeit standhaft ausharren könne, aber auch einen Sieg nach dem andern vom Herrn erhalte. — Nach diesem mahnenden Gruß aus der westfälischen überbrachte Superintendent Hempel aus Werden den Segenswunsch der rheinischen Provinzialkirche, indem er in feierlich bemessenen Worten Achem. 8, 10 „dieser Tag ist heilig unsrem Herrn; darum bekümmert euch nicht, denn die Freude am Herrn ist eure Stärke“ auf das Jubelfest anwandte und dankend den Segen bezeugte, der aus der Missionsarbeit auf die Heimathkirche zurückströme.

Nachdem sodann Pastor Plümacher von Neviges als Assessor der Kreisynode Elberfeld „die innige Wechselwirkung zwischen der rheinischen Mission und den ihr am Nächsten stehenden kirchlichen Kreisen“ hervorgehoben hatte, forderte der Vorsitzende, D. Fabri, noch einzelne Vertreter aus den Hauptmissionskreisen der Heimath zu einem kurzen Wort auf (leider war der für den Ravensberger Kreis Aufgerufene gerade abwesend), so Pastor Ohlhues aus Duisburg (der den Jubeltag vor Allem als Bußtag gefeiert sehen wollte, damit mehr echte, selbstlose Liebe in uns erwache), Pastor Balke aus Rheydt (der darauf hinwies, daß nicht nur wir die Mission, sondern ebenso auch die Mission uns trage als lebendige Stütze unsres Glaubens, besonders in gegenwärtiger Zeit) und Pastor Schimmelfennig aus Saarbrücken (der die segensreiche Verbindung seiner Heimath besonders mit der chinesischen Mission durch einige liebliche Erfahrungen illustrierte). — Im Namen der Missionsdeputation sprach dann ihr Präses, Herr C. Klein, noch ein schlichtes Wort über die einigende Kraft der Mission, und wie das Wupperthal von Alters her namentlich auch diesen Segen aus ihr geschöpft habe, und mahnte zu neuer Treue in Arbeit und Fürbitte.

Damit das Ende in den Anfang zurückkehre, wurde zuletzt noch D. Christlieb um ein Schlußwort ersucht. Er überbrachte zunächst noch den Gruß der theologischen Facultät in Bonn als deren diesjähriger Dekan, und bezeugte den Segen, den auch die theologische Wissenschaft aus der Mission empfangt. Viele Abschnitte der h. Schrift seien ohne Kenntniß der Missionsgeschichte nicht völlig verständlich. Man möge doch letztere auch bei vielen Amtsgeschäften nicht als weitere Last, sondern zu seiner eigenen Erquickung und Erfrischung treiben. Dann gab er den Missionsfreunden noch einige ermunternde Winke. Der oft beklagte Geldmangel könne im Rheinland in gewissen Kreisen doch noch nicht so schrecklich groß sein. In der Woche zuvor habe eine Studentenverbindung in Bonn ihr 40jähriges Jubiläum gefeiert, und unterstützt von ihren „alten Herren“ in 3 Tagen nicht weniger als 60 000 Mark verausgabt! — Die bisherigen Missionserfolge könne man je nach dem Maßstab, den man anlege, als noch klein, aber auch als schon sehr bedeutend betrachten. Das Tempo der Zunahme sei im Anfang fast immer ein langsames, es scheine aber jetzt allmählich schneller gehen zu wollen. Die Zunahme der evang. Christen z. B. in britisch Indien sei vom J. 1851 bis 1861 53% gewesen; 1861—71 aber schon 61%. Nach dieser Proportion müßten um das J. 1901 schon über eine Million, um das J. 2000 aber etwa 138 Millionen evang. Christen in Indien sein. Es könne aber auch, wie die neueste Bewegung in Südinien zeige, unter Umständen noch viel schneller gehen. Wenn ein Einzelter 800 Mill. Lampen anzuzünden habe, etwa 5 per Minute fertig bringe, also bei 10ständiger Arbeit täglich etwa eine Million per Jahr, so brauche er freilich 800 Jahre. Wenn aber jedes angezündete Licht sofort selbst und in demselben Tempo die andern anzuzünden hilft (also: 5—25—125 u.), so sei die ganze Arbeit in — weniger als 13 Mi-



nuten gethan!! Die Anwendung auf die unberechenbare Mitwirkung der Heidenchristen selbst lag nahe genug. — Ein Gebet des Pastor Walke schloß die Feier.

Nicht viel weniger zahlreich als an diesem Nachmittag war auch die Festversammlung des zweiten Tages, die in derselben Kirche gehalten wurde. Die Festrede hielt hiebei Inspector Fabri. Nach dem Eingangsgebet von Pastor Klett in Barmen ließ er die Versammlung über die heimatlichen Kreise hinweg und hinausblicken auf die in den Heidentländern dieses Fest mit uns Feiern den, und führte sie nun zu den einzelnen rheinischen Missionsgebieten, indem er aus jedem eine Hauptstation herausgriff, und in anschaulicher, durch kurze topographische Skizzen die Verhältnisse plastisch vorführenden Weise zeigte, was gegenwärtig dort von Missionsinstituten besteht. So aus der capländischen Mission das freundliche Stellenbosch, dann auf der Grenze des Herero- und Namaqualandes Rehoboth, wo eben die Missionare dieser beiden Länder zur Conferenz und Jubiläumsfeier versammelt seien. Dann landete das Schiffein seiner Rede in der prächtigen Bai von Siboga auf Sumatra, um die Zuhörer nach der so reich gesegneten Batastation in Huta Dame zu führen. Von da gings nach Kwala Kapuas auf Borneo zu den Dajaken und endlich zu dem neuen Mittelpunkt der rheinischen Mission in China, nach Canton. Daran reihten sich Ausführungen darüber, wie verschiedenartig im Einzelnen, und doch wie gleichartig im Großen und Ganzen der Herr die Missionsarbeit leite, wie vorsichtig man auch scheinbare längere Erfolglosigkeit bei der selben zu beurtheilen habe, wobei an ein Wort Bengels erinnert wurde, das er einst einem Freunde auf dessen Klage, er sehe nach Jahre langer Arbeit noch keine Lebensregung in seiner Gemeinde, zur Antwort gab: wenn ein Holzhauer, nachdem er auf die Eiche 100 kräftige Schläge geführt, müde im Grase ausruhe, und nach ihm ein zweiter komme, der mit dem 10. Schlag den Baum zum Sinken bringt, wer hat ihn dann gefällt? Doch hauptsächlich der, der von seiner Arbeit zunächst noch keinen Erfolg sehen durfte! — Mit einem Hinweis darauf, wie auch der Stand des Missionsfinances in einer völlig veränderten Zeit nothwendig ein anderer werden müsse, schloß der Redner.

Nun folgten 3 Missionare als Vertreter der 3 rheinischen Hauptmissionsgebiete: Südafrika, holländisch Indien und China. Missionar Brincker aus dem Hererolande (zur Zeit mit Uebersetzung des N. Test. in die Hererosprache in Barmen beschäftigt), überbrachte die herzlichen Dankesgrüße der dortigen Heidenchristen. Er ließ uns aus seiner reichen Erfahrung einige ungemein spannende Blicke in die neuere Geschichte dieses rohen und wilden Volkes thun, unter dem aber jetzt dem Evangelium eine weite Thüre aufgethan ist. Er zeigte, wie diese Nation erst durch Jonker Afrikaner erschlagen und geknechtet werden mußte, wie sie dann nach dessen Tod mit ihren Heerden davonzogen und 1863 den Freiheitskampf auf Leben und Tod begannen. Da traten sie vor uns, diese 7 Fuß hohen Hünengestalten, wie sie das Blut von ihren Affagaien leckten, erschlagenen Feinden das Herz aus dem Leibe rissen und verzehrten, daß die Missionare sich fast vor ihnen fürchten mußten. Aber bei aller Rohheit welche Freude, daß die Lehrer wieder da! Alle kamen herzu, und Mann für Mann mußte der liebe Bruder Tausenden die Hand drücken. Fortan schützten sie auch die Missionare sehr treu gegen ihre Feinde. Wohl seien von beiden Seiten viele Greuel im Kriege begangen worden, doch nahmen nicht alle Hereros an ihnen Theil. Einige verbargen die Weiber und Kinder ihrer Feinde, der Namaquas, in unzugänglichen Höhlen, um sie vor ihren eigenen Landsleuten zu schützen, weil sie, wie sie sagten, „von den Missionaren gehört hatten, daß man barmherzig sein solle!“ In der That, ein sehr liebliches



Zeugniß von der veredelnden, sittigenden Macht der Mission. Ganz besonders tapfer in den Schlachten des Befreiungskriegs zeigten sich, was uns neu war, die im Taufunterricht stehenden Hereros. Ohne deren Heldenmuth hätten sie ihre Freiheit wohl nicht wieder erlangt. Aus den 3 Stationen im J. 1869 unter diesem Volk sind nun bereits 14 geworden.

Nicht weniger ermunternd und reich an interessantem Detail war die nun folgende Ansprache des Missionar Hubrig aus China. Er erinnerte an die großen Hindernisse der Mission in diesem steinalten Culturland, „darin manche einfache Landleute ihren Stammbaum weiter zurückführen können als unsre ältesten Fürsten- und Adelsgeschlechter“, ihren Culturstolz, ihre Systeme der Philosophie, ihre Mischmaschreligion, ihr Opiumverderben, und zeigte, wie alle diese Mauern durch das Wort vom Kreuze durchbrochen werden können. Selbst die Sprache, wenigstens die Umgangssprache, sei im Grunde nicht schwerer als manche andere, nur das Studium der Literatur äußerst mühsam. Schon seien die Missionserfolge nicht mehr ganz unbedeutend. Von 5 zu 5 Jahren habe sich die Zahl der Bekehrten verdoppelt. Bereits haben die jungen Gemeinden manchen edlen Märtyrer aufzuweisen. Trotz des großen Egoismus der Nation seien Fälle der größten Aufopferungsfähigkeit für Andere selbst mit Lebensgefahr und sonstige Proben echten Glaubens und wahrer Liebe nicht mehr selten. Daher halte er auch die Erfolge in China für vielversprechend. Zuletzt wies der Redner noch auf die Zeichen der Zeit und einige merkwürdige nationale Weissagungen hin. Vor einigen 100 Jahren habe ein Prophet, der Manches verkündete, was nachher eintraf, geweissagt: es werde eine Trübsalszeit kommen so groß wie nie zuvor, und dadurch werde das Reich zertheilt werden. Denn das Volk werde nicht stehen können „vor der aufgehenden Sonne“, und dann werde eine große herrliche Friedenszeit folgen. Viele hätten sich den Kopf zerbrochen, was diese Sonne sei, an Japan zc. gedacht. Aber nein, das sei der Heiden Trost, das Licht des Evangeliums, und jetzt dämmere es immer mehr herauf. Eine Trübsalszeit wie nie zuvor sei über China gekommen, schon seien 7 Millionen Menschen dem Hunger erlegen, und dabei sei das alte stolze Culturvolk plötzlich wieder zur niedersten Stufe, zu einem Menschenfresservolk herabgesunken. So zerSchlage jetzt der Herr den Gößen ihres alten Nationalstolzes, ein Zeichen der Zeit, daß der Herr selbst dem Evangelio Bahn breche! —

Dem gegenüber wies Dr. Schreiber, früher Missionar in Sumatra, darauf hin, wie das nach Lage, Zeit der Inangriffnahme, Größe, Bevölkerungsdichtigkeit, Culturstufe die Mitte zwischen Afrika und China einnehmende indische Missionsgebiet zur Annahme einer neuen Religion doch noch viel bereiter sei als China. Dennoch gelte das medium tenuere beati hier nicht durchaus. Denn die holländische Regierung sei, ohne es zu wollen, die Trägerin des Islam in Indien, und unter ihrem Scepter sei der Einfluß der Mission auf die Eingebornen ein beschränkter. In Südafrika werde unser rheinisches Arbeitsgebiet sich wohl nicht mehr viel weiter ausdehnen lassen, in Indien aber dränge alles vorwärts. In 20 Jahren habe die rheinische Mission hier 20 Stationen gründen können. Der jetzige Krieg auf Sumatra werde doch wohl schließlich auch zur Oeffnung des Tobalandes führen. Aber — „was du thust, das thue bald, sonst finden wir die Thüren durch den Islam verschlossen!“ —

Es hatte in diesen 3 Ansprachen der Localpatriotismus dieser Missionare etwas Herzbewegliches. Jeder warb um ganz besondere Theilnahme für sein Gebiet, weil

gerade da der Boden jetzt besonders viel versprechend sei. Um so besser für die Zukunft der Mission. Denn ohne Zweifel hatten alle Recht. —

Nach einem Chorgesang folgten nun Ansprachen von Vertretern verschiedener continentalen Missionen. Zuerst brachte Dr. Westhoff aus Amsterdam einen warmen Gruß der holländischen Hilfsgesellschaft für die rheinische Mission, in deren Namen er auch *De Rijnsche Zending Tijdschrift* redigirt. Dankend erwähnte er unter Anderem, daß für das große Evangelistenseminar in Depok bei Batavia in dem rheinischen Missionar Hennemann in Kwala Kapuas (Borneo) endlich ein tüchtiger Director gefunden sei, und daß derselbe eben jetzt im Begriff stehe, dies neue Amt anzutreten. — Darauf beglückwünschte Bischof Kühn im Namen der Brüdergemeinde, deren Missionsdepartement er leitet, sowie des Comites der Zeister Heidensoctetät die Jubilarin, die auf demselben einen Glaubensgrund stehe wie seine Kirche. Er will nicht vergessen, wie er einst in Südafrika (wo er früher 23 Jahre als Missionar gewirkt) typhuskrank und dem Tod nahe durch das brünstige Gebet eines rheinischen Missionars wie seiner eigenen Gemeinde wieder gestärkt und durch Gottes Gnade seiner Thätigkeit zurückgegeben ward. Leider bringe er keine Gabe mit, denn seine Gesellschaft habe selbst ein Deficit von 100 000 M., aber er bringe eine größere, das Versprechen der Fürbitte. — Noch mehr konnte der Vertreter der Basler-Missionsgesellschaft, Missionar Hesse in Calw, Herausgeber des evang. Missions-Magazins, die wesentliche Einheit seiner und der rheinischen Mission betonen, indem er an die Verbindung dieser Tochter mit der Basler Mutter in ihrer Entstehungszeit, an den gleichzeitigen Beginn der Basler und rheinischen Mission in China und andere persönliche und sachliche Verührungen beider erinnerte und den Wunsch hinzufügte, daß beide im Geiste der Selbstständigkeit wie der Verbundenheit auch fortan neben einander wirken möchten.

Auch dem Vertreter der Berliner südafrikanischen Mission, Inspector Krahenstein, der zu diesen 2. B (Barmen, Basel) das 3. hinzufügte (Berlin), fehlte es nicht an einem naheliegenden persönlichen Anknüpfungspunkt zwischen beiden Gesellschaften. Er erinnerte an den beiden gemeinsamen Inspector Wallmann (der 1848—57 die Barmer, von da an die Berliner Mission geleitet hatte), den „spartanischen Christen“, streng, fast schroff, bei dem Alles unter der Zucht des Geistes stand, dem trotz aller Strenge auch in der Erziehung seine Zöglinge doch in treuester Liebe verbunden blieben, weil sie seines Geistes einen Hauch verspürten. Wie seine ostpreussische Mission in Ostsüdafrika, so missionire die westpreussische (Barmen) in Westsüdafrika. Für beide sei es ein Ehrenstück der Mission, die Sünden und Versäumnisse verwandter Nationen (wie die Gewaltthaten der Boers) wieder nach Kräften gut zu machen. — Nach einem kurzen Gruß und Segenswunsch der Londoner-Tractatgesellschaft durch Dr. Craig erinnerte der Vertreter der norwegischen Mission, Pastor Knudsen aus Stremmen an die Verbindung auch der Norweger mit Barmen durch mehrere norwegische Missionare, die im Barmer Seminar gebildet wurden, durch die nachbarliche Missionsarbeit in Südafrika und ähnliche Erfahrungen bei derselben in Freud und Leid. Augenblicklich seien von den Zuhörern alle norwegischen Missionare vertrieben, dagegen kommen jetzt aus der norwegischen Mission in Madagaskar liebevolle Nachrichten; sie habe daselbst nun 4000 Kinder in ihren Schulen und 20 000 Hörer jeden Sonntag bei den Gottesdiensten.

Nachdem noch Ds. Ledebor die Glückwünsche der niederländischen Miss.-Ges. in Rotterdam ausgerichtet, gelang es dem Inspector der Bremer Mission, Zahn

nach drei und ein halbstündiger Versammlung die Anwesenden durch ein frisches, munteres Schlußwort noch ganz zu electrifiziren. Er fragt, ob es mit der 50jährigen Subilarin fortan abwärts oder immer noch vorwärts gehen werde und zeigt, wie gegründet die letztere Hoffnung sei. Auf die spartanische Erziehung Wallmanns sei die weitherzige des jetzigen Inspectors gefolgt, aber die Erfahrung zeige, wie doch die Zöglinge in Einem Geiste zusammenarbeiten können. Noch große Gebiete seien für die rheinische Mission zu erobern, die hoffentlich auch über die Sackgasse in Westsüdafrika hinaus noch einst den Weg weiter herausfinden werde, um den Bremern auf der Sklavenküste die Hand zu bieten. Wie im bürgerlichen Leben die Steuerschraube ein unangenehmes Instrument, so gebe es auch eine Vielen nicht ganz genehme Missionssteuerschraube. Aber hier zu Land sei sie noch weit nicht so stark angelegt wie bei den Missionsfreunden in Bremen, wo gar Viele sich an der Mission nur so weit betheiligen, daß sie fleißig Kritik an ihr üben. Doch habe noch Niemand unter jener Schraube Blut lassen müssen. Wo die Generalsuperintendenten zweier Provinzen, ein Dekan der theologischen Facultät, viele Vertreter von Kreissynoden und großen und kleinen Hilfsgesellschaften sich beim Feste betheiligen, die Mission somit in allseitige Verbindung mit dem ganzen kirchlichen Leben gestellt sei, dürfe man noch nicht zu viel über nachlassendes Missionsinteresse klagen. Bei Einweihung des Barmer Missionshauses (Okt. 1832) habe Pastor Sander in seinem Weihegebet gefleht, daß Alles in dasselbe einziehen möge, nur nicht die Sünde. Nachher habe Pastor Krummacker gesagt, die Schlange, die den Weg ins Paradies gefunden, werde auch den in ein Missionshaus wohl nicht schlechterdings versperrt finden. So werde der Barmer Missionsarbeit auch in der 2. Hälfte ihres Jahrhunderts wohl nicht bloß Licht und Freude bescheert sein, sondern auch Noth und Drangsal nicht erspart bleiben. Dennoch solle Niemand verzagen. Mit Gottes Hilfe werde es immer vorwärts gehen. — Ein gesalbes Gebet des Generalsup. D. Nieden schloß darauf die Versammlung und bildete zugleich den würdigen, feierlichen Schlußton der ganzen Jubiläumsfeier.

Einige Nachklänge zu derselben zogen sich aber auch noch durch die Nachmittagsversammlungen hindurch, die an diesem Tage in den Vereinshäusern von Unterbarmen und Wuppertal stattfanden. Dabei brachten Dr. van Toorenenbergen noch einen Gruß von der Utrecht'schen, Pastor Neander, Inspector der Fusterland Stiftelsen in Stockholm, von der schwedischen Missionsgesellschaft, Pastor Buleus vom Missions-Comitee der niederländisch reformirten Kirche, und schilderte Pastor Balke in sehr anregender Weise das Knaben-, Jünglings- und Mannesalter der rheinischen Mission, wie es sich im Charakter ihrer bisherigen 3 Inspectoren, Richter, Wallmann und Fabri einigermaßen verkörpert darstelle, während andere Festgäste, z. B. Consistorialrath Dalton aus St. Petersburg, über einige interessante Erscheinungen auf dem Gebiet der innern Mission Mittheilungen machten.

Das ganze zweitägige Fest hat sicherlich in allen Theilnehmern einen erhebenden Eindruck zurückgelassen, und das Missionsinteresse in Rheinland und Westfalen neu gekräftigt. Durch die Sammlungen im Wuppertale, die eingesandten oder von vielen Festgästen mitgebrachten Extragaben der Zweigvereine war der „Missions-Jubiläum-Dank“ gegen Ende der Festwoche schon auf 70 000 Mark angewachsen. Zur weiteren Deckung der Schuld, die sich auf etwa 120 000 Mark beläuft, fand nach Anordnung der K. Consistorien für Rheinland und Westfalen am 22 Sept. in allen evang. Kirchen dieser Provinzen eine Gedächtnißfeier und Kirchencollecte statt. —

Chr.



## Missions-Zeitung.

Die „**Ev.-Lutherische M.-G.**“ zu Leipzig, die bis jetzt grundsätzlich nur universitätlich gebildete Theologen als Missionare ausandte, hat auf ihrer diesjährigen Generalversammlung definitiv den Beschluß gefaßt, fortan — wie die übrigen deutschen Missionsgesellschaften — ein Missionsseminar zu eröffnen, auf welchem künftig ihre Sendboten für den Missionsberuf vorgebildet werden sollen. Die Gesellschaft leidet an Arbeitermangel; ein öffentlicher Aufruf an lutherische Candidaten und Studenten zum Eintritt in den ostindischen Missionsdienst hat keinen Erfolg gehabt — so zwingt die Noth, das bisher festgehaltene Princip der Universitätsbildung aufzugeben. Man will vorläufig mit 2 Klassen von je 3jährigem Lehrkursus beginnen, so daß in der Regel nur alle 3 Jahre neue Aufnahmen stattfinden. Mit 12 Zöglingen soll der Anfang gemacht, jedoch mit der „äußersten Vorsicht“ zu Werke gegangen werden (Ev. luth. R.-Z. 78. Nr. 26). — So wenig wir die Aufgabe des bisherigen Principes der Leipziger von unserm Standpunkte aus beklagen, so bedauern wir doch sehr die Thatsache, daß unsre Universitäten statt mehr immer weniger ihrer Schüler in den so wichtigen Missionsdienst stellen zu wollen scheinen. Auch der heimische Theologenmangel kann als ziehender Entschuldigungsgrund nicht geltend gemacht werden. Es muß der Grund doch in dem Mangel an Begeisterung für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter der theologischen Jugend liegen — eine Erscheinung, die ein ernstes *videant consules* uns zuruft! — Für die genannte Gesellschaft bedingt die Aufgabe ihres bisherigen Principes natürlich eine gewisse Krise und wünschen wir ihr von Herzen, daß die neue Einrichtung nicht etwa Differenzen mit den alten Missionaren herbeiführen möge, eine Heimsuchung, welche gerade Leipzig schon wiederholt in schmerzlichster Weise durchzumachen gehabt hat.

In einer viel ernsteren und weittragenderen Krise befindet sich seit der Separation die **Hermannsburger Mission**. Zwar das diesjährige Missionsfest ist, wie das Missionsblatt (Nr. 6) berichtet, mindestens ebenso zahlreich besucht gewesen als das vorjährige, obwohl charakteristischerweise die Pastoren — ob auch die Gemeinden, wird nicht gemeldet — der nächsten Umgebung gefehlt haben, ja die Einnahme (243 619 Mk.) übersteigt sogar die des Vorjahres um c. 21 000 Mk., so daß die Schuld von 67 790 Mk., die durch ungewöhnlich bedeutende Ausstattungs- und Reisekosten verursacht worden ist, keineswegs als Zeugniß für gesunkene Theilnahme angeführt werden kann. Trotzdem ist die Lage der qu. Mission eine äußerst prekäre. Die Separation hat die erwartete Ausdehnung nicht gefunden, die Stellung der Separirten zu den Gliedern der Landeskirche und umgekehrt wird immer schroffer, Inspector von Lüpke, der sich der Separation nicht angeschlossen, ist in nicht sehr freundlicher Weise entlassen worden; wenn nun, wie es scheint, ein nicht geringer Theil der Missionsfreunde innerhalb der Landeskirche, an ihrer Spitze vielleicht das Kirchenregiment, der Hermannsburger Mission die fernere Unterstützung entzieht, so dürfte die Fortführung des Werkes in dem bisherigen Umfange kaum möglich sein, zumal eine noch größere Einschränkung der Ausgaben schwerlich durchführbar ist. Jedenfalls wird man unter diesen Umständen die früher geplante Mission in Japan unangefangen lassen. Wie sich die Missionare zur Separation stellen, ob sie sämmtlich Pastor Harms folgen werden, ist aus den Berichten noch nicht ersichtlich. Soll das bis jetzt so gesegnete Werk nicht bedeutend geschädigt werden, so ist seitens seiner Leiter viel Weisheit und Milde vonnöthen. Noch übt der Name „Harms“ eine große Anziehungskraft; aber soll die Hermannsburger Mission in ihrer weiten



Ausdehnung fortbestehen, auch wenn nicht mehr ein Träger dieses respectirten Namens an ihrer Spitze sich befindet, dann muß sie durch die jetzigen Klippen so geleitet werden, daß der Betheiligung der gläubigen Kreise innerhalb der Landeskirche keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden. Deus bene vertat.<sup>1)</sup>

Ueber die Feier des 50jährigen Jubiläums der Rheinischen M.-G. bringt diese Nummer einen besondern Artikel.

In Schweden hat Pastor Strömberg in Bissefjerda,<sup>2)</sup> um den Missions Sinn in seinem Vaterlande zu beleben, seit Januar dss. J. mit der Herausgabe zweier — nach den bisherigen Nummern zu urtheilen — recht geschickt redigirter illustrirter Missionsblätter begonnen. Das größere: „Missionsvännan“ ist eine allgemeine Missionszeitschrift und enthält vielfach Uebersetzungen aus deutschen Blättern, das kleinere: „Lilla Missionsvännan“ ist ein Kindermissionsblatt, in welchem die Originalität des Herausgebers mehr zur Geltung kommt. Die Bilder lassen freilich noch zu wünschen übrig. Gott hat das seitens des Pastor Strömberg ganz auf eigne Hand begonnene Unternehmen sichtlich gesegnet. Bis jetzt zählt das größere Blatt c. 2000, das kleinere c. 1700 Abonnenten, auch ist durch den Herausgeber eine hübsche Summe Missionsbeiträge gesammelt worden. Die Begründung einer neuen Missionsgesellschaft ist nicht beabsichtigt. Es bestehen außer den beiden Blättern Strömbergs noch 3 Missionsorgane besonderer Gesellschaften: das der Fosterland Stiftelsen (c. 14,000 Abonnenten), der Svenska Kyrkans (c. 600) und der Miss.-G. in Sund (c. 300?). Bekanntlich befinden sich die gläubigen Kreise Schwedens, in Folge der Waldenströmschen Bewegung (cf. Allg. Ev. Entf. R.-Z. 78 Nr. 32) in einer nicht unbedenklichen Gährung. Möchten die Strömberg'schen Missionsblätter für sie ein Friedensort werden, an dem alle in Einigkeit des Geistes sich zusammenfinden. — Durch Gordon Pascha ist die Fosterland St. aufgefordert worden, unter Aufgabe ihres bisherigen Arbeitsgebietes am rothen Meer (Massaua) nach Fatiko in Central-Afrika (3° nördl. Breite und 32° östl. Länge, also in der Nähe des Victoria-Nyanza) vorzudringen und der bekannte generöse Missionsfreund Mr. Arthington in Leeds hat sich nicht abgeneigt gezeigt ev. Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Wir unsrerseits möchten der qu. Gesellschaft zur größten Vorsicht rathen. Es ist jedenfalls weise, erst abzuwarten bis die Ch. M. S. festen Fuß gefaßt hat. Unternehmungen in Centralafrika fordern reiche Mittel und große Opfer nicht an Geld allein, sondern auch an Menschen und es ist fraglich, ob Schweden für wiederholte Verluste immer Ersatz genug zu bieten hat.

Die Pariser M.-G. hat an alle evangel. Christen französischer Zunge einen dringenden Aufruf zur Tilgung ihrer Schuld von 56,761 Fr. erlassen. Die Einnahme 1877 betrug 224,719, die Ausgabe 251,442 Fr. Zum Ankauf eines neuen Missionshauses hat eine christliche Dame die Summe von 20,000 Fr. geschenkt. Bei der Feier des Jahresfestes erregte besondere Aufmerksamkeit der schwarze Evangelist Taylor, der nach 2jähriger Wirksamkeit unter seinen Landsleuten (in Senegambien) nach Paris berufen worden war um dort die Ordination zu empfangen. Besonders energisch bekämpfte er die Ansicht, man solle den Negern statt des Evangelii die Civilisation bringen. „Breiten Sie vor einem Wilden alle Wohlthaten der Civilisation aus — er kann Ihnen mit Recht antworten, daß er auf seinem Standpunkte ebenso glücklich, vielleicht glücklicher ist als Sie; warum er mit Messer und Gabel essen, Strümpfe und Schuhe

1) Nach den neuesten Nachrichten scheint ein befriedigender modus vivendi gefunden und die fernere Unterstützung seitens der Landeskirchlichen gesichert zu sein.

tragen sollte, sieht er nicht ein; das ist Geschmackssache! Er fühlt kein Bedürfnis, auf Kosten seiner natürlichen Neigungen allen Geboten der Civilisation nachzukommen, um ein Glück zu suchen wie das, welches Sie darin finden. Aber führen Sie ihn an den Fuß des Kreuzes Christi — das ist etwas anderes. Da kommen Sie einem tiefgefühlten Bedürfnis seines Herzens entgegen, da bringen Sie ihm die kräftigsten Antriebe zur Tugend, zur Heiligung, zur Tödtung der Fleischeslust — von da an hat auch die Sache der Civilisation in seinem Herzen gewonnen.“ Weiter bestätigte Taylor, daß der Islam seit langer Zeit im innern Afrika gewaltige Fortschritte gemacht habe und findet den Grund dieser traurigen Erscheinung in der „großen Verwandtschaft des Islam mit der menschlichen Natur.“ „Die mohammedanische Religion verlangt Kasten, Alimosen, strenge Beobachtung der täglichen Gebete, aber sie macht keinen ernstlichen Versuch, die Beschaffenheit des Herzens zu ändern. Sie weiß nichts von jener Erneuerung des Herzens, welche den bösen Leidenschaften keinen Waffenstillstand gewährt, das Gewissen wieder auf den Thron setzt und die schlechten Neigungen der menschl. Natur auf Tod und Leben bekämpft. Der Islam gestattet den Negern die Vielweiberei, den Sklavenhandel, Amulette und andre Schutzmittel. Es sind lauter fleischliche und materielle Bande, welche den Neger an diese Religion ketten. Widersteht sich ein Stamm der muselmännischen Propaganda, so wird er alsbald angegriffen, überwunden und mit dem Schwerte gezwungen, den Islam anzunehmen. Am Senegal sind die Einwohner von Cahor vor einigen Jahren, ihres Heidenthums müde, auf den einfachen Befehl ihres Königs sämmtlich Mohammedaner geworden. Die augenscheinliche Pflicht der Christenheit ist es, nicht zu dulden, daß in den noch heidnischen Regierländern die Mohammedaner ihnen zuvorkommen etc.“ Gerade in Senegambien seien viele Neger nur dem Namen nach Mohammedaner und noch empfänglich für das Christenthum. Auch das Klima sei nicht so gefährlich, als es verschrien sei. „Während die Soldaten irdischer Könige auf dem Schlachtfeld die gefährlichsten Posten sich erbitten, mögen die Kriegerleute des himmlischen Königs, der unerhörte Leiden und den Tod für sie erduldet hat, nicht zurückbeben vor den Gefahren seines Dienstes.“ Man sieht — der Mann ist der Ordination nicht unwürdig!

Pastor Versier, der die Eroberung Algiers mit der Eroberung des Bassutolandes durch die Missionare verglich, fragte, wo die fruchtbareren Resultate erzielt seien? Die französische Mission zählt dort c. 3500 Communikanten, 1600 Taufbewerber und 2000 sonstige Hörer des Evangelii. Die 3. Ausgabe des N. T. im Lessuto ist im Druck ziemlich vollendet. Die freiwilligen Beiträge der Bassutochristen betrugen 1877 c. 28,000 Fr., von denen etwa 8000 Fr. für die Mission unter den Bangais am Limpopo bestimmt waren. Mit der zunehmenden Christianisirung wächst selbst die physische Kraft des Volkes. Die letzte Volkszählung ergab, daß in den christlichen Familien die Kinder weit zahlreicher sind, als in den heidnischen. Die Cultur hebt sich und werden die Bassuto immer bessere Landwirthe. Im Jahre 1876 konnten 100,000 Sack Getreide exportirt werden. Der Schulunterricht steht seit der Besitznahme des Landes durch die Engländer unter der Aufsicht des englischen Gouvernements, welches indeß den franz. Missionar Rolland (fils) zum Schuldirektor ernannt hat, ohne dessen Genehmigung keine neue Schule im Lessuto eröffnet werden darf. In dieser dem Rolland ertheilten Befugniß sehen die Pariser das Wohlwollen des engl. Gouvernements und ein Schutzmittel gegen die Anstrengungen und Uebergriffe der Katholiken und Ritalisten (?) im Lessuto. Auch sonst haben die Engländer der Pariser ev. Mission ihre Geneigtheit bewiesen, indem sie nicht bloß deren Missionschulen mit 33,750 Fr. unter-

stügten, sondern auch die Reiseprediger besoldeten, welche unter den bei den Eisenbahnbauten in der Kolonie beschäftigten Bassutos arbeiten.

Die oben erwähnte Mission unter den Banyais, denen das Evangelium schon seit etlichen Jahren durch Bassuto-Katechisten verkündigt worden war und zu denen sich im April 1877 Miss. Coillard auf den Weg gemacht, ist bis jetzt leider als gescheitert zu betrachten, da der Oberherr derselben, Lo Bengula, der König der Matebelen, Sohn des bekannten Moselekatzi, aus politischen Gründen dem Missionar aufs entschiedenste befohlen hat, sofort das Land zu verlassen. Dieser Lo Bengula, dem wir vermuthlich in der südafrikanischen Missionsgeschichte noch öfter begegnen werden, ist ein Tyrann ganz nach der Art seines Vaters, dem Menschenleben ganz und gar keinen Werth haben. Natürlich ist die geplante Mission nur aufgeschoben nicht aufgehoben. (Zum Theil nach „Ev. Miss.-Mag.“ 78 S. 380 ff.). — Da diese Thür vorläufig verschlossen zu sein scheint, so will Miss. Coillard bei den Barutse, die am linken Ufer des Zambesi wohnen, einen Missionsversuch wagen, obgleich die Conferenz der Bassuto-Missionare einer Ausdehnung der Arbeit in Transvaal den Vorzug giebt (Christ. Express v. 1. Sept.).

Gelegentlich der sog. pananglikanischen Synode (cf. Neue Ev. K.-Z. 78 Nr. 29) und ihres 177. Jahresfestes hat die englische **Ausbreitungs-Gesellschaft** (P. G. S.) am 28. Juni ds. J. eine Art Missionsconferenz abgehalten, der 48 (Missions-) Bischöfe aus allen Theilen der Welt beiwohnten und die vom Erzbischof von Canterbury präsidirt wurde. Zuerst wurde seitens des Secretärs der Gesellschaft der Jahresbericht erstattet, der unter anderm hervorhob, daß seit 1867 die Zahl der anglikanischen Bischümer in fremden Ländern von 91 auf 126 sich vermehrt habe, (von denen in Indien mit Ceylon 8), an die Conversion von mehr als 20,000 Heiden in Tinnevely zum Christenthum erinnerte und mittheilte, daß die letzte Jahreseinnahme 148,438 Pf. St. (2,968,760 Mk. — also mehr als die aller deutschen Missionsgesellschaften zusammen genommen) betragen habe und daß 547 Missionare, (darunter 53 Eingeborne in Indien) im Dienste der Gesellschaft stehen, wobei freilich zu bemerken ist, daß ein großer Theil dieser Zahl nicht eigentlichen Missionsdienst thut, sondern mit der geistlichen Versorgung der Engländer in den Colonien betraut ist. Aus den 18 verschiedenen mehr oder weniger interessanten Ansprachen, welche mit einer einzigen Ausnahme von lauter Bischöfen gehalten wurden und an die sich keinerlei Debatte angeschlossen, gestattete uns der Raum nur vereinzelte Mittheilungen. Der Bischof von Madras, der sich über die uns bekannte Bewegung im District des Bischofs Caldwell in Tinnevely verbreitete und den Eindruck schilderte, den die freiwillige Hilfsleistung zur Zeit der Hungersnoth auf das heidnische Volk gemacht, constatirte, daß c. 800,000 Pf. (16,000,000 Mk.) aus Großbritannien und den Colonien für die Hungernden gesteuert worden seien. — Der Bischof von Bombay hielt einen Vortrag über corporative (associated) Missionen, in welchem er für eine Art evangelischer Missionsorden plädirte, der in der wesentlich hochkirchlich und ritualistischen Versammlung viel Beifall gefunden zu haben scheint. Wir gedenken später einmal die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Mission einer eingehenden Besprechung zu unterziehen und kommen dann auf diesen Gegenstand zurück.

Ueber das Werk der Frauen in Indien verlas Miss. Winter aus Delhi einen Aufsatz seiner Gattin, der in ähnlicher Weise, wie der vorangegangene Vortrag die Bruderschaften, Missions-schwester-schaften etwa nach Art der deutschen Diakonissenverbände empfahl und besonders mehr ärztlich gebildete Missionarinnen verlangte. — Einen interessanten, auf lange Erfahrung gegründeten Vortrag hielt sodann der (ameri-



lanische) Bischof von Shanghai über die Mission in China. Nach prägnanter Aufzählung der der chinesischen Mission eigenthümlichen Schwierigkeiten wie Vortheile, gab er einen kurzen Ueberblick über das, was die evangelische Mission seit 1841 in China geleistet und über die für diese Arbeit passendsten Methoden, wobei er besonders Nachdruck auf die Nothwendigkeit gründlicher Bildungsinstitute legte, da in keinem andern Staate wie in China „der literarisch gebildete Mann der wahre Aristokrat“ sei. Nach ihm gab der Bischof von Ohio einen gedrängten Ueberblick über die Missionen der amerikanischen (bischöflichen) Kirche: Griechenland und den Orient, Westafrika, China, Japan und Haiti. Der Bischof vom Bloemfontein brachte die Nothwendigkeit der Frauarbeit in der Mission (zunächst für Südafrika) nochmals zur Sprache und beflwortete gleichfalls Missionschwesternschaften. Die Ansprachen der Bischöfe von Montreal über die Kanadische Kirche wie des von Saskatchewan über Westkanada, so viel Interessantes sie auch enthalten, können wir aus Raumangel nur registriren, während die letzten Redner für uns weniger Wichtiges mittheilten, da sie sich wesentlich mit den Verhältnissen der Colonialkirchen beschäftigten (Miss. Field 78 Nr. 8 u. 9).

**Judien.** Die früher bereits berichtete Bewegung in Tinnevely (in der Diocese des Bischofs Caldwell) ist noch immer gewachsen. Es sollen jetzt c. 22,000 Personen sein, die Aufnahme in die christliche Kirche begehrt und zum Theil schon gefunden haben. Gewiß ist viel Spreu unter diesen Haufen, wie das bei Massenübertritten nicht anders zu erwarten ist. Dennoch bleibt es etwas Großes, daß in so bedeutende Massen auf ein Mal ein Zug zum Christenthum kommt und wir haben an dieser Bewegung einen neuen Beweis dafür, wie Gott zu seiner Zeit in einer Kürze viel Frucht geben kann und wie sehr diejenigen irren, welche den Fortschritt der Christianisirung nur nach dem Gange des bisherigen Tempo berechnen. „Weg hat Gott allerwegen.“ Auch eine Hungersnoth und die durch sie hervorgerufene Liebesthätigkeit wird zum Missionsmittel. „Man hat Heiden sagen gehört“ schreibt der eingeborne Rev. Sathianadhan aus Madras (Int. 78. S. 518), „wir können verstehen, daß die Christen gegen ihre Mitchristen Theilnahme und Hilfe beweisen in schwerer Bedrängniß; aber daß sie den Heiden in so edler und großartiger Weise Barmherzigkeit erzeigen, das ist wunderbar. Es muß doch sicherlich in ihrer Religion eine gewaltige Kraft liegen.“

Und die Bewegung in Tinnevely steht nicht für sich allein. Auch aus Arkot (Südindien) wird gemeldet, daß sich 8—900 Familien, c. 6000 Personen im letzten Jahre der Mission der reformirten Holländer Amerikas (Reformed Dutch Church), die bisher nur c. 1800 Seelen unter ihrer Pflege hatten, angeschlossen haben. „In einigen Dörfern sind alle steinernen Gözenbilder niedgerissen und an einem Orte bilden sie die Stufen zu der christlichen Kapelle“ (Free Ch. Rec. 78. S. 207).

Auch aus der Madura-Mission des Am. Board wird ein nicht unbedeutender Zuwachs gemeldet. Nicht nur daß innerhalb dreier Monate die Zahl der vollen Kirchenglieder um 50 Personen sich vermehrte — es haben auch mehr als 1500 seitdem neue Hörer zu den Gottesdiensten sich eingefunden (Miss. Her. 78. S. 262 und 289). — Endlich erhalten wir aus der Am. Baptist Telugu Mission die Kunde, daß sich ihr 5442 Personen neu angeschlossen haben, die sämmtlich vom 17. Juni bis zum 7. Juli getauft worden sind. Und die Bewegung geht auch hier noch fort (Indep. v. 22. Aug. 78). Nach den neuesten Nachrichten (Indep. v. 26. Spt.) sind vom 9. bis 31. Juli abermals 3262 Personen getauft worden, so daß sich die Gemeinden der Amerik. Baptisten unter den Telugu binnen 2 Monaten in Summa um 8691 Mitglieder vermehrt



haben. Jedenfalls bezeichnet das Jahr 1878 einen epochemachenden Fortschritt in der Geschichte der indischen Mission. Die Berichte lauten auch noch von andern Seiten, auch vom Norden her, auch aus den großen Städten hoffnungsvoller als sonst.

In der unabhängigen Santa-*l*-Mission (unter den bekannten Skreßrud und Børresen), die sich durch 2 neue Arbeiter, Jensen und Muston, verstärkt hat, ist eine neue Station zu Dumka angelegt worden und die Begründung einer dritten projectirt. Auch wird auf der Hauptstation Ebenezer ein Seminar zur Heranbildung eingebornen Gehilfen erbaut. Die Uebertritte zum Christenthum gehen fort, auch 4 Häuptlinge befinden sich wieder unter den Taufcandidaten (Indep. v. 15. Aug. 78).

Auch die Am. Lutheran-Mission in Indien bezeichnet das letzte Jahr als ein Jahr des Fortschritts. Diese Mission hat 3 auswärtige und 2 eingeborne ordinirte Missionare und 2 Stationen zu Guntur und Palnad, beide zusammen mit 3540 Christen, von denen 1300 Communikanten sind. 1877 wurden 488 getauft und 526 befanden sich im Taufunterricht (Ebend.).

Im Brahma Samadsch, über dessen zunehmende Ohnmacht und Einflußlosigkeit alle Berichte übereinstimmen, ist jüngst eine Spaltung eingetreten, die möglicherweise zur völligen Auflösung dieses hinduistischen Reformvereins führt. Entgegen den Grundsätzen desselben, welche die in Indien üblichen Kinderheirathen resp. Verlobungen verbieten, hat nämlich der Leiter der Bewegung Keshub Chunder Sen seine eigene 13jährige Tochter mit einem indischen Fürsten verheirathet oder wie er sagt verlobt. Trotz aller Vertheidigungsversuche sind seine Anhänger sehr aufgebracht und haben sich von den 250 Familien, die bisher zu seiner Reformpartei sich öffentlich bekannten, 170 von ihm losgesagt und einen neuen Verein gegründet (Free Ch. Rec. 78. S. 207 f.). „Wir werden bald die Grabschrift des Brahma Samadsch zu schreiben haben“, fügt unser Berichterstatter hinzu. Möglich — damit ist aber nicht gesagt, daß auch die Reformideen zu Grabe getragen sein werden. Es giebt in Indien viel mehr Anhänger dieser Richtung, als sich öffentlich zu ihr bekennen, ganz ähnlich wie bei uns die protestantischen Anschauungen viel weiter verbreitet sind, als die Zahl der förmlichen Mitglieder des Vereins beträgt. Indifferenz, Feigheit und der Mangel an Opferfreudigkeit hält Tausende von Hindus ab wie dem Christenthum, so auch der Reformpartei beizutreten. Der alte heidnische Götzendienst ist Vielen lächerlich, aber sie haben nicht den Muth offen mit ihm zu brechen. Das sind die Männer, denen auch das Wort vom Kreuz eine Thorheit ist. So greift seit einigen Jahren ein gewisser Dajanand Saraswati unter Berufung auf die ältesten Religionsbücher in öffentlichen Vorträgen den herrschenden Götzendienst aufs rücksichtsloseste an und Tausende von gebildeten Hindus zollen ihm Beifall, aber sich wirklich vom Götzendienst loszusagen, die Kaste aufzugeben oder gar zum Christenthum sich zu bekehren, dazu fehlt ihnen Muth und — Ernst.

**China.** Zunächst ist es die furchtbare, zum Theil noch immer anhaltende, in ihren Schrecknissen die indische noch überbietende Hungersnoth, welche hier unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mr. Taylor, der Sekretär der China Inland-Mission hat eine ganze Nummer seiner China's Millions (Sept.) der Schilderung dieser China tief erschütternden Heimsuchung gewidmet, in der er zeigt: 1. welche Ausdehnung die Hungersnoth gewonnen, 2. was bis jetzt für die Heimgesuchten geschehen ist, 3. wie die Unterstützungen ausgetheilt sind, 4. was durch die christliche Wohlthätigkeit für ein Eindruk gemacht ist und 5. was noch zu thun bleibt. Die folgenden Mittheilungen sind wesentlich aus dieser Quelle geschöpft.

Nicht die Provinz Schansi allein ist der Schauplatz der schrecklichen Calamität, obgleich sie am furchtbarsten von ihr betroffen ist; sie dehnt sich auch über die Provinzen Chihli, Honan, Schantung und Schensi, also über eine Bevölkerung von c. 75 Millionen, aus und zieht noch weit größere Kreise in Mitleidenschaft. „Die schrecklichen Details, die von allen Augenzeugen, fremden und eingebornen, offiziellen und Missionaren mitgetheilt werden, zeigen, daß es sich um die entsetzlichste Calamität handelt, von welcher dies oder irgend ein Land je heimgesucht ist.“ Männer haben ihre Weiber, Eltern ihre Kinder verkauft; Viele haben sich selbst das Leben genommen. Ja „man verzehrt die Todten und wenn es an Leichen fehlt, so tödtet man die Lebenden, um sie zu essen. Das ist keine Orientalische Uebertreibung, sondern der thatsächliche Zustand in einem District, der kaum 700 (engl.) Meilen von Shanghai liegt.“ In einem in der Peking-er Zeitung veröffentlichten offiziellen Dokumente des Gouvernors der Provinz Honan Li Honien, des Präses der Hilfscommission, heißt es: „Anfänglich nährten sich die Lebenden von den Leibern der Todten, dann verzehrten die Starken die Schwachen und jetzt (15. März) ist das allgemeine Elend zu einer solchen Höhe gestiegen, daß man die eignen Angehörigen verspeist. Die Geschichte erzählt nichts ähnlich Schreckliches. Die lokalen Hilfsmittel sind völlig erschöpft etc.“ „In der Präfectur, in welcher die Hauptstadt von Schansi liegt, hat sich die Bevölkerung von über 1,000,000 auf 160,000 vermindert und die Chinesischen Zeitungen geben an, daß in Folge des Hungers gegen 5 Millionen umgekommen seien.“ (Times, 21. Juni). Alle Berichte und Zeitungen sind voll von den herzbewegendsten Schilderungen einzelner schrecklicher Scenen, welche Augenzeugen erlebt haben.

Die chinesische Regierung hat gethan was sie konnte. Der Kaiser selbst hat seinen persönlichen Aufwand möglichst eingeschränkt, um den Nothleidenden zu helfen. Aber alle Hilfsmittel wurden erschöpft und der Mangel an Communicationsmitteln und die Untreue der Unterbeamten erschwerten die Vertheilung. Sofort traten die Missionsgesellschaften ein. Bis September hatte die China Inland-Mission 6000 Pf. St., die Church M. S., die London, die Wesleyan, die Baptist M. S. über 5000 Pf. vereinamt und vertheilt. Dem Hilfscomite an Ort und Stelle standen bald 30,000 Pf zu Gebote. Aus England sind in Summa bis jetzt et.wa 40,000 Pf. (800,000 Mk.) eingegangen, freilich eine geringe Summe gegenüber den 16 Millionen Mark, die kurz vorher für Indien aufgebracht wurden.

Die Vertheilung dieser Gaben ist zumeist an Ort und Stelle durch die Missionare persönlich erfolgt und so gering sie auch waren im Verhältniß zur Größe des Elends, so ist durch sie unter der segnenden Hand Gottes doch viele Hilfe gebracht worden. Manche Helfer sind freilich infolge der Anstrengung und der ungesunden Atmosphäre ernstlich erkrankt, 5 sogar gestorben. Angesichts dieser Thatsache schreibt der Shanghai Courier: „Wenn wir den Contrast zwischen der Arbeit dieser Männer und dem selbstsüchtigen Leben der großen Menge betrachten, so müssen wir ihrer Hingabe und Treue unsre höchste Bewunderung zollen und dankbar sein, daß solche Beispiele uns gegeben werden. Diese Männer sind die Pioniere der Civilisation und des Christenthums und sind kämpfend auf dem Schlachtfelde gefallen und ist es ermuthigend zu sehen, daß sofort andre Freiwillige herzuwilen, die Lücke auszufüllen.“ Ueberhaupt hat die selbstverleugnende Hilfe der Missionare einen wenigstens theilweisen Umschwung in der öffentlichen Meinung Chinas zu ihren Gunsten bewirkt und täuscht nicht alles, so wird wie in Indien so auch hier die gegen die Hungernden geübte christliche Liebesthätigkeit zum Fortschritt der Mission ausschlagen. Nur einige Beweise. Der englische Consul zu

Tientsin, Forrest, schreibt: „Die Beamten behandeln die Missionare jetzt mit auffallender Freundlichkeit und helfen ihnen, soweit sie können. Ich werde bald hierüber mehr berichten. Das Volk öffnet ihnen seine Häuser und Mr. Smith hat uns triumphirend erzählt, daß die Vertheiler von Liebesgaben seit dem letzten Herbst mehr von wirklichem Chinesischen Leben gesehen haben, als alle Missionare zusammengenommen seit der Oeffnung Chinas. Das ist keine Uebertreibung. Die Ankunft eines Fremden in allen besuchten Orten wird jetzt mit Freude begrüßt und die ausgesuchteste Freundlichkeit und Gastfreundschaft wird ihnen entgegen gebracht. Die Vertheilung der Liebesgaben durch die Missionare wird thatsächlich mehr zur Oeffnung Chinas thun als ein Duzend Kriege. Selbst die verschlossenen (obdurate) Literaten und Vornehmen (gentry) beginnen ihre Ansichten in Bezug auf die Fremden zu ändern und gestehen, daß die Hilfe, die sie den Hungernden geleistet, ihnen nicht blos ein Vorbild sei, sondern die Anregung zur Thätigkeit der Chinesen gegeben habe“ . . . Derselbe berichtet ferner: „Der Großsecretär und Vicekönig Li Hungshan, erwies mir die Ehre, gestern, am Geburtstag Ihrer Majestät bei mir zu speisen. Er sprach sich sehr warm und dankbar über die Anstrengungen aus, die seitens der Fremden zur Linderung der Hungersnoth in Nordchina gemacht worden seien. Das ist sicherlich das erste Mal, daß ein Vicekönig die Einladung eines Consuls angenommen hat und er bezeugt, was für einen guten Eindruck die Austheilung der Liebesgaben an die Hungernden gemacht hat“ zc. „Der Anblick von so vieler selbstverleugnungsvoller Arbeit“, heißt es in einem Zeugniß Mr. Valfour's, „hat die Chinesen mit Staunen erfüllt.“ „Was?“ haben sie gesagt, als Tausende die hilfebringenden Missionare umgaben, „sind das die Fremden, von denen wir so viel gehört, die bössartigen, gewissenlosen, betrügerischen Fremden? Wie werden wir ihnen wieder Böses nachsagen, noch glauben, was unsere Mandarinen über sie uns erzählen. Die Mandarinen haben uns sterben lassen vor Hunger, während die Fremden, die sie uns hassen lehrten, selbst ihr Leben daran gegeben haben, um das unsrige zu retten.“ Nur noch ein offizielles Zeugniß, das des chinesischen Gesandten in London aus einem an die Times gerichteten Briefe: „Es ist schmerzlich für mich, daß es nothwendig ist für China die Theilnahme anderer Länder in Anspruch nehmen zu müssen und ich fühle das Bedürfniß, öffentlich, durch die Vermittlung der Times, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die ich fühle. Ich muß hinzufügen, daß das, was die englische Nation jetzt für ein so fernes Land thut, ein Act selbstloser Güte ist, für welche das Volk Chinas immer sein Schuldner bleiben wird.“

Könnte sich nun England entschließen seinem Opiumhandel nach China ein Ende zu machen, so wäre dies im Zusammenhange mit der jetzt geübten Wohlthätigkeit gewiß ein von Gott gesegnetes Mittel den Chinesen „die Thüre des Glaubens aufzuthun“ und würde fernerhin die Missionsarbeit im Reiche der Mitte nicht mehr dem Versuche gleichen „einen Tunnel durch einen Sandberg zu bauen.“

Aber noch ist das Elend lange nicht vorbei, obgleich wiederholt Regen gefallen und in mehreren Districten eine mittelmäßige Ernte zu erwarten steht. Das Sterben geht noch immer fort; die an Zahl und Kraft geschwächte Bevölkerung kann kaum die Acker bestellen, auch fehlt es vieler Orten an Saatgetreide. Dazu sind tausende von Waisen zu versorgen und Kranke zu unterstützen — also Grund genug in der Hilfsleistung nicht nachzulassen und das um so mehr, als wir sehen wie dadurch das alte Wort in Erfüllung geht: „Laß dein Brod übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.“ —



Die China Inland Mission, der wir im nächsten Jahrgang einen besonderen Artikel zu widmen beabsichtigen, hat jetzt 39 Missionare (darunter 19 verheirathete) und 13 unverheirathete Missionarinnen, 12 eingeborne Pastoren und 36 eingeborne Evangelisten in ihrem Dienste. Wie schon der Name sagt, ist es der Zweck der Gesellschaft das Evangelium so weit als möglich in das Innere des großen Chinesischen Reiches zu tragen und von den Hauptstädten der einzelnen Provinzen aus besonders durch das Mittel der Reisepredigt die Kenntniß desselben zu verbreiten. Von den 18 Provinzen des eigentlichen Chinas sind seit dem Bestehen der Gesellschaft (1865) 6, nämlich: Chekiang, Kiangsu, Sankhuu, Kiangsi, Hupeh, Kweichau mit in Summa 54 größeren und kleineren Stationen mehr oder weniger dicht besetzt (am dichtesten die Provinz Chekiang), während 8 andre Provinzen: Kansuh, Schensi, Shanxi, Honan, Sichuen, Yunnan, Hunan, Kwangsi wenigstens bereist worden sind. Soweit sich der Erfolg in Zahlen festsetzen läßt, ist er allerdings noch nicht bedeutend, nämlich erst c. 600 Kirchenglieder. (China's Millions, Juli und August, welcher Nummer auch eine sehr übersichtliche große Karte beigelegt ist.)

Zu den in China missionirenden 25 Gesellschaften resp. Kirchengemeinschaften (cf. diese Ztschr. S. 387) ist jetzt als die 26. die Kirche von Schottland gekommen. Der von ihr entsandte Missionar Rev. Cockburn hat mit den beiden ihm beigegebenen Colporteuven seine Station zu Schang (in der Provinz Hupeh am Yang tse Kiang-Fluß), also ziemlich weit im Innern des Reichs, aufgeschlagen. Auch die China Inland M. ist hier stationirt (Rec. Aug. und Sept.). —

Wie in Japan (cf. diese Ztschr. S. 388), so beabsichtigen die verschiedenen Presbyterianischen M.-Gesellschaften auch in China den Zusammenschluß zu einer Presbyterianischen Union. Auf der allg. Conferenz der Amerikanischen Presbyterianer zu Hangchow im Mai dss. J. wurden unter den hoffnungsvollsten Ausichten einleitende Schritte zur Herbeiführung dieser Vereinigung gethan. Außer den zum Theil recht erfreulichen Berichten, welche die einzelnen Mitglieder der Conferenz über ihr Arbeitsgebiet machten und den Ansprachen, welche verschiedene der anwesenden Gäste aus andern Kirchengemeinschaften hielten, wurde über die Sitte der Fuzun-terbindung bei dem weiblichen Geschlecht, auf deren Abschaffung innerhalb der Christengemeinden ernstlich gedrungen wurde, und über die Feier des Sonntags verhandelt (Chin. Rec. 78 S. 201 ff.). —

**Südsee.** Unter der Ueberschrift: The Missionary Problem bringt die Juli-Nummer des vom Bostoner Board herausgegebenen Missionary Herald einen Artikel, vermuthlich aus der Hand des Missionar Sturges, der uns so wichtig erscheint, daß wir ihn der Hauptsache nach zu reproduciren für Pflicht halten, indem wir ihn zugleich der Aufmerksamkeit unsrer Leser, vornämlich der eigentlichen Missionsarbeiter unter ihnen, besonders empfehlen. Der Artikel ist eine Art von Ergänzung zu der im vorletzten „Beiblatt“ mitgetheilten Ansprache des Missionars Whitmer über die Südsee-Missionen und behandelt auf Grund von Thatsachen die für die Ausbreitung des Evangelii so wichtige Frage der Selbstthätigkeit der jungen heidenchristlichen Gemeinden, also einen Gegenstand, den in ganz ähaliem Sinne auch diese Zeitschrift (cf. z. B. „das biblische Aeltestenamt in seiner Bedeutung für die heutige Heidenmission“ 1876. S. 435 ff.) wiederholt aufs nachdrücklichste zur Sprache gebracht hat. Der amerikanische Berichterstatler liefert den Beweis, daß unsre Vorschläge ausführbar sind. Die Menschen sind da, so man sie nur sucht und keine unerfüllbaren Anforderungen an die jungen Heidenchristen stellt. Was z. B. auf Bonape u. sich hat machen lassen, das sollte



auch anderwärts ausführbar sein, wenn nur der ernstliche Wille vorhanden ist. Doch der Artikel unseres amerikanischen Freundes spricht für sich selbst. Daher genug der Einleitung und Empfehlung.

„Gegeben ist“, beginnt der Aufsatz, „ein gekreuzigter Heiland, eine Kirche und eine heidnische Welt; wie ist es nun anzufangen, daß die Kirche die Erde erfüllt, wie die Wasser das Meer? Meine Antwort lautet: durch sich selbst ausbreitende (self-propagating) Missionen, durch Missionen, die an geeigneten Centralstätten ihren Anfang nehmen und die von solcher Lebenskraft sind, daß sie sich ins Unendliche wiederholen und vervielfältigen. Wie solche Missionen zu begründen und einzurichten sind, das ist die jedem Missionar anliegende praktische Frage.“ Indem der Ausführung im Einzelnen ein ziemlich weiter Spielraum gelassen wird, setzt Miss. Sturges folgende 4 Hauptregeln fest: „1. Man erhalte und gebrauche mit besonderer Sorgfalt alles, was sich Gutes bei den Heiden findet; 2. man organisire angelegentlich die christlichen Gemeinschaften und suche sie so bald und in dem Maße zu vermehren, als man geeignetes Material sammeln kann; 3. man bemühe sich Bekehrte und Gemeinden daran zu gewöhnen, die ihnen zukommenden Angelegenheiten selbst zu besorgen und 4. man organisire die heidenchristlichen Gemeinden bald und gründlich zu einem Missionsverbande für den Dienst unter den Heiden.“

Den 4. Punkt illustriert dann der Schreiber durch seine Erfahrungen auf Ponape, der bedeutendsten der Karolinen-Inseln (in Mikronesien). „Der Amerikanische Board landete 2 Missionsfamilien auf Ponape im Jahre 1852. Zeitweilig ist nur eine Familie, manchmal nur ein Glied dieser Familie auf der Insel gewesen, zuweilen befanden sich auch 3 Familien dort, also im Durchschnitt 2 Familien während eines Zeitraums von 25 Jahren. 1860 waren 3 Eingeborne zu einer Gemeinde verbunden. Aus dieser einen kleinen Gemeinde ist nun eine Gruppe von 14 Gemeinden geworden. 1871 wurden Lehrer von Ponape auf (dem benachbarten) Mokil, 1873 auf Pingelap und 1874 auf dem Mortlock-Inseln stationirt. Jetzt giebt es dort bereits 9 Missionsgemeinden mit ungefähr 600 Kirchengliedern.<sup>1)</sup>

„Dieses auswärtige Werk ist ganz und gar aus den Gemeinden Ponape's herausgewachsen und verursacht keiner auswärtigen Missionsgesellschaft irgendwelche Kosten, außer der Sendung des „Morgensterns“ (eines Missionschiffes), der jährlich kommt, um die eingebornen Lehrer zu visitiren. Diese Lehrer werden mit Wohnung und Nahrung reichlich versehen durch ihre Landsleute; man hilft ihnen von Insel zu Insel in ihrem Werke und einige haben werthvolle Geschenke, als große Rähne zc. erhalten. Sie haben Alle Häuser und Acker und Ueberfluß verlassen, um thätig zu sein auf Eilanden, wo die Nahrungsmittel knapp und Unnehmlichkeiten eines civilisirten Lebens gar nicht vorhanden sind. Sie sind im einfältigen Vertrauen auf den Meister gegangen, haben sich unter einem Volke niedergelassen, von dessen Sprache sie kein Wort verstanden, ohne auch nur einen Angelhaken mitgebracht zu haben, um Speise dafür zu kaufen. Sie begehren nichts und wir versprachen ihnen nichts außer freiwilligen Liebesgaben seitens solcher, die sie kennen und diese haben es nicht fehlen lassen ihnen zu helfen, daß sie ein recht respectables Leben civilisirter Häuslichkeit den Heiden vor die Augen stellen konnten.

„Daß diese Lehrer keine Müßiggänger noch ihre Arbeiten fruchtlos sind, wird durch

<sup>1)</sup> Weitere Mittheilung über die Geschichte und den jetzigen Stand dieser Mission siehe Miss. Her. 78 S. 182.

folgende Thatsachen bewiesen: sie predigen regelmäßig vor großen und aufmerksamen Zuhörerschaften und zwar in Häusern, die ihnen das Volk selbst gebaut hat und die besser sind als die, welche wir in Ponape haben, wenn nicht gar besser als irgendwo in Mikronesien. Sie haben Schulen, in denen sie eine große Menge Kinder versammelt haben, eine gute Bibel und Lesebuch, viele Kirchenlieder und ein biblisches Geschichtsbuch — alles selbst übersezt und gelesen und gesungen von Hunderten und Tausenden der ganzen Inselgruppe. Abgesandte des Hawaiian Board (von dem die mikronesische Mission ausgegangen, so daß sie also ein Enkelkind des Am. Board genannt werden kann) haben sie in ihrem Häusern besucht und geben ihnen ein gutes Zeugniß. Ein Naturforscher, der eben von einem 3monatlichen Aufenthalt auf diesen Inseln zurückgekehrt ist, sagt von ihnen: „Ihre Lehrer thun in der That ein sehr gutes Werk und üben einen bedeutenden Einfluß aus.“ Das ganze Volk hat seine alte Religion aufgegeben und sich ganz seinen Lehrern überlassen und von den entlegenen Inseln kommt man zu ihnen und bittet um das Brot des Lebens. Auch ist unser Board auf Ponape nicht unvorbereitet dieses Werk in Angriff zu nehmen. Noch sind viele da, die vor Eifer brennen hinauszugehen, um diesen Macedonischen Hilferuf durch die That zu beantworten.

„Nun kann aber Niemand, der die Leute von Ponape kennt, sich einbilden, sie seien etwas Besonderes. Vielleicht sind sie die letzten, die für selbständige, energische Arbeiter gehalten werden können. Auch würde kein Mensch, der mit den Missionaren, die diese Lehrer herangebildet haben, bekannt ist, den Verdacht hegen, daß sie ein Geheimmittel oder besondere Geschicklichkeit zur Heranbildung eingebornen Arbeiter besäßen. Ist irgend etwas der Art vorhanden, so liegt es in der strengen Befolgung weniger einfacher natürlicher Grundsätze.

Erstens und vor allem müssen wir die feste und unbeugsame Ueberzeugung besitzen, daß unsre Leute die Fähigkeit zur Mitarbeit haben. Wenn wir von der Meinung ausgehen, daß sie kaum besser als Affen sind und unsre Aufgabe wesentlich darin bestehe, sie in die Kirche aufzunehmen, in der Hoffnung auf eine Entwicklung im Himmel, so werden wir natürlich auch wenig aus ihnen machen. Wir müssen das unerschütterliche Vertrauen haben, daß unsre Bekehrten, geradeso wie alle andern Menschen sind, daß etwas Gutes und Arbeitskraft in ihnen steckt und daß es unser, nicht ihr Fehler ist, wenn von beiden nichts herauskommt. Ein gewisses sanguinisches Temperament sollte das einzig geseglich gültige bei allen unsern Missionsgesellschaften sein.

„Der zweite ebenso selbstverständliche und unentbehrliche Grundsatz, um tüchtige Arbeiter und Lehrer zu bekommen ist der, daß wir ihnen Vertrauen und Achtung schenken müssen. Wenn wir unsern Bekehrten Aufträge geben und sie als Leiter hinstellen, so müssen wir uns in Acht nehmen, daß wir sie nicht allzusehr bevorzugen, sondern sie sich auf sich selbst stützen lassen. Mißtrauen wir ihnen, behandeln wir sie als kleine Kinder, so werden ihre Landsleute das zuerst merken und natürlich sie nicht respectiven noch von ihrer Unterweisung Segen haben. Kommen wir auf ihr Arbeitsfeld, so müssen wir als Besucher, nicht als Bischöfe<sup>1)</sup> kommen; feiern wir einen Sonntag mit ihnen, so sollen wir für sie, nicht zu ihnen predigen. Die Ge-

<sup>1)</sup> Das läßt sich aber Beides wol vereinigen. Visitation ist unentbehrlich und die eingebornen Prediger müssen auch wissen, daß sie noch der Aufsicht und Leitung bedürfen. Sonst ist ja durchaus beherzigenswerth was Mr. St. sagt. cf. 2 Cor. 6, 1: Mithelfer und 1 Petr. 5, 1: Mitältester.

meinde ist die ihrige, nicht die unsrige. Sehen wir etwas, was geändert werden muß, so sollen wir das den Lehrern durchaus nur privatim mittheilen. Es kommt alles darauf an, daß unsre eingebornen Arbeiter so schnell als möglich dahin gebracht werden, ihr Werk als ihr eignes anzusehen und es nach ihren eignen Gedanken zu betreiben. Wir müssen uns von dem Wahne freimachen, daß wir unsre geistlichen Kinder am Gängelbände führen müßten, daß wir mit ihnen und sie mit uns leben müßten, bis sie in die Ehe treten. Sie dürfen nicht allein gehen, sie müssen weiße Gänger haben — das ist nicht die Ansicht, bei der es zu einem Fortschritt kommt oder die mit den hohen Hoffnungen und Zielen unsrer guten Sache im Einklang steht.

„Ein dritter wichtiger Grundsatz ist, immer die Besten auszuwählen, um sie als Lehrer auszusenden. Das muß geschehen, wenn wir draußen Lehrer haben wollen, die der Meister segnen und die wir mit Vertrauen und Achtung behandeln können. Leute zweiten Ranges genügen nicht. Die Ordre lautet: „Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast“; also nimm den liebsten, den besten, den einzig werthvollen Helfer, den du hast und stelle ihn in die Front. Das Mittel um keine Zwerge in unsern Gemeinden zu haben heißt: Ließ die Besten aus und gieb den Schwächeren einen geeigneten Platz zum Wachsen. Ein weiser Gärtner sieht ein paar kräftige Bäume, die in die Höhe schießen und die übrigen überschatten. Diese gräbt er aus und verpflanzt sie aus der Baumschule, um anderswo einen Obstgarten anzulegen; dann wachsen auch die kleinen, die schwächlichen, bekommen Licht und sind bald geeignet für eine neue Pflanzung verwendet zu werden. Gerade so muß der Missionar handeln und jeder geistliche Gärtner; er muß kräftige, fruchtbare Bäume dadurch heranziehen, daß er die besten immer auf neue Felder verpflanzt. Sendet eine Gemeinde ihr auserlesenstes Paar auf ein neues Missionsfeld, so wird sie reich durch diese Gabe; es ist das eine Kapitalanlage, die jeder andern vorgezogen werden sollte.

„Es ist auch gar nicht so schwer tüchtige Leute in gehöriger Zahl zu bekommen. Im Umgang mit unsern Gemeindegliedern, besonders in unsern Sonntagschulen fällt unser Blick auf einen geweckten Jüngling oder eine passende Jungfrau oder ein viel versprechendes Ehepaar. Diese merken wir uns und geben uns besondere Mühe sie etwas auszubilden. Ein wenig Ermuthigung, ein wenig Nachhilfe, etwas weiser Rath reicht oft aus einen jungen Mann zu gewinnen, dessen Dienst sich später als sehr werthvoll erweist. Wir müssen mehr auf die Ausbreitung unsrer Gemeinden nach außen als auf ihr inneres Wachsthum sehen.<sup>1)</sup> Es ist festzuhalten, daß das Ziel unsrer Thätigkeit nicht sowol darin besteht, Sünder zu Christus zu führen um ihres eignen Heiles willen, als sie anzuleiten für Ihn zu wirken. Unse Befebrten sind nicht Kronen oder Perlen zum Schmuck, sondern jeder ist ein Talent, mit dem gewuchert werden muß; unsre Erntearbeit soll nicht blos Brod, sondern neues Saatkorn liefern, das mit Eifer in die Ferne zu senden ist . . .“

Natürlich bleiben auch schmerzliche Erfahrungen nicht aus. Unter dem 16. April c. schreibt ein anderer Missionar: „Wir durchleben jetzt eine Zeit geistlicher Erkaltung. Unser ältester Diakon hat uns verlassen und wir haben ihn ausschließen müssen. Doch ermutigt uns die Standhaftigkeit anderer. Auch kommen von Westen gute Nachrichten, daß die Inseln auf Gottes Wort warten.“ (Miss. Her. S. 251 f. und 302). —

<sup>1)</sup> Ein bedenklicher Satz, dem wir ebenso wenig als dem folgenden unbedingt zustimmen können, selbst wenn wir die Paradoxie, die unleugbar vorhanden, gebührend in Rechnung setzen.



In wesentlich ähnlicher Weise wie die Amerikaner verfahren auch die Missionare der Londoner und der Wesleyanischen M.-G. Ihre Hauptmissionsarbeit thun sie durch eingeborne Lehrer, während die europäischen Missionare vornämlich diese Lehrer heranbilden und in ihrer Arbeit visitiren. — Bezüglich der neulich besprochenen Mittheilung des „Globus“ (S. 385 f.), betreffend die Verfolgung der Missionare auf den Freundschaftsinseln, sind wir jetzt in den Stand gesetzt bestimmt zu erklären, daß man davon in dem Wesleyanischen Missionshause zu London **absolut nichts** weiß. Auch der Mitte Oktober aus der Südsee zurückgekehrte Dr. Puncheon, dessen Ankunft abgewartet wurde, bevor man uns von dort Auskunft erteilte, bezeichnet jene Sensationsnachricht des „Globus“ als reine Erfindung. — Ebenso wird die vom Daily Telegraph v. 10./10. gebrachte Nachricht von der Ermordung 5 Wesleyanischer Missionare in Neuseeland entschieden in Abrede gestellt.

In **Madagaskar** scheint in den Uebertritten zum Christenthum ein Stillstand, ja ein Rückgang eingetreten zu sein. Die Zahl der sog. adherents (Namenchristen) ist auch im diesjährigen Jahresberichte eine geringere gegen die des Vorjahres: 233,186 gegen 254,923, während die Zahl der wirklichen Kirchenglieder (members) von 62,599 auf 68,299 gewachsen ist. Ob jene Verringerung auf Rückfällen ins Heidenthum oder auf Ausschließungen oder auf früher stattgefundenen Ueberschätzungen der Zahl der Christen beruht, ist aus den Berichten nicht deutlich zu ersehen. Wahrscheinlich hat dies alles zusammen gewirkt. Jedenfalls fassen die Missionare bei ihrer Arbeit jetzt mehr die christliche Durchbildung der äußerlich übergetretenen Massen, als die äußerliche Gewinnung neuer Massen ins Auge. Wenigstens unter den Homas. In den übrigen noch ganz oder theilweis heidnischen Theilen der Insel, besonders im Süden derselben wird dagegen neue Evangelisirungsarbeit mit Eifer in Angriff genommen. — Auf einer Reise, die Missionar Richardson im Südwesten der Insel gemacht, hatte er unter der wilden Bara-Bevölkerung wiederholt Lebensgefahr zu bestehen, bis es ihm gelang, den sog. König für sich zu gewinnen.

**Ostafrika.** Wie schon früher erwähnt (S. 339) macht auch die katholische Kirche Anstalt, im Seeengebiet Ostafrikas eine Mission zu beginnen. Das ganze Verfahren und speciell die Berichterstattung ist dabei wieder so charakteristisch für die römische Mission, daß wir uns nicht enthalten können, einige specielle Mittheilungen nachzutragen und zwar wesentlich mit den Worten der in den „Katholischen Missionen“ S. 138 ff. u. 192 ff. enthaltenen Berichte. „Ein protestantischer Missionar aus Schottland,<sup>1)</sup> Mr. Price, hatte schon länger von dem etwa 15 Stunden nördlich (nämlich von der katholischen Station Bagomoyo) gelegenen Sandani aus eine Expedition in das Innere des Landes behufs Gründung einer protest. Missionsstation vorbereitet und sie (nämlich die kathol. Glaubensboten) sollten sich an Eifer von diesem Schotten überbieten lassen? Das durfte nicht sein. Die katholischen Missionäre durften sich keinen Vorsprung abgewinnen lassen, wenn sie sich nicht für die Zukunft große Schwierigkeiten schaffen wollten. So machte sich denn P. Horner . . . auf, um endgiltig den Platz für die neue Missionsniederlassung zu wählen, welche dem heiligsten Herzen

<sup>1)</sup> Offenbar ist der Führer der Londoner Expedition nach Udschidschi gemeint — die Schotten dagegen haben sich bekanntlich am Nyassa niedergelassen und ihre Stationen längst etablirt.



Jesu geweiht werden sollte. Es galt dem Landsfriche Wasigua und die schließliche Wahl fiel auf Mhonda in den Bergen von Nguru.“ Zum Beweise für die Geeignetheit dieses Ortes wird dann das günstige Urtheil des Miss. Price angeführt und fortgesetzt: „Alle diese Gründe leuchteten auch unsern Missionären ein; sie entschlossen sich daher, rasch zuzugreifen und sind nun die ersten an Ort und Stelle. Noch im Herbst des vor. J. wurde das neue Werk gegründet.“ So wurde den protest. Missionaren ein schadenfrohes praevenire gespielt. — Zur Reise nach Mhonda benutzte man natürlich den etwa 300 Kilometer langen Weg, den die „Engländer“ gebaut, ließ sich auch von Miss. Price, den man einholte, freundlich einladen und bewirthen und schreibt nun zum Dank dafür: „Im Dorfe trafen die Missionäre die Nachhut des Mr. Price und hatten Gelegenheit die ungeheuren Reisvorräthe des Agenten der Londoner M.-G. anzustaunen . . . Der unerforschene Reisende (Price, den sie später selbst trafen) bereitete uns einen herzlichen Empfang und lud uns zum Diner ein. Nichts fehlte zum Festmahle (!). Die Tafel ist nach europäischer Sitte gedeckt, bequeme Fauteuils (?) laden zum Sitzen ein. Fast sollte man meinen, man wäre in England. Die armen franz. Missionare hätten hier wol Gelegenheit gehabt, einen Vergleich zu ziehen, wie katholische Glaubensboten und wie die Angestellten der engl. Missionsgesellschaften reisen. Statt dessen geben sie uns lieber einige Bemerkungen über die Fruchtbarkeit und den Charakter der Gegend.“ Notabene. Der Berichterstatter der „Katholischen Missionen“ hätte christlicher gehandelt, wenn er dem Beispiele der „Glaubensboten“ in diesem Falle gefolgt wäre!

Indeß Mhonda ist mehr eine Filiale von Bagamoyo, als eine eigentliche neue Mission. Die neue Missionsunternehmung hat es auf den Tanganjika-See abgesehen. Ueber ihre Reise von Sansibar aus dorthin schreibt unter Seitenblicken auf die protest. Missionsunternehmungen dasselbe Blatt: „Es wird eine Schwierigkeit sein Lastträger zu finden; seit 15 Monaten sind sie dringend gesucht, indem zahlreiche europäische Reisegesellschaften von der Küste ins Innere vordringen, wo schon fast alle (!) protestantischen Secten ihre Agenten haben. Der ritualistische Bischof Steere gründete an den Ufern des Nhassa die überaus wichtige Kolonie Livingstonia. Sobald die Methodisten vernahmen, daß Mr. Price, Livingstone's. Schwager, bedeutende Summen in England sammle, um eine Straße von der Küste nach Udschidschi herzustellen, wo demnächst eine englische Mission erstehen soll, beauftragten sie alsbald Mr. Macay die von Mr. Price geplante Straße selber auf ihre eignen Kosten anzulegen. 1) Indessen hatten sich Mr. Schmitt und zwei andre engl. Missionare, die Mrs. O'Neill und Wilson bereits zu Uganda, zwischen dem Victoria und Albert Nyanza (?), nieder-

---

1) Dieser gesperrt gedruckte Satz ist ein wahres Muster katholischer Geschichtsunkenntniß und leichtfertiger Berichterstattung. Der eine Satz enthält nicht weniger als — lauter Fehler. Nämlich 1. ist Livingstonia nicht gegründet von Bischof Steere, sondern von den Freischotten. 2. Haben die „Methodisten“ in Ostafrika gar keine Mission unternommen. 3. Hat Mr. Price, soviel wir wissen, in England nicht collectirt, sondern Mr. Arthington hat der Londoner M.-G. zum Beginn ihrer Udschidschi-Mission 5000 Pf. St. offerirt. 4. Mr. Macay steht im Dienste der Church M. S., hat also mit Methodisten ganz und gar nichts zu schaffen und der Weg, zu dessen Anlage er mitausgesandt, geht nach dem Victoria-Nyanza!! Und solche Ignoranten wollen über protest. Missionen sich Urtheile erlauben!

gelassen (NB! eine Niederlassung konnte man ihre Ankunft doch noch nicht nennen); unterstützt wurden sie vom König Mtesa. Aber trotz dieses königlichen Schutzes wurden die Herren Schmitt und O'Neill von den Eingebornen ermordet.<sup>1)</sup> Laut Nachrichten, welche dem englischen Consul zukamen, wollten sich die Schwarzen durch diesen Mord für das von Stanley angerichtete Blutbad rächen.<sup>2)</sup> Alle diese unter sich rivalisirenden Expeditionen<sup>3)</sup> sind reichlich mit allem versehen, namentlich mit Geld, das von England kommt.<sup>4)</sup> So betreibt man denn auch alles ohne auf den Kostenpunkt viel zu achten. Die Lastträger werden 5 Mal theurer bezahlt als früher.<sup>5)</sup> Um alte Schwierigkeiten

1) Hier scheint abermals eine Unkenntniß obzuwalten; jedenfalls liegt eine Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit vor. Nach diesem Referate muß es nämlich scheinen, als ob Unterthanen des Königs Mtesa die beiden Missionare getödtet hätten, während doch die Mörder Unterthanen des Königs Rufonghe von Ukerewe waren!

2) Schon wieder eine falsche Behauptung. In Ukerewe, nicht in Bambireh hat der Mord stattgefunden. Es besteht absolut kein Zusammenhang zwischen dem Stanley'schen Racheacte und der Ermordung der Missionare. cf. diese Ztschr. S. 384.

3) Hier liegt ebensoviel Verleumdung wie Ignoranz vor. Bekanntlich haben die verschiedenen Gesellschaften, die die ostafrikanischen Missionsunternehmungen ins Werk gesetzt, sich gegenseitig unterstützt, wo dies nur möglich war. Zum Rivalisiren fehlte — einfach schon die Gelegenheit, da die Hauptniederlassungen nur die Kleinigkeit von c. 100 Meilen auseinander liegen!!

4) Hier klingt offenbar etwas Neid hindurch. Wir wollten einmal sehen, wenn die Expeditionen dürftig ausgestattet wären, mit welcher Verächtlichkeit die „Katholischen Missionen“ von ihrer Armlichkeit reden würden. Sie wissen eben alles zur Anklage zu machen.

5) Nach den 1—4 gegebenen Beweisen der Unglaubwürdigkeit des qu. Berichterstatters werden diese Behauptungen auf Zuverlässigkeit wol keinen Anspruch erheben wollen. Man bezahlt eben, was man zahlen muß; übrigens ist es sehr unwahrscheinlich, daß der kath. Berichterstatter die Rechnungen eingesehen hat. Und damit vergleiche man, was in der folgenden Nummer der „Kath. Missionen“ (S. 218) über die Kostspieligkeit der eignen Miss.-Expedition P. Charmetant höchstselbst schreibt: „Seitdem ich die Verhältnisse in der Nähe betrachte, bin ich, offen eingestanden, beim Anblick des Geldaufwandes, den die erste Organisation eines solchen Unternehmens nothwendig macht, förmlich erschrocken. Man muß nämlich nicht nur alles mitnehmen, was zum Unterhalte unsrer Paues und zur Ansiedelung im Binnenlande für das erste Jahr unumgänglich nothwendig ist, sondern überdies 1. den Mundbedarf für sie und 400 Mann (!) theils Träger, theils Bewaffnete, deren Unterhalt uns für die Dauer der ganzen Reise obliegt; 2. den Sold der ganzen Karawane, der in Waaren bestehen muß. . . und 3. für das Recht des Durchmarsches von Dorf zu Dorf und von Stamm zu Stamm eine Art willkürlichen Zolls, eine ganz bedeutende Auslage. — Auf unserm Wege werden wir zudem eine Anzahl Häuptlinge höheren Ranges treffen, deren Gunst wir nur durch fürstliche Geschenke gewinnen können. Vorzüglich lieben sie die ‚Königsmäntel‘, wie man hier die weiten Ueberwürfe von Seide oder Alpaka mit bunter Stickerei und Gold- und Silberbestreuen nennt. Ich habe deren 12 anfertigen lassen . . . Für Mirambo und Mtesa habe ich 2 sehr reiche Königsmäntel bestimmt“ . . .

Wozu nun die obige Invective gegen die protest. Missionare?

auf der Reise abzuschneiden und Zeit zu gewinnen, gibt man den Häuptlingen für die Erlaubniß des Durchmarsches alles (?), was sie fordern und um sie sich recht geneigt zu machen, fügt man noch obendrein Geschenke von hohem Werthe hinzu. Auf diese Weise reisen die protest. Missionäre viel leichter und viel rascher und sperren den Weg hinter sich namentlich den katholischen Missionären, die nicht so gut mit Hilfsmitteln versorgt sind als sie“ . . . Zum Schluß heißt es dann: „Einem Briefe des hochw. P. Horner aus Sansibar vom 29. Juni entnehmen wir, daß die 10 französischen Missionäre bereits am 16. Juni ihre Reise ins Innere haben antreten können. Seit Menschengedenken, sagte P. H., hat keine Karawane so rasch abreisen können. P. Charmetant hat bei den Vorbereitungen ein außerordentliches Organisationstalent entwickelt und die göttliche Vorsehung hat seine Anstrengungen gesegnet. Die kath. Missionskarawane war in 30 Tagen reisefertig, während die belgische Expedition sich noch immer in Bagamoho befindet, nachdem sie 7 Monate in Sansibar sich aufgehalten hat.“<sup>1)</sup> Damit reimt sich denn die unmittelbar vorhergehende Klage schlecht, daß die kath. Missionäre nicht so rasch reisen können, als die protestantischen.

Nun der Revers der Medaille. Als die Londoner Missionare von der zu erwartenden jesuitischen Concurrenz Kunde erhielten, schrieb einer von ihnen, Rev. Dödgshun: „wir haben bis jetzt keine Gelegenheit gehabt diese Herren zu sehen, aber wir hoffen mit ihnen zu einer freundlichen Verständigung bezüglich des Gebietes zu kommen, welches jede Gesellschaft am See besetzen soll, damit die ganze Kraft jeder Abtheilung gegen das mächtige Heidenthum gewendet und nicht in gegenseitiger Polemik vergeudet werde.“ (Indep. 5. Sept. 78).

Auch der Am. Board C. F. M. ist aufgefordert worden, eine ostafrikanische Missionsunternehmung ins Werk zu setzen. Nachdem der von Major Malan gestellte Antrag einer eingehenden Prüfung unterworfen worden ist (Central Africa as a mission field. Efforts and aims of the Am. Board), hat man vorläufig beschloffen erst genauere Informationen einzuziehen und abzuwarten, ob so bedeutende Extragaben zur Verfügung gestellt werden, daß die Kosten des neuen Werks bestritten werden können ohne die regelmäßige Jahreseinnahme, die kaum hinreicht zur Unterhaltung der bereits betriebenen umfassenden Missionen, für dasselbe in Anspruch zu nehmen. Als Mr. Arthington, der bekannte liberale Anreger der ostafrikanischen Missionen in England, davon

<sup>1)</sup> Auch dieses sich beständig wiederholende Lob ist eine — Uebertreibung; ja wenn es S. 218 heißt: „Sie haben hier in Sansibar ein unerhörtes Werk zu Stande gebracht: Die Organisation einer Karawane für 10 Reisende in 3 Wochen, während bisher alle Afrikareisende 4—5 Monate für die Vorbereitung ihrer Expedition gebraucht haben, obschon dieselben für sich allein reisten“ — so ist das geradezu Ignoranz oder Unwahrheit. J. B. Stanley, der doch mit einer netten Karawane von über 300 Menschen seine berühmte Reise ins Innere antrat, hat kaum 1½ Monat gebraucht, um sich auf den Marsch zu machen, wie S. 28 vergl. mit S. 67 u. 71 seines Buches: „Durch den dunkeln Welttheil“ (Bd. I) deutlich zu lesen ist. Uebrigens hat die katholische Expedition nicht 3, sondern 6 Wochen zu ihrer Ausrüstung gebraucht und wurde ihr die Abreise nach dieser Frist nur durch den glücklichen Umstand ermöglicht, daß man in Bagamoho arabische Karawanen aus Unyamuefi vorfand, deren in ihre Heimath zurückkehrende Träger gemietht werden konnten.

Immer und überall viel Selbstlob, das Einem die Lectüre der kath. Berichte wahrhaft widerwärtig macht.



hörte, hat er dem Board sofort 1000 Pf. offerirt. Es muß nun abgewartet werden, ob in Amerika diese Summe „noch viele Male“ gegeben wird. (Miss. Her. 78 S. 146. 221. 284). Wir können nicht anders als die Nüchternheit des Board loben. Es ist nicht weise einen Thurm zu bauen ohne vorher gegessen und die Kosten überschlagen zu haben. Uns scheint, man sollte mit neuen Unternehmungen in Ostafrika jetzt mindestens so lange warten, bis die bisherigen in etwa festen Fuß gefaßt haben, damit die folgenden nicht auch so viel theures Lehrgeld bezahlen müssen, als von den Pionieren stets bezahlt wird. —

Bischof Steere, der Leiter der sog. Universitätsmission, hat von seinem Kaplan Farler die Kunde erhalten, daß Mirambo, das Haupt der Unyamwezi, einer der mächtigsten Fürsten Centralafrikas, den britischen Consul in Sansibar, Dr. Kirk, sowol um die Freundschaft der englischen Regierung wie um die Zusendung eines Lehrers seitens des Bischofs gebeten habe. Der Kaplan theilt ferner mit, daß in Folge der Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste im Innern sich ein großer Umschwung vollziehe und ein ehrlicher Handel sich immer mehr anbahne. (Indep. 29. Aug.).

Die Londoner Expedition nach Ubschidschi, die in Kirasa Halt machen mußte, hat sich wieder in Bewegung gesetzt und man hofft, daß der Vortrab derselben im Oktober den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben werde. — Von der Victoria-Nyanza-Mission der Ch. M. S. ist wesentlich Neues zur Zeit nicht zu melden. Mr. Wilson, der nach Ukerewe gereist war, um an Ort und Stelle über die näheren Umstände bei der Ermordung der beiden Missionare Informationen einzuziehen, ist zu Mtesa zurückgekehrt und wieder freundlich aufgenommen worden. So rasch und bequem wie Stanley sich die Sache gedacht, geht das Befehrungswerk natürlich nicht.

Der Kaffernkrieg ist nach offiziellen Nachrichten in einer den Engländern günstigen Weise beendet. „Da Niemand mehr da war, mit dem Friede gemacht werden konnte, so hat die Regierung Amnestie proklamirt, von der aber ausgenommen sein sollen die Räubersführer und solche, die etwa an einem Mord theilhaftig waren. Santili ist todt und seine Söhne Edmund und Matenzima sind am 30. Juni bei ihrem Schwager Stok (ndhela) gefangen worden. Gungubele und Stokwe warten noch ihres Urtheils im Gefängniß. Kveli allein ist noch in den Wäldern in Kafferland verborgen, aber der Muth zum weiteren Kriegsführen ist gebrochen. Es ist daher auf den 1. August ein Danktag für Beendigung des Krieges anberaumt. Die offizielle Liste giebt folgende Zahlen an: Verluste der Kaffern vom Sept. 1877 bis Juni 78: getödtet 3680; gefangen 171 Männer, 1522 Frauen und Kinder; erbeutet 578 Pferde und 45,336 Stück Vieh. Verluste der Regierungstruppen: todt 12 Offiziere, 48 Gemeine, 133 Eingeborne; verwundet 10 Offiziere, 47 Gemeine, 101 Eingeborne. Die Zahl der Verwundeten bei den Kaffern ist unbekannt, da sie sich immer wegschleppen oder weggebracht werden“ (M.-Bl. der Brüdergem. 78 S. 112). — In der englischen Presse ist über die Schuld der Kapischen Regierung an diesem traurigen Kriege manch scharfes Urtheil gefällt worden, so z. B. in Daily News v. 3. Aug. u. 4. Okt. cr. in von Major Malan unterzeichneten Artikeln. Sir. Bartle Frere, der Gouverneur, wird indeß einigermaßen in Schutz genommen, da er durch unfähige und unwillige Unterbeamte an einer heilsamen Politik vielfach gehindert sei. Hauptsächlich wird die Betheiligung der gerügten Uebelstände eine Frucht des Krieges sein. Von besonderem Interesse für uns ist, daß der Gouverneur in einer seiner Botschaften an das Kapische Parlament erklärt hat, „nichts könne künftige Kafferkriege sicherer verhüten als die Vermehrung von Instituten gleich denen zu Lovedale und Blythswood, zumal wenn sie ihre industrielle Bildung noch auf den Ackerbau



ausdehnten" (Daily News v. 30. Aug.) Lovedale ist bekanntlich eine schon ältere Erziehungsanstalt der Freischotten (cf. diese Zeitschr. 1874 S. 95. 1877. Beiblatt S. 45), während Blythswood, im Lande der Fingus, erst c. 2 Jahre besteht. Zu seiner Begründung hatten die Eingebornen c. 3000 Pf. beige-steuert. Dr. Dall, der Organisator von Lovedale, hat ein Promemoria über die Verbindung industrieller Ausbildung mit den Regierungsschulen für Eingeborne an das Parlament eingereicht, welches die Billigung desselben gefunden hat. — Am demselben Tage, an welchem in der Kapstadt ein Dankgottesdienst gefeiert wurde über die Beendigung des Kafferkrieges, am 1. August, beschloß das dortige Parlament die Annectirung des Transkei- und Bomvanalandes („Aus fernen Zonen" Nr. 1 S. 8). Es scheinen auch Translokationen verschiedener Stämme vorgenommen werden zu sollen, so z. B. der Gaitas, über welche die Eingebornen sich beschwerten, zumal der Ausbruch der Leute so schnell verlangt wird und es an allen Vorbereitungen und Erleichterungen fehlt (The Cap Mercury v. 11./9.) — Wie der Cape Argus sagt, kostet der Kolonie jeder getödtete Kaffer 2500 Mk.! „Es frent uns, daß es immerhin eine theure Sache ist, Kaffern zu tödten" setzt das „Calwer Miss.-Blatt" S. 88 hinzu. Jedenfalls ist die Rettung der Eingebornen durch die Mission billiger, als ihre Zugründung durch Kriege.

**Westafrika.** Wie die englischen Baptisten, deren Untersuchungsreise im Mai dieses J. vom Cameruns aus ins Werk gesetzt werden sollte (Her. S. 169 ff.), so beabsichtigt auch der Stifter des noch jungen East London Institute for Home and Foreign Missions (cf. Ev. Miss.-Mag. 78 S. 263 ff.), und Herausgeber der Illustrated Missionary News, Mr. Chr. Guinness eine sog. Congo Inland Mission ins Leben zu rufen und sind die beiden ersten Missionare bereits im Februar d. J. an der Mündung des Flusses angekommen, von wo aus sie die Reise stromaufwärts anzutreten gedachten (Calwer M.-Bl. S. 64). Es ist uns zweifelhaft, ob man von dieser Unternehmung, wie von dem ganzen Werke des Herrn Guinness eine bedeutende Förderung der Mission erwarten kann, weshalb wir bisher auch Schweigen darüber beobachtet haben. Soweit wir das Ganze aus der Lectüre der Illustr. Miss. News, eines ziemlich oberflächlichen, unnüchternen und sehr wenig zuverlässigen Missionsblattes, kennen zu lernen Gelegenheit hatten, hat sich uns immer stärker der Eindruck aufgedrängt, daß hier dasjenige Maß christlicher Weisheit und Gesundheit kaum vorhanden sei, ohne welches den Bauarbeiten am Reiche Gottes die Solidität fehlt. Sonst freuen wir uns natürlich jeder Vermehrung der Missionskräfte, aber es will uns bedünken, daß um sie zu bewirken, keineswegs immer die Gründung eines neuen Instituts, noch dazu eines so independentistisch und unklar fundirten, vonnöthen sei. Auch in der Mission macht nicht Zersplitterung, sondern Concentralisation stark und sollte es immer mehr die Lösung werden: viribus unitis.

---

## Eine moderne Culturgegeschichte.<sup>1)</sup>

Für eine Redaction giebt es manches unangenehme Geschäft. Ein widerlicheres haben wir aber noch nicht zu erledigen gehabt, als die Lectüre und Besprechung des unten genannten Buches. Warum wir uns dieses Geschäfts denn nicht lieber entschlagen haben? Nun, „Culturstudien“ mancherlei Art behufs einer Beleuchtung der gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Cultur veranlaßten uns, um der Pflicht der Unparteilichkeit und Allseitigkeit zu genügen, auch die in jüngster Zeit vielgenannte „Culturgegeschichte“ Fr. v. Hellwalds ein wenig zu studiren. Wir konnten uns aus vieljähriger Bekanntschaft mit dem „Ausland“, dessen Redacteur bekanntlich der genannte Herr ist, natürlich von vornherein über das, was wir in dem Buche zu erwarten hatten, nicht täuschen. Aber was wir fanden, übertraf jede Erwartung. Je weiter wir lasen, desto überwältigender wurde der Eindruck: „mir graut vor dir.“ Wir bitten, dies weder für eine bloße poetische Reminiscenz noch für eine rhetorische Floskel zu halten. Wir werden den Beweis dafür bringen, daß die Worte wörtlich zu nehmen sind; wir werden diesen Beweis bringen mit den Worten des Autors selbst, die uns fast alle eigne Kritik ersparen; die Leser werden sehen, daß sich hier das Wort erfüllt: „aus deinen Worten wirst du gerichtet werden.“

Nachdem wir aber einmal das Buch gelesen, da erschien es uns als eine sittliche Pflicht, es auch öffentlich zu besprechen. Wo Gift steht, hat man die Pflicht an das Gefäß zu schreiben: „Hier ist Gift.“ Diese Pflicht erschien uns um so gewiesener, als in gewissen Kreisen das Buch den ganz unverdienten Ruf einer wissenschaftlichen Leistung genießt und man sich nicht geschämt hat, ihm sogar durch das Lob: ein „bahnbrechendes Werk“ zu sein, öffentlich Declame zu machen. Man weiß ja wie es geht. Nicht bloß die *dii minorum gentium* berufen sich nun auf solche Orakel und machen der gebildet sein wollenden Masse weiß: „die Wissenschaft hat gesprochen“ und das ist heutzutage Millionen bekanntlich ein viel unschlbareres Orakel, als wenn es weiland hieß: *Roma locuta est*.

Eine umfassende Kritik des Buches zu schreiben, ist indeß nicht unsre Absicht. Das würde eine eigne Broschüre erfordern und so viel Mühe

---

<sup>1)</sup> Fr. v. Hellwald: „Culturgegeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart“ (Augsburg 1875).

sich zu machen, ist das Nachwerk Herrn v. Hellwalds nicht werth. Wir gedenken nur zweierlei zu thun, indem wir der festen Ueberzeugung sind, damit das Buch vollauf genügend charakterisirt zu haben, nämlich: 1) seinen sittlichen Standpunkt — sofern man überhaupt von einem solchen bei einem Manne noch reden kann, für den „Sittlichkeit“ nur in Gänzefüßen steht — darzustellen und 2) die Befähigung resp. Nichtbefähigung des Verfassers darzuthun, eine „Culturgeschichte“ zu schreiben. Wie schon bemerkt, werden wir wesentlich nur durch Citate Kritik üben.

„So lange man einen persönlichen Schöpfer und damit zusammenhängend eine „sittliche Weltordnung“ und die „Unsterblichkeit der Seele“ versicht und nicht entbehren zu können meint, so lange man nicht zur Einsicht emporsteigt, daß es eine Seele überhaupt nicht giebt, so lange — — ist man nicht fortgeschritten“ (S. 793 f.). „Recht, Sittlichkeit und Moral sind leerer Schall“ (S. 795). Die Begriffe von gut und schlecht sind wandelbar und ganz subjectiv“ (S. 22). „Es giebt überhaupt keine „Principien“ in der Geschichte, wenn man darunter ethische oder sittliche Gesetze verstehen will; es giebt nur Naturgesetze, welchen jedwede Sittlichkeit völlig fremd ist“ (S. 751.)<sup>1)</sup> „Alle

---

<sup>1)</sup> Das krassste, vielleicht darum aber deutlichste Beispiel des Ausschlusses aller sittlichen Motive selbst aus dem zartesten Gemeinschaftsleben der Menschen, der Ehe, das uns bis jetzt vorgekommen, theilt derselbe Herr v. Hellwald in dem von ihm redigirten „Ausland“ (1878 N. 31. S. 609) mit. In allem Ernst wird da nämlich behauptet und zwar ohne irgendwelche Anstandnahme des Redacteurs, daß „der Geruch sinnen die Zusammenführung der Geschlechter vermittelt“ — was „namentlich von den Säugethieren und selbst vom Menschen“ geste.

Damit die Leser nicht denken, wir treiben Scherz mit ihnen, müssen wir die betreffende Stelle in extenso citiren. Sie ist den Werken des Prof. Dr. Jäger entnommen, die unter dem Gesamttitel: „biologische Entdeckungen“ von dem Redacteur mit hoher Bewunderung besprochen werden, wobei wir auch erfahren, daß jetzt das Geheimniß der Seele resp. des Lebens wirklich entdeckt ist. Da heißt es also verbotenus: „Bezüglich der innern sexuellen Bestimmungen beim Menschen läßt sich leicht constatiren, daß trotz des überwältigenden Einflusses rein psychischer Factoren der Ausdünstungsgeruch noch immer seine Rolle spielt. Es begegnen dem Manne oft genug weibliche Personen, denen er, auch bei Abwesenheit jeder etwa durch Unreinlichkeit entstehenden Emanation, einen abstoßenden Ausdünstungsgeruch zuspricht. Diese Erfahrung läßt sich namentlich auf Bällen machen, wo die durch Körperbewegung vermehrte Hautausdünstung einen intensiveren Eindruck bewirkt. Ueber einen Cretinen wurde mir mitgetheilt, daß derselbe öfters eine junge Dame seiner Umgebung, die sich seiner besondern Zuneigung zu erfreuen hatte, mit wohlgefälliger Mine beschmüffelte und dazu sagte: „Nieske, du schmeckst (riechst) so gut.“ — Wenig Sprüchwörter bergen so viel naturwissenschaftliche Wahrheit als das, daß die Liebe blind sei; ich möchte aber dasselbe dahin ergänzen, daß die Liebe eine sehr feine Nase hat und daß bei einer gro-

Culturentwicklung ist ein Naturproceß, den keine anderen als die Naturgesetze beherrschen" (S. 796) — „ein Kampf ums Dasein, in dem alle Mal der Stärkere siegt" (S. 797). „Alles kämpft — — sie alle sind im Recht, es handelt sich um ihr Dasein. Es handelt sich darum, wer siegt. Wer es auch sei, er muß über die Leichen der Besiegten hinwegschreiten, das ist Naturgesetz. Ein sog. versöhnender Abschluß ist bei solchem Grundgesetz freilich unmöglich. . . Zweierlei bedingt dieser gewaltige Kampf, daß der Zweck die Mittel heilige und den Ausschluß der Liebe" (S. 798).

„Der Erfolg heiligt nachträglich die Mittel und zwar, dies ist das Wichtigste, nicht nur im Auge des Siegers. Das treffendste Mittel ist das beste. Diesem Worte wohnt eine so furchtbare Wahrheit inne, daß man nicht ansetzen kann zu erkennen, wie alle Culturentwicklung überhaupt sich um dieses Eine Wort dreht. Man mag damit alle Gewalten der Hölle entseßelt, das Heiligste erschüttert, den Boden der Ethik und Moral unter den Füßen wanken wägen, der Beweis der Wahrheit wird dafür durch die ganze Weltgeschichte angetreten und es ladet schwere Verantwortung auf sich, wer aus Gründen, die ich nicht zu untersuchen habe, die große Wahrheit zu verbergen sich nicht entblödet" (S. 534). NB. Uns ist rein unbegreiflich, wie man von diesem Standpunkte aus noch von „Verantwortung" reden kann! Aber es scheint, als ob nur diejenigen noch zur Verantwortung gezogen werden sollen, die zu wehren versuchen, daß „alle Gewalten der Hölle entseßelt" werden etc. Eine nette Perspective für die Culturentw. der Zukunft! — „Das Machegefühl beim Einzelnen, von Natur in des Menschen Brust gesenkt, ruht auf keiner andern Grundlage (als dem ewig giltigen Gesetz, daß jede Verklümmernng das Streben nach Wiedererlangung des Verlorenen nach sich zieht). Und der Trieb nach Befriedigung dieses Strebens hält sich niemals bei der ethischen Prüfung der zu wählenden Mittel auf, ergreift vielmehr stets das ihm am tauglichsten dünkende. Man gewinnt nichts, wenn man diesen Trieb einen niedern nennt; Thatsache: er ist überhaupt menschlich und in der Culturentwicklung treten die niedern wie die edeln Triebe in ihr Recht" (S. 689). —

„Die Socialdemokratie, in den cultivirteren Fabrikdistrikten an Bestand sichtbar gewinnend, sichts auf ihre Weise und mit dem nämlichen Rechte wie die Monarchisten, Republikaner oder Demokraten. Ihr Sieg würde voraussichtlich die Grundvesten der jetzigen Gesittung erschüttern, ja diese selbst in Frage stellen, wird aber, wenn je errungen, wieder ein Triumph des alten Satzes: Gewalt geht vor Recht, und zugleich ein natürliches, logisches Ergebniß des bisherigen Entwicklungsganges sein. Und es ist ein verderblicher Wahn zu glauben, dieser Proceß, der aus den bisherigen historisch gewordenen Zuständen naturgesetzmäßig hervorgeht, könne durch irgend welche menschliche Institutionen in

ßen Zahl sogenannter Neigungsehen, ohne daß die Betreffenden nur eine Ahnung davon hätten, das wahre Motiv die in dem individuellen Ausblühtungsgeruch gegebene chemische Wahlverwandschaft ist, und umgekehrt, daß das Verunglücken mancher Vernunftstehen nur auf das Fehlen der wichtigen chemischen Wahlverwandschaft zurückzuführen ist."

„Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden" — würde der alte Paulus sagen.



seinem Verlaufe aufgehalten werden. Weder Repressivmaßregeln, noch auch die fortschreitende Entwicklung der Freiheitsidee und deren Verwirklichung im staatlichen, socialen und praktischen Leben vermögen jemals das Elend zu bannen, welches einen Bestandtheil jeder Civilisationsphase bildet.<sup>1)</sup> — Mehl wird nur gewonnen, wenn Korn zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben wird; wer die treibenden Kräfte sind ist am Ende gleichgültig. Keine Geseze und Einrichtungen der Welt können verhindern, daß in der menschlichen Gesellschaft nicht dem einen Theile die Rolle der Mühlsteine, dem andern jene des Kornes zufalle.“ (S. 785 f. cf. S. 687 das über die Bauernkriege Gesagte). —

Ein wahrer Reichen- und Blutgeruch weht durch dieses entsetzliche Buch. Das sind starke Ausdrücke, aber die Leser werden sie vollauf gerechtfertigt finden, zumal wenn sie noch folgende Kraftstellen vernehmen: „So sehr man diese schuldlosen Opfer (der französischen Revolution, die NB. ausdrücklich ein Beweis der alle Nationen übertreffenden Civilisationshöhe Frankreichs genannt wird S. 718) beklagen möge, wahrscheinlich ist doch kein Haupt zuviel unter der Guillotine gefallen, denn das Feld menschlicher Cultur will seinen reichlichen Dung und dieser Dung ist — Blut“ (S. 719). „An die Lehre des großen Briten (Darwin) knüpft sich eine Revolution der Geister, die obzwar friedlich, gewaltiger, umfassender in ihren Wirkungen als die Arbeiten der Pariser Guillotine und Petroleure von 1792 und 1871“ (S. 790)!! Sapiienti sat.

Ist es nicht eine wahre Ironie auf die Cultur, daß ein Mann, der mit dem Fanatismus eines Zeloten in der cynischsten Nacktheit solche Grundsätze als die allein berechtigten Factoren der menschheitlichen Cultur-

<sup>1)</sup> Und angesichts solcher Worte wagt der Verf. („Ausland“ 1878 S. 635) sich rein zu waschen von dem Vorwurf, daß seine Theorien die Socialdemokratie großziehen! Wie beschränkt doch diese Herren sind, die sonst das Gras wachsen hören. Sie mögen Sophisterei treiben, so viel sie wollen, die Socialdemokraten werden sich ewig an ihre Rockschöße heften. Und das mit vollem Rechte. Denn wesentlich diese wissenschaftlichen Vertreter der sog. modernen Weltanschauung haben die Quellen gegraben, deren sumpftiges Wasser die socialdemokratische Agitation in tausend kleinen Rändern über das Land hinfleitet, um ihre Pflanzungen zu begießen. Sind die Vertheidiger der „natürlichen Entwicklung“ auf den Rathedern und an den Redactionstischen denn mit einem Male blind geworden, daß sie nicht sehen, die Uebersetzung ihres „Darwinismus“ ins Socialdemokratische sei auch eine natürliche Entwicklung? Hundert socialdemokratische Brandreden und Brandschriften schaden entfernt nicht soviel als z. B. die eine „Culturgeschichte“ v. Sellwalds. Nicht die communistischen Ideen sind der ursprüngliche Boden, auf dem die Socialdemokratie erwächst, sondern der die „sittliche Weltordnung“ verhöhnenden „modernen Weltanschauung“ entwachsen die communistischen Ideen. Es ist aber ein thörichtes Beginnen zu meinen, diesen Boden dadurch reinigen zu können, daß man dem Unkraut, welches er trägt, die Blüthen abschneidet, während er beständig mit Dungmitteln, die den Unkrautssamen enthalten, neu fruchtbar gemacht wird. Aber mit schenden Augen sehen sie nicht.

entwicklung proklamirt; ein Mann der mit unverkennbarer Selbstbefriedigung und Wohlgefallen den Satz vertritt, daß „die ‚sogenannte‘ Sitzenverderbniß in directem Verhältniß zum Wachsthum der Civilisation stehe“ (S. 84. 90), daß ein solcher Mann eine — Culturgeschichte schreibt? Wehe der Zukunft, in welcher diese Culturefactoren ausschließlich in Wirksamkeit treten! Eine Barbarei wird sie erleben, dergleichen in der Geschichte noch nie dagewesen ist.

Man sollte von einem Buche, dessen Verfasser mit unerhörter Präension sich als einen Generalpächter der „positiven Kenntnisse“ (S. 789) und der „strengen, unverfälschten Wissenschaft“ (S. 794) gerirt, der „tieferen Geschichtsforschungen“ gemacht haben will, als andre Sterbliche bisher geleistet und der aller Halbwisserei und Oberflächlichkeit im Gefühle seiner Alleswissenheit unerbittlich den Krieg erklärt (S. 794) — man sollte von einem solchen Buche wenigstens erwarten, daß sich keine Behauptung in ihm finde, die nicht auf anerkannt wirklichen und richtigen Thatfachen beruhe. Statt dessen findet sich eine Oberflächlichkeit und — eine geschichtliche Unkenntniß, die wahrhaft staunenerregend ist. Wir werden abermals die Beweise nicht schuldig bleiben.

Zuvor aber noch eine allgemeine Bemerkung. Für den Verfasser ist nur „Wissenschaft“, was auf dem von ihm vertretenen Standpunkte der sog. „natürlichen Entwicklungslehre“ steht. So heißt es z. B. S. 163 Anm. ganz naiv: „Ich folge überall den ethnologischen Gruppierungen Friedrich Müllers — im Gegensatz zu Max Müller — weil das System dieses eminenten Sprachforschers am meisten die natürliche Entwicklung berücksichtigt.“ Alles andre ist „Mysticismus“, „Muckertthum“, „Ultramontanismus“, „Meute“ — unter geringeren Ehrentiteln thuts der gelehrte Herr Verfasser nicht. Man erhält, wenn man in diese Kategorien verwiesen wird, höchst überraschende Leidensgenossen: z. B. Brugsch, Bastian, A. Wigand, ja selbst Schopenhauer, v. Hartmann (S. 788) und Virchow, der („Ausland“ 78 S. 634) auch zu den „Dunkelmännern und Finsterlingen, die sich Fortschrittsmänner benamfen, den gleißenden Schlangen des liberalen Lagers, denen der Giftzahn ausgerissen werden muß“ geworfen wird. Doch gewiß schöne Ehrenprädicate im Munde eines wissenschaftlichen Gentlemans!! „Es ist tief betäubend“ heißt es S. 167 Anm. in Bezug auf den Aegyptologen Brugsch, dem doch ohne alle Controverse Herr v. Hellwald das Wasser nicht reicht, „einen Gelehrten von so hoher Bedeutung Front machen zu sehen gegen alles, was mit der biblischen Darstellung

nicht übereinstimmt; denn leider scheint kein Widerspruch auf keine andre Quelle zurückzuführen.“ Und in Bezug auf Bastian, diesem ganz eminenten und zwar selbständigen Gelehrten, dem gegenüber der Redacteur des „Auslandes“ zweifellos ein sehr mächtiges Wissen besitzt: „daß ein solches Buch („Schöpfung oder Entstehung“) gleich jenem von A. Wigand in Deutschland hat erscheinen können, ist für die in jüngster Zeit mit soviel Selbstlob gepriesene deutsche Wissenschaft und Cultur sehr — bedauerlich“ (S. 791 Anm.). Bacon v. Verulam wird (S. 673) als der „sehr unwissenschaftliche“ Wiederhersteller der Naturwissenschaften verspottet u. s. w. „Bescheidenheit ist eine Zier“, die dieser Vertreter der Wissenschaft, nämlich Herr v. H., mitsammt der „sittlichen Weltordnung“ völlig über Bord geworfen hat. Mit einer Dreistigkeit, die fast noch größer ist als die gigantische Abenteuerlichkeit der Hypothesen, die sie versicht, werden die romanhaftesten Ungeheuerlichkeiten der sog. „natürlichen (?) Entwicklung“ für ausgemachte Thatsachen und unbezweifelbare Resultate dieser κατ' ἐξοχήν Wissenschaft ausgegeben. Je weniger der Verfasser durch exacte Beweise zu überzeugen vermag, desto kühner erklärt er alles für unwissenschaftliches „Mückerthum“, „Meute“ u. dergl., was sich erdreistet, an diesen gigantischen Roman, gegen den alle Wunder der Bibel wahres Kinderspiel sind, nicht glauben zu wollen.

Nur einen flüchtigen Blick in diese Phantastereien, die die ersten Kapitel füllen! Mit der naivsten Oberflächlichkeit werden hier die schwierigsten Probleme der Menschheitsgeschichte: „Die Abstammung der Menschen“, „der Ursprung des Lebens“, „die Entstehung der Sprache“, „der Ursprung der Religion“ zc. meist auf ein paar Seiten mit einer Leichtigkeit entschieden, die lebhaft an das Sprichwort erinnert: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei.“ Ein Beispiel genüge. „Aus seiner (des Menschen) einstigen kletternden Lebensart erklärt sich am naturgemähesten sein aufrechter Gang, und aus der Gewohnheit, den Baum aufwärts schreitend zu umfassen, die Umbildung der Hand aus einem Bewegungs- zu einem Greiforgane“ (S. 6). „Während dadurch die Handgeschicklichkeit einen erhöhten Aufschwung nahm und dieses Organ sich immer mehr zur Hand differencirte, ist die aufrechte Körperhaltung die nothwendigste Bedingung zur Verfeinerung des Ausathmens, welches seinerseits wieder allein eine articulirte Stimmgebung ermöglicht“ (S. 13 f. — NB.! wörtlich citirt wie immer, Satzbildung und Schreibweise ist des Verf. Eigenthum). Und so ist im eigentlichen Sinne des Worts im Handumdrehen die Sprache da!!

Doch lassen wir den grundlegenden, auf lauter Sand gebauten ersten

Theil dieser „bahnbrechenden“ Culturgeschichte und folgen dem Verfasser auf den geschichtlichen Boden. Die Fehler, welche uns hier begegnen, übersteigen so sehr das Maß des Glaublichen, daß man ausdrücklich versichern muß, wörtlich citirt zu haben, um nicht in den Verdacht der böswilligen Verleumdung zu kommen. Wir folgen dabei der ersten Auflage des qu. Buchs. Wir wissen nicht, ob in der zweiten manches verbessert worden ist in Folge der durch die Kritik aufgezeigten Fehler. Wir haben diese 2. Auflage nicht eingesehen, da wir an dem Durchlesen der ersten völlig genug hatten. Für den vorliegenden Zweck war das aber auch gar nicht nöthig. Hat Herr v. Hellwald etwa die krasssten errata in der 2. Auflage getilgt, so ist das jedenfalls nicht ein Verdienst seiner historischen Weisheit, sondern der seiner Kritiker. Was er von Geschichte wußte, das lernen wir aus der ersten Auflage.

Um aber den Leser nicht zu ermüden, beschränken wir uns auf eine kleine Blütenlese dieser Fehler, die wir der Allianz wegen der wichtigen Kritik entnehmen, die in den „Grenzboten“ 1876 N. 30 der Kölner Gymnasial-Director Dr. Jäger veröffentlicht hat. Eine vernichtendere Kritik irgend eines Buches ist uns in unserm ganzen Leben nie zu Gesicht gekommen und wir gestehen, es nicht begreifen zu können, wie nach dieser Kritik Herr v. Hellwald noch als ein Vertreter der Wissenschaft existiren kann.<sup>1)</sup> Nach dieser Blütenlese wollen wir unsererseits dem Verfasser dann nur auf das kirchengeschichtliche Gebiet folgen.

Wir lassen die Schreib- und Sprachschneider, die Dr. Jäger in ebenso hellen Haufen dem großen Gelehrten nachweist wie die Widersprüche, in denen dieser Generalpächter der Vernunft sich bewegt ganz bei Seite — um nur einige Sachfehler aufzutischen. — So heißt es über die perikleische Zeit: „Abends öffnete sich das Theater, in das die ganze Stadt, nachdem das Eintrittsgeld aufgehoben und aus der öffentlichen Kasse bezahlt wurde, mit dem lebhaftesten Interesse strömte“ (S. 269). „Sparta blieb zu allen Zeiten barbarisch, die Spartaner zu allen Zeiten Räuber und Betrüger, die in ihrem nationalen Leben nicht einen lobenswerthen Zug zeigen“ (S. 249). „Einen nationalen Charakter haben die

<sup>1)</sup> Im „Ausland“ 1878 S. 797 schreibt Herr v. H. im Vollgefühl seiner wissenschaftlichen Unfehlbarkeit gegen N. Schleiden: „Man hätte denken sollen, daß ein Mann nach einer solchen Abfertigung, wie sie ihm durch das „Ausland“ zu Theil wurde, nie wieder zur Feder greifen würde, um über geographische oder ethnologische Fragen ein Urtheil abzugeben.“ Man hätte denken sollen, daß Herr v. H. nach der vernichtenden Kritik Dr. Jägers diese Wahrheit sich selbst gesagt haben müßte!



Griechen nie gehabt" (S. 237). „Noch schlimmer als den Metöken erging es den Perioeken, den Nachkommen der einheimischen von den Hellenen überwundenen Bevölkerung" (S. 271). „Die Spartaner verhalten sich zum ionischen Hellas wie etwa die Römer zur Entwicklung Gesamtgriechenlands" (S. 272). „Die großen, weitere Kreise bewegenden Ereignisse der punischen Kriege fielen erst in eine Zeit, wo der makedonische Alexander das persische Reich zertrümmerte" (S. 288)!!

Und ein Mann, der solche Geschichtsschnitzer drucken läßt, wirft mit „beschränkter Philologenschule", „Meute", „Dunkelmännern" u. dergl. nur so um sich und spielt sich in der dreistesten Weise als einen „Geschichtsforscher" von noch nie dagewesener „Tiefe" auf!

Doch weiter. „Die römischen Plebejer erinnern lebhaft an die Metöken und Perioeken der Griechen" (S. 315). „Rom, ohne Handel, ohne Kunst lebte vom Krieg" (S. 332); bis zum ersten punischen Kriege aß man dort „kein Brod, sondern nur Mehlbrei" und „der Dictator wurde nackt vom Pfluge weg in die Schlacht gerufen" (S. 338). „Wie ein Volk von Rittern und Edelmännern stehen ihnen die Carthager gegenüber" (S. 336). „Rom ward nach der Vertreibung der Könige eine Militärherrschaft aus dem Bündnisse einiger mächtiger Familien bestehend" (S. 320). „In Rom hatte von jeher der Stoicismus geblüht, noch ehe Zeno denselben erfunden" (S. 365). „Die aus den eroberten Ländern nach Rom versetzten Sklaven vermehrten die Latifundien und verminderten die Fruchtbarkeit des Bodens" (S. 345). Der Sklavenaufstand schloß mit der Vertilgung einer Million solcher Fremdlinge (S. 347). „Den alten Senat haben die Plebejer seinerzeit aller Macht völlig beraubt und damit den Hemmschuh beseitigt, der wie ein Moderator die Pulsschläge des Volkslebens im Staate regulirte!" (S. 348). — Von der Sprache der Celten wird gesagt, sie sei „regelrecht und scharf ausgebildet wie polirter Stahl, zu allen Ausdruckweisen geschickt . . . wovon das glänzendste Zeugniß die Dichtkunst ablegt, an Herrlichkeit der griechischen nicht nachstehend" (S. 379). S. 404 wird die Theilung des römischen Reichs Diocletian zugewiesen, S. 421 Marich ein Ostgothe genannt, und S. 504 „der Germane von den südlichen gesitteteren Nationen aufgeschlürft." S. 522 hören wir mit Erstaunen, „daß alle die zahllosen Reiche, die bis zum 13. Jahrhundert die asiatische Geschichte erfüllen . . . mehr oder minder dahin strebten, das numerisch schon sehr schwach gewordene arabische und entnerote, durch das rohere, aber kräftige türkische Element zu verdrängen,"

§. 451 daß „die Identität der Leibeigenschaft (im Mittelalter) mit dem Benefizienwesen im alten Rom nicht zu verkennen ist“ und §. 535 daß die slavische Nationalität der Serben zwischen Saale, Elbe und Erzgebirge durch Schwert und sonst jegliche Art bis auf den Grund ausgerottet wurde.“ §. 539 zieht „der freie deutsche Bauer durch den frisch geordneten Waldboden des preussischen Landes seine Furchen“ 2c. 2c. Selbst Fürst Bismarck wird nach der „tieferen Geschichtsforschung“ dieser neuesten Weisheit corrigirt. Nach §. 551 hat er nämlich „im königl. preuß. Herrenhause am 10. März 1873“ gesagt: „Es ist der Machtkampf, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag.“ Und wie gesagt, das ist nur eine kleine Auslese!

Und nun das kirchengeschichtliche Gebiet. Was wir hier zu erwarten haben kann man mit ziemlicher Sicherheit schon aus dem famosen Kapitel errathen, das über den „Ursprung der Religion“ — auf 3½ Seiten! — orakelt. Daß „das religiöse Gefühlsleben im Menschen ursprünglich auf rein thierischer Stufe stand“ (§. 23), das versteht sich bei einem Fanatiker der „natürlichen Entwicklungslehre“ natürlich von selbst. Auch glauben wir es einem Manne, der „die Seele für eine Ausgeburt der Phantasie und demnach die Frage um das Heil eines gar nicht existirenden Dinges für überflüssig hält“ (§. 550), daß, was unter Religion zu verstehen, ihm eine „lästige“ Frage ist (§. 23). Aber wundern müssen wir uns, daß ein solcher Mann, der doch nach seinem eignen Geständniß von der Religion redet wie der Blinde von der Farbe, daß er uns das Räthsel der Religion lösen und über ihre Bedeutung im Culturleben der Menschheit ein noch nie dagewesenes Licht aufstecken will! Bis dahin sah man es als selbstverständlich an, daß Jemand über Dinge, die er nicht verstand, auch keine Bücher schreiben konnte; es scheint, daß die „natürliche Entwicklung“ auch hierin eine neue Bahn gebrochen. Jedenfalls hat Herr v. H. das Meisterstück fertig gebracht, nicht blos ohne alles und jedes innere Verständniß, sondern selbst ohne biblisch- und kirchengeschichtliche Kenntniß und jeden Versuch wirklicher Quellenstudien über Dinge abzuurtheilen, die doch jedenfalls zu den tiefsten Problemen der Menschheitsgeschichte gehören. Sollten wir dem Manne Unrecht thun, wenn wir vermuthen, daß er nicht einmal die Bibel studirt hat?<sup>1)</sup> Seine „Cultur-

<sup>1)</sup> „Ausland“ 1878 S. 689 heißt es wörtlich: „Ihre übrige Zeit verbringt sie (die weltliche Nonne in Rußland) mit Lesen von Gebeten und Lebensbeschreibungen der Heiligen, der Psalmen, Propheten, seltner der Evangelien, fast nie der Bibel.“ Und diese — Seltsamkeit hat der Redacteur ohne Ausstandnahme passiren lassen. Ob er wol je eine Bibel auch nur in der Hand gehabt hat?

geschichte" verräth keine Spur dieses Studiums. Die Schriften von Strauß und Renan scheinen die wesentlich benutzten Quellen gebildet zu haben. Als Beweis der Unwissenheit in der theologischen Literatur genügt wol die Bemerkung, daß „die englische Evangelienkritik minder skeptisch als die Tübinger Schule, ja selbst als Renan" (S. 390 Anm. 5) sich erwiesen habe.

Aus den die Geschichte, Religion und Cultur der alten Hebräer behandelnden Abschnitten hier nur ein Citat; eine eingehende Kritik dieser für sie so schmeichelhaften Partie bleibe den israelitischen Gelehrten überlassen. „Der Hauptgrund, warum Moses den Verkehr mit fremden Prostituirten gestattete (!), mit den Weibern des eignen Volkes aber verbot, ist nicht etwa in irgend einem sittlichen Gefühle, sondern in dem Umstande zu suchen, daß die schönen Weiber Israels mit allerhand geheimen Gebrechen behaftet waren (Lev. 18), welche mehrere Gelehrte als Symptome der Lustseuche betrachten. Auf dieselbe Krankheit scheint auch das mosaische Eifersuchtsgesetz zurückzuführen zu sein.“ So wörtlich S. 173 f.

Daß ein Mann, der die Gegner Strauß's nicht anders als eine „Meute" zu bezeichnen weiß (S. 517), dem Eintritt des Christenthums in die Geschichte nicht einmal einen eignen neuen Abschnitt in seinem Buche widmet, während er bei den Cultureinflüssen des Islam ziemlich lange verweilt — das ist wol begreiflich; aber ein glänzender Beweis für die Befähigung eine Culturgeschichte zu schreiben, ist es schwerlich. Unfänglich trivial ist ebenso die „natürliche" Erklärung von der Entstehung des Christenthums aus „denjenigen talmudischen Stellen, in welchen die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbricht" (S. 390), wie des Sieges des Evangelii über die römisch-griechische Welt durch seine „treffliche Anpassung an die Zeitbedürfnisse" (S. 393. 402). NB. die Abfassung jener talmudischen Stellen fällt nach Herr v. H. (S. 390 vergl. mit 177) in die Zeit der babylonischen Gefangenschaft! Auf die überraschende Verwechselung Solons mit Sokrates (S. 391): „Jesus hat so wenig Schriften hinterlassen als Solon, mit dem er vielfach vergleichbar ist" — hat schon Dr. Jäger aufmerksam gemacht.

Wahrhaft klassisch ist das Nest historischer Irrungen, welches der gelehrte Verfasser construirt, um eine „natürliche" Erklärung des Mönchthums zuwege zu bringen. Man höre. „Man irrt gewiß nicht, wenn man die Erscheinung des Einsiedlerwesens mit der natürlichen Eigenthümlichkeit des Berges (nämlich Sinai) in einen

gewissen Zusammenhang stellt" (S. 439). Der Sinai ist nämlich voll natürlicher Höhlen und Grotten, welche „einladend genug waren, ein einsiedlerisches Leben zu führen“, zumal auch „das milde Klima und die Nähe von Oasen, die ohne Mühe dem Ansiedler Nahrung boten“ (sic!), dazu verlockte. „Von hier — dem Sinaigebirge — ging das Mönchs- und Einsiedlerwesen aus. Am Djebel Serbal lebte Paulus der Eremit, der 253 die erste Congregation der Mönche gründete, hier der Freund des großen Bischofs Athanasius, Antonius von Roma“ (S. 438). Einer Bemerkung bedarf diese neue Weisheit für unsre Kirchengeschichte kundigen Leser nicht, zum Ueberfluß verweisen wir aber auf Neander's Kirchengeschichte II 2 S. 238 ff. Nach S. 449 „hat die Ohrenbeichte in der ersten Zeit (des Christenthums) außerordentlich zur socialen Verbesserung der untern Klassen beigetragen“ und S. 455 wird, während doch Ebrard: „die irischottische Missionskirche“ citirt ist!! behauptet: „Fränkische Apostel bekehrten die heidnischen Sachsen in England und wanderten darauf in das heidnische Deutschland jenseit des Rheins“!! — In Italien kam es zu keiner Reformation, weil dort „die Summe des Wissens schon zu hoch stand“ (S. 670) und Philipp Melanchthon ist „der wichtigste und bedeutendste aller Reformatoren“ (S. 671). — Ferner werden wir belehrt, daß „die Katharer zweifellos mit dem Manichäismus zusammenhängen“ (S. 675), daß „die Waldenser in der Reformation aufgingen“ (S. 676), aber „eine Waldensergemeinde heute noch in Turin existirt“ (Anm. S. 676). — Das Concil von Kostnitz berief „nach damaliger Auffassung von seinem Rechte Gebrauch machend“, der Kaiser (S. 678); „als Auswuchs der Reformation tauchten in Holland und den Niederlanden die mystischen Widertäufer auf“ (S. 682). — Doch nun genug und übergenug.

Und solche Dinge läßt sich unser „wissenschaftlich gebildetes“ Publikum bieten! Und einem solchem Manne gesteht es eine geistige Führerschaft zu! Kann man sich ein größeres testimonium paupertatis ausstellen?

Zum Schluß nur noch den rhetorischen Excurs, in welchem Herr v. H. seine Weisheit über die deutsche Kirchenreformation den Zeitgenossen zum besten giebt, wol das Erbärmlichste, das je über diese große Epoche deutscher Kirchen- und Culturgeschichte geschrieben ist.

„Der — wie die Reformatoren — die Lüge mit der Lüge bekämpft macht immer einen widerlichen Eindruck. Eine Vergleichung zwischen dem alten und dem neuen Kirchenglauben zeigt keinen Culturgewinn. In der römischen Kirche war der



Begriff der Wahrheit verloren gegangen und im Protestantismus nicht wieder entdeckt worden. Die Grundlage der alten Kirche blieb in ihrem Kerne unberührt, das lustige Gebäude des Aberglaubens ward nicht zerstört, vielmehr durch den Bibelglauben noch mehr befestigt. Die Vernunft hat an dem Werke der Reformation eben so wenig Antheil als die Freiheit; der Mensch gewann nur die Freiheit in der Bibel, nicht aber über die Bibel zu forschen; sie löste alte Bande, um neue desto fester zu schnüren. An Stelle des fleischlichen trat ein papierner Papst, der schon vor vierthalb Jahrhunderten für unfehlbar erklärt wurde. Wie die römischen Prälaten donner-ten die Reformatoren gegen die Vernunft, wenn sie mit dem geschriebenen Gottesworte im Widerspruche stand, was heute fast in allen Punkten der Fall ist. Ihre Unduldsamkeit übertraf noch die katholische Intoleranz und nährte alle, ja steigerte manche der bestehenden Vorurtheile, z. B. jenes gegen die Juden und die Heiden. So bildete denn von nun an der protestantische Bibelglaube eine gewaltige Schranke gegen freie wissenschaftliche Forschungen, eine Schranke, die selbst heute nicht überwunden ist und wirksamer war, als je die vom St. Petri Stuhl geschleuderten Bannflüche, als Sylabus und Encyclica zusammen. Obwohl dieses schrofie Ausspannen der Gläubigkeit seine Rückwirkung auch auf den Katholicismus nicht verfehlte, hat dieser doch im Großen und Ganzen der Wissenschaft weniger Hindernisse entgegengesetzt als der Protestantismus, dessen zwei Entwicklungsphasen: Pietismus und Muckertthum in der Geschichte der menschlichen Cultur ihres Gleichen suchen. Die katholische Kirche begnügte sich seit jeher mit formeller Anerkennung, berücksichtigte mehr den Schein, der Protestantismus dagegen hauptsächlich das Wesen. Ersteres mag weniger „sittlich“ sein, letzteres war schädlicher. Bis vor wenig Jahren regelten im päpstlichen Rom unerträgliche Polizeiverbote die äußern Rundgebungen der Religion; an Freitagen durften in Gasthöfen keine Fleischspeisen verabreicht werden; allein hinter einem Vorhange, der vor den Spürangenen der seine Bedeutung recht wohl kennenden Polizei zu schützen vorgab, daß Fleisch, wer da wollte. Im protestantischen und freien England ging im Jahre 1874 im Parlamente eine Bill nicht durch, die Aufhebung der Sonntagsfeier bezweckend, welche nach unsern Begriffen wie ein Alp auf dem Lande lastet. Gegen die Nichtbeachtung der Sonntagsfeier in England schützt aber kein Vorhang, wie in Rom, denn das ganze Volk macht Polizei. So kommt es, daß die unabhängigsten Denker eben so oft, wenn nicht öfter, den Reihen der Katholiken entstammen — H. v. H. denkt wol an sich selbst! —, während in den protestantischen Ländern die Wissenschaft am wenigsten vom Geiste der Religion sich befreit hat“ (S. 683 f.).

Auf etliche Auslassungen des Buchs über die Missionsaufgabe des Christenthums kommen wir demnächst zurück. Zweifelloß genügen die mitgetheilten Citate, um das vernichtende Urtheil völlig zu rechtfertigen, welches Dr. Jäger über das „bahnbrechende Werk“ Herrn von Hellwalds gefällt hat, nämlich „daß hier von einem völlig unberufenen Manne mit völlig unzureichendem Material ein Buch zusammengetragen worden ist, das wir nicht anstehen, nach Form und Inhalt eines der schlechtesten, wo nicht das schlechteste zu nennen, das uns seit 30 Jahren vorgekommen.“

„Der Verfasser dieser Culturgeschichte verfügt für diese seine Aufgabe über nichts, als über eine oberflächliche Lectüre eines großen Bücherhaufens, wie ihn der Zufall auf einen Redactionstisch wirft; sein Buch wimmelt in jeder der von ihm ohne alle Methode ausgewählten Partien der Geschichte von den größten Fehlern, seine Citate beruhen guten Theils auf Täuschung, oder wo dies nicht der Fall, sind sie ein werthloses Durcheinander, ohne alle und unter aller Kritik; von griechischer, römischer, mittelalterlicher Geschichte, von Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie und allen den Hilfswissenschaften, auf welche sich ein so unermesslich schwieriger Versuch, wie er ihn unternommen, gründen muß, versteht der Verfasser nichts; endlich sind jede beliebigen 20 Seiten seines Buches, mit der griechischen Geschichte zu beginnen, so von groben Sprachfehlern voll, daß keine wissenschaftliche Prüfungskommission an einem deutschen Gymnasium einen Abiturienten, der sich dergleichen zu Schulden kommen ließe, für reif zum akademischen Studium erklären würde.“ . . .

„Wir glauben dem „condorgleichen“ Fluge dieses Buches auf seinen 800 Seiten nunmehr genug gefolgt zu sein. Der Verfasser schließt es mit den Worten, die eine gewisse Berühmtheit erlangt haben: „Wenn einst die Reaction des heißen Kernes gegen die Rinde durch gleichmäßige Abkühlung ihr Ende erreicht, und der Angriff des Wassers und der Atmosphäre gegen den festen Erdkörper durch chemische Verbindung und Absorption in Fesseln gebannt ist, dann wird die ewige Ruhe des Todes und des Gleichgewichts über der Erde herrschen. Dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen wie zuvor; „das Menschengeschlecht“ aber, seine Cultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu? — Nun, ein Birkenwald, in welchem die Ruthen geschnitten werden, für Reute, die unnütze Fragen thun, wird sich auch dann wohl noch aufreiben lassen. Zunächst beschäftigt uns eine praktischere Frage. In einigen Jahren, wenn dieses Buch nicht mehr durch die Reclame und Patronage einer neumodischen orthodoxen Coterie pouffirt wird; dann werden seine Blätter, ihrer Atmosphäre und ihrer Lebewelt beraubt in maculaturgleicher Vereinzelung kreisen und H. v. Hellwald's Culturgeschichte mit ihren „Dictionen“ und ihrem „Antéchrist“, (H. v. H. citirt und schreibt consequent antéchrist!), ihren Neophiten“ und „Koriphäen“, ihrer „Hochgläubigkeit“ und der „Starre“ ihres Principis, mit allen ihren Sprachschnitzern, Widersprüchen, Druckfehlern und falschen Citaten ist gewesen. Wozu?

„Auf diese Frage glauben wir eine befriedigende Antwort geben zu

können. Allerdings ist, wir zweifeln nicht daran, auch bei Entstehung dieses Buches alles „bis auf die kleinsten Einzelheiten“ mit sehr natürlichen Dingen zugegangen: gleichwohl möchten wir uns gestatten, dasselbe auch teleologisch aufzufassen, und zu glauben, daß dieser Parodie auf deutsche Wissenschaft der Zweck innewohnt — das Bewußtsein braucht dabei keine Rolle zu spielen — an einem recht augenfälligen Beispiele zu offenbaren, welch ein Gebilde herauskommt, wenn Jemand eine Geschichte der menschlichen Cultur schreibt — die schwierigste Aufgabe, die der Wissenschaft gestellt ist — ohne sich vorher bei der Instanz Rathes zu erholen, welche wir abergläubigen Leute der alten Zeit Gewissen zu nennen pflegen. Wir meinen allerdings, daß es eine Forderung der Sittlichkeit ist — das Wort „ganz im landläufigen Sinne“ genommen, — daß man, ehe man über Judenthum, Christenthum, Heidenthum, Griechen und Römer, deutsche Philosophie zc. öffentlich in einem für das große Publikum bestimmten Buche urtheilt, über jedes dieser Dinge eines auch mehrere anerkannte Bücher studire. Daß dies der Verfasser dieses „bahnbrechenden Werkes“ nicht gethan, glauben wir hinlänglich bewiesen zu haben, und wenn dieser Beweis H. v. H. nicht genügt, so sind wir erbötig, sofern sie uns in einem ihrer Organe den Raum gönnen wollen, binnen kürzester Frist die doppelte Zahl obiger Beispiele von Druck-, Sinn-, Sprach-, Schreib- und Sachfehlern zur Verfügung zu stellen. . . Unsere kritischen Blätter aber, auch die Fachblätter, möchten wir bei dieser Gelegenheit in aller Bescheidenheit gebeten haben, den Gründungen auf literarischem Gebiet etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als gegenwärtig zu geschehen scheint. Es fehlt auch in Deutschland nicht an solchen, welche werthlose Scherben als moabitische Alterthümer verkaufen.“

Wd.

## Ueber einige Stämme der Aborigines Indiens.

Von Dr. Grundemann.

(Schluß.)

Hören wir einen andern Augenzeugen über den Stand des kirchlichen Lebens. Rev. Baba Padmanji, früher ein Pastor der schottischen Freikirche, jetzt Privatgelehrter, Verfasser eines Mahrätti-Lexikons und Herausgeber eines christlichen Monatsblattes, Satya Dipankā, besuchte 1876 die nördlich von Ahmednagar gelegenen Gemeinden und sagt von ihnen folgendes:

„Wenn man sich erinnert, welcher Volkschicht diese Leute entstammen und ihren jetzigen Zustand mit dem früheren vergleicht, so findet man einen Unterschied wie zwischen Himmel und Erde. Die Mahâr — o wie schmutzig, wie faul, wie unwissend und unsittlich! Und wie werden dieselben Personen so anders, wenn sie in die christliche Religion eintreten! Ihre höfliche Art, ihr anständiges Betragen, ihre Kenntniß von göttlichen Dingen, ihr Glaube, ihre liebevollen Worte u. s. w. erfreuen den Beobachter. Ich sage nicht, daß ihre Verehrung in jeder Beziehung vollendet sei. Man spürt noch manches von den alten Sitten und Gewohnheiten — aber sie sind bemüht, es gänzlich zu entfernen.

Die Pastoren dieser Gemeinden sind hübsch (fairly) gebildet. Es ist billig, ihre allgemeine Bildung der gleich zu achten, welche gewöhnlich in den Regierungs-Volkschulen erreicht wird. Außerdem aber haben sie eine genügende Kenntniß der biblischen Lehre, wie sie ihr Amt erfordert, sich angeeignet. Sie sind fromm und tugendhaft. Sie verschaffen sich Achtung und Einfluß bei den Hindu ihres Dorfes. Ihre Häuser sind klein, aber nett und rein. Sie halten auf gute Kleidung, obgleich sie ökonomisch leben müssen.

Man meint wohl, daß alle die, welche Christen werden, von der Mission beschäftigt werden und keine anderen Subsistenzmittel haben. Dies ist unrichtig. Wohl hat die Mission so gut wie der Staat Beamte nöthig. So stehen denn in den Gemeinden, welche wir besuchten, etwa 30 der Mitglieder (von 125) im Dienste der Mission.<sup>1)</sup> Die Uebrigen finden ihren Unterhalt mit verschiedenen Beschäftigungen.

Die Pastoren versammeln sich jeden Monat einmal der Reihe nach in dem Hause eines von ihnen. Sie halten dann gemeinsame Andacht und besprechen und ermahnen sich. Hiernach gehen sie zusammen durch das Dorf und predigen. Dies ist eine treffliche Einrichtung.<sup>2)</sup>

Daß die Missionare einen nicht geringen Theil ihrer Arbeitskraft auf die Reisepredigt verwenden, braucht nur erwähnt zu werden. In der kühlen Jahreszeit ziehen sie mit ihren Zelten von Dorf zu Dorf. Noch ein anderes Mittel der Evangelisation aber ist zu nennen, das hier wie auch auf einigen südindischen Missionen mit Erfolg angewendet wird: Die Lieder der „Missionsbarden“. Die Mahrâtenfürsten hielten ihre Barden (Bhatt), die zur Laute (Vina) und Trommel nebst Becken in metrischen Rapsodien die Heldenthaten ihrer Vorfahren besangen. So ziehen ja überhaupt in Indien die Katekarî und Haredasî umher, um auf den Mêla und bei anderen Gelegenheiten die Göttergeschichten zu singen und finden stets eine bereitwillige Zuhörerschaft, die durch den poetischen und musikalischen Genuß in Spannung gehalten wird. Gewöhnlich sind ihre Vorträge voll von Obscönitäten. In der Form diesen nachgebildet aber in ganz entgegengesetztem Geiste sind die christlichen „Kirtan“, die hier eine bedeutende Rolle spielen. Gewöhnlich wird ein Abschnitt aus der Lebensgeschichte des Herrn, die mehrfach in Verse gebracht ist, gesungen. Von

<sup>1)</sup> Unter anderen mögen auch die Bibelfrauen hier mit einbegriffen sein.

<sup>2)</sup> The Missionary Herald (Boston) 1876, p. 192 ff.



der Art des Gesanges und seiner Begleitung mit der ziemlich plumpen dreisaitigen Vina, den klinkernden Becken und der dumpfen Trommel, können wir uns kaum eine Vorstellung machen. Doch thut er vielleicht mehr als europäische Rhetorik, um die heilsame Wahrheit dem Herzen nahe zu bringen.

Es ist schon erwähnt worden, daß die amerikanische Mahrätmmission durch ein paar im Süden angelegte Stationen, namentlich Satâra und Scholapûr erweitert worden ist. Bis jetzt sind in jenen Gegenden noch nicht Erfolge in dem Maße wie bei Ahmednagar hervorgetreten. In einigen Dörfern hat auch dort wohl das Christenthum Wurzel gefaßt, aber es ist noch nicht zu einer weitergehenden Bewegung gekommen. Die dort bis jetzt gesammelten Gemeinden sind, wie es scheint, weniger aus den Mahâr, sondern überwiegend aus den Mâng hervorgegangen.

Die Vereinigung der Befehrten dieser Kasten in einer und derselben Gemeinde macht mancherlei Schwierigkeiten. Es ist vorgekommen, daß eine ganze Versammlung christlicher Mahâr sich anschickte, die Kirche zu verlassen, als ein bekehrter Mâng eingeführt werden sollte. Es scheint jedoch, daß es mehr und mehr gelingt, dieses Vorurtheil bei den Christen zu überwinden, oder vielleicht kommt es überhaupt weniger in Frage, da die Mâng in den Gegenden der Mahârgemeinden dem Evangelium weniger zugänglich sind. Von den noch heidnischen Mahâr aber läßt sich gewiß mancher dadurch die Entscheidung zum Uebertritt erschweren, und hie und da mag die Bewegung unter ihnen aus diesem Grunde eingeschränkt oder zum Stillstande gekommen sein.

Wir haben bisher von dieser Mission als einer unter der kastenlosen Bevölkerung arbeitenden gesprochen, und haben das Recht dazu, denn a potiori fit denominatio. Die Berichte lassen diese Seite der Mission keineswegs so in den Vordergrund treten. Man bemüht sich eben so wohl um die Hindübevölkerung, und in den Städten kommt ja dann und wann auch der Uebertritt eines aus den höheren Kasten stammenden Befehrten vor. Ich weiß nicht, ob es auch vorkommt, daß solche den Mahârgemeinden auf den Dörfern zugefügt werden. Jedenfalls treten die Erfolge unter der Kastenbevölkerung den andern gegenüber ganz in den Hintergrund.

Sehen wir die unter den Mahâr entstandene Bewegung noch ein wenig genauer an, so können wir nicht bestreiten, daß hier die Wirkungen des Evangeliums von einer anderen Seite her kräftig unterstützt werden.

Es sind die sozialen Verhältnisse, unter denen das Verlangen jener seit alter Zeit unterdrückten Klassen nach Freiheit und Verbesserung ihrer Lage erwacht ist. Früher wuchsen sie in stumpfer Unselbstständigkeit auf. Allmählig aber sind durch den Einfluß der europäischen Regierung ihre Schranken gelockert und es kommt immer mehr und mehr zu einem sozialen Kampfe, in dem sich eine völlig veränderte Stellung der Kastenlosen anbahnt. Von beiden Seiten wird nicht ohne Erbitterung gekämpft. Die Mahâr fangen an, die Dienste zu verweigern — die Bauern antworten darauf, indem sie die Leistung der Haf's einstellen. Es ist vorgekommen, daß Mahârs das Vieh der Kûnabie vergifteten, um sich an dem Fleische und den Fellen schadlos zu halten — andrerseits aber ist, wo letztere in der That unschuldig waren, bei einer Viehseuche ihnen von jenen der Vorwurf gemacht, als hätte ihre Bosheit den Schaden angerichtet. Wir sehen wie es dort in sozialer Beziehung gährt, wie die alten Zustände immer unhaltbarer werden. In manchen Orten war die Spannung so hoch gestiegen, daß die Mahâr auswanderten, um nicht zu verhungern.

Stellen wir uns nun vor, daß bei dieser Lage der Dinge das Evangelium von Christo, dem Heilande aller Menschen, der insonderheit den Armen und Niedrigen freundlich ist, gepredigt wird, so ist zu begreifen, wie es bei den Mahâr einen ganz anders vorbereiteten Boden findet, als bei den höheren Kasten.<sup>1)</sup> Wir sagen dies keineswegs, um die Leistungen der Mission herabzusetzen oder ihren Werth in Frage zu stellen. Der Herr benutzt ja oft auch irdische Verhältnisse, um seinem Reiche den Weg zu bahnen. Für die Missionsarbeiter und Leiter ist es in solchem Falle aber wichtig, sich über die verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen klar zu werden und das Eisen zu schmieden, weil es warm ist.

Vergleicht man die Erfolge, welche die Mission ebenfalls neben sozialer Bewegung in manchen Gegenden Indiens gehabt hat, namentlich in Tinnevely, so möchte man sich wundern, daß die bisher unter den Mahâr erzielten nicht schon weitere Ausdehnung gewonnen haben. Uebersehen wir auch nicht alle die, welche, ohne bis jetzt die Taufe erlangt zu haben, ihrem heidnischen Wesen entsagten und sich den Christen anschlossen (über deren Zahl freilich keinerlei Schätzung vorliegt), so bleibt die Zahl der christlichen Mahâr doch weit hinter der der Schânâr zurück. Ob nicht die Ursache davon die verschiedene Methode, die hier und da angewendet wird,

<sup>1)</sup> Zur Illustration der furchtbaren Macht, die die Kaste in Indien noch immer hat, möge es dienen, wie auch hier nur diejenigen in großer Zahl dem Christenthume sich zuwenden, die keine Kaste zu verlieren haben.

sein mag? Dort sammelt man die Schaaren derer, die aufrichtiges Verlangen nach dem Heile in Christo beweisen, alsbald in christliche Gemeinden, in denen die Reime christlichen Lebens nun erst sich entwickeln sollen. Nicht mit der Taufe schon tritt der Besehrte auf die höchste Stufe der christlichen Gemeinschaft, wie denn die Zulassung zum heil. Abendmahl oft lange hinausgeschoben wird. Bei den Mahâr dagegen (wenn ich nach Analogien rechnen darf) wird die heil. Taufe (abgesehen von den Kindern) nicht eher ertheilt, als bis auch die Aufnahme in die Abendmahls-gemeinschaft erfolgen kann. Es ist sehr erklärlich, wie eine größere Bereitwilligkeit zum Uebertritt vorhanden ist, wenn die Besehrten so bald als möglich einem festen Organismus eingegliedert werden, als wenn sie zerfallen mit dem alten Zustande nun noch erst lange Zeit warten müssen, bis sie einen neuen, festen Stand gewinnen. Auch wird es sich nur auf diese Weise thun lassen, daß größere Gemeinschaften zusammen übertreten, wie dies charakteristischer Weise dort in Südindien geschieht.

Hiermit wollen wir nicht etwa die Frage nach der in der Mission überhaupt anzuwendenden Taufpraxis entscheiden. Nur dies möchten wir behaupten, wo eine sociale Bewegung einen Theil der Bevölkerung dem Christenthume in gewissem Maße geneigt macht, darf man nicht die Thüren zu eng machen, sich auch nicht irre machen lassen durch die Uebelstände, die bei Massenbefehrungen vorkommen. Wenn der Schwarm der Fische vor dem Netze ist, muß man dasselbe weit aufthun. Wer es bis auf eine kleine Oeffnung schließen und vorher nur die guten auswählen wollte, um sie einzulassen — der würde überhaupt wenig fangen und mit den unnützen viele brauchbare verloren gehen lassen. Die Mission kann überhaupt nicht, und am wenigsten unter solchen Verhältnissen, die Gemeinde der Heiligen sammeln wollen. Die sammelt allein der Herr durch seinen Heiligen Geist.

Gerade auch dort bei den Mahâr dürfte es sich bald mehr und mehr zeigen, wie mit einer anderen Methode reichlichere Ernten zu erzielen sind. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist freilich wenig erfreulich, sondern im höchsten Grade betrübend, denn es handelt sich hier um einen Eingriff in ein fremdes Gebiet, wie er seitens einer christlichen Mission nicht vorkommen sollte und jedenfalls die weiteste Mißbilligung findet. Man wird leicht errathen, daß dieser Eingriff von hochkirchlicher Seite kommt. Der Bischof von Bombay hat 1872 ohne alle Veranlassung in Ahmednaggar einen Missionar eingesetzt, obwohl viele andere Plätze, die noch keinen Missionar haben, ihm noch offen standen. Ein

Jahr zuvor hatte er schon einen Katecheten geschickt, und zwar einen Menschen, der wegen unchristlichen Betragens früher aus dem Dienste der Amerikaner entlassen war, und nun vom Bischof das doppelte Gehalt bekam, das sonst den Katecheten von jenen bezahlt wird. Seitdem führt die Society for the Propagation of the Gospel die Stadt als ihre Station auf und zählte in ihrem Berichte von 1875 schon 352 Kirchenglieder (97 Communicanten) und 545 Kirchenbesucher, fast lauter Mahâr. Mag es nun auch dieser Gesellschaft bald gelingen, größere Massen dem Christenthume zu gewinnen, so bleibt es doch bedauerlich, hier das Schauspiel von Tschôta Nagpûr sich wiederholen zu sehen. Wie hat sich ganz anders die benachbarte Mission der Church Missionary Society mit den Amerikanern vertragen!

Auch diese hat seit 1832 im Districte von Ahmednagar eine Station zu Nasik, der berühmten Brahmanenstadt, an der noch jugendlichen Godâveri, nicht weit von dem bereits genannten Wallfahrtsort Trimbak. Die ganze Anlage auch dieser Mission, die den Hinduismus in einer seiner Burgen angreifen sollte, mag es verhindert haben, daß sie in ausgedehnterer Weise unter den Kastenlosen Erfolg gefunden. (Von ihrer gesegneten Thätigkeit in dem Waisenhaus zu Scharanpûr müssen wir hier absehen.) Dennoch hat sie hie und da bei den Mahâr eines Dorfes Eingang gefunden, wie z. B. in Mathmalabad, wo mit einem Male eine größere Zahl derselben übertrat. Zu einer weitergehenden Bewegung, wie auf dem Felde des American Board, scheint es in der dortigen Gegend noch nicht gekommen zu sein. Obwohl dieses Feld dicht an das der Church Mission grenzt und für diese wohl die Gelegenheit kam, ihren Einfluß dahin auszudehnen, hat man von vorgekommenen Grenzstreitigkeiten zwischen beiden nichts gehört. — Weiter nördlich im Districte Rhandesh hat jene Gesellschaft eine andere Station Malligâm (âon), von der aus wohl Gelegenheit wäre, unter den Bhilla zu arbeiten, die uns hier besonders interessiren würden. Aber obgleich die Missionare dann und wann mit diesen unabhängigen Aborigines in Berührung kommen, hat es bis jetzt an nachdrücklicheren speciellen Bemühungen für dieselben gefehlt.

Dagegen hat die Church Missionary Society ein anderes viel versprechendes Feld unter den Kastenlosen (vorzugsweise Mâng) in dem angrenzenden Gebiete des Nizâm, und zwar in der Umgegend von Aurangabad gefunden, das sich nördlich bis nach Bâldana ausgedehnt hat. In der Mitte der sechziger Jahre war hier eine beträchtliche Bewegung für das Christenthum im Gange. Damals war ein europäischer Missionar



dort thätig. In neuerer Zeit finden wir dort nur einen ordinirten Parst und andere eingeborene Agenten, und die Anfänge sind doch nicht so bedeutend, wie man sie nach den Anfängen hätte erwarten sollen. Dennoch zählen die Gemeinden etwa 300 Befehte. Die Zahl könnte größer sein, wenn nicht römische Eindringlinge sich einen großen Theil der Ernte angeeignet hätten. Umsomehr wäre es zu wünschen, daß die Gesellschaft diese wichtigen Posten kräftigen und einsichtsvollen Händen anvertraute und die Arbeit möglichst auf die Kastenlosen concentrirte.

Dieselben werden als ziemlich verkommen geschildert und scheinen tiefer als die Mahâr des amerikanischen Gebietes zu stehen. „Sie waren Dorfssklaven ohne irgend welches Recht, ohne einen festen Verdienst, angewiesen auf die mit Verachtung verbundene Barmherzigkeit der höheren Klassen.“ Man versucht, sie nun in verschiedenen Industriezweigen zu unterweisen und sie zur selbstständigen Arbeit anzuleiten. Viel ist nach dieser Richtung hin bisher noch nicht erreicht. Einige erwachsene Befehte haben lesen gelernt und die Kinder erhalten Schulbildung. Es geht natürlich in diesen Stücken nicht allzu schnell. Doch ist bei den Christen bereits eine bedeutende Veränderung nicht zu verkennen. Trunksucht und das verderbliche Hanfrauchen sind aufgegeben, ebenso ihre frühere gemeine und schandbare Redeweise. Sie sind fest im Bekenntniß des Glaubens, den sie angenommen haben, und tren in der Uebung des Gebetes.

Weiter gehört hierher die Mission der schottischen Freikirche in dem gleichfalls zum Gebiete des Nizâm von Haiderabad gehörigen Dschâlna, sowie zu Indapûr im Districte Pâna. Der hier arbeitende Missionar ist der durch seine Reise in England und Amerika bekannt gewordene frühere Brahmane Narâyan Scheschadri, ein Mann, in dem die erneuernde Kraft des Evangeliums in ganz besonderer Weise ihre Früchte gezeitigt hat. Mit seltener Hingebung und Umsicht dient er dem Reiche Gottes. In Verbindung mit den beiden genannten Stationen sind jetzt 610 Christen vorhanden, überwiegend aus der Kaste der Mâng stammend. Um den bisher so unselbstständigen Befehten eine feste soziale Stellung zu geben, hat Narâyan den bis jetzt recht versprechenden Versuch gemacht, sie in eine Kolonie zu sammeln.<sup>1)</sup> Bethel heißt das neue Dörfchen, mit netter Kirche und frisch wachsenden Mangobäumen,  $\frac{1}{2}$  Meile von Dschâlna, zu dessen Anlegung der Nizâm den Grund und Boden geschenkt und der Missionar in England und Amerika 100,000 Mark ge-

1) Das Verfahren mag auf der andern Seite nicht ohne Bedenken sein, wenn nämlich auf diese Weise die Befehten ihren Stammesgenossen dadurch entfremdet, nicht unter denselben als „Salz“ wirken könnten.

sammelt hat. Der Anfang ist jedoch auch hier nicht leicht und es erfordert viel Ausdauer, die aus so tief verkommenen Verhältnissen stammenden Mång an eine geordnete Thätigkeit zu gewöhnen. Es wird sowohl Ackerbau als auch verschiedene Handwerke getrieben. Die treffliche Frau des Missionars thut das ihrige unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung, um die Kolonie vorwärts zu bringen. Möge dieses Musterdorf eine Pflanzschule werden, von der aus bald manches andere ähnliche Dörflein, wenn auch vielleicht mit geringen Anfängen, gegründet wird.

Die für die Bekehrten neu zu schaffende soziale Stellung ist bei dieser Art der Mission eine der Hauptschwierigkeiten. Die Mahär scheinen es leichter zu einer solchen zu bringen als die Mång. Von jenen hat mancher trotz aller Anfeindungen und Hindernisse der höheren Kasten es zu einer selbstständigen Subsistenz durch ein Handwerk oder durch Ackerbau gebracht. Manche haben vermöge ihrer Schulbildung ein Regierungsämten erlangt, um das sie selbst von einem hochmüthigen Brahmanen wohl beneidet werden. Auch diese Verhältnisse dürfen von der Mission nicht übersehen werden. Denn nichts kann der Sache des Christenthums in Indien förderlicher sein, als wenn dasselbe die jetzt verachteten unteren Kasten so hebt, daß ihre Superiorität über die im Heidenthume verbliebenen höheren an den Tag kommt.

Schließlich haben wir nur noch einige Worte über die Dhedd hinzuzufügen, welche, wie bemerkt, in Gudzerät ganz den Mahär entsprechen. Hier hatte schon Jahrzehnte lang die Londoner Gesellschaft missionirt, ohne ausgedehntere Erfolge zu erreichen. Im Jahre 1840 trat die Mission der presbyterianischen Kirche Irlands auf dieses Feld ein und gründete mehrere Stationen, zu denen nach und nach die von der Londoner Mission gegründeten, durch freundliche Abtretung hinzugefügt wurden. Erst seit etwa 2 Jahrzehnten hat sich nun die Arbeit eingehender den Dhedd zugewendet, freilich nicht ohne an der aus den andern Kasten früher gesammelten Christengemeinden empfindliche Verluste zu erleiden. In der Gegend von Borsud aber kam es zu einer weitergehenden Bewegung in der kastenlosen Bevölkerung. Einige Hundert meldeten sich in Kurzem zum Unterricht und nannten sich offen Christen. Es war nicht zu verkennen, daß ihrer viele eine Verbesserung der gedrückten äußeren Lage beabsichtigten. Dennoch ist der Same des Evangeliums nicht vergeblich in die so vorbereiteten Herzen ausgestreut worden. Im Jahre 1875 betrug die auf 54 Dörfer sich vertheilende Zahl der Getauften 310, außer diesen aber hatten noch 935 weitere Personen sich offen zum Christenthume be-

kannt. Ein Bericht aber, der einige Monate später erstattet wurde, spricht bereits von 70 Dörfern. Auch die anderen Zahlen waren verhältnißmäßig gestiegen. „Es würde unmöglich sein, zu sagen, wie weit die Wirkung des Evangeliums hierbei sich erstreckt. Man darf nicht erwarten, daß es gleicherweise in die Tiefe, wie in die Breite geht. Viele sind schlecht unterrichtet, und zerstreut über einen weiten Distrikt, wie sie sind, fehlt es an entsprechenden Lehrkräften. Einige haben ihren Wunsch, Christen zu werden, wieder aufgegeben und eine rührige, ausgedehnte Verfolgung hat begonnen, die leichtlich die Unwissenden und Schwankenden irre machen kann. Aber es ist kein Anzeichen da, daß das Wort seine Kraft verloren hat. — — Beim Bau der Kirchen zeigt sich praktischer Ernst. Die Leute sind arm. Manche erwerben beim Darniederliegen der Weberei nur 2,50 Mark in der Woche; und doch geben sie zu jenem Zwecke ihre Beiträge.“

Die letzte Bemerkung deutet an, daß die Stellung der Dhedd doch in einem und dem andern Punkte vom dem der Mahâr abweicht. Jedenfalls aber sind sie auch die in Abhängigkeit lebenden Reste der Aborigines jener Gegend. — Möge dieser in weit höherem Grade als die herrschenden Kasten für das Evangelium zugängliche Theil der indischen Bevölkerung immer mehr die rechte Beachtung finden.

### 3. Die Gonda.

An das Mahrâtenland grenzt im Westen resp. Nordwesten Gondwana, das Land der Gonda, welches den größten Theil der jetzigen Central-Provinzen bildet. Es ist ein weites, mit Dschungeln bedecktes Gebiet, das nicht zum geringsten Theile den bereits oben angedeuteten dünnen Charakter des Dekhan'schen Hochplateaus an sich trägt, doch auch von etlichen breiten Flußebenen durchzogen ist, in denen die üppigste Fruchtbarkeit waltet.

Die Reste der Urbevölkerung, welche sich in diesem Gebiete erhalten haben, sind ungleich bedeutender als die bisher besprochenen<sup>1)</sup>. Nicht nur, daß wir hier nach zuverlässiger Schätzung ein nicht-arisches Volk von 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>—2 Millionen Seelen vorfinden, sondern ein Volk, das es sogar zu einer historischen Entwicklung gebracht hat. Es gab vier Gonda-Staaten nördlich von der Godâveri und einen südlich von diesem Flusse. Erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts wurde den ersteren einst mächtige aber unter dem Andringen mohammedanischer Eroberung mehr und mehr be-

<sup>1)</sup> Das Folgende gebe ich vorzugsweise nach Mittheilungen von Missionar Dawson in *Free Church monthly Record*, 1870 p. 47 ff. und 70 ff.

drängten Reichen ein Ende gemacht, nachdem das letztere schon früher den Fremdlingen unterworfen worden war. Noch heute zeigen Ruinen interessanter Bauwerke, daß diese Staaten auf einer nicht geringen Kulturstufe standen. Besonders in Tschändâ hatte der Ackerbau eine hohe Blüthe erreicht, wie die zahlreichen Bewässerungsanlagen (Tanks) beweisen, die noch immer ein Segen für das Land sind.

Dennoch treffen wir die Gonda nicht mehr in kompakten Volksgemeinschaften an, wie dies bei den Stämmen der Kolh und Santhâl der Fall ist, bei denen verhältnißmäßig nur wenige Hindu und Muslim eingedrungen sind. Hier ist die Urbevölkerung in der Minderzahl, die kaum auf ein Viertel der Gesamtbevölkerung anzuschlagen ist. Einige Ortschaften mit reiner Gondabevölkerung finden sich wol; überwiegend aber ist sie mit Hindu vermischt. Dadurch ist ihre Sprache sehr beeinflusst. Wahrscheinlich giebt es nur in den wildesten Gegenden des Landes noch Leute, die nur Gondi verstehen. Meist sprechen selbst die Frauen ziemlich gut Hindi; die Männer können es fließend. In den Grenzgebieten wird auch Mahârâtti und Telugu gesprochen. In einigen Gegenden ist das Gondi sogar bereits ausgestorben. Dennoch hat es noch immer seine Wichtigkeit. Das Herz des Gonda hängt an seiner Muttersprache. Einer, vom Missionar unvermuthet in derselben angeredet umarmte diesen voll Freude und sagte: „O, du bist mein Bruder.“ Bis vor einem Jahrzehnte war noch nicht der geringste Versuch gemacht Gondi zu schreiben. Jetzt giebt es eine Grammatik die offenbar den Zusammenhang mit den dravidischen Sprachen zeigt.

Ihrer äußeren Erscheinung nach werden die Gonda beschrieben als athletische, untersekte Figuren von fast schwarzer Farbe, mit flacher Nase, dicken Rippen und krausem Haar. Sie sollen treu und weniger lügenhaft als die Hindu sein — aber sehr schmutzig. Zum Theil gehen sie ganz nackt. Sie wohnen in Hütten aus Zweigen gebaut, mit Erde beworfen und mit Gras gedeckt<sup>1)</sup>.

Die Religion der Gonda ist sehr vag und unbestimmt. Bestimmte Lehren und Ceremonien sind nur wenige vorhanden. Sie haben keine besonderen Priester oder sonst Leute, deren anerkanntes Amt es wäre ihre Religion zu hegen und fortzupflanzen. In den Dörfern finden sich wohl im Schatten von Bäumen einige Steine, die heilig gehalten werden. Dester sind im Dschangel, in der Nähe des Dorfes Steine aufgestellt, denen eine Art Gottesdienst erwiesen wird. Als Namen ihrer Gottheiten werden an-

<sup>1)</sup> Parliamentary Papers 1863 bei v. Klöden, Erdkunde.



gegeben: Baropen (großer Gott), der durch einen Stein, ein Stück Holz oder einen eisernen Stab vorgestellt wird, und Pharsi-pen, wird durch eine Langenspiße repräsentirt und scheint der Kriegsgott zu sein. Es werden ihm Schafe, Ziegen und Schweine geopfert. Ein andrer Gott Rhimsen ist möglicherweise erst von den Hindû angenommen. Bemerkenswerth ist, daß die genannten als gute Götter gelten, von denen sie die gefürchteten Dämonen unterscheiden. Sonst sprechen sie wohl von 15 Göttern; aber es findet sich niemand, der sie alle mit Namen nennen könnte. Dennoch meint Missionar Dawson auch bei ihnen noch monetheistische Spuren gefunden zu haben, wie sie reichlicher bei den Kolh vorkommen.

Die Gonda verehren aber auch die Geister der Verstorbenen. Regelmäßig wird jedem derselben ein Jahr lang ein gewisser Gottesdienst geleistet (Opfer?); bei hervorragenden geschieht dies mehrere Jahre hindurch. Zauberei kommt vielfach vor — wie man es nicht anders erwarten kann.

Die Trunksucht soll bei den Gonda ziemlich stark sein. Durch neuere Einrichtung aber ist die Zufuhr berauschender Getränke erfolgreich beschränkt worden. Sie sind ein leichtlebigeres Geschlecht, tanzlustig u.; dabei nichts weniger als scheu und furchtsam. Kühn greifen sie im Dschungel den Tiger an und liefern überhaupt im ganzen Lande die besten Träger. Sie sind arbeitsam und können große Anstrengung ertragen, die Frauen nicht weniger als die Männer. Hauptsächlich leben sie von Ackerbau. Die ärmeren arbeiten auf den Feldern anderer; viele aber beackern ihr eignes Feld. In einigen Dörfern ist der Schulze ein Gonda. Als Kaste stehen sie erheblich höher als die oben beschriebene kastenlose Bevölkerung im Mahrattalande.

Man muß sich wundern, daß sie nicht mehr dem Einflusse des Hinduismus verfallen sind. Nur hie und da ist ein Fragment der Bevölkerung hinduifirt worden. Im ganzen stehen die beiden Racen einander unvermischt gegenüber. Noch weniger hat der Islâm bei ihnen ausgerichtet. Da von dieser Seite die alten Gondadynastien gestürzt wurden, so hat sich ein erblicher Nationalhaß gegen die Mohammedaner ausgebildet.

Der erste Versuch einer Mission unter den Gonda ist für uns Deutsche mit traurigen Erinnerungen verknüpft. Auf Einladung eines für die Mission sehr thätigen englischen Beamten sandte Vater Gofner 1841 den früheren Basler Missionar Vösch und 5 Laiengehülfen nach Centralindien. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie ihr Ziel und ließen sich im Dorfe Karandscha an den Quellen der Nârbadda nieder, unter einem Völklein, das zuerst vor ihnen floh, dann aber sie zutraulich umgab und eifrig be-

diente. Von dieser ganzen vielversprechenden Expedition ist keine andre Spur übrig geblieben, als vier Gräber, in denen der englische baptistische Missionar J. Philipps die gefallen Deutschen bestattet hat. Nach wenigen Monaten waren diese von der Cholera hingerafft worden. Die beiden überlebenden wurden mit Mühe von Freunden nach Dschabalpûr gerettet, und schlossen sich später der Mission der schottischen Freikirche in Nagpûr an, wo der eine bis zu seinem 1848 erfolgenden Tode arbeitete. Ein zweiter Versuch in Karandscha ist nie unternommen worden, obgleich ein Engländer dazu 50000 M. anbot.

Dennoch lenkten sich wieder und wieder die Blicke der Missionsfreunde auf die Gonda. Im Jahre 1854 errichtete die Church Missionary Society zur Arbeit unter diesem Volke eine Station zu Dschabalpûr an der oberen Nârbadda. Es ist dies eine Stadt von 50,000 Einwohnern, die jetzt als Eisenbahnstation zwischen Bombay und Allahâb ihre Wichtigkeit hat. In dieser Stadt war selbstverständlich nicht das Feld der beabsichtigten Arbeit. Nicht in allzugroßer Ferne, besonders in der Richtung nach Mandla, findet sich wol eine ziemlich dichte Bevölkerung jener Aborigines, aber es ist bis jetzt nicht dazu gekommen derselben in angemessenerweise die Kräfte zu widmen. Man übersah das hie durchaus nöthige Prinzip der Arbeitstheilung. Die 50,000 Seelen der Stadt schienen mehr Ansprüche auf Verkündigung des Evangeliums zu haben, als die erst durch eine beschwerliche Reise zu erreichenden Gondadörfer. So haben wir denn in Dschabalpûr wieder eine Hindustation vor uns, die sich in der gewöhnlichen Weise entwickelte mit Schulen (bis zu 700 Schüler) Waisenhaus, das der kleinen Gemeinde Zuwachs giebt, dann und wann ein erfreulicher Fall von Einzelbekehrung. Dadurch waren die disponibeln Kräfte dieser Mission so in Anspruch genommen, daß trotz der Ueberzeugung von der Dringlichkeit der Arbeit unter den Gonda diese immer im Hintergrunde blieben. Zwar wurde unter ihnen ein eingeborner Schul-lehrer, jedenfalls ein Hindû, angestellt und die Schule mit Noth erhalten. Eine 1874 angelegte Ackerbaukolonie wird in neuerer Zeit nicht weiter erwähnt. Es scheint — man ersieht aus den Berichten wenigstens nicht das Gegentheil — daß hier noch nicht der Anfang gemacht wurde, den Gonda das Evangelium in ihrer Muttersprache zu bringen. Selbst wenn sie genügend Hindi verständen, würde die Vernachlässigung der noch in Lebenskraft befindlichen Muttersprache gewiß ein Fehler sein. Es ist überhaupt recht zu bedauern, daß die Dschabalpûr-Mission so wenig ihre ursprüngliche Hauptabsicht verwirklicht. Ich meine man könne unbedenklich

die 700 Hinduknaben, denen die weltliche Bildung und die irdischen Vortheile, die sie gewähren soll, die Hauptsache ist, getrost dahinten lassen, um voraussichtlich eine viel größere Zahl von Gonda einzusammeln, da unter ihnen das Evangelium nicht alle die Hindernisse des Brahmanismus vorfindet. Man muß sich wundern, wie wenig das Beispiel der Kolh und Santhäl bisher zur praktischen Nachahmung angeregt hat.

Wir haben hier zwar noch eine zweite Mission für die Gonda zu erwähnen, die diesen in weiterem Maße ihre Kräfte widmet. Sie ist jedoch noch nicht viel über die Zeit des Säens hinausgekommen. Es ist die der schottischen Freikirche zu Tschindwara, einer Station, welche 1866 von der älteren zu Nagpur aus gegründet wurde, nachdem dort der treffliche Missionar Hislop schon lange Zeit sich für die Gonda interessirt hatte. Der genannte Platz liegt 24 Meilen nördlich von jener Hauptstadt und hat 8000 Einwohner, von denen jedoch nur 360 der Urbevölkerung angehören. In der Umgegend aber ist diese reichlich vertreten und wird für einen Umkreis von 1—1½ Meilen Halbmesser auf 20000 geschätzt. Missionar Dawson und sein Gehilfe Hardie, ein Tamule von Geburt, machen mit großer Treue und Eifer auf den zugänglichen Dörfern Besuche, um das Evangelium zu verkündigen und zwar beide in Gondi. Der genannte Missionar hat die erste Grammatik dieser Sprache verfaßt, und verschiedene Stücke der heil. Schrift, Traktate zc. übersetzt. — Zuerst pflegten die Dorfbewohner vor den fremden Predigern zu fliehen und sich zu verstecken. Jetzt sammelt sich gern eine Zuhörerschaft, die bereitwillig sich von dem Herrn Jesus erzählen läßt. Viel ist jedoch noch nicht ausgerichtet. Man kann sich auch nicht darüber wundern, da die Besuche doch nur verhältnismäßig selten sind, wenn alle jene 70 Dörfer gleichmäßig berücksichtigt werden sollen. Der Missionar muß nämlich sich schon in der frühen Morgenstunde einfinden, wenn er die Leute, noch ehe sie auf ihre Felder gehen, beisammen finden will, und kann deshalb nur ein oder höchstens 2 Dörfer an einem Tage besuchen. Wird in solch' einem Dorfe aber im Jahre nur etwa vier mal gepredigt, so wird der ausgestreute Same sich immer nur recht langsam entwickeln.

Auch hier glaube ich ist die Hindustadt, welche den Sitz der Mission bildet, immer noch ein ziemliches Hindernis, denn sie nimmt wieder einen bedeutenden Theil seiner Kräfte in Anspruch, da auch hier Bazärpredigt zu treiben, Hinduschulen zu leiten sind zc. Es darf nicht übersehen werden, daß es ein großes Opfer wäre, wenn ein Europäer seinen Wohnsitz (auch wenn nur in der passenden Jahreszeit) nach so einem einsamen Dshan-

gelborde verlegen sollte. Die Früchte aber würden jedenfalls ganz anders ausfallen, als bei diesen vereinzelteten Besuchen, bei denen die persönlichen Beziehungen nie recht zu einer lebenskräftigen Entwicklung kommen.

Schließlich ist noch zu erwähnen daß im Jahre 1872 die schottische Original Secession Synod eine Mission für die Gonda in Seoni, einem früher von Tschindwara aus besuchtem Plage errichtet hat. Nähere Nachrichten darüber sind mir nicht zur Hand gekommen.

#### 4. Die Satnâmi.

Die Satnâmi könnten vielleicht mit Unrecht an dieser Stelle aufgeführt zu sein scheinen. Sie sind eine religiöse Sekte. Da dieselbe aber überwiegend, oder vielleicht nahezu ausschließlich ihre Mitglieder aus der kastenlosen Bevölkerung der Tschamâr gesammelt hat, so haben wir Grund, sie an dieser Stelle zu besprechen. Die Tschamâr kommen in verschiedenen Ländern Indiens als Lederarbeiter vor. Sie ziehen dem gefallenen Rindvieh die Haut ab und verarbeiten dieselbe. Auch das Fleisch der gefallenen Thiere genießen sie, wie wir es bei den Mahâr sahen. Daneben halten sie Hühner und Ziegen, die sie ohne Bedenken schlachten. Darum sind sie bei den Hindû tief verachtet. Hier haben wir es mit dieser Kaste von Leuten in der centralindischen Landschaft Tschattisgarh mit der Hauptstadt Raipûr (Raepoor spr.: Raipur) zu thun. Außer den bezeichneten Geschäften lagen ihnen dort Frohndienste ob und sie befanden sich in einer ziemlich unterdrückten Lage. Der sozialen Knechtschaft müde fielen sie unter weitgehender Bewegung in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts einem Manne zu, der als ein Prophet und von Gott gesandter Befreier unter ihnen auftrat. Es bildete sich eine Sekte, die alle Götzenbilder verwarf, um dem einen, unsichtbaren Gotte zu dienen. Das Essen von Mas sowie überhaupt von Fleisch wurde verboten — im Geheimen freilich blieb die alte Unsitte im Gange. Sie nannten sich Sat nâmi, d. i. „die mit dem wahren Namen“ und Sat Nâm bildet anstatt des gewöhnlichen Râm Râm bei ihnen die Begrüßungsformel.<sup>1)</sup>

Vor etwa 10 Jahren waren Missionsfreunde auf die immer noch fortgehende Bewegung aufmerksam geworden und verlangten nach Missionaren, welche versuchen sollten sie in christliche Bahnen zu leiten, als der von der deutschen evangelischen Missionsgesellschaft in den Vereinigten Staaten ausgesendete Missionar Lohr (früher von Gofner

<sup>1)</sup> Sherring, History of Protestant Missions übersetzt „Sieben Stämme“ und bringt eine weit hergeholte, wie es scheint willkürliche Hypothese von 7 Stämmen, die sich in jener Bewegung vereinigt haben sollen. Wenn man die bekannte Redensart „Râm nâm sat hai“ „Râms Name ist wahr“ vergleicht, wird man die Richtigkeit der obigen Deutung nicht bezweifeln.



zu den Kolh gesandt, von wo er durch den Militäraufstand vertrieben nach Amerika gekommen war) in Bombay eintraf. Der ehrwürdige schottische Missionar Wilson rieth ihm das Feld in Tschattisgarh zu wählen und führte ihn selbst dort ein. Er lernte den jetzigen Gûrû der Satnâmi selber kennen, der von etwa 4000 Anhängern verehrt wurde, die ihm Kokosnüsse zum Opfer brachten und das Wasser tranken, indem er seine Füße gewaschen hatte. Er schien dem Evangelio nicht viel Widerstand entgegen zu setzen und der Missionar ging hoffnungsvoll an seine Arbeit. Die Regierung schenkte 1600 Acker ausgezeichnetes Land 6—7 Stunden nördlich von Rayapûr zur Anlegung einer Station, die den Namen Bîsrampûr, Ruhestadt, erhielt. Noch in demselben Jahre konnten die Erstlinge getauft werden. Doch gingen die Erfolge nicht fort, wie man erwartet hatte. Die Satnâmi und die Tschamâr überhaupt erwiesen sich doch als sehr roh und stumpfsinnig. (Das letztere mag vielfach von dem auch schon Kindern gegebenen Opium herrühren.) Dazu hatte sich der Gûrû bald gegen die Mission sehr feindlich gestellt und wüthete gegen die Befehrten. Trotzdem ist eine Gemeinde von nahezu 300 Getauften gesammelt; manche derselben aber stammen aus andern Kasten. Eine zweite Station wurde in Rayapûr selbst angelegt, was also auch wol auf weitere Arbeiten unter der Hindubevölkerung hinweist. Zur Zeit aber ist dieselbe, wegen einer über diese Mission gekommenen Krisis aufgegeben. Trotz mancherlei Schwierigkeiten<sup>1)</sup> hat Vohr sein Werk treulich fortgeführt und wie die obige Zahl beweist, nicht ohne Früchte. Ein in Barmen ausgebildeter Missionar, Namens Hasenack ist ihm jetzt zur Hilfe gesandt worden.

Wir können über diese Mission vielleicht in nicht ferner Zeit Ausführlicheres berichten, da der Vorstand beschlossen hat eine Geschichte derselben zu veröffentlichen.

##### 5. Die Mâla resp. Madiga.

Mit diesem Abschnitte kommen wir zu dem kostenlosen Theil der Bevölkerung des Telugulandes, das südöstlich von Mahrâtta und südlich von Gondwana einerseits auf dem Hochplateau des Dekhan liegt, wo dies von der mittleren Godâverî, dem Krişna und Pennâr durchströmt wird, andererseits die von diesem durch die Ostghâts getrennten Küstenlandschaften einnimmt. Was die ersteren Gegenden betrifft, so sind sie ziemlich dürre, da die kleineren Wasserläufe in der heißen Zeit ganz trocken stehen. Auch

<sup>1)</sup> Auch die Leitung der Landwirthschaft resp. die Verwerthung des auf dem Stationslande wachsenden Grases, das zum Decken der Häuser viel begehrt wird und eine hübsche Summe zur Erhaltung der Station beiträgt, gehört dazu. Jetzt wird ein eigner Defonom ausgesandt werden.

hier müssen die Teiche (Tanks) aushelfen, in denen das Regenwasser zur Zeit des Monsûn gesammelt wird um die nahe gelegenen Aecker zu bewässern. Der Boden ist zum Theil wenig fruchtbar; doch finden sich auch, besonders im Süden Striche des sehr ergiebigen schwarzen Baumwollenbodens.

Die genannten Ströme führen uns durch die Bergthale der Ostghâts zur Küste herab. Mit der fruchtbaren Zone der Vorberge begrüßt uns eine ganz andere, üppige Landschaft. Anstatt der flachligen, struppigen Dschungels dort oben zeigen sich weite, dichte Laubwälder in tropischer Fülle. Dies ist jedoch die Region des tödtlichen Fiebers. Die äußersten Küstenstriche sind sandig und steril; doch ist die fahle Landschaft hier und da von Kokos- und Palmyrahainen unterbrochen, sowie von Reisfeldern, die mit vieler Mühe angelegt und unterhalten werden. Anderwärts schafft die Bevölkerung ihren Unterhalt durch Salzbereitung. Die Küste ist flach und darum verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Häfen fehlen ganz, was jedenfalls dazu beigetragen hat, daß dieser Theil Indiens hinter andern in der Kultur zurückgeblieben ist.

Die Kasten arischen Ursprungs sind hier nur schwach vertreten. Dennoch hat das ganze Land die Physiognomie des Hinduismus angenommen, obwol unter den brahmanischen Formen noch in ausgedehnten Maße der alte Dämonenkult herrscht, dem die Schichten der Bevölkerung, die uns hier besonders interessieren, vollständig ergeben sind. Obgleich 4—5 Missionsgesellschaften unter den Mâla mit großem Erfolge arbeiten, fehlt uns doch bis jetzt eine ausführlichere Schilderung derselben. Die meisten Notizen bieten noch die Blätter der Church Missionary Society<sup>1)</sup>.

Die Mâla sind eine verabscheute Sklavenkaste, die in besondern Dörfern lebt, und den Aecker der Hindû zu bebauen hat. Sie sind hart bedrückt, umsomehr, als sie ihren Herrn durch erhaltenen Vorschuß verschuldet zu sein pflegen. Bisher waren sie fast aller Willkür ausgesetzt und hatten nur kümmerlich ihren Lebensunterhalt. Sie gehören zu den tiefst verkommenen Menschen und leben in Schmutz und Unwissenheit hin, wie Thiere. Was ihre Religion betrifft, so werden kupferne Götzen und Zaubergegenstände erwähnt. Merkwürdig ist es, wie bereitwillig sie in Folge der christ-

<sup>1)</sup> Geradezu unverantwortlich ist es, wenn im Missionsblatt der amerikanischen Baptisten zur Illustration der Mission unter diesen Kastenlosen die bekannte Beschreibung des hinduistischen Heidenthums wiederholt wird, ohne jene gewaltige Kluft zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung auch nur im Entferntesten anzudeuten. Mag dies immerhin in Unkenntnis, bona fide geschehen sein, der Schein des Verdachtes einer absichtlichen Verhöhnung wird doch nahe liegen.

lichen Bewegung, die durch das ganze Land geht, diese Götzen aufgeben. Ein Missionar brachte von einer Reise zwei Kisten voll mit nach Hause. Mit dem vollsten Vertrauen setzen sie ihre (freilich meist noch unklare und ungeläuterte) Zuversicht auf den unsichtbaren Gott, den ihnen die Missionare verkündigen. Daß der Kern der Bewegung auf der sozialen Seite liegt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Mäla sehen, wie sie durch das Christenthum aus ihrer verachteten Stellung emporgehoben werden zu einer Stufe der menschlichen Gesellschaft, die sie vordem nie zu hoffen wagten. Sonst blieben sie schutzlos, wenn sie von den Brahmanen und Schüdra gemißhandelt, betrogen und beraubt wurden. Denn gingen sie vor die niederen Gerichtshöfe, so bekamen sie jedesmal Unrecht. Ein einziger Fall aber, der nun in höherer Instanz zu Gunsten eines christlichen Mäla entschieden wird, wirkt weithin unter dieser bisher so rechtlosen Bevölkerung. Daher entspringt die bittere Feindschaft der Kastenleute gegen die Befehrten. Es wird ihnen z. B. das Betreten des Hindūdorfes verboten. Der Kaufmann verkauft ihnen keine Waare. Land, das sie bisher benutzen durften, wird ihnen abgenommen. Man verbietet ihnen die Benutzung des Brunnens, sowie die Blätter des Gogobaumes, welche von den Armen als Nahrung benutzt werden u. Die Christen aber ertragen selbst schwereres Martyrium geduldig in der festen Zuversicht auf die Hilfe des Christengottes — ganz ähnlich wie dies auch bei den Kolh der Fall ist.

Daß die jungen Christengemeinden noch viel zu wünschen übrig lassen, darf nach den vorstehenden Andeutungen nicht befremden. „Sie sind die reinen Kinder.“ Besonders in der Schule giebt es schwere Arbeit mit der erblichen, „geistigen Verkommenheit.“ Vollends hält es hart, den Alten die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser beizubringen. Besonders schwer wird es ihnen, sich den Genuß des Fleisches von fepirtem Vieh abzugewöhnen. Dazu kommt, daß sich auch bei diesen Kastenlosen die Kaste eingeschlichen hat. Die Madiga stehen hier in einem ganz ähnlichen Verhältnis zu den Mäla wie die Mäng zu den Mahär im Mahärättenlande. Die Mäla sehen scheel oder widersetzen sich, wenn ein Madiga zur christlichen Gemeinschaft zugelassen werden soll. — Bei der Ausdehnung, welche die christliche Bewegung in verhältnismäßig kurzer Zeit in diesen Schichten der Bevölkerung erlangt hat, ist der Mangel an tüchtigen Lehrern sehr empfindlich. Es fehlt an christlicher Aufsicht und Leitung. Im Gefühle ihrer sozialen Hebung schlagen die Befehrten wol in's Gegentheil um, werden unverschämt und widersetzen sich auch gesetzlich bestehenden Ordnungen. Ein Missionsfreund, der sich die bekehrten Heiden in

idealistischer Weise vorstellt, würde von den Mäla ziemlich enttäuscht werden. Diesem Umstande vielleicht ist der Mangel an eingehenderen Berichten in den betreffenden Missionsblättern zuzuschreiben. Jedem Verständigen aber sollte es nicht befremdlich sein, daß ein so lange zertretenes Geschlecht nicht mit einem Schlage umgewandelt werden kann. Bittere Erfahrungen bleiben dabei freilich nicht aus. Hier fällt vielleicht eine Schaar von Katechumenen wieder ab, weil eine gewisse Erwartung in Bezug auf ihre äußere Lage nicht in Erfüllung ging, dort muß aus einer Schaar schon Getaufte der größere Theil um grober Sünden willen ausgeschlossen werden. Und wie viel Sauerteig des alten heidnischen Aberglaubens ist noch bei ihnen zurückgeblieben! Wir wollen aber uns durch dies alles nicht irre machen lassen, sondern uns herzlich freuen über dies fruchtbare indische Missionsfeld. Es sind eben Massenbefehrungen. Die vielen Schladen, die den jungen Gemeinden anhaften, werden durch die treue und geduldige Arbeit der Mission nach und nach entfernt werden. Daß übrigens von vorn herein es sich hier nicht um Massenbefehrungen nach der Kaverischen Methode handelt, sondern daß der Taufe der einzelnen sorgfältige Vorbereitung und Prüfung vorhergeht, soweit die Kräfte und Verhältnisse irgend es gestatten, brauche ich kaum zu erwähnen. Es fehlen übrigens dabei nicht etliche Fälle von Einzelbefehrung, in denen sich schöne Züge eines echten Christenthums offenbaren. Auch ist es höchst erfreulich die Fortschritte zu beobachten, wie sie innerlich und äußerlich bei solchen bekehrten Mäla zu Tage treten; und schon kommt es hier und da vor, daß solch ein einst Verachteter einem Brahmanen geistig weit überlegen ist.

Betrachten wir nun die Arbeit der verschiedenen hier thätigen Missionsgesellschaften im Einzelnen. Die älteste Station ist die der Londoner Missionsgesellschaft zu Kad dâ pâ (Cuddapah) seit 1824. Sie liegt in den Ostghâts, die hier den Namen des Nallamallagebirges führen, wo sie vom Pennâr durchbrochen werden. In einem nördlichen Seitenthale findet sich die jüngere Station (seit 1855) Mandihal (Mundial). Nicht weniger als 90 Außenstationen mit 5200 Christen stehen in Verbindung mit dieser Mission, über deren nähere Verhältnisse in den Blättern der Gesellschaft leider gar keine Nachrichten zu finden sind.

In nächster Nachbarschaft mit derselben arbeitet die Propagation Society zu Mathalapâd (Mutialapand) und Kalsapâd (Gulsapand). Zu diesen beiden Stationen gehörten (1875) über 60 Dörfer. Noch immer meldet sich hier und da aus einem Dorfe etwa ein Duzend Familien zum Uebertritt. Es ist schon bekannt, daß sie vorher lernen müssen, daher bitten



sie um einen Lehrer. Die Bitte wird aber nach Untersuchung ihrer Absichten und Verhältnisse erst dann erfüllt, wenn sie ein freilich sehr einfaches Gebäude errichtet haben, das als Schule sowie für tägliche Morgensandachten und den Sonntagsgottesdienst benutzt werden kann. So werden die Gemeinden von vornherein daran gewöhnt, die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse tragen zu lernen. Neben anderen Hindernissen wird hier auch der Widerstand der Malapriester (Asabi) genannt, die jedoch das Werk nicht aufzuhalten vermögen. Auch wird in einem Berichte gelegentlich erwähnt, wie die Mission unvermeidlich mit diesen niederen Kasten identifiziert und dadurch gegen die höheren immer fester verschlossen wird. Die Zahl der Getauften war 2331 (incl. 643 Kommunikanten) neben 1614 Katechumenen.

Steigen wir über die östliche Kette des Ghâts nach dem Küstenlande herab, so kommen wir auf das Gebiet der **Amerikanischen Baptisten**, die zu Mellâr 1840 ihre Arbeit begannen. Die Station blieb jedoch zunächst, da man unter den Kastenleuten zu wirken suchte, so unfruchtbar, daß man mehrere mal nahe daran war, sie aufzugeben. Noch im Jahre 1863 zählte sie nur 41 Befehte. In den folgenden Jahren begann die Bewegung unter den niederen Kasten, aus denen bis 1871 schon 6400 Christen incl. der Katechumenen gewonnen wurden. Es ist zu bemerken, daß hier das Feuer noch geschürt wurde durch revival-artiges Evangelisiren, wodurch an vielen Orten ganze Schaaren in die Gemeinschaft der Christen hereingezogen wurden. Sehr empfindlich war der Mangel an Männern, denen man die Leitung der Befehten und die Unterweisung der Katechumenen hätte überlassen können. Man mußte dazu solche anstellen, die selbst noch wie Kinder und vor wenigen Jahren wie unvernünftige Kreaturen gewesen waren. Die nördlicher gelegene Station Dngole und Umgegend erwies sich besonders ergiebig. Eine dritte Station wurde zu Râmâpatam zwischen den beiden andern am Meeresstrande angelegt; die jüngste ist südlich davon in Allur. Nach den neuesten Angaben (1876) gehörten zu allen diesen Stationen mehr als 3800 volle Mitglieder der Gemeinde. Dürfte man die nicht angegebene Zahl der Katechumenen in dem früheren Verhältnisse hinzurechnen so würde man für die zu dieser Mission gehörigen Christen überhaupt die bedeutende Zahl 12000 erhalten. Zur Bildung von Katechisten und Lehrern sind energische Anstrengungen gemacht<sup>1)</sup>.

Weiter nach Norden, im Delta des Kistna und der Gôdâverî kommen

<sup>1)</sup> In neuester Zeit haben die Am. Baptisten auch jenseits der Berge in Karnûl eine Station gegründet.

wir wieder auf fruchtbares Gebiet. Auch hier hält die Mission reichliche Ernten unter den Mäla. Da treten uns zunächst die Stationen der **Church Missionari Society** entgegen. Masulipatam wurde 1841 besetzt. Schultthätigkeit war die Hauptsache, und eine Reihe von Jahren blieben die sichtbaren Erfolge auf dieser Hindu-Station gering. Erst von den im folgenden Jahrzehnte gegründeten Stationen Elūr und Bézwarā fand das Evangelium Eingang unter jenen Kastenlosen. Auch hier griff eine wunderbare Bewegung um sich. „Raum haben in einem Dorfe eine Anzahl Familien den Götzendienst aufgegeben, so kommt schon aus einem und dem andern benachbarten Dorfe die Bitte um Unterweisung an den Missionar“. Große Schaaren nennen sich Christen, auch wenn sie noch nicht getauft sind. Wäre man nicht so vorsichtig mit der Ertheilung des Sakraments, so könnten bereits viel größere Gemeinden gesammelt sein. Sie umfaßten jedoch 1876 bereits 3800 Seelen. Neben den Mäla wird hier auch die Weberkaste erwähnt. Von jenen heißt es, daß sie zum Theil eignes Land und Vieh haben, größtentheils aber in halber Sklaverei leben. Besonders die Schulden, die sie bei Hochzeiten und Sterbefällen bei den Landbesitzern (Rahat's) machen, bringen sie in dieses Abhängigkeitsverhältnis. Daher die Feindseligkeiten und Verfolgungen von dieser Seite gegen die Uebertretenden. Auch die aufgeklärten Heiden in den Städten sind sehr erbittert über die christliche Bewegung. „Die Paria-Christen,“ heißt es in einer Zeitung „sind eine wahre Pest. Ungebildet wie sie sind, nehmen sie es sich doch heraus mit dem tüchtigsten Gelehrten (Cāstri) von Christo zu sprechen.“ Das ist für sie kein schlechtes Zeugnis. Die Gemeinden machen langsame aber sichere Fortschritte.“ Auch hier werden sie von vornherein gewöhnt die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse selbst zu tragen.

Eine andre Mission auf diesem Gebiete wird nur selten erwähnt, da sie grundsätzlich keine Berichte verbreitet. Es sind baptistisch resp. darb istisch gerichtete Männer, die in keiner Weise mit einer Missionsgesellschaft verbunden, nur von Freunden privatim unterstützt, mit viel Selbstverleugnung zum Theil seit einigen Jahrzehnten an der Mündung der Gōdāveri arbeiten und zwar in Marsapuram, Palicōl und einigen andern Orten. Nach Sherring (der übrigens wol in Verwechselung mit den bald zu erwähnenden Missionaren der Norddeutschen Gesellschaft die Stifter dieser Mission als Deutsche bezeichnet) soll die Zahl der Bekehrten in 8 Gemeinden schon 1871 über 1000 gewesen sein bei dreihundert Kommunikanten. Jedenfalls stammen sie überwiegend aus den niederen Kasten.

Endlich ist hier die Mission der Generalsynode der Evange-

lisch Lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten in Nadschamandry und Guntur aufzuführen. Die Norddeutsche Gesellschaft sandte in den Vierziger Jahren mehrere Arbeiter dahin, konnte aber dieses Feld nicht behaupten und sie traten es 1850 der oben genannten Denomination ab. Lange schien auch hier die Arbeit fast fruchtlos zu bleiben. Nachher wurden größere Schaaren eingesammelt. Einer der niederen Berichte deutet freilich an, daß die Gemeinden nicht einen sehr ermuthigenden Anblick gewähren und daß auch wol eine Menge Gemeindeglieder wieder rückfällig wird, wie dies in einem Jahre 1873 mit mehr als 70 der Fall war. Doch belief sich damals die Zahl der Christen auf 780.

Nur im Vorübergehen bemerken wir, daß die Canadischen Baptisten vor einigen Jahren auf diesem Gebiete eine Mission in Konada begonnen haben.

#### 6. Die Koï<sup>1)</sup>.

Koï sind die Aborigines an der unteren Gôdâverî, welche zu beiden Seiten des Stromes auf einem 4—5 Meilen breiten Striche bis tief ins Innere des Landes hinein vorkommen. In den Wäldern und auf den Bergen hausend haben sie eine sehr einfache Lebensweise. Inmitten des Waldes klären sie einen Platz, auf dem sie etliche Morgen mit Korn und Baumwolle bepflanzen, rings um die Hütten in denen sie wohnen. Damit haben sie Nahrung und Kleidung. Auch halten sie einiges Rindvieh, der Milch wegen, pflanzen ein wenig Tabak und benutzen die Blüthen des Ippabaumes zu einem berausenden Getränk. In der kalten Jahreszeit sehen die Koï-Dörfer mit ihren dicht mit Melonen und anderen Rankenpflanzen bekleideten Dächern sehr hübsch aus. Aber es ist ihnen eine gefährliche Zeit, da unter dem 9' hohen Dschuari Tiger und Panther sich bis in die Nähe der Hütten schleichen.

Schön sind die Koï nicht. Besonders die Weiber haben etwas Rohes und manchen männlichen Charakterzug. Dabei bewahren sie einen alten aristokratischen Stolz. Die umwohnenden Hindû sind ihre gebornen Feinde. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren Raub- und Mordzüge der benachbarten Nadschâ nichts seltenes. Die Koï bezahlen ihnen mit gleicher Münze. Trotz dieser Feindschaft dringt doch das Telugu mehr und mehr unter ihnen vor, und die alte Koï-Sprache stirbt schnell aus.

Ein englischer Beamter, Colonel Haig, welcher ausgedehnte Wasserbauten an der Gôdâverî leitete, nahm sich zuerst dieses Stammes an. Er

<sup>1)</sup> Richtiger dürfte die Form des Namens „Koya“ lauten.



suchte ihre irdischen und geistlichen Verhältnisse zu heben. Durch seine Freundlichkeit gewann er hier und da ihr Vertrauen. Auf seine Veranlassung wurde 1860 von der Church Missionary Society eine Station zu Dumagudem<sup>1)</sup> angelegt. Durch die persönliche Einwirkung dieses edeln Menschenfreundes wurden der Mission bald einige Früchte verschafft. Bemerkenswerth ist die Bekehrung des Radschpüten Venkatarāma Rāzu, der bis dahin bei den genannten Bauten beschäftigt sich nun in hingebendster Weise und unter Verzichtleistung auf äußere Vortheile sich dem Evangelistenberufe widmete und 1871 zum Pastor ordinirt wurde.

Dennoch hatte die Mission anfänglich viel Schwierigkeiten. Die Koī wurden nicht speziell in's Auge gefaßt. Viel leichter war das Missioniren unter der bunten Schaar allerlei Volkes, die bei den Wasserbauten beschäftigt wurden. Aus diesen hauptsächlich wurde die erste Gemeinde gesammelt. Es liegt auf der Hand, wie dadurch der Eingang des Evangeliums unter den Koī erschwert werden mußte. Zwar legte man in mehreren ihrer Dörfer Schulen an. Auch hier aber wurde derselbe Mißgriff begangen, den wir schon an einer andern Stelle zu erwähnen hatten. Man stellte Hindūlehrer an, die bei dem erwähnten schroffen nationalen Gegensatz nicht bedeutenden Einfluß gewinnen konnten. So stark war das Mißtrauen dieser Aborigines, daß die Bewohner von Molatapadu bald nach Anlegung der Station fast alle ihre Hütten verließen, und sich anderswo anstiedelten allmählig kehrten sie später zurück, als sie einsahen, daß ihre Befürchtungen unbegründet waren. So verging denn geraume Zeit bis auch nur ein anfänglicher Erfolg unter jenen Waldbewohnern erzielt wurde. Der Erstling von ihnen konnte 1869 getauft werden; in den nächsten Jahren folgten etliche wenige, während die Berichte immer wieder über die Unzugänglichkeit der Koī zu klagen hatten und manche von den angelegten Schulen kaum ihr Dasein fristen konnten. Zu den Gottesdiensten und bei der Reisepredigt fand sich wohl eine Anzahl heidnischer Koī mit ein, doch schien sich nirgends ein Verlangen nach der Taufe zu regen.

Erst im Jahre 1876 traten mehrere einflußreiche Männer hervor um dieselbe zu begehren. Ich finde nirgends angegeben unter welcher Veranlassung dieser Umschwung stattfand. Seitdem ist denn auch auf diesem Gebiete eine Bewegung zum Christenthum erkennbar, wenn sie auch noch nicht solche Dimensionen wie auf einigen andern der hier besprochenen Felder angenommen hat. Pedda Nallapalli und Tschinna Nallapalli scheinen

<sup>1)</sup> Genauer zu Molatapadu eine engl. Meile von dem genannten Orte.



die beiden Dörfer zu sein in denen sie ihren Heerd hat. Bis zu Anfang dieses Jahres waren 57 Männer 20 Frauen und 39 Kinder getauft. Der Tod aber hat die junge Gemeinde bereits wieder gelichtet, auch sind einige Getaufte wieder soweit weggezogen, daß sie für den Unterricht und die Seelsorge nicht mehr erreichbar sind. So ist denn die Gemeinde auf die Zahl von 68 Seelen zurückgesunken<sup>1)</sup>. Doch haben sich in der Nähe von Dumagudem einige weitere Thüren geöffnet. Auch scheint man in der Mission mehr zur Ueberzeugung zu kommen von der Wichtigkeit die Arbeiten spezieller den Koi zuzuwenden. Hoffentlich bleibt die Bitte, die Missionar J. Cain dem Directorium ausgesprochen hat, einen Missionar auszusenden, der sich ausschließlich diesem Zweige widmen sollte, nicht unerfüllt.

## Die allgemeine Missionsconferenz in London vom 21.—26. October 1878.

Von Dr. Schreiber.

Es ist in der That keine leichte Aufgabe von dieser Conferenz einen auch nur einigermaßen entsprechenden und genügenden Bericht zu liefern, denn die Tage waren so inhaltreich, daß es schwer fällt zwischen der ermüdenden und nichtsagenden bloßen Aufzählung und der durch den beschränkten Raum verbotenen ausführlichen und vollständigen Wiedergabe aller Verhandlungen den richtigen Mittelweg zu finden. Der einzig genügende Bericht wird der demnächst erscheinende offizielle sein, welcher alle Ansprachen 2c. vollständig bringen und gewiß nicht minder als der über die letzte allgemeine Missions-Conferenz in Liverpool im Jahr 1860 eine reiche Fundgrube für jeden sein wird, der sich über Stand und Gang der evangelischen Mission au fait halten will. Inzwischen wird aber auch dieses vorläufige mangelhafte Referat nicht überflüssig sein, namentlich wenn es auch nur einigermaßen einen ähnlichen Eindruck in den Lesern hervorbringt, wie ihn alle Theilnehmer an der Conferenz selbst mit nach Hause genommen haben, nämlich den Eindruck von dem siegreichen Fortschreiten der evangelischen Mission und dem wachsenden Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft aller evangelischen Missionsgesellschaften unter einander. Gerade dies Letztere war als ein Hauptziel der ganzen Conferenz in der Einladung zu derselben in den Vordergrund gestellt, und ohne Zweifel wird die Conferenz unter Gottes Segen mächtig dazu beitragen, die Gemeinsamkeit der Arbeit, gegenseitige Achtung, Anerkennung und Unterstützung zu fördern.

Die Conferenzen fanden in einem großen Saale (Mildmay-Park-Conferenz-Hall)

<sup>1)</sup> Der größere Theil der zur Station Dumagudem gehörigen Gemeinde, die nach dem letzten Jahresberichte 300 Mitglieder zählte, ist aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen gemischt.

im Norden Londons statt und zwar öffentlich. An den 4 Haupttagen, Dienstag bis Freitag fanden je zwei Versammlungen statt, von  $\frac{1}{2}$  11— $\frac{1}{2}$  2 und von 3—5 Uhr, denen Abends noch eine dritte mit mehr erbaulichem Charakter folgte. Außerdem gab es am Montag Abend eine Eröffnungs- und am Sonnabend eine Abschieds-Versammlung. Der Besuch war mit Ausnahme der Abend-Versammlungen von Seiten des Publikums nicht übermäßig groß, doch waren immer 6—800 Zuhörer da außer den eigentlichen Delegirten, von denen die hauptsächlichsten auf einer erhöhten Plattform ihren Platz hatten. Alle Versammlungen wurden mit gemeinsamem Gesang und Gebet, theilweise auch mit Schriftverlesung eröffnet und geschlossen.

Am Montag Abend hielt Sir William Minns die Begrüßungs-Rede, in welcher er auf die Bedeutung der Mission für die Welt und die Kirche selbst hinwies und daran erinnerte, daß wir im vollen Bewußtsein unserer gänzlichen Abhängigkeit von Gott dennoch verpflichtet seien, mit aller Treue darnach zu trachten, daß alle unsre Mittel und Kräfte in der möglich wirksamsten Weise arbeiteten, was nur durch eine Vergleichung der verschiedenen Weisen und bei Gemeinschaft unter einander möglich sei. Zur Erreichung dieses Zieles solle auch diese Conferenz mithelfen. Im Unterschied von der zu Liverpool sei das Programm diesmal geographisch, nach den einzelnen großen Missionsgebieten geordnet worden. Man hoffe, daß auf diese Weise kein Gebiet werde übersehen werden und die mancherlei Fragen würden ganz von selbst eine jede an ihrer Stelle zur Sprache kommen. Schon das Zustandekommen dieser Conferenz dokumentire ja eine erfreuliche Einmütigkeit unter den Missionsleuten, die indes gar nichts besonders sondern im Gegentheil nur ganz natürlich sei für alle, die unter dem Kreuz Christi kämpfen wollten und die auch sehr wohl ausführbar sei mit der Lösung: Gnade sei mit allen, die den Herrn Jesum lieb haben aus reinem Herzen.

Nach ihm sprach an dem Abend nur noch der Secretary der London Mission Dr. Mullens, über die Zunahme der Cooperation der Missionsgesellschaften. Er führte aus, wie gerade in letzter Zeit bei der Inangriffnahme des großen neu erschlossenen Missionsgebietes in Central-Afrika sich ein sehr bemerkenswerthes und erfreuliches Zusammenwirken der verschiedenen Gesellschaften ganz wie von selbst gemacht habe, wie es auch eigentlich selbstverständlich sei. Die Welt freilich stelle sich das Verhältniß der Gesellschaften und Denominationen unter einander immer als ein gespanntes vor, aber ganz mit Unrecht, wenigstens was die Mission betreffe. Nicht nur in London hielten schon seit Jahren die Sekretäre der verschiedenen Gesellschaften regelmäßig gemeinsame Conferenzen, sondern das Gleiche geschehe z. B. in Calcutta, Bombay und Madras, und namentlich diese jetzige Conferenz sei ein mächtiges Zeugniß dieser Einmütigkeit. Unter Voraussetzung dieses schon stattfindenden Zusammenwirkens könne man in der Zertheilung der Kirche sogar einen Vortheil statt eines Nachtheiles sehen, denn das Missionsfeld sei eben so unendlich groß und mannigfaltig, daß eine einzige Gesellschaft oder Kirche unmöglich das Ganze übersehen, geschweige recht bearbeiten könne, und biete Raum genug und Uebergenug für die Arbeit aller Kirchen, die sich mit ihren verschiedenen Gaben und Weisen gegenseitig ergänzen und corrigiren könnten. —

Der erste Haupttag, Dienstag, war nach dem Programm für die Missionen in Africa und Westindien bestimmt. Zum Beginn wurden die Namen der Vertreter der einzelnen Gesellschaften verlesen und damit die Herren, die sich, so weit sie zugegen waren, jedesmal von ihrem Sitz erhoben, der Versammlung vorgestellt. Dabei ergab sich, daß 5 amerikanische, 5 kontinentale, 5 schottische und 13 englische

Gesellschaften durch im Ganzen mindestens 80 Repräsentanten vertreten waren. Von den deutschen waren die beiden Berliner, Barmen und Basel je durch einen Abgesandten repräsentirt. Nach englischer Weise wurde die längste Zeit durch Vorlesen von schriftlichen Aufsätzen in Anspruch genommen, außerdem gab es aber natürlich auch Ansprachen. Zu einer eigentlichen Diskussion kam es an diesem ersten Tag leider nicht, aber wohl an den folgenden Tagen.

Den Anfang machte der Sekretär der Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei Dr. E. B. Underhill mit Vorlesung eines Aufsatzes über die socialen und religiösen Folgen der Emanzipation und den voraussichtlichen Einfluß derselben auf Africa selbst. Er erinnerte daran, daß im Vergleich zu der Jahrhunderte langen Zeit des Bestandes der Sklaverei erst ein kurzer Zeitraum seit ihrer Aufhebung verfloßen sei und betonte mit Nachdruck, daß es sich hier nicht um eine nachträgliche Rechtfertigung dieses Schrittes durch kommerzielle oder soziale Erfolge handeln könne, da vielmehr jener Schandfleck unter allen Umständen, und sei es auch zum größten Nachtheil vieler dadurch Betroffenen, vom christlichen Namen habe abgethan werden müssen. Uebrigens sei Westindien auch mit seinen Sklaven dem Ruin entgegen gegangen. Und in welchem elenden verwahrlosten sittlichen Zustande befanden sich damals die Sklaven! Freilich sei nun seit der Emanzipation sehr viel unter ihnen geschehen, aber es sei ganz unbillig zu verlangen, daß die durch die lange Sklaverei großgezogenen Laster wie mit einem Schlage abgethan sein sollten. Dazu seien vielmehr mindestens 2 Generationen nöthig. Außerdem sei der im Anfang unter den Negeren erwachte Durst nach Belehrung bald wieder aus Mangel an Befriedigung vielfach erkaltet, denn die Missionare hätten jeder nur seine eigene kleine Gemeinde versorgen können und die Regierung habe früher wenig gethan. Erst seit 10 Jahren sei das besser geworden, fast die ganze Bevölkerung empfangt jetzt Unterricht und alle Miss.-Gesellschaften arbeiten treu und wie um die Wette. — Nach ihm sprach Sir T. Fowell Buxton über die neuen Afrikanischen Entdeckungen und ihren Einfluß auf die neuen Missionsunternehmungen in Central-Afrika. Viel Neues bot dieser Vortrag nicht, nur sei erwähnt, daß er den deutschen Missionaren Nebmann und Krapf den ihnen gebührenden Ruhm, den ersten Anstoß zu dieser Erschließung Centralafrikas gegeben zu haben, zuerkannte und daß er besonders auch auf die wichtigen Dienste, welche eingeborene Gehülfen, namentlich Jünglinge aus Lovedale und Mombasa geleistet haben, hinwies. Während der folgende Redner, ein Missionar Smith aus Südafrika, sprach, erschien der alte ehrwürdige Moffat auf der Plattform und wurde mit lebhaftem Applaus empfangen. Dir. Wangemann gab darauf eine Uebersicht über die Arbeit der Berliner Mission, hob die characteristica dieser Mission: ihre Armuth, Nüchternheit und Uneigennützigkeit hervor und richtete zum Schluß die dringende Bitte an die Konferenz, ihm resp. seiner Gesellschaft behülflich zu sein, daß sie endlich doch in ihrem guten Recht als Besitzerin von Pniel in Griqua-Land-West anerkannt werden möchte. Nach ihm sprach der Sekretär der Freedmen Missions Society, Rev. D. S. White über die wichtige Arbeit seiner Gesellschaft unter den frei gewordenen Negeren, über die erfreulichen Resultate und wie jetzt schon von den Negerchristen Amerikas ausgesandte schwarze Missionare und Aerzte an der Westküste Afrikas, an der Bekehrung ihres Vaterlandes mitarbeiteten; der Sekretär der Wesleyan Mission Society, Rev. Osborn gab eine Uebersicht über das ungemeine Wachsthum der wesleyanischen Mission in Westindien, die jetzt 110 Missionare, 50 000 Gemeindeglieder und 150 000 adherents



zähle und die er eben als Visitator zu besuchen im Begriff stehe; Rev. Schreud, der Vertreter der Baseler Gesellschaft, brachte die vor einigen Jahren in England so viel besprochene, jetzt aber in den Hintergrund getretene Mission in Asante den englischen Freunden als ihren Pflingling wieder in Erinnerung und berichtete, daß der bekanntlich in seine Arbeit wieder eingetretene Miss. Ramseyer kürzlich die ersten 5 Asanteneger habe taufen können; Herr James Stevenson aus Glasgow wies hin auf die außerordentliche Ausdehnung des Missionswerkes in Südafrika, wo im Ganzen 250 Gemeinden mit 35 000 Kommunikanten und 180 000 adherents sich fänden, weiter auf den bedeutenden Antheil, den deutsche Gesellschaften an diesem Werk hatten und endlich auf den viel versprechenden Anfang der am Nyassa gemacht sei; Rev. Hutchinson von der Church Miss. Society betonte, wie seit der Emanzipation der Sklaven erst Afrika auf der Westküste eigentlich erschlossen und die seitdem gemachten Fortschritte sehr ermunternd seien, und wie auf der Ostküste der Sklavenhandel in so ungleich kürzerer Zeit unterdrückt sei, so daß nun auch dort der Weg offen stehe, der denn ja auch u. a. von seiner Gesellschaft jetzt mit Gottes Hilfe betreten sei, und Dr. Schreiber sprach noch ein kurzes Wort über die Mission der Rheinischen Gesellschaft im Herero-Land, das ja nun auch unter englische Herrschaft gekommen und das vielleicht als Weg ins Innere, namentlich zu den Makololo mehr Aufmerksamkeit verdiene, als ihm bisher zu Theil geworden. Den Schluß dieser Morgen Sitzung machte denn der ehrwürdige Moffat. Seit 1816 sei er ein Advokat Südafrikas, noch immer gehöre ihm seine Liebe und seine Kraft. Alles was wir auch heute gehört, ermuntert uns zum fröhlichen Fortarbeiten. Er erinnere sich noch der Zeit, wo nur ein Missionar außerhalb der Colonie in Südafrika gewesen, und jetzt Welch eine große Zahl!, wo noch kein einziger Betschuane habe lesen können und jetzt lesen Tausende die Bibel in ihrer eigenen Sprache! 'Ehemals wilde Heiden seien nun selbst Prediger des Evangeliums geworden. Augenblicklich freilich hinge eine schwarze Wolke über Südafrika, aber er vertraue dem Herrn, daß diese Wolke vorübergehen und daß es auch dort wieder heller Tag werden würde.

In der Nachmittags-Sitzung verlas zuerst Rev. Dr. Stewart von der Free Church Mission aus Livingstonia einen äußerst interessanten Aufsatz über das Institut Lovedale und sein besonderes Werk. Zuerst sprach er von dem Ziel das man sich in Lovedale gesteckt, erst Civilisirung sodann Christianisirung, aber freilich aus den barbarischen Heiden müßten civilisirte Christen werden. Diesem Ziele strebe man nach in dem 9jährigen Cursus der Sülklinge, die 3 Jahre im Elementarunterricht, 3 Jahre in der Mittelschule und dann 3 Jahre im Lehrer- oder Predigerseminar zubrachten. Alle würden auch zu Handarbeiten angeleitet und zwischen Weißen und Farbigen werde kein Unterschied gemacht. Sodann kam er auf die Prinzipien von Lovedale. Das Institut sei konfessionslos, habe Zöglinge aus allen Stämmen und aus allen Kirchen, suche aber einem jeden seinen Glauben möglichst intakt zu erhalten. Das zweite Prinzip sei: Selbstunterhalt. Dies sei fast auch schon erreicht, nur  $\frac{1}{4}$  der Ausgaben würde von Europa aus bestritten,  $\frac{3}{4}$  würden an Ort und Stelle aufgebracht. Zum Schluß wies er auf die Resultate, sowol in der Gemeinde von Lovedale selbst, wo kein Jahr ohne zahlreiche Bekehrungen gewesen — am meisten 1874 — und wo u. a. 3 Zeitschriften erscheinen, als auch auswärts z. B. in Livingstonia, das ja aus Lovedale erwachsen und auf denselben Prinzipien basirt sei. Der Gouvernements-Schulinспекtor Dr. Dale habe Lovedale eins der erfolgreichsten



Institute genannt, eins der besten Mittel gegen Kaffernkriege. Jedenfalls sei es besser — und billiger — die Kaffern zu christianisiren als sie nieder zu schlagen. Zuvobald müsse ein Missionscollege, eine native university werden. Für alles aber was erreicht sei soli Deo gloria.

Nach ihm verlas Dr. Lowe von der Edinburgh Medical Mission einen kaum weniger interessanten Aufsatz über „medical Mission“, ein Ding, das uns noch so fremd ist, daß wir nicht einmal ein passendes Wort dafür im Deutschen haben. Diese Arbeit habe sich, sagte er, schnell die allgemeine Anerkennung erworben. Vor 15 Jahren seien kaum 6 Missions-Aerzte unterzubringen gewesen, jetzt hätten sie alle Jahre 30 und jedesmal seien dieselben schon ein Jahr ehe sie mit ihrer Vorbereitung fertig würden, versprochen und vergeben. 1861 hätte es erst 20 Missionsärzte gegeben, jetzt seien ihrer 90—100! Nicht aus philanthropischen sondern aus ächt christlichen Gründen wolle dies Werk anerkannt sein, der Missionsarzt sei auch nicht ein bloßer Hülfssarbeiter, sondern er solle eben so gut ein Evangelist sein, wie die andern Missionare. Seine Qualifikation als Missionar sei das erste Erforderniß, aber auch als Arzt müßten an ihn die höchsten Forderungen gestellt werden. Der Erfolg, um den es zu thun sei, beruhe auf seinem Geschick als Evangelist. Privat-Praxis oder eine höhere Besoldung als die der andern Missionare werde durchaus verworfen. Das erste Jahr dürfe er als Arzt nichts thun, sondern solle nur dem Sprachstudium obliegen. Für seine weitere Arbeit sei enge Verbindung mit tüchtigen eingeborenen Evangelisten und möglichst baldiges ausgedehntes Heranbilden von eingeborenen Hülfssärgzten von der allergrößten Wichtigkeit.

Als dritter sprach der bekannte freiwillige Evangelist Südafrikas, der Major Malan, eine ebenso interessante wie lebenswürdige und anspruchslose Persönlichkeit. Er beanspruchte mehr Anerkennung und Pflege der eingeborenen Gehülfen, die grade so gut wie wir Glieder am Leib Christi und als solche auch befähigt seien zum Wachsthum desselben mitzuhelfen. Nach seiner Meinung sollten in Afrika neben jedem weißen Missionar 20—30 Nationalgehilfen arbeiten, viele von ihnen hätten z. B. in Livingstonia und Blantyre schon ganz ausgezeichnete Dienste gethan, und namentlich aus Bassuto Land seien noch sehr viele Nationalgehilfen zu bekommen. Zum Schluß forderte er aber auch andere gentlemen auf, seinem eigenen Beispiele zu folgen und als Evangelisten nach Afrika zu gehen.

Dann trat Rev. Appia von der Pariser Miss.-Gesellschaft auf und hob besonders hervor, wie sie sich in Afrika ganz vom Herrn hätten leiten lassen und mit seiner Hülfe solche schöne Erfolge erreicht und für Bassuto Land zu so großem Segen geworden seien. Auch Rev. Clark, einer der Sekretäre des Boston Board, sprach ein kurzes Wort und erklärte, daß auch seine Gesellschaft daran dächte, so bald als möglich nach Central-Afrika zu gehen (?). Den Schluß machte eine Dame, eine Mexikanerin, die mit beredten und warmen Worten dem englischen Volke für das Wort Gottes, das es ihrem Vaterlande gebracht, dankte und von dem gesegneten Fortgang des Evangelisations-Werkes in Mexiko erzählte.

Dem Programme gemäß kam am Mittwoch Indien und China an die Reihe, wie der chairman mit Recht hervorhob, für England das weitaus wichtigste Missionsgebiet. Zuerst verlas Rev. M. A. Scherring, der bekannte Schriftsteller über indische Mission, einen Aufsatz über das Wachsthum und den Stand des Christenthums in Indien, der in übersichtlicher Weise sein Thema behandelte ohne

grade viel Neues zu bieten. Die Zunahme der Christen von 27 000 im Jahre 1813 auf c. 500 000 jetzt ist ja eine ganz außerordentliche und dabei ist noch ganz besonders der Umstand erfreulich, daß die Zahl der Communikanten in noch höherem Maß gestiegen ist, als die der Christen überhaupt. Zu einer Diskussion bot dieser erste Aufsatz keine Veranlassung, desto mehr aber der nun folgende zweite des Dr. Murray Mitchell aus Edinburgh über das Thema: In wie weit fördern die verschiedenen in Indien befolgten Systeme des Unterrichts die Verbreitung des ächten Christenthums. Dies Thema wurde der Anlaß einer sehr interessanten und lebhaften Diskussion, die freilich weder in der Versammlung selbst noch in der hernach folgenden quasi Commissions-Verathung zu einem befriedigenden Abschluß und Ausgleich der Meinungen kam. Dr. Murray Mitchell, der wegen der Kürze der Zeit nur den Theil seines Aufsatzes vorlas, welcher von den Regierungsschulen handelte, hatte es der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie von der ohnehin zu kleinen Summe den weitaus größten Theil für die so kostspieligen hohen Schulen und Universitäten verwende und den Elementarunterricht vernachlässige. Und doch sei der religionslose Unterricht auf höheren Schulen viel gefährlicher und zerstöre allen Glauben viel sicherer als in den Elementarschulen, zumal da die Lehrer vielfach gradezu Feinde des Christenthums seien. Wie solle nun unter solchen Umständen Indien für das Christenthum gewonnen werden können? Die Absicht der Regierung sei ja ursprünglich ganz gut gewesen, jetzt aber, da der üble Erfolg ihres Systems ganz offenbar sei, müsse sie eine Wandlung eintreten lassen. Am Besten wäre es, die Regierung zöge sich ganz von dem höhern Unterricht zurück und beschränkte sich auf den Elementarunterricht. Rev. Barton von Benares meinte zwar auch, die Regierung hätte sich selbst ein Ungeheuer groß gezogen, das ihr nun gefährlich zu werden drohe, er bezweifelte indessen, ob die Miss.-Gesellschaften die erforderlichen Kräfte besäßen, um, falls die Regierung sich von den Universitäten 2c. zurückzöge, dies Werk gehörig aufzunehmen zu können. Von anderer Seite wurde betont, es sei vielmehr Aufgabe der Missionsgesellschaften, die auf den hohen Schulen zum Unglauben gebrachten Jünglinge für's Christenthum zu gewinnen, aber mehr Einigkeit und Zusammenwirken thue noth; es sei übrigens grausam, daß die Regierung durch ihre Schulen den armen Leuten die Lumpen ihres Aberglaubens nehme, ohne ihnen doch ein besseres Kleid dafür wiederzugeben. Von der einen Seite wurde gesagt, es sei genug, darauf zu dringen, daß die Regierung das, was sie 1854 versprochen, auch wirklich ausführe, von der andern Seite wurde das *gran-tin-aid*-System verlangt. Ein Missionar aus Peshawer vertheidigte die Regierungsschulen wenigstens in etwa, sie zerstörten doch nicht so allen Glauben, es seien aus ihnen auch manche gläubige Pastoren hervorgegangen. Einführung der Bibel auf ihnen zu verlangen sei unzulässig, denn man könne doch ungläubigen Lehrern dieselbe nicht in die Hand geben. Man solle nur suchen die Schulen durch christliche Lehrer zu beeinflussen und darauf dringen, daß in den Staats-Universitäten auch durch ein Examen in der Theologie Grade erlangt werden könnten. Diese ganze Diskussion war übrigens vielfach auch durch andere Mittheilungen unterbrochen. So lenkte Miss. Schrenk die Aufmerksamkeit auf die Arbeit der Baseler Mission in Indien, und auf das was sie in Bezug auf Christenthum und Industrie geleistet habe; auch ein englischer Offizier stellte den Baselern ein sehr ehrenvolles Zeugniß aus. Missionsinspektor Plath schilderte die Missionsarbeit und die Christen in Chota Nagpur, so wie er sie selbst gesehen, zeugte gegen die Sünden der Europäer und bat um Sym

pathie auch für diese gesegnete Mission. Dr. Schreiber sprach über den Wettstreit des Islams mit dem Christenthum in holländisch Indien und bat um die Mit-  
arbeit irgend welcher englischen oder amerikanischen Gesellschaft auf diesem großen zu  
wenig bekannten und darum vernachlässigten Missionsfelde, namentlich auch unter den  
aus Mangel an aller Pflege jetzt verkommenen alten Christengemeinden.

Am Mittwoch Nachmittag verlas zuerst der Sekretär der Wesleyanischen  
Miss.-Gesellschaft E. E. Jenkins einen sehr interessanten Aufsatz über das Thema:  
Wie weit wird die Ausbreitung des Christenthums befördert oder ge-  
hindert durch die Wahrheiten die den Systemen des Hinduismus und  
Mohamedanismus zu Grunde liegen und von denen man annimmt,  
daß sie den christlichen Wahrheiten verwandt sind. Er wies nach wie  
bei der Predigt an Mohamedaner der gemeinsame Monotheismus sofort ein An-  
fangs- und Ausgangspunkt des Streites werden müsse, weil wir sagen: Ein Gott  
und Ein Mittler, die Mohamedaner: Ein Gott und Mohamed ist sein Prophet.  
Jetzt sei durch die Zeitereignisse unter den Mohamedanern, deren Religion ja eben  
ein politisches System sei, eine weite Thür geöffnet. Beim Hinduismus biete der  
Glaube an einen allmächtigen Geist und die Unsterblichkeit der Seele wichtige An-  
knüpfungspunkte. Der Brama Somadsch habe zwar Fiasko gemacht, aber doch dem  
Herrn den Weg geebnet. Die Hindus fühlen, daß ihre Religion ihrem Ende zueilt, es  
ist dort ein Feld reif zur Erndte, ihr Theismus muß nur durch das Christenthum be-  
festigt und das Gefühl der Sünde geläutert werden zu der Erkenntniß, daß nichts  
außer Christi Blut Sünde wegnehmen kann 2c.

Darauf verlas der bekannte Dr. Legge einen Aufsatz über das Thema: Wel-  
chen Eindruck hat das Evangelium auf das Chinesische Volk gemacht  
und was für Aussichten auf Erfolg hat es im Blick auf die feindlichen  
Mächte des dortigen Unglaubens. In klarer und übersichtlicher Weise legte  
der Vortrag zuerst das außerordentliche und sehr bedeutende Wachsthum der noch so  
jungen chinesischen Mission dar, in welcher Redner selbst fast von Anfang an mitge-  
arbeitet. Sie zählt jetzt 238 Missionare, 91 Haupt- und 511 Nebenstationen, 13 000  
Communikanten und vielleicht 50 000 Christen, 73 ordinirte eingeborene Prediger und  
500 Evangelisten, 20 theologische Schulen und 16 Missions-Hospitäler. Also man sieht  
das Evangelium hat schon einen gewaltigen Eindruck gemacht. Die chinesischen Christen  
haben freilich einen schlechten Namen, aber sehr mit Unrecht, man könne ihnen nicht  
mehr Schlechtes nachsagen, als den englischen Christen. Unter den verschiedenen Miss.-  
Gesellschaften herrsche die schönste Harmonie, nicht einmal die Meinungsverschiedenheit  
über den Namen Gottes habe dieselbe stören können. Freilich seien die Erfolge der  
evangelischen Mission gegenüber denen der römischen noch gering, aber jene habe auch  
3 Jahrhunderte Zeit gehabt, wir nur 3 Jahrzehnte! Die evangelische Mission  
habe eine gute Uebersetzung der Bibel geliefert. Von den übrigen Rednern verdient  
namentlich noch Rev. Stock von der Church Miss. Society Erwähnung. Er  
sprach hauptsächlich nur über eins der verschiedenen Arbeitsfelder seiner Gesellschaft in China,  
das in der Provinz Fukien. 1860 stand dort nur 1 Missionar, und Besehrte gab's  
noch nicht, nur auf besondere Bitten dieses Einen ließ man das Werk nicht eingehen;  
seitdem sind aber auch nie mehr als 2 höchstens 3 Europäische Missionare dort zugleich  
thätig gewesen, und doch zählt man jetzt in 100 Dörfern 3000 Christen und 105  
freiwillige Evangelisten! Alles dies ist durch Nationalgehilfen zu Stande gebracht  
worden.



Auch in der Abend-Versammlung war China an diesem Tage das Hauptthema und wurden von Dr. Legge, Hudson Taylor und andern vor einer sehr zahlreichen Versammlung eingehende mit großem Interesse aufgenommene Mittheilungen gemacht. Mr. Taylor suchte zunächst einen Eindruck zu geben von der Ungeheuerlichkeit der Bevölkerung Chinas, selbst wenn man dieselbe nach den entsetzlichen Verlusten an Menschenleben in den letzten Jahren vielleicht gar nur auf 250 Millionen annehmen wollte. Zumal unter den gebildeten Chinesen sei es eine weit verbreitete Ansicht, daß Opiumhandel und Mission nur zwei Mittel zu demselben Zweck seien, nämlich um China in Englands Hände zu bringen. Freilich in jüngster Zeit habe die Hülfe Englands bei Gelegenheit der Hungersnoth vielfach die Herzen gewonnen. Herr W. P. Stevenson suchte den Eindruck wiederzugeben, den China und die chinesische Mission auf ihn bei seinem Aufenthalt daselbst gemacht habe. Sein Eindruck von dem Charakter der chinesischen Christen und ebenso von der Hingabe und dem Eifer der Missionare sei ein außerordentlich günstiger. Manche der eingeborenen Prediger besäßen große Beredsamkeit. Daselbe bestätigte Dr. Legge mit Nachdruck und erinnerte daran, daß es gar nicht verwunderlich sei, wenn Leute, die selbst ohne christliche Sympathien seien, auch einen verkehrten Eindruck von der Mission in China mit nach Hause brächten. Er erzählte auch von einer Unterredung mit dem chinesischen Gesandten in London, der gar nicht habe begreifen können, daß er, Dr. Legge, das englische Volk für besser hielte, als das chinesische, da die Engländer doch den Chinesen das Opium brächten. Darum rufe er mit dem Propheten England zu: „Höre auf übel zu thun und lerne gutes zu thun.“

Am Donnerstag Morgen präsidirte Rev. Dr. Thomson, Mitglied des Boston Board. Derselbe sprach es zu Anfang aus, daß für ihn als Amerikaner dies Präsidium hier etwas sehr ungewohntes sei; freilich an Interesse für die Mission habe es ihm nie gefehlt, schon seit der Zeit, da er in dem ehemaligen Wirkungskreise des ersten Indianer-Missionars John Elliot als Pastor gestanden habe. Dann gab er einen kurzen Ueberblick über das Wachsthum seiner Gesellschaft, die 1600 Missionare ausgesandt, 26 Sprachen in Schrift gebracht und in 46 das Evangelium gepredigt habe, und schloß mit einem warmem Wunsch, daß die Einigkeit zwischen Amerika und England niemals möchte gestört werden. Nach ihm verlas Rev. Reed von der Br. a. F. Bible Society einen Aufsatz über das Werk der Bibelverbreitung, dessen innigen Zusammenhang mit dem Missionswerk und bedeutende Ausdehnung er treffend ausführte. Darauf gab Dr. Ferris, einer der Sekretäre der Reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten, einen Ueberblick über das Missionswerk in Japan. Vor 19 Jahren wurde die Arbeit von drei Gesellschaften mit 7 Missionaren begonnen. Christen gab es damals in Japan noch nicht, aber wol kam den Missionaren ein intelligentes, des Lesen kundiges und nach Belehrung begieriges Volk entgegen. Obgleich Unsitlichkeit ganz allgemein verbreitet war, so gab es doch auch ein schönes Familienleben. Unter den höhern Klassen herrschte der Sintoismus der an die Inspiration aller großen Leute glaubt und darum auch Moses und Christus bereitwilligst mit in die Reihe seiner Heiligen aufnahm. Bis zum Jahr 1872 mußten sich die Missionare damit begnügen in den Schulen thätig zu sein, erst seitdem haben sie volle Freiheit erlangt. Jener Unterricht und die chinesche Bibel hatten aber schon tüchtig vorgearbeitet; durch Gottes Wort, ganz ohne menschliche Auslegung seien in Japan viele Leute zum Glauben gekommen. Durch die Auswanderung vieler lernbegieriger Jünglinge sei dann



das Verbot der Auswanderung durchbrochen und abgeschafft. Jetzt seien wol 500 japanesische Jünglinge in Amerika und ebensoviel in Europa; in Japan aber gäbe es schon 30 Gemeinden mit 1200 vollen Kirchengliedern, die Bibel würde eifrig gelesen und viel verbreitet. Japan sei ohne Zweifel eins der allerhoffnungsvollsten Missionsfelder. Darauf lenkte Major Malan noch einmal die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die am Dienstag durch Dr. Wangemann angebrachte Bitte wegen des der Berliner Gesellschaft vorenthaltenen Rechtes auf ihren Besitz, entschuldigte sich zugleich, daß er erst jetzt, am unrichtigen Orte dies zur Sprache bringen könnte und bat um Fürsprache bei dem Colonial Secretary. Man ging indes nicht weiter darauf ein, ebensowenig auf den Antrag von Lord Pollworth, daß ein kurzer Bericht über die Conferenzen — außer dem vollständigen — gedruckt und in Circulation gesetzt werden solle. Dr. Wangemann sprach dann noch ein Wort über das Findelhaus in Hongkong, Hudson Taylor hielt eine längere Ansprache über China, die leider durch all zu viel Statistik ungenießbar gemacht war, Mr. Mc. Cortly von der Church Inland Mission führte aus, was für einen großen Segen das Werk seiner Gesellschaft schon für China habe zu Stande bringen dürfen, so daß nur noch wenige von den vielen früher von der Mission ganz unberührten Provinzen Chinas ohne Missionare seien, wie viel leichter und sicherer man jetzt in China reisen könne, und wie gerade die Ermordung Margarys so viel dazu beigetragen habe das Land zugänglich zu machen. Zum Schluß sprach der Sekretär der Gesellschaft für Unterdrückung des Opiumhandels Rev. G. Turner, der unter anderm betonte, daß es weniger auf eine größere Anzahl von Missionen für China ankomme, als darauf, daß es Männer von größerem Glauben und hingebender Liebe seien.

Donnerstag Nachmittag war der Mission in Polynesien und Madagaskar gewidmet. Zuerst verlas Rev. S. J. Whitmee einen Aufsatz über die Mission auf den Samoa Inseln, zu dessen Illustration eine gewaltige Karte aufgehängt war. Wirkliche Gemeindeglieder gäbe es auf allen polynesischen Inseln jetzt 68 000, während die Zahl derer, die dem Namen nach Christen seien, nicht unter 340 000 betrüge. Er gedachte dann besonders eingehend der eingebornen Evangelisten, an denen überall kein Mangel sei, die sehr gute Dienste thäten, namentlich als Pioniere des Christenthums, denen man aber freilich ohne Aufsicht und Leitung größere Gemeinden nicht wol überlassen könne. Zum Schluß constatirte er, daß das Christenthum allein auch den äußerlichen Bestand dieser Stämme erhalten könne. Nach ihm sprach Rev. G. Blancoc von der Wesleyanischen Missions-Gesellschaft über den Einfluß der Colonisation auf die Missionsarbeit. Natürlich sei ein gottloser Colonist ein Verderben für seine Umgebung und namentlich hätten die gottlosen Branntweinhändler, wie bekannt, unfähiges Unheil angerichtet; dagegen trügen Colonisten andrerseits entschieden sehr viel dazu bei, die Civilisation der Eingebornen zu befördern. Eingeborne und Colonisten von einander geschieden zu halten und die erstern sich nach ihren eignen heidnischen Gesetzen regieren zu lassen, wie man das in Südafrika von Seiten der Regierung gethan, sei eine Quelle von unzähligen Uebelständen. Nach ihm gab Admiral Travers einige schlagende Beispiele von dem mächtigen Umschwung, den das Evangelium bei wilden Völkern hervorgebracht, wie z. B. in Mathiasokhtla in Canada durch die Arbeit des Missionars W. Duncan von der Church Miss. Society, und Rev. W. Lawes von Neu-Guinea sprach über die Schwierigkeiten der Arbeit auf dieser großen Insel, die namentlich in der großen Mannigfaltigkeit der Sprachen

bestehe, da man innerhalb 300 engl. Meilen an der Küste nicht weniger als 25 verschiedene Sprachen finde, während zugleich der moralische Standpunkt der Leute ein äußerst verkommener sei.

In der Abend-Versammlung, die der Zenana-Mission gewidmet war, sprach der Vorsitzende, Lord Kinnaird zuerst sein Bedauern darüber aus, daß, nachdem nun England doch schon 100 Jahre lang Indien besessen, noch so wenig für die Frauen Indiens geschehen sei, und lud alle Frauen, die hier abkommen könnten, dringend ein, miteinzutreten in dieses wichtige Werk. Nach ihm sprachen unter andern mehrere Damen, die selbst in der Zenana-Mission thätig gewesen. Entschieden den besten und tief gehendsten Eindruck unter ihnen machte Mrs. Urnston, der man es anfühlte wie sehr es ihr Herzenssache war, für die armen Hindufrauen um Hülfe zu bitten. Nicht mit Unrecht habe man gesagt, daß die Hand, welche die Wiege regiert auch die Welt regiere. Die Frauen der niedern Stände in Indien hätten immerhin noch eine Möglichkeit das Evangelium zu hören, die der höhern Stände dagegen hätten aber gar keine und seien verurtheilt ihr Leben in elendem Nichtsthun, Intriguen und Schlechtigkeiten hinzubringen. Sie verfluchten die Herrschaft der Engländer, weil diese durch ihre Schulen den Glauben ihrer Söhne und Männer zerstört hätten ohne ihnen doch etwas besseres dafür zu bieten und sie würden fortfahren die Engländer zu verfluchen so lange, bis diese ihnen das Evangelium gäben. Auch die Ansprache der Miß West von Smyrna, die ausführte wie der Islam unvermeidlich zu neuer Erniedrigung der Frauen führen müsse, war sehr eindringlich. Es hat, wenigstens für uns Deutsche, ja immer etwas befremdendes, Damen so öffentlich reden zu hören, doch läßt man es sich gerade über dies Gebiet, das ja nur ihnen zugänglich ist, gern gefallen. Geradezu unangenehm mußte es aber berühren, wie in derselben Versammlung von einem Redner in durchaus übertriebener Weise die Mitarbeit der Frauen in der Mission auf allen Gebieten und in jeder Weise verlangt wurde.

Die letzte Hauptversammlung am Freitag Morgen währte 3½ Stunde und war hauptsächlich der Arbeit unter den Mohammedanern gewidmet. Missionar E. P. Hughes aus Peshawur verlas zuerst eine Ansprache über die Arbeit unter den Mohammedanern in Asien. Er wies darauf hin, wie der in Europa absterbende Islam in Asien und Afrika äußerlich große Eroberungen mache, dabei aber doch innerlich seine Lebenskraft verloren habe, da völliger Unglaube sehr weit unter den Mohammedanern verbreitet sei. Im ganzen Gebiet des türkischen Reiches sei die Arbeit unter den Mohammedanern praktisch so gut wie unmöglich — und doch hielte sich dieses Reich nur mit Hülfe des englischen Geldes aufrecht. Daß in Afrika der Islam solche Fortschritte mache sei eine schwere Anklage gegen die Christenheit, die es versäume mit Macht durch die geöfneten Thüren einzudringen. In manchen Gegenden sehe man die Arbeit unter den Mohammedanern als völlig hoffnungslos an und doch seien an andern Orten gerade die besten Christen bekehrte Mohammedaner.

Unter all den folgenden Rednern — von denen einer einen vom Miss. Wately geschriebenen Aufsatz über Missionsarbeit in Aegypten vorlas, in welchem die Arbeit an der Jugend als einzig Erfolg versprechend hingestellt, ein anderer Mac Fie ernstlich eine jährlich wiederkehrende Miss.-Conferenz in London verlangte, ein anderer, Mc. Hill gegen die Kafferkriege die schon so viel Missionsstationen zerstört hätten, protestirte, und endlich Dr. Andrew Watson auf die Erfolge unter den Kopten in Aegypten hinwies — zog natürlich Rev. E. P. Hughes mit seinem Bericht über die Mission in

Afghanistan bei weitem am meisten die Aufmerksamkeit auf sich. Er sagte, die Missionare hätten in Peshawur immer die größte Freundlichkeit von den Afghanen erfahren, der Emir habe 1869 sogar im Missionshause seine Wohnung genommen. Einige sehr interessante Bekehrungen von Afghanen hätten statt gefunden, auch sei schon eine ganz ansehnliche christliche Literatur in afghanischer Sprache vorhanden. Außerdem sprach noch Rev. White über die Arbeit der Traktatgesellschaft, Dr. Bliz von Constantinopel sagte u. a., daß die Presse die einzige Batterie des Christenthums in der Türkei wäre, die man noch nie vernagelt hätte, und daß für ein Land wie die Türkei die einzige Hoffnung in der Heranbildung von eingebornen Predigern bestünde, Dr. Tien beklagte es, daß es noch keine Gesellschaft ausschließlich für Mission unter den Mohamedanern gäbe (?), R. Ashton, Verby, Dumas sprachen über Evangelisationswerk auf dem Continent, namentlich auch in Paris, J. E. Brenan über Judenmission und Dr. Murray Mitchell noch ein warmes Wort der Ermunterung. Zum Schluß wurde den Mitgliedern des Committee's, welches die Conferenz zusammen berufen und geleitet, sowie den Herren, welche die Halle hergegeben und alle äußeren Angelegenheiten so gut besorgt hatten, der wohlverdiente Dank ausgesprochen, und es war schön, daß dabei niemand, auch nicht die freiwilligen Thürhüterinnen und andere dienstbare Geister vergessen wurden.

Den eigentlichen Beschluß der ganzen Conferenz machte dann noch am Abend eine Versammlung in der riesigen Exeter-Hall, die aber, wol in Folge mangelhafter Ankündigung nur mäßig besucht war. Lord Shaftesbury präsidirte, konnte aber wegen Unpäßlichkeit keine rechte Eröffnungsrede halten. Nach einem kurzen Wort des Rev. Willing über die Mission im allgemeinen, hielt Rev. Dr. Morley Punshton, der berühmte Londoner Prediger eine meisterhafte Ansprache. Er bezeugte seine große Freude, mit der er an der Conferenz Theil genommen, und sagte er wolle versuchen jetzt noch einige praktische Konsequenzen aus dem Gehörten zu ziehen. Die Conferenz habe klar bewiesen, daß die alten Wahrheiten des evangelischen Christenthums draußen überall sich siegreich zeigten, so sehr sie auch hier in Europa möchten angegriffen werden. Durch die ganzen Reihen der Missionare ginge überall die Gewißheit hindurch, daß das Werk aus Gott sei und siegen müsse. Glaube der in der Liebe thätig ist, das sei das Element der Mission, aber auch Geduld sei nöthig in der gewissen Erwartung des Kommens des Herrn. Es sei ganz recht, daß man durchaus Erfolg sehen wolle, nur dürfe man nicht ungeduldig dabei sein. Je näher man das Missionswerk mit dem persönlichen lebendigen Christus verbinde, desto besser. Die Ausbreitung seiner Herrschaft sei ja nur das letzte Glied in der Reihe der Triumphe des Herrn: Prophezeiung, Ankunft, Versöhnungstod, Auferstehung, Herrschaft. Laßt uns nicht müde werden in unserm Dienst, denn wir stehen auf der Seite, die gewinnen muß.

Nach ihm sprach Dr. Stewart, der Begründer von Livingstonia am Nyassasee. Nachdem er bezeugt, daß alle Erfindungen und Künste der Civilisation das Herz nicht befriedigen könnten, sondern nur Christus, schilderte er die gegenwärtige Lage der Livingstonia Mission. Die Missionare hätten das Vertrauen der Eingebornen gewonnen und durch ihre Niederlassung und den etablirten Handel den Sklavenhandel in jenen Gegenden, wo man früher einen Sklaven für 20 Ellen des gemeinsten Cattuns kaufen konnte, unterdrückt. Die afrikanische Race sei nicht hoffnungslos, nur müßte sie angeleitet werden sich in die neuen Verhältnisse zu finden.

Der letzte Redner war Dr. Clarke, Sekretär des Boston Board. Er sagte



die Missionare seien der Vortrab, ihnen gehöre die Zukunft der Welt. Diese Konferenz habe wieder bewiesen, daß es voran ginge im Werk der Mission, ja in solch einem Maße, wie nie zuvor. Wir ständen jetzt in der dritten großen Missionsperiode, deren Feld die ganze Welt sei. Die Bibel wirke mehr als Kanonenkugeln und ein einzelner Missionar mehr als ein Regiment Soldaten für Erhaltung des Friedens der Welt. Wir wären jetzt an die Grenze des gelobten Landes gekommen, sollten wir nun umkehren und es einer andern Generation überlassen das Werk zu thun, das Gott doch auf unsre Schultern gelegt habe? Das Christenthum habe überall in der Welt sich naturalisirt und Wurzel gefaßt, und die Söhne der Türkei, die in den Missionschulen erzogen seien, die würden auch einmal die orientalische Frage lösen.

Am folgenden Sonnabend Morgen fand dann noch eine Gebets-Versammlung statt, hauptsächlich um dem Herrn für den reichen Segen zu danken, den er auf die Konferenz gelegt.

Gewiß darf man sagen, daß es reich gesegnete Tage waren, und daß niemand, der sie hat mitmachen dürfen, unbefriedigt von dannen gegangen ist. Außer dem Segen, den die Versammlungen brachten durch die Beförderung des Zusammenschlusses und der Einmüthigkeit aller evangelischen Gesellschaften, durch den Austausch der Erfahrungen und Meinungen, ist auch die Förderung die sie ermöglichten, durch Berührung und Bekanntwerden so vieler Missionsleute unter einander, die sich hier zum ersten mal persönlich kennen lernten, und viele für die Zukunft wichtige Beziehungen anknüpften, auch hier und da noch kleine Neben-Konferenzen abhielten — wie z. B. am Donnerstag in Richmond eine solche Spezial-Konferenz fast aller in Südafrika arbeitenden Gesellschaften — vielleicht eben so hoch anzuschlagen, entzieht sich aber natürlich noch aller Berechnung.

Den Beweis hat diese Konferenz jedenfalls geliefert, daß die Römischen sehr Unrecht thun, wenn sie sich über die Zerspaltung und Zersplitterung in der evangelischen Mission lustig machen. Gott sei Dank es giebt auch eine Einheit der evangelischen Mission, die um so viel höhern Werth hat, als die der römischen, weil sie durchaus auf Freiheit beruht.

**Nachschrift der Redaction.** Dürfen wir uns schon jetzt, ehe der offizielle Bericht in unsern Händen ist, ein Urtheil über das Arrangement einer solchen Allgemeinen Missions-Konferenz und eine Bitte bezüglich einer in hoffentlich nicht allzufernen Zeit stattfindenden Wiederholung derselben erlauben, so möchten wir folgendes bemerken:

1) Es scheint nicht wohlgethan, daß man die Themata so außerordentlich häuft. Weniger wäre mehr. Einige wichtige Gegenstände gründlich durchsprochen und wo möglich zu einem gewissen Abschluß gebracht, wirken größeren Nutzen, als ein eilender Lauf durch hundert verschiedene Gebiete. Ueber der Masse des Stoffes kommt kein einzelner Gegenstand wirklich zu seinem Rechte; vielmehr wird einer durch den andern verdrängt und gleichsam verschüttet.

2) Uns bedünkt eine solche Konferenz sollte wesentlich eine Privatberathung von Fachleuten, also von Missionsarbeitern im en-



geren Sinne des Wortes, sein, wie dies beispielsweise bei der Bremer „Continentalen Miss.-Conf.“ der Fall ist. Eine Bethheiligung des großen Publikums ist dabei durchaus nicht erwünscht, weil in keiner Weise förderlich. Missionsfreunde von lebhaftem Interesse an und Verständniß für die Sache mögen in beschränkter Weise immerhin als Gäste Zulaß erhalten — aber die Klage, daß die Londoner Konferenz nicht allzu zahlreich vom Publikum besucht gewesen, verstehen wir nicht. Das Publikum scheint uns in diesem Falle einen ganz richtigen Tact bewiesen zu haben. Ist eine solche Konferenz wesentlich eine Fachmännerversammlung, so wird auch — was in London lange nicht gebührend zu seinem Rechte gekommen zu sein scheint — die Discussion eine bedeutende Stelle einnehmen.

3) Es soll aber auch das größere Publikum einen Gewinn von solcher Konferenz haben. Daher sind Extraversammlungen in Kirchen wie Sälen zu veranstalten, in welchem mehr unter dem erbaulichen Gesichtspunkte die Mission behandelt wird. Wir haben den Eindruck, daß sich in London die eigentlichen Konferenzverhandlungen von diesen meetings vielfach nicht wesentlich unterschieden haben. So scheint uns, daß das geographische Programm mehr geeignet sei, nur dem großen Publikum eine gute Orientirung über das gesammte große Missionsgebiet, den bisherigen Erfolg 2c. zu geben, als fachmännischen Berathungen besonders missionstheoretischer Natur zu Grunde gelegt zu werden.

Uebrigens wollen wir uns durch diese Bemerkungen unsre große Freude über das Zustandekommen und den Segen der Londoner Konferenz in keiner Weise verkümmern lassen. Proben bringt Erfahrung und — auch bezüglich der Missionsconferenzen macht die Erfahrung weiser.

Warneck.

# Inhalt.

## I. Geschichtliches, Geographisches, Ethnologisches.

Die Erschließung Innerafrikas	3.
Native Christen	28. 101. 149. 216.
Die schottischen Missionen	132. 178. 277. 416.
Eine Culturstätte unter den Indianern	197.
Tinnevelli und die Mission daselbst	245.
Sechs Jahre unter den rothen Indianern	265. 305. 361.
Die Mission unter den Ovaherero	293. 341. 389.
Ueber einige Stämme der Aborigines Indiens	485. 547.
Geschichte des Missionslebens in Württemberg	91. 116. 164.
Das Jubiläum der rhein. Mission in Barmen am 14. u. 15. Aug. 1878	507.
Die allgemeine Missionsconferenz in London vom 21.—26. Octb. 1878	568.
Ein neues ethnologisches Unternehmen	477.

### Missions-Zeitung:

Hermannsburg	146. 515.
Leipzig	515.
Barmen	243. 292.
Pariser M.-G.	516.
Schweden	516.
Ausbreitungs-G.	518.
A. Duff	190.
L. Th. Reichel	292.
Konstantinopel	237.
Palästina	238.
Indien	238. 288. 334. 519.
China	336. 387. 520.
Japan	388.
Sumatra	337.
Neu-Guinea	337.
Melanesien	338.
Mikronesien	523.
Polynesien	527.
Ostafrika	339. 527.
Südafrika	339. 531.
Westafrika	339. 532.

## II. Theoretisches und Apologetisches.

Zur Abwehr nach rechts und links	49.
Eine Bitte an die Provinzial-Synoden	242.
Die Belebung des Missionsfinns in der Heimath	284. 334.
Neueste Urtheile des „Globe“ in Sachen der Mission	384.
Die römisch-katholische Missions-Literatur in ihrem Verhältniß zur evangel. Mission	469. 501.
Eine moderne „Culturgeschichte“	533.

## III. Religionsgeschichtliches.

Mohammed und der Islam IV.	11. 69.
Heidenthum, Islam und Christenthum in Indien	437.

## IV. Literarisches.

Wangemann: Die Berliner Mission im Bassuto-Lande . . . . .	137.
Grundemann: Kleine Missions-Bibliothek II 2 u. 3 . . . . .	140.
Hoffmann: Leben und Wirken des Dr. L. Fr. W. Hoffmann . . . . .	140.
Hesse: Namen und Sachregister zum Ev. Miss.-Mag. . . . .	141.
Haber: Die chinesischen Philosophen Micinus und Picius . . . . .	141.
Spieß: Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode . . . . .	142.
Zöckler: Gesch. der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft . . . . .	144.
Höhne: Mancherlei Gaben, ein Geist . . . . .	146.
Kähler: Das Gewissen . . . . .	187.
Warnack: Die Belebung des Missionsfinnes . . . . .	284.
„ : Missionsstunden I. . . . .	288.
Mühlstein: Der Islam . . . . .	329.
Lüttke: Der Islam und seine Völker . . . . .	330.
Gundert: Missionsbilder . . . . .	330.
Reichel: Gesch. der Station Silo . . . . .	330.
Christlieb: Der indobritische Opiumhandel . . . . .	331.
Petri: Zum Herzen des schwarzen Erdtheils . . . . .	331.
de la Roi: Stephan Schulz . . . . .	332.
Knapp: G. Fr. Dehler . . . . .	333.
Baseler Miss.-Traktate . . . . .	334.
Krausenstein: Kurze Gesch. der Berliner Mission . . . . .	387.
„ : Die Offenbarung St. Johannis . . . . .	387.
Dalton: Joh. Gohner. 2. Aufl. . . . .	435.
Baltin: Morgenröthe auf Neu-Guinea . . . . .	436.
Sketches of African Scenery . . . . .	436.
Lafonder: De Geschiedenis der Christ. Zending . . . . .	436.
Germann: Missionsnachrichten . . . . .	481.
„ : Die Kirche der Thomaschristen . . . . .	483.
n. Hellwald: Culturgeschichte . . . . .	533.

## Beiblatt.

Unser Motto . . . . .	1.
Missionspredigt über Röm. 1, 14—16 . . . . .	17.
Die Jubiläumslänger und ihre Heimath . . . . .	29.
Ein Missionsfestbericht . . . . .	45.
An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen . . . . .	56.
Festansprache . . . . .	61.
Festpredigt . . . . .	77.

## Miscellen.

Ein charakteristischer Abfall . . . . .	13.
Die Hungersnoth in Indien . . . . .	16.
Rathsherr Adolf Christ . . . . .	26.
Sonst und jetzt . . . . .	28.
Selbstgenügsamkeit eines Brahmanen . . . . .	44.
Ein Mißverständniß . . . . .	44.
Ein indisches Götzenfest . . . . .	64.
Wie Gott der Vater Einen getauft hat . . . . .	92.

# Sach- und Namenregister.

(B. bedeutet Beiblatt.)

- Abanta 293.  
 Aberdeen 194. 435.  
 Aberdeen, Ladh 280.  
 Aboriginalstämme 109 ff.  
 485 ff. 546 ff.  
 Abrenuntiation 115.  
 Abwehr, zur 49. 196.  
 Abyssinien 129. 331.  
 Achmednaggar 494. 497 f.  
 546. 550 f.  
 Ackerbau im Damraland  
 403 f.  
 Ackerbau in Indien 218.  
 Adam, Missionar 190.  
 Adams, Apostat 459.  
 Adelaide 385.  
 Aegypten 69. 334.  
 Aeltestenamt bei den Herero-  
 christen 410. 414.  
 Aeltestenamt bei den Uraun-  
 christen 235 ff.  
 Afghanen, Afghanistan 19.  
 26. 291. 578.  
 Afrikaner, Jonker 346. 389  
 ff. 394 ff.  
 Agha-Mohammed 27.  
 Agni, ind. Gott 445.  
 Ahnawood 415.  
 Aintab in Cilicien 241.  
 Aitarêha Brâhmana 447.  
 Akbar 445 f.  
 Alaska 201.  
 Albert Nyanza 4.  
 Alexander, indian., Spitzg.  
 315.  
 Alexandra Nil 4. 11.  
 Alexandra Nyanza 4.  
 Alexandriena 74.  
 Algier 24.  
 Alur 564.  
 Ameib 415.  
 Amerika 129. 265 ff. 305  
 ff. 361 ff.  
 Amerikan. Missionen 136.  
 143. 148. 240. 387. 425.  
 523 ff. 547 ff. 564 f. (B.  
 38).  
 Amoy 388.  
 Anderson, Miss. 420.  
 Anderson, Händler, 346.  
 394 ff.  
 St. Andrews 190.  
 Anetum 283.  
 Angola 9.  
 Aniwa 283.  
 Anknüpfungspunkte in heid-  
 nischen Religionen 109  
 ff. 574.  
 Ansoerge 330.  
 Apostol, Zeit 51.  
 Appia, Rev. 572.  
 Araber 13. 75. 238. 329.  
 Arghle, Herzog von 419.  
 Arier 438.  
 Arthi 225.  
 Arkt 519.  
 Armenier 241.  
 Arnot 239.  
 Arthington 516. 528. 530.  
 Arudsch 24.  
 Aruvimi 6.  
 Asante 571. (B. 40.)  
 Asese im Hinduismus 452.  
 (B. 69).  
 Asoka, ind. König 455.  
 Assam 34. 229.  
 Athanasius, Metropolit 483.  
 Atje, Atschin 19. 337.  
 Atkinson, Philipp 215.  
 Auberlen (B. 26.)  
 Audh 449.  
 Augsburg 95.  
 Augsb. Allg. Ztg. 75.  
 Augustinum in Orymbingue  
 413 f.  
 Aurangabad 551.  
 Anrengsch, Gr.-Mogul 457.  
 „Ausland“ 533 ff. (B. 14.)  
 Aussterbende Völker 493.  
 (B. 21).  
 Australien 129. 148. 282.  
 385 f.  
 Baba Padmanji Rev. 546.  
 Babu Adhar (B. 13).  
 Baden 93. 127. 286.  
 Bagamoho 339. 527.  
 Bagdad 13.  
 Bahmaier 98. 164.  
 Baierlein 265. 292. 305. 361.  
 369 ff. (B. 16.)  
 Baker, Miss. 385.  
 Bakusu 5.  
 Ball, Rfm. (B. 81.)  
 Ball, P. 123. (B. 87.)



- Baltin 436.  
 Bam 391.  
 Bambireh 384 f.  
 Bangalore 428. (B. 16.)  
 Bangkok 197.  
 Bangweolo=See 3. (B. 29.)  
 Bankote 136.  
 Baptisten 93. 459. 519. 532.  
 561. 564 f. (B. 6.)  
 Baring 71.  
 Barmen 64. 243. 507 ff.  
 560. (B. 82.)  
 Barmer Miss.-Bl. 123.  
 Baropen, Gott der Gonda  
 556.  
 Barth, Dr. 122 ff. 129 ff.  
 164. 175. 426.  
 Barth, von 332.  
 Basel 64. 95 ff. 116 ff. 122.  
 126 ff. 140. 148. 165 ff.  
 242. 330. 333 f. 336.  
 340. 468. 573. (B. 26 f.)  
 „Baseler Sammlungen,“ 96.  
 Bassuto 137. 517 f. (B. 56  
 ff.).  
 Bastian 537 f.  
 Batta 143. 337.  
 Baumann 415.  
 Bayern 92 f. 120. 286.  
 340. 368.  
 Bazarpredigt 426.  
 Behenhäusen 176.  
 Behshold 429. 431.  
 Beck 168 ff. 333. (B. 26.)  
 Bedr-Rhan 70.  
 Begräbniß eines Omuhe-  
 ro 343 f. 410.  
 Begräbniß eines Uraun-  
 Christen 221.  
 Behardistritz 424.  
 Behm, Dr. 4.  
 Behringsstraße 266.  
 Beiderbecke 415.  
 Bemassitah, Spitzg. 275.  
 309 ff.  
 Bengalen 156. 191. 431.  
 468.  
 Bengali 191. 438.  
 Benguela 9.  
 Beni-Zian 24.  
 Bergdamra 295. 300.  
 Berliner Mission 64. 137 ff.  
 387. 570. (B. 56 ff.)  
 Bernsmann 415.  
 Beschneidung 341 f.  
 Bethanien unter den Chip-  
 peway 381.  
 Bethel bei Indapure, 185.  
 552.  
 Bethlehäm 238.  
 Betshala 238.  
 Beuggen 128.  
 Bepore 428.  
 Bebrut 282.  
 Bézvara 565.  
 Bhamo 336.  
 Billa 551.  
 Bhut 31. 37. 105. 109.  
 Bibel als Schulbuch 192.  
 575.  
 Bibelgesellschaft, brit. 96.  
 238.  
 Bibelgesellschaft, ind. 193.  
 Bibelgesellschaft, schott. 435.  
 Bibelverbreitung 49. 473.  
 Silberdienst, kathol. 475 f.  
 Bilsinger 93.  
 Biskampur 560.  
 Blancoc, Rev. 576.  
 Blantyre 339. 416. 434.  
 Blaufelden 120.  
 Bleek 296.  
 Blumhardt, Jusp. 96 ff.  
 117. 122 f. (B. 82.)  
 Blumhardt, Pfr. 122. 165.  
 333.  
 Blutbad am Mustangum,  
 365 f.  
 Blithwood 279. 531 f.  
 Böblingen 119.  
 Bode 31. 35. 107.  
 Bodhara 74.  
 Bombay 134. 136. 179.  
 182 f. 190. 418 f. 569.  
 Bombanasand 532.  
 Bonai 34.  
 Bonga 31. 109.  
 Borhard 148.  
 Börresen 334. 483.  
 Borud 553.  
 Boston 133. 572. (B. 84.)  
 Botshabelo f. Botshavelo.  
 Groß-Bottwar 119. 130.  
 Bragadino 25.  
 Brahma 441. 448 f.  
 Brahma Samadsch 191. 430.  
 458 f. 520. (B. 11. 14.)  
 Brahmaisimus 110. 196.  
 Brahmanen 110. 182. 185.  
 251. 289. 336. 440 ff.  
 (B. 44. 67 ff.)  
 Brainert 363.  
 Branntwein in Indien 107.  
 225. 487. 556.  
 Branntwein bei den Indi-  
 anern 211. 314.  
 Braun, Jul. 23.  
 Braun, Pfr. 120. 165.  
 Braunschweig 99.  
 Breslau (B. 61).  
 Brinder 293. 341. 358.  
 389. 395 ff. 415. 511.  
 Brildergemeinde 64. 95. 118.  
 127. 164. 175. 285. 292.  
 320. 330. 363 ff.  
 Brugsch 537 f.  
 Brunn, Nikolaus von (B.  
 26).  
 Buchanas 434.  
 Buchara 18.  
 Büchse, Dr. 330.  
 Buddhismus 196. 437.  
 453 ff.  
 Buffalo 277.  
 Buldana 551.  
 Bunda 293 f.  
 Bundara 186.  
 Burk, Pfr. 116. 130.  
 Burkhart 140.  
 Burnshill 137. 277. 279.  
 Burton (B. 30).

- Burtschäll, Rev. 239.  
 Buschmänner 294.  
 Büßer, ind. 452. (B. 69).  
 Büttner 413.  
 Cain, Miss. 568.  
 Calcutta 136. 179 ff. 190  
 ff. 417 ff. 569.  
 Caldwell 253. 262. 335.  
 Calicut 428.  
 Calw 119. 130. 164. 175.  
 330.  
 Calwer M.-Bl. 123 f. (B.  
 14).  
 Cameron 4. (B. 40.)  
 Cameruns 532.  
 Campbell, Sir George 156.  
 Canada 198 ff. 337. 367.  
 Canton 388. 511.  
 Cap Cod 313.  
 Carey (B. 80. 84).  
 Cas Casas (B. 35).  
 Catechisten 43. 102. 107 ff.  
 183. 221 ff. 235 ff. 239.  
 291.  
 Cahugos 321.  
 Ceylon 246. 251.  
 Chalmers, Miss. 337.  
 Chalmers, Prof. 179. 190.  
 193.  
 Charmetant 529 f.  
 Chayabassa, f. Tschaiabassa.  
 Chifu 388.  
 Chilasmus 119.  
 China 190. 331. 336 f.  
 387 f. 435. 512. 520 ff.  
 574 f. (B. 7. 92.)  
 China Inland Mission 336.  
 523. 576.  
 Chindwara 186. 558.  
 Chingleput 136.  
 Chinkiang 336.  
 Chippewah 266 f. 366 ff.  
 Cholera 184. 218. 490.  
 557.  
 Chota Nagpur 34. 113.  
 157. 573.  
 Chrichona 128 f. 228. (B.  
 27.  
 Christ, Adolf, (B. 26 f.)  
 Christenthums-Gesellschaft, 95.  
 116.  
 Christlieb 68. 331. 507 ff.  
 (B. 43. 77.)  
 Christoph von Württemberg  
 91.  
 Chuckerbutty 421.  
 Chuma, Chumie 137. 277.  
 Chumba 432.  
 Chumking 336.  
 Ch. M. Intellig. 206. 245.  
 331. 384.  
 Ch. M. S. 4. 60. 193.  
 206. 237 ff. 255 ff.  
 334 f. 339. 384. 437.  
 528. 551. 557. 567. 574.  
 Cilicien 241.  
 Civilisation 197. 328. 362.  
 367. 380. 438. 517. 533  
 ff. (B. 49. 52 ff.)  
 Clah, Indianer 213 f.  
 Clark 572. 578.  
 Clerk 424.  
 Cloute, Daniel 415.  
 Coxburn 435. 523.  
 Codrington 338.  
 Cölibat 503 f.  
 Colgaum 428.  
 Collison 201.  
 Columbia, brit. 198.  
 Compagnie, ostind. 191.  
 Confirmation 162.  
 Confucius 141.  
 Congo, 4. 7. (B. 41.)  
 Congo Inland Mission 532.  
 Conjeverum 136.  
 Connecticut 133.  
 Conrad, M. G., in Neapel  
 197.  
 Coomarappen 430.  
 Coßfluß 369.  
 Cotton, Bischof 194. 245.  
 Cotton, Rev. 318.  
 Coucan 184.  
 Cousins 50.  
 „Craalvisitation“ 280.  
 Crailsheim 120.  
 Cremer 190.  
 Crefap 320.  
 Cudburn, f. Coxburn.  
 Cudra 185. 251. 441.  
 Culna 136.  
 Culturgeschichte 533 ff.  
 Cunningham (Capland) 279.  
 Cypern 24.  
 Dadu Panthis 458.  
 Dämonendienst 252 ff. (B.  
 72 f.)  
 Dajanand Saraswati 520.  
 Daily Telegraph 4. 11.  
 527.  
 Dalton 435. 514.  
 Damascus 13. 23. 71.  
 Damahanti 439.  
 Damra 293. 295. 389.  
 Dannert 415.  
 Darbyisten 94. 565.  
 Darjeeling 419. 429 ff.  
 Darien 132.  
 Darwinismus 533 ff.  
 Dawson, Miss. 556. 558.  
 Debendra Nath Tagor 459.  
 Deccan 184.  
 Delaware 267 f.  
 De le Roi 232.  
 Delhi 455.  
 Delplace, kath. Miss. 475.  
 505.  
 Dera 103.  
 Detroit 366. 377.  
 Dettinger 165.  
 Dharmes 105. 110.  
 Dhedd (Dher) 488. 496.  
 553 f.  
 Diabefir 241.  
 Diehl 415.  
 Diepdal 415.  
 Disruption (year of the),  
 132. 147. 179. 416.

- Dittrich 126.  
 Döderlein 482 f.  
 Döring (B. 82).  
 Dornsaft 508.  
 Draupadi 439.  
 Drawiden 34. 109 ff. 251.  
 266. 439.  
 Dreizahl in der ind. Gott-  
 heit 445. 448.  
 Dresden, Missionshaus zu  
 369.  
 Drusen 240. 282.  
 Dschabalpur 557.  
 Dschainas, ind. Sekte 455.  
 Dschaspur 34.  
 Dufauré-Insel 582.  
 Duff 135 f. 179. 190 ff.  
 422. 487. (B. 14.)  
 Dufferin, Lord 199 ff.  
 Duma-Gudem 567 f.  
 Duncan 199 ff.  
 Durga, Durgapuja 45.  
 Dürr, Miss. 468.  
 Eberhard Ludwig von  
 Württemb. 95.  
 Edel Schah 97.  
 Edinburgh 190. 194. 418 f.  
 572.  
 Educational Despatch to  
 the Government of In-  
 dia 422.  
 Ehe 55. 270. 304. 412 ff.  
 439 f. 534 f.  
 Ehe der Missionare 503 ff.  
 Eheschließung 146. 262. 410.  
 Eich 415.  
 Eingeborne Pastoren 257.  
 414. 430. 488. 516 f. 524  
 ff. 547. 567 (B. 47).  
 Einnahmen der Baseler Mis-  
 sion 128.  
 Einnahmen der freischott.  
 Mission 179. 192 f.  
 Einnahmen der kirchl.-schott.  
 Mission 419 f. 424. 432.  
 Einnahmen der Mission in  
 Deutschland 285.  
 Einzelbekehrung 52.  
 El-Ashar-Moschee (Kairo)  
 81.  
 Elberfeld (B. 81).  
 Ellengowan, Miss.-Schiff,  
 580.  
 Ellice-Insel (B. 48).  
 Ellinwood 61.  
 Elliot, Miss. 316. 361 f.  
 Elliot, Sir Henry, 241.  
 Ellur 565.  
 Elsaß 127.  
 Emanationslehre der ind.  
 Philosophie 449.  
 Emboma 7.  
 Endemann (B. 56).  
 Endowment Scheme 416.  
 Enquirer 35. 101 ff.  
 149. 239. 426.  
 Enslin 117.  
 Erlangen 176. 340.  
 Eromanga 283.  
 Esquimalt-Hafen 206.  
 Etßingen 119. 165.  
 Establ. Ch. of Scotland  
 416 ff. 523.  
 Ethnologie 477 f.  
 Etijogebirge 300.  
 Evangelisten 414. 572. 574.  
 Ewart 190.  
 Examina in Indien 289.  
 Faber 141 f.  
 Fabri 508 ff.  
 Fahne des Propheten 70.  
 Famagusta 24.  
 Farbensinn der Naturvölker,  
 477 f.  
 Faté 283.  
 Fatiko 516.  
 Female christian educa-  
 tion 282. cf. 419.  
 Feuer, heiliges, der Ouahe-  
 ro 353 ff.  
 Fiji-Inseln 385 f.  
 Fingu 278. 280. 532.  
 Fischer, Dr. 132. 178. 416.  
 Fisk-Universität 339. (B.  
 31 ff.)  
 Flattich 173.  
 Flex 28. 34. 101. 149. 216.  
 334. 473.  
 Formosa 337.  
 Fosterland Stifelsen 516.  
 Francis, ind. Convertit 419.  
 Francke, A. S. 95. 129. 176.  
 Franken 120. 368.  
 Frankenmuth 369. 377.  
 Frater 337.  
 Freedmens mission soci-  
 ety 570.  
 Freetown (B. 41).  
 Freikirche, luth. 147 f.  
 „ „ schott. 178 ff. 277  
 ff. 485 ff. 552. (B. 44.)  
 Frere, Sir Bartle 58. 531.  
 Freretown 56. (B. 41.)  
 Freundschaftsinseln 385 f.  
 Friedenshütten 364.  
 Friedländer, Rev. 239.  
 Friedrich, König von Würt-  
 temb. 100.  
 Fritsch, Dr. G. 296. 342.  
 Fuchow 388.  
 Fürth 120.  
 Fufien 574.  
 Futuna 283.  
 Gaikataffern 277. 532.  
 Gaidorf 120.  
 Galiläa 240.  
 Galla 148. 339.  
 Gangpur 34.  
 Garcin de Tassy 474.  
 Gautama 453 f.  
 Gayatri 445.  
 Gegenmissionar, brahman.,  
 336.  
 Gegenmissionar, hochkirchl.,  
 551.

- Gehalt. der schott. kirchl. Missionare 432 f.  
 Geißler 436.  
 Geldmittel, s. Einnahmen.  
 Gemeindepflege in Indien 234.  
 Gemeindeverfassung in Indien 261. 500.  
 Georg, König von Tonga 385.  
 Gerichte, Miss. 254.  
 Germann, Dr. W. 481 ff. 499.  
 Gerstäder 470.  
 Gesang 7. 158. 164. 197. 410. 547. (B. 29 ff. 42.)  
 Gewissen 187 ff.  
 Ghauts. Ghats 184. 246. 485 f.  
 Ghospara 419. 432.  
 Gibson, Oberst 365.  
 Gilbert-Inseln (B. 48 ff.)  
 Gill, Miss. 337.  
 Glasgow 133. 194.  
 Glasgow African Society, 136.  
 Glasgow Miss. Society 133. 135. 179. 277.  
 Gleißberg 120.  
 „Globus“ 384 ff. 527.  
 Glückspiele, — (B. 66).  
 Gnadau 95. 284.  
 Gnadenhütten 363.  
 Goalpara 431.  
 Gobabis 398.  
 Godaveri 494. 551. 554. 560 ff.  
 Gofora 582.  
 Goldküste 172.  
 Solwadi 489.  
 Gonds, Gonda, Gondwana, 186. 439. 554 ff.  
 Goojrat 425. 430 ff.  
 Gordon Mission 280  
 Gospara s. Ghospara.  
 Gofner 418. 435. 565. 559.
- Gofnersche Mission 64. 330. 472.  
 Gottesdienste, Christliche in Süd-Afrika 411. (B. 59).  
 „Tinnebelli 260.  
 Göz 95.  
 Göhenfest (B. 64 ff.)  
 Govan, 137.  
 Grant-in-aid zu Missions-  
 schulen 422. 573.  
 Grant Pred. 419 ff.  
 Graul 140. 245. 482.  
 Green, Elephantenjäger, 396 f.  
 Grenzverletzung in der Mis-  
 sion, 148. 550 f.  
 Groenland 174.  
 Gros, Camb. 96.  
 Grundemann 3. 140. 245. 485. 546.  
 Guanoet, Optik. 317.  
 Gudscharati 438.  
 Göglingen 130.  
 Guineaß 532.  
 Gundert, Dr., 122. 330. 333. 484.  
 Guntur 566.  
 Gust.-Ab.-Verein 173 177.  
 Gütergemeinschaft 406.  
 Gwala-Kaste 40.  
 Gya 424. 426. ff.  
 Hänel 130.  
 Häring 117.  
 Hahn, Hugo 294. 358. 389 ff. 415.  
 „ Michael 93.  
 Haig, Colonel 566.  
 Haireddin Barbarossa 24.  
 Haiterbach 94.  
 Hakim, Khalif 69.  
 Halsbagenkollekte 125. 174.  
 Hall 120.  
 Halle 116. 176. 481. (B. 17. 25).
- Haller 117.  
 Handel 9. 67. 281. 403 ff. 407 f. (B. 53.)  
 Handwerk in der Mission, 404 ff. 408 (B. 58.).  
 Hankow 336. 388. 435.  
 Hannover 147. 286.  
 Hanuman 156.  
 Hardie 558.  
 Harms 146 ff. 515.  
 Harris, Lord 423.  
 Hasenack, Miss. 560.  
 Hat-y-Scherif, Hat-y-Hu-  
 mayum 17. 237.  
 Hausbesuche in der ind. Mission 466.  
 Hazardspiel 211. (B. 66).  
 Hazaribagh 473.  
 Heber, Bischof 471.  
 Hedinger 92.  
 Heidenbote 123 f. 170. (B. 16. 64).  
 Heidenheim 120.  
 Heilbronn 174.  
 Heldring 67. 436.  
 Hellwald, von, 198. 533 ff. 586  
 Henderson 434.  
 Hendrik Zee 398 f.  
 Hennemann 513.  
 Hermann 140.  
 Hermannsburg 64. 146 ff. 340. 515 f.  
 Herni 136.  
 Hervey-Gruppe 338.  
 Herwig, Sophie 165.  
 Hesse 122. 141.  
 Heyling, Peter 331.  
 High Caste Schools 419.  
 Highbury Training Col-  
 lege. 206.  
 Hildebrandt, Maier 197.  
 Hills, Bischof 209.  
 Himalaya, 431.  
 Hindi 32. 47. 105. 110. 113. 160. 438.



- Hindoo College, in Calcutta 191.  
Hinduismus 110. 438 ff.  
Hinterindien 19. 84.  
Hiskop 186. 558.  
Hochstetter 176.  
Hochtaba 337.  
Hochzeiten der nordamerik. Indianer 272.  
Hochzeiten der Ovaherero, 342 f. 410.  
Höhne, Dr. 146.  
Hörnemann 403.  
Hörstgen 123.  
Hofacker 167.  
Hoffmann, Notar 117. 119.  
Hoffmann, Wilsb. 117. 122. 140 f. (B. 27.)  
Hohenloher Land 120.  
Hokopon, Hptstg., 319.  
Holländer 19. 337. 436.  
Homis, Rev. 258.  
Honorary secretaries and agents 66.  
Horner 527 f.  
Hottentotten 295. 350 f.  
Hough, Caplan 255.  
Huber, Dr. 470.  
Hubrig 512.  
Hudsonsbay-Gesellschaft 203. 207.  
Hughes, T. P. 577.  
Huitzspöchtli 198.  
Hülben 117.  
Hungersnoth 238. 240. 335 f. 432. 520 ff. (B. 16.)  
Hünningen 99.  
Hunter, Miss. 420 f.  
Hunter, Rev. 192. 284.  
Hupeh 477. 523.  
Huronfluß 366.  
Huronsee 381.  
Hutchinson, Rev. 571.  
Jäger, Gymn. = Director, 539.  
Jaffa 239 f.  
Jakt 136.  
Jalalpore 425.  
Jamaica 134.  
Jänide, Miss. 254.  
" Pastor 98. 255.  
Jan Jonker Afrikaner 399.  
Janitscharenmord 70.  
Japan 148. 388. 575. (B. 7. 10).  
Jatra 223.  
Jaulna, Dschalna 184 f. 552.  
Jbn Chaldu 75.  
Ibrahim Pascha 69 f. 74.  
Scheng 339. 435. 523.  
Idutthwa 279.  
Jellinghaus 334.  
Jenfin 574.  
Jerusalem 146. 238. 240.  
Jesuiten 51. 145. 470.  
„Jgase“ 83.  
Jggibigha 137. 278.  
Jkelemba 7.  
Jlinois 323 f.  
Jmpolveni 280.  
Jncarnationsidee im Hinduismus 448 ff.  
Jndapure 184 f. 552.  
Jndianer 143. 197 ff. 267 ff. 305 ff. 361 ff.  
Jndian. Sprachen 266 ff.  
Jndien 13. 19. 73. 134 ff. 149 ff. 174. 178 ff. 191 ff. 216 ff. 245 ff. 288 ff. 330. 334 f. 416 ff. 437 ff. 482. 485 ff. 519 f. 546 ff. 573 f. (B. 7. 10. 16. 28. 40. 44. 64 ff.)  
Jndra 445.  
Jnglis, Dr. 134. 191.  
Jnhra 277.  
Jnnerafrika 3. 84. 280 ff. 329. 331. 384 f. 516. (B. 40.)  
„Jnspirirte“ 93.  
Jobskop 280.  
Jonker Afrikaner, f. Afrikaner.  
Josenhans, Jusp. 117. 140. 169. 176. (B. 27).  
Josenhans, Rfm. 117. 131.  
" Weißgerber 117.  
Jptingen 93.  
Jrisch-presbyt. Mission 553.  
Jrland 193.  
Jrle 415  
Jrofejen 268.  
Jslam 11 ff. 69 ff. 240 f. 251. 329. 337. 455 ff. 517. 577. (B. 5. 41).  
Jsmail Pascha 70.  
Jsephan 23. 26.  
Jubitäumsjünger 339. (B. 29 ff.)  
Judenmission 118. 126. 164. 176. 179. 238 ff. 332.  
Jünglingsvereine 185.  
Junthon, Dr. Morley 578.  
Kabeon 305.  
Kabir Panthis 458.  
Kaddäpa (Cuddapah) 563.  
Kaffern, Kafferland 134. 136 f. 179. 277 ff. 330. 339. 531 f.  
Kähler 146. 187. (B. 17).  
Kairo 13. 69. 74. 81.  
Kali, Göttin 45. 452 f. 462.  
Kalihari-Wüste 293.  
Kallenberg 176.  
Kalsopäd (Culjapand) 563.  
Kamaharero, Oberhptg. 346. 401. 415.  
Kampti 185.  
Kanarejen 439.  
Kandhapatthoor 425.  
Kantora 6.  
Kapland 134. 140. 179. 277 ff. 531 f.  
Kapumari, Dorf 581.

- Karambagudi 476.  
 Karandischa 556 f.  
 Karenen 10.  
 Karl V. 24. (B. 35.)  
 Karl Alex. von Württemb.  
     92.  
 Karuu 564.  
 Karolinen-Inseln 524.  
 Karunga (Gottesname) 358.  
 Kasai, Kasabi 7.  
 Kaschgar 18.  
 Kaste 28. 136. 156. 192.  
     250 f. 263. 290. 349.  
     421. 438 ff. 454. 548  
     f. (B. 27. 71).  
 „Kathol. Miss.“ (Zeitschrift)  
     49. 472. 527.  
 Katholiken in Indien 248.  
     420.  
 Katschar 34. 229.  
 Keetmann (B. 85).  
 Kei, Fluß 280.  
 Kellner 99.  
 Kerman 27.  
 Kesab Eschander Sen 460.  
     520.  
 Khalifat 15.  
 Khandesch 551.  
 Kharee 475.  
 Kharras 113.  
 Khartum 339.  
 Khedive 17. 74.  
 Khofand 18.  
 Kichimanito 306 ff.  
 Kilmington Point 338.  
 Kindermissionsblatt 125.  
 Kinkel, Prof. 89.  
 Kirche und Mission 165 ff.  
 Kirchenzucht 261. 412.  
 Kirchheim 164.  
 Kirchhofer, Rsm. 130.  
 „Kirtan“ 547.  
 Kleinschmidt 389. 394 f.  
     398. (B. 86.)  
 Knapp, Alb. 164.  
 Knapp, B. 165.  
 Knapp, J. 333.  
 Knothe (B. 58).  
 Koi oder Roi 566.  
 Kofonaba 566.  
 Kofari 113.  
 Kolbe 415.  
 Kolhs 28. 113. 235. 330.  
     439. 473. (B. 10.)  
 Köllner 123.  
 Köln. Btg. 57.  
 Konfani 438.  
 Konstantinopel 16. 70. 237.  
     241.  
 Kopten 69.  
 Koran 15. 71 ff. 329.  
 Koranschulen 79.  
 Korntal 117. 119. 131.  
     172.  
 Kogebue 470.  
 Krapp 570.  
 Kragenstein 387. 513.  
 Kveli 531.  
 Krishna 30. 450 f. 458.  
 Krishnapur 458. 468.  
 Krüdener, Frau von 100.  
 Krummacher, Fr. Ad.  
     165.  
 Kshatriya 440 ff.  
 Kibler 334.  
 Kuhn, Bischof 513.  
 Kulis 197. 229.  
 Kullen, Joh. 117 f.  
 Kumarila Bhatta 455.  
 Kunabi 494.  
 Kunene, Fluß 294.  
 Künzelsau 120 f. 164.  
 Kurben 70. 241.  
 Kutsch 134.  
 Kwei-Tschon 477.  
 Kweiyang 336.  
 Kwesino 305.  
 Ladies Assoc. for Fem.  
     Educ. in India 419.  
 Lang 126.  
 Lange (B. 61).  
 Langenburg 121.  
 Lankä 251.  
 Las Casas (B. 35).  
 Lasonder 436.  
 Laffen 449.  
 Lebensfähigkeit der Linne-  
     velli Kirche 264.  
 Legais, Optlg. 209. 213.  
 Legge Dr. 574.  
 Lehmann, Cand. 120. 164.  
 Leichensfresserei 207.  
 Leipoldt (B. 82 f.)  
 Leipzig 64. 310. 340. 476.  
     515.  
 Lemp, Cand. 96.  
 Leonberg 117. 119. 131.  
 Lepchas 432.  
 Lesekursus der native Chri-  
     sten 104. 113.  
 Libanon 71. 282.  
 Liberia 156. 340. (B.  
     39.)  
 Licius 141 f.  
 Liesching 96.  
 Liesl, David 204.  
 Limbu's 432.  
 Lindner, Dr. Bruno 482.  
 Lingacultus 452.  
 Liru 6.  
 Livingstone, Dr. 3. 8. (B.  
     6. 29. 40.).  
 Livingstone, Strom 3. 8.  
 Livingstonia 56. 194. 278.  
     281. 339. 434. 527. 571.  
     578.  
 Loango Fort 9.  
 Lo Bengula 518.  
 Logan, Optlg. 320 f.  
 Lohardagga 34.  
 Löhe, Pfr. 368.  
 Löher, Franz von 85.  
 Lohr 186. 559 f.  
 London Mission 50. 60.  
     96. 134. 277. 337 ff.  
     527. 530. 553. 563. 581.  
     (B. 6. 45. 80.).

- Londoner Juden-Mission 238.  
 Long Island 306.  
 Lösch, Miss. 556.  
 Lovedale 137. 277 ff. 531 f. 570 f.  
 Lowe, Dr. 572.  
 Lualaba (Luapula) 3. 5. 8. (B. 40.).  
 Lückhoff (B. 83. 87.).  
 Lufongeh, Sptlg. 339. 529.  
 Lufuga 5.  
 Luthertum in Württemberg 166.  
 Lüttke 11. 69. 330.  
 Mc. Carthy 336. 576.  
 Mac Donnellranges 148.  
 Macfarlane, Hafen 581.  
 Macfarlane, lond. Miss. 337.  
 Macfarlane, schott. Miss. 426. 431.  
 Macfarlane, Station 279.  
 Machimanito 309.  
 Madan 190. 337. 528.  
 Macklin 434.  
 Macleod, Norman 417. 428.  
 Mc. Neil, Mrs. 215.  
 Madagaskar 50 ff. 60. 140. 513. 527. 576. (B. 10.).  
 Madiga 562 ff.  
 Madras 135 f. 179. 182. 289. 334. 419 ff. 569.  
 Madura 251. 519. (B. 28.).  
 Mädchenschulen 158 f.  
 Magyar, Ladisl. 7.  
 Mahabharata 439.  
 Mahanad 181.  
 Mahar 493 ff. 547 ff.  
 Mahmud, Sptlg. 26.  
 Mahmud der Ghasnavide 455.  
 Mahmud II., Sultan 70.  
 Mahrattas 182. 184. 457.  
 Mahratti 422. 438. 546.  
 Maier, Cand. 10.  
 Maine, Sir Henry 194.  
 Malabewaninif, Sptlg. 321 f.  
 Makololo 571.  
 Mala 560 ff.  
 Malabar, Malabaren 336. 439.  
 Malan 530 f. 572. 576.  
 Maligam 551.  
 Malungo, Sptlg. 434.  
 Mamluken 69.  
 Manabosho 305.  
 Manaji, Katechist 488 f.  
 Mang 493 ff. 548.  
 Manito-Geist 272. 305.  
 Mantras 444.  
 Mann 439.  
 Maraver 250.  
 Marokko 24. 27.  
 Marokko-Juden 241.  
 Marquesas-Inseln (B. 45.).  
 Marshall, Convertit 53. 470 ff. 502.  
 Marshmann 190.  
 Marthn, Henry 330.  
 Massachusetts 313.  
 Massassina, Sptlg. 314.  
 Masulipatam 565.  
 Mather, Rev. 318.  
 Matheon 432.  
 Matteer 249.  
 Mathalapad (Mutialapand). 563.  
 Mathern 363.  
 Mechees 431.  
 Mecklenburg 286.  
 Medical mission 180. 185. 432. 490. 572.  
 Medicinmänner 208. 274 f.  
 Medressen 80.  
 Megherditch, Bischof. 241.  
 Mëgnanapuram 257.  
 Meinide 61.  
 Melanesien 338. (B. 7. 45.).  
 Mencius 142.  
 Mengert 418.  
 Menomenis 327 f.  
 Menschenopfer 447.  
 Mephiboseth (B. 61 ff.).  
 Meteä, Sptlg. 322 f.  
 Methlakahtla 199 ff.  
 Metjodisten 94. 166. 339. 377. 475.  
 Methurst (B. 92.).  
 Metoxen, christl. Sptlg. 326 ff.  
 Metzger, Cand. 96.  
 Megingen 117 f. 130.  
 Rhonda 339. 528.  
 Michelianer 93 ff.  
 Michigan 265. 322 f. 369. 377.  
 Micins 141.  
 Mibhat Pascha 16.  
 Mikronesien 524 (B. 7.).  
 Mikis (B. 84.).  
 Minahassa (B. 10.).  
 Mirambo 529. 531.  
 Mission, innere 118. 128. 178.  
 Missions-Barden 547.  
 Missions-Blätter in Württemb. 122 ff.  
 Missions-Colonisten 403 ff. 576.  
 Missions-Conferenz, lond. 568 ff.  
 Missions-Conferenz, stuttg. 121.  
 Missions-Fest, allg. kirchl. f. Preußen 242.  
 Missions-Feste in Basel u. Württemb. 125 ff.  
 Missions-Gaben und Opfer 171. 386. 500.  
 Missions-Handels-Gesellschaft im Wupperthal. 406 ff.  
 Missions-Lieder 164.  
 Missions-Magazin 97. 118. 122. 141. 192. 245. 255. (B. 28.).

- Missions-Methodisches 490  
 ff. 518 f. 523 ff. 547.  
 Missions-Nachrichten der ost-  
 ind. Miss.-Anstalt 481 ff.  
 Missions-Predigt 286. (B.  
 17 ff.).  
 Missions-Sinn, Belegung  
 des, 284 ff.  
 Missions-Stunden 121. 139.  
 286. 288.  
 Missions-Trieb im Buddhis-  
 mus 455.  
 „Missionsvänner“ 516.  
 Missions-Vereine, student.  
 190. (B. 1. 17. 61.).  
 Missions-Vereine in Würt-  
 temberg 116.  
 Missions-Weinberg 173.  
 Missions-Wissenschaft 194.  
 Mitchell, Miss. 134 f. (B.  
 44.).  
 Mitchell, Dr. Murray 573.  
 Moero (Mwern)-See 3.  
 Moffat 570 f.  
 Groß-Mogul 455.  
 Mohammed 11. 69. 329.  
 Mohammed II. 74.  
 Mohammed IV. 25.  
 Mohammed Ali 69. 74.  
 Mohawks 268.  
 Molakapadu 567.  
 Mombasa 570.  
 Monatsbl. f. öfftl. Miss.-  
 Stunden 122.  
 Mönche, buddhist. 454.  
 Mongolen 23. 455.  
 Montier Williams 334. 437.  
 439.  
 Montalembert 502.  
 Moody (B. 43.).  
 Mormonen 367.  
 Morrison 190.  
 Moschee-Schulen 81.  
 Mount Hope 317.  
 Mtefa, König 4. 359. 529.  
 (B. 41.).  
 Mudalur 255. 257.  
 Mühleisen-Arnold 329.  
 Mutrs, Sir Will. 569.  
 Muley Abdallah 27.  
 Muley Ismael 27.  
 Mullens 569.  
 Müller, Max 439. 537.  
 Müller, Theod. 334.  
 Munde 113.  
 Murray Island 337.  
 Mustangumfluß 364 ff.  
 Mwutan-See 4.  
 Mysore (B. 16.).  
 Naasriver 200.  
 Nablus 239.  
 Nadir Schah 26.  
 Nagold 119.  
 Nagpore 179. 182. 185 f.  
 558.  
 Naifs 250.  
 Nallan-(B. 66.).  
 Namaqua 295. 346. 350 f.  
 390 ff.  
 Nanaimo 199. 207.  
 Nanak 458.  
 Nandihal (Nundial) 563.  
 Narayan Escheschadri 552.  
 Narapuram Palitol 565.  
 Nashville (B. 32. 38.).  
 Nasif 551.  
 Natal 148. 280.  
 Native Christen 28. 101.  
 149. 216. cf. 258 ff.  
 Native Missionare 279.  
 281. 488 f. (B. 48.).  
 Nattâr 258.  
 Naturreligion 253.  
 Nazareth 239 f.  
 Nazareth in Tinnevelli 255.  
 257.  
 Negri, Gaetano 167.  
 Nellore 136. 564.  
 Nesbit 190.  
 Nesbits 134 f.  
 Nestorianer 70. 564.  
 Neubarmen 390. 397 ff.  
 415.  
 Neuendettelsau 340.  
 Neuengland 313 ff.  
 Neu-Fairfield 367.  
 Neu-Guinea 337. 436. 576.  
 (B. 53.).  
 Neu-Hebriden 194. 282.  
 Neu-Jersey 133.  
 Neu-Plymouth 313.  
 Neu-Seeland 148. 282.  
 385 f. 527.  
 Neu-S.-Wales 282.  
 Newman, Francis 459.  
 New-York 133. (B. 42.).  
 Ngami-See 294.  
 Nguru 528.  
 Niagara 265.  
 Nibinabegs 307.  
 Niedernhall 120.  
 Nieslattanusch 210.  
 Niger 334. (B. 40.).  
 Ningpo 388.  
 Nirvana 454.  
 Nisbet 137.  
 Nischka-Indianerin 215.  
 Ntutu 7.  
 Nommensen (B. 86.)  
 Norddeutsche Mission 64.  
 286. 566.  
 Norweg. Mission 51. 513.  
 Rottrott, Miss. 473.  
 Nukapu 338.  
 Nukualofa 385.  
 Nur-Ullah-Khan 70.  
 Nürnberg 96.  
 Nyangwe 5.  
 Nyassa 194. 281. 434.  
 Nyaya 451.  
 Nyehatta 432.  
 Octave, lath. Miss. 475.  
 Dehler 165. 333.  
 Dehringen 120.  
 Detinger 91.  
 Desbejen 74.



- Offenbarung Joh. 387.  
 Ogilvie 417. 419 f. 427 f. 431.  
 Ohia 385.  
 Ojibwa 266.  
 Okahandya, f. Schmelen's hoop.  
 Okavangoßuß 294.  
 Okombonde 299.  
 Okozondhe (Omaruru) 415.  
 Okubo 388.  
 Omahae, Ebene 299.  
 Omburo 415.  
 Omuramba 300.  
 Onasch, Miss. 470.  
 Oneidas 268.  
 O' Neill, Rev. 339. 384. 436. 528 f.  
 Ongole 564.  
 Onondagas 268.  
 Opfer im Hinduismus 445. 447.  
 Opferwesen der Indianer 310.  
 Opium 331. 560. 575 f.  
 Opus operatum im Hinduismus 447.  
 Ordinationsforderung, anglikan. 255.  
 Orig. Secess. Syn., schott. 559.  
 Orlamhottentotten 295.  
 Osborn, Rev. 570.  
 Ost-Afrika 60. 140. 237. 339. 527 ff. (B. 6.)  
 Oftertag 95. 122. 125. 165. 176.  
 Ostind. Compagnie 191.  
 Otajo 282.  
 Otjikango, f. Neubarmen.  
 Othimbingue, 299. 393. 395 ff. (B. 86.)  
 Othigewa 415.  
 Othofazu 415.  
 Othozondhupa 415.  
 Ovaambo 294.  
 Ovaherero 293 ff. 341 ff. 389 ff. 511 ff.  
 Oxford 334.  
 Pachamba 181.  
 Paguck 305.  
 Palästina 129. 238 ff.  
 Palamkotta 246. 254. 262.  
 Pallar 248. 263.  
 Palmbauern 245 ff.  
 Palmyrapalme 249 f.  
 Panama 133.  
 Pandahyt 222 ff. 235 f. 261.  
 Pandschab (Punjab) 420. 424. 429.  
 Pandschabi 438.  
 Pannifar 246.  
 Pantheismus 446.  
 Panschatantrar 440.  
 Papharta (= Sündenwegnehmer, hind.) 112.  
 Papst 25. 89. (B. 36).  
 Papua 436. (B. 45.)  
 Paraber 248.  
 Paria-Pareihar 248.  
 Pariser Mission 516 ff. 572.  
 Parker, Th. 459.  
 Parvati-Kali 452.  
 Paterson 424.  
 Patterson 133.  
 Patteson 338. 491.  
 Pauli, Pfr. 340.  
 Pawnis 310.  
 Pearse 61.  
 Pechuel-Loesche, Dr. 477.  
 Pedda-Mallapalli, 567.  
 Pelzer (B. 81 f.).  
 Pemagojin 379. 383.  
 Pennsylvanien 93. 363.  
 Pension der schott. kirchl. Missionare 433.  
 Pequots 314.  
 Perser in Indien 183. 465 f.  
 Persien 18. 26. 73. 465 f.  
 Petermann 11. 332.  
 Petri 331. 469. 501.  
 Petsheli 475.  
 Pharsi-Pen 556.  
 Philipp, Sptig. 315 ff. 362.  
 Philipps, Miss. 557.  
 Philo 144 f.  
 Philosophie, arab. 75.  
 „ ind., 446. 451.  
 Pichler, Cand. 96.  
 Pietermaritzburg 280.  
 Pietisten 94. 130.  
 Pilger, ind. (B. 68.)  
 Pilgermission Spittlers 129.  
 Pilgrim = Einwanderung in N.-Amerika 312 ff. (B. 34).  
 Pinkerton 123.  
 Pirrie 137. 277.  
 Pittsoffie 190.  
 Pittsburg 365.  
 Plath 330. 573.  
 Plütschau 468.  
 Pniel 570.  
 Pocock, Francis 5. 7.  
 Polygamie 412 f. 439. 456. (B. 27. 29.)  
 Polynesien 282. 576. (B. 7. 45.)  
 Polytheismus 145. 446.  
 Ponape 523 ff.  
 Porter, Miß (B. 42 f.).  
 Port Moresby 337.  
 Portugal 9. 56. (B. 35.)  
 Portugiesen in Indien 183. 422.  
 Prachin (Gem. = Aeltester) bei den Uraun 219 ff. 235 ff.  
 Praefixa in den südafrik. Sprachen 293.  
 Pregizerianer 94. 117.  
 Presbyterianer, 133. 191. 194. 280. 282. 337. 388. 523. 553.

- Presse in Indien 290 ff.  
 Preußen 242, 286.  
 Price 527 ff.  
 Procession beim Götzenfest,  
 (B. 74.)  
 Proceßführen in Indien,  
 101, 226 f.  
 Prochnow, 330, 429.  
 Proclamation of the  
 Queen to . . . India,  
 423.  
 Propagation Society, 143.  
 257 ff. 330, 335, 518 f.  
 550 f. 563 f.  
 Provinzial-Miss.-Conferen-  
 zen, 287.  
 Provinzial-Synoden 242.  
 262.  
 Pudswaginis 307.  
 Pudschä 30, 107.  
 Pudufotta 476.  
 Purnah 136 f. 179, 182.  
 184, 290, 428, 552.  
 Punjab s. Pandschab.  
 Pilnjer, Dr. 144.  
 Puranas 455, 462.  
 Quäfer 51.  
 Queen-Charlotte-Inseln 199.  
 Quillinane, 433.  
 Radschamandri 566.  
 Radschputen 442, 455 f.  
 Rajja 87.  
 Ram 30.  
 Ram Mohun Roy 191, 458.  
 Râma, 251, 449 f.  
 Ramananda 458.  
 Ramanudschä 458.  
 Ramapatam 564.  
 Ramahana 439, 449 f.  
 Ramghar 34.  
 Ramnad 335.  
 Ramsejer 571.  
 Ranavalona I 54.  
 Ranchi 34, 103, 108 f. 115.  
 153, 226, 230, 473.  
 Rapp 93.  
 Rath 391, 393 f. 415.  
 Rationalismus 368.  
 Rauch, Miss. 363.  
 Ravana 251, 450.  
 Rayapur (Raepoor) 559.  
 Rebmann 570.  
 Rechtsverhältnisse der Ova-  
 herero 347, 352.  
 Rechtswissenschaft des Is-  
 lam 75.  
 Reed, Rev. 575.  
 Ref. Dutch Ch., 519.  
 Ref. Kirche Deutschlands  
 418.  
 Ref. Presb. Ch. of Scot-  
 land 282.  
 Regenmachen 357 f.  
 Regengzeit in Indien 216  
 ff. 246.  
 Regengzeit in Südafrika  
 297 f.  
 Regierungsschulen in In-  
 dien 289 ff. 422 f. 462.  
 573.  
 Rehoboth 390, 397, 415.  
 Reichel, Bischof 292, 330.  
 Reiff 165.  
 Reinicke Lic. Dr., 238.  
 Reisen in Südafrika 298 f.  
 Reisepredigt in Indien 263.  
 463.  
 Religionsgeschichtliches 142  
 ff. 437 ff. 541.  
 Religionslosigkeit in Indien  
 289 ff. 422 f. 573.  
 Religionslosigkeit in Japan  
 388.  
 Remembrancer 58.  
 Reschid Pascha 17.  
 Retti 250.  
 Reutlingen 174.  
 Revolution, franzöf. 133.  
 536.  
 Revolution, ind. 181 f.  
 420 f.  
 Rhein. Miss. Gesellschaft  
 243, 337, 389 ff. 507  
 ff. 571. (B. 81 ff.).  
 Rheinprovinz 286.  
 Rhenius 255 ff. 468.  
 Rhimsen, Gott der Gonda  
 556.  
 Ribe 339.  
 Richter, Insp. (B. 82).  
 Rigneda 444, 448.  
 Rivington (B. 44).  
 Riwaqs 81.  
 Röm. Missionen 143, 247  
 f. 334, 339, 456, 469  
 ff. 501 ff. 527 ff.  
 Rohden, von 293, 341.  
 389, 509.  
 Romani 6.  
 Rosenfranz der Hindu (B.  
 68).  
 Rojer 117, 175.  
 Rowa 6.  
 Roxburg 361.  
 Rudra, altind. Gott 448.  
 Rural Mission 184.  
 Russen, Rußland 18, 89,  
 119, 134.  
 Rutnagherry 183.  
 Sabbatharier 258.  
 Sabhâ der Mahârâhristen  
 500.  
 Sachsen, Königr. 286.  
 Sagen, indianische 306 ff.  
 „ der Ovaherero 358 ff.  
 Saginaw, 371, 381.  
 Saigo, Marshall 388.  
 Saktos, ind. Sekte 452.  
 Salem bei Dhyimbique  
 415.  
 Salem-ben-Tumi, 24.  
 Samaritaner 240.  
 Sambhalpur 34.  
 Samoa 386, 576. (B. 45,  
 48).  
 Sandreczki, Dr. 238.

- Sandusky 365. (B. 92).  
 Sandwichs-Inseln 143.  
 Santaratcharna 455.  
 Santhya-Philosophie 451.  
 Santuru 6.  
 Sansees 424.  
 Sanskrit 110. 183 f. 186.  
 438. (B. 72.)  
 Santhals 181. 334. 439.  
 520. (B. 10.)  
 Sarasin (B. 26.)  
 Sargent, Bischof 256. 262.  
 335.  
 Sathianaden 254 f.  
 Sainami Chumars 186.  
 559 f.  
 Satsuma 388.  
 Sattarah 184.  
 Savoy-Kirche in London 96.  
 Sawaban, Hptlg. 375.  
 Schah von Persien 18.  
 Schamanismus 252 ff.  
 Schanar 248 ff. 549 f.  
 Schansi, Provinz 336. 521.  
 Scharanpur 551.  
 Schesamer 240.  
 Scheibani 74.  
 Schemes der schott. Kirche  
 419.  
 Schepmann 391 f.  
 Schick 239.  
 Schiiten 18. 23. 456.  
 Schinguafluß, Schingua-  
 gunschkom 371 ff.  
 Schire Fluß 281.  
 Schisma in Linneville 257.  
 Schiwa-Cultus (B. 72).  
 Schlangenbeschwörer 357.  
 Schlangentreter der ind.  
 Mythologie 451.  
 Schleswig-Holstein 286.  
 Schmelen 389.  
 Schmelenshoop 390. 415.  
 Schmidt 96.  
 Schneider 332.  
 Schönbein 118.  
 Schönsärberei 52.  
 Schöpfungsgeschichte 144.  
 306 ff.  
 Schott (Basel) 165.  
 Schott. Missionen 132 ff.  
 178 ff. 190 ff. 277 ff.  
 335. 416 ff. 552. (B. 6).  
 Schreiber 508. 512. 568 ff.  
 Schrend, Rev. 571.  
 Schudasl 214.  
 Schulwesen in Japan 388.  
 „ „ Indien 134  
 ff. 154 ff. 180 ff. 191  
 ff. 283 f. 289. 334 f.  
 417 ff. 433. 462. 567.  
 573. (B. 28).  
 Schulwesen in Palästina,  
 christ. 239.  
 Schulwesen in Süd-Afrika  
 278 ff. 413 f. 517 f.  
 571. (B. 57).  
 Schulwesen des Islam 79.  
 Schulze, Stephan 176. 339.  
 Schwarzkopf 331.  
 Schwarz, C. F. 254. 468.  
 472.  
 Schwarz-Nar, Hptlg. 324 f.  
 Schweden 130. 516.  
 Schweinfurt 6.  
 Schweir 282.  
 Scott. Ladies Soc. for  
 promot. Fem. Educ. in  
 India 136. 419.  
 Sealcote 419 f. 424. 430 ff.  
 Secunderabad 430.  
 Seelenwanderung 446. 451 f.  
 Seelsorge in der ind. Mis-  
 sion 234.  
 Sektenswesen in Württemb.  
 166.  
 Selwyn 338. 491.  
 Senecas 268.  
 Seoni 559.  
 Serampore 190.  
 Shanghai 336. 435. (B. 92).  
 Shapurji Edalji 488 ff.  
 Shanttan, 105. 110.  
 Sherbro = Inseln 339. (B.  
 39).  
 Sheriff 419. 421.  
 Sherring 467. 559. 572.  
 Sheshadri 185.  
 Shikellimas, Hptlg. 320.  
 Shiré 434.  
 Siamesen 197.  
 Siddharta-Gautama 453.  
 Sierra Leone 56. 134. (B.  
 87).  
 Sigirso 339.  
 Sihanaka 61.  
 Sikkho 458.  
 Silindung 337.  
 Sika in Süd-Afrika 330.  
 Simpson, Fort 199. 207 ff.  
 Sindhi 438.  
 Singbum 34.  
 Sinologisches 141 f.  
 Sintupriester, Sintuismus  
 388. 575.  
 Siour 310.  
 Sirgubsha 34.  
 Sita 439. 449 f.  
 Sitabuldi 185.  
 Sittlichkeit der Herero-Chri-  
 sten 409 ff.  
 Siva, ind. Gott 437. 448.  
 452.  
 Sklavenwesen 55 f. 281.  
 314. 318. 347. 570. (B.  
 27. 29 ff. 50 f.).  
 Skreserud 334.  
 Smith, Lieut. 339. 384.  
 Smyrna 237.  
 Sociale Verhältnisse der  
 Ovaherero 345 ff.  
 Soc. for Promot. Chr.  
 Knowledge 255 ff.

- Soc. for the Propag. f. Propag. Society. 2.
- Songoro 339.
- Spanier in Amerika 198.
- Speisegesetze der Hindu 436. 442.
- Speisegesetze der Ovaherero 349.
- Spieß, Prof. 142.
- Spittler 96 ff. 128 f. 242. (B. 27).
- Sprachliches 266 ff. 293 ff.
- Sprachen-Erlernung 390.
- Spruchweisheit, orient. 75.
- Stacey Island 338.
- Stanley, 3 ff. 10. 384 f. 529. (B. 40).
- Statistik 387. 414. f. 424. 431. 468.
- Staudt 165.
- Steere 528. 531.
- Steinkopf 96 ff. 122.
- Stevenson, Miss. 137.
- „ Mr. James 571.
- Stewart 434. 571. 578.
- Stier, Rud. 165.
- Stock, Rev. 574.
- Stockmann, kath. Miss. 473.
- Strebel, Pfr. 91. 116. 120 f. 164.
- Strömberg, P. 516.
- Stuart, Miss. 466.
- Studentenwesen in Wirt-temb. 93. 121.
- Sturges 523 f.
- Stuttgart 92. 95 f. 116 f. 121. 129 f. 174.
- Sudân 70.
- Sudra f. Cudra.
- Süd-Afrika 140. 293 ff. 330. 341 ff. 387. 389 ff. 511. 570 f. 579. (B. 56 ff.).
- Südsee-Mission 132. 385 f. 523 ff. (B. 10. 45 ff.).
- Sühnungs-idee, Spuren der 344. 447.
- Sumatra 143. 237. 512.
- Sündenbewußtsein des Hinduismus 111.
- Sündenerkenntniß der Nativen Christen 106. 110.
- Sunniten 18. 74. 456.
- Susi 214.
- Suspuchanna 364.
- Swatow 388.
- Swedenborgianer 93.
- Synoden von Heidenchristen 262.
- Tafilelt, Dase 27.
- Tahiti (48. 50).
- Talismane 354.
- Tamana (B. 51).
- Tamilsprache 251. 425.
- Tamravarai 246.
- Tamulen 439.
- Tandschaur 251. 254.
- Tanganika-See 3. 528.
- Tanna 283.
- Tansimat 17.
- Tappe 238.
- Tasmania 282. (B. 52).
- Tatler 57 ff. 196.
- Taufe 115. 149. 162. 209. 256. 443. 501. 550. (B. 92).
- Tauf-Unterricht 107 ff.
- Tauschhandel 7. 407 f.
- Taylor 424.
- Teluguland 250. 560.
- Telugusprache 251. 566.
- Teluguvolk 439. 519.
- Tempel, ind (B. 70 ff.).
- Teocallis 198.
- Têri 245 f.
- Tette, Insel 337 f.
- Teufelstanz, ind. 253.
- Tholuck, (B. 25).
- Thomaschriften 483 f.
- Thompson, Dr. 498.
- Thomson 575.
- Tientsin 388.
- Tiflis 27.
- Tjifonge, Ovambokönig 341.
- Tikadar 32. 44. 101 f. 109. 149. 225 f. 231.
- Timur, Timuriden 23. 74.
- Tinnevelli, Prob. 245 ff. 335. 519. 549 f.
- Tinnevelli, Stadt 249. 335.
- Tioge, Fluß 294.
- Titibiwasshi 371.
- Tiyo Soga 279.
- Tlesen 24.
- Tonga 385.
- Totem 306.
- Traktate 183. 334. 421. 465 f. (B. 28).
- Trach (B. 28).
- Transkeigebiet 280. 532.
- Transvaal (B. 56 ff.).
- Trauerbräuche der nord-amerik. Indianer 273 f. 276.
- Trauerbräuche der Ovaherero 343 f.
- Tranvankör 246.
- Trichinopolis, 472.
- Trimbak 551.
- Trimurtibilder 449.
- Triplikan 136.
- Triplikan 182.
- Trunksucht 36. 67. 212. 224 f. 412. 556.
- Tschaiabassa 473.
- Tschaitanha 458.
- Tschamâr 559.
- Tschambesi 3.
- Tschandrika 192.
- Tschattisparh 559.
- Tschimschean-Indianer 204 ff.
- Tschindwara f. Chindwara.



- Tschinna Kallapaki 567.  
 Tschuktschen 266.  
 Tjoachaub 294. 390.  
 Tuamotu-Archipel (B. 45).  
 Tübingen 96 f. 119.  
 Tugwell 209.  
 Tunis 24.  
 Turan. Sprachen 266. 439.  
 Türkei 16. 85. 237 ff.  
 Turkotatar. Völkerrfamilie 251.  
 Turner, Rev. 576.  
 Tuskaroraß 268.  
 Tuticorin 247.  
 Tuttlingen 119.  
 Tschidschi 339. 527 f. 531.  
 Uelle 6.  
 Uganda 4. 339. 526. (B. 41).  
 Uferewe, Uferewesee 4. 339. 529.  
 Underhill 570.  
 United Meth. Free Ch. 339.  
 United Presb. Ch. & Miss. 135; 280 f. 287.  
 Universitätsmission 531.  
 Universitäten, ind. 422. 427. 573.  
 Unsterblichkeit 360.  
 Unyamwezi 531.  
 Unzucht 67. 304. 349. 411 f. 452. (B. 59. 67).  
 Urach 117.  
 Uraun 28 ff. 101 ff. 109. 112. 154. 223.  
 Urifi 7.  
 Urindi 6.  
 Uriya 438.  
 Urisberger 95. (B. 80).  
 Urnston, Mrs. 577.  
 Urregu 5.  
 Baißingen 131.  
 Baißya 441 f.
- Bancouver's Island 199.  
 Baruna 445.  
 Baughan 437 ff.  
 Beda-Lieder 439 ff. 444 ff.  
 Bedaunt-Philosophie 451.  
 Békállér 251.  
 Bellore 425. 428. 430.  
 Benkataräma Räzu 567.  
 Beriheri 581 f.  
 Verwaltungskosten der Miss. Gesellschaften 62 ff. 148.  
 Victoria Presb. Ch. of 282.  
 Victoria, Banc. Isl. 199. 203.  
 Victoria Nyanza 4. 384. 436. 516. 528. 531. (B. 41).  
 Viehe, Miss. 415.  
 Viehzucht in Südafrika 350 ff.  
 Birchow 537.  
 Bischnu 448 ff. 458.  
 Visitation 525.  
 Völker 117 f. 170.  
 Voß, Miss. 473.  
 Bothsavélo (B. 56 ff.).  
 Wabroiro 5.  
 Wachabiten 19. 69.  
 Wakefield 339.  
 Wafka 434.  
 Walfer 420.  
 Wallfischbai 295. 392.  
 Wallmann 139. 153.  
 Wangemann 137 ff. 570.  
 Wankheim 173.  
 Waralis 184. 485 ff.  
 Wasigua 528.  
 Waterberg 300.  
 Watkins, Miss. 385.  
 Watson, P. 428 f.  
 Wanandots 268.  
 Wazirabad 425. 430.
- Weib, seine Stellung in Indien 439.  
 Weikersheim 121.  
 Werkerechtigkeit 368.  
 Werner 126. 165.  
 Weslehauer 385. 527. 570. 574.  
 Westafrika 117. 134. 172. 339. 532. (B. 39).  
 Westfalen 286.  
 Westindien 314. 502. 570. (B. 35).  
 White, Lehrer (B. 32).  
 „ Rev. 570.  
 Whitmee, Miss. 576. (B. 45).  
 Wieng 305.  
 Wigand 537 f.  
 Wilberforce 190. (B. 37).  
 Wilberforce, Canon 67.  
 Wilhelm, König v. Württemb. 119.  
 Willem Zeraua, Optlg. 341.  
 Williams, Prof. 334. 437.  
 Wilson 134 f. 137. 183. 190. 485 ff. 560.  
 Wimmshheim 97.  
 Windhoef 389. 396. 402. 415.  
 Winnebagoß 327 f.  
 Winslow 315.  
 Wisemann 471. 502.  
 Witte, P. Leop. 197.  
 Wittwenpension 433.  
 Wittwenverbrennung 439.  
 Wucher in Indien 102.  
 Wurm 165. 437. (B. 26).  
 von Wurmb (B. 83).  
 Württemberg 91 ff. 116 ff. 164 ff. 286.  
 Wyatt (B. 44).  
 Xaverius 52. 247 f.
- Yama, altind. Todtengott 446.

- |                             |                            |                          |
|-----------------------------|----------------------------|--------------------------|
| Dates 190.                  | Zambesi 3. 294.            | Zenana-Mission 180. 284. |
| Young, Capit. 281. 284.     | Zanguebar 331.             | 419. 467. 577. cf. 518.  |
| 433.                        | Zanzibar 5. 7. 281. (B.    | Ziegenbalg 468.          |
| Münner 18. 336.             | 40).                       | Zinzendorf 363.          |
|                             | Zaremba 118. 126.          | Zion 239.                |
| Zahl der ind. Christen 468. | Zauberei 37. 211. 274 f.   | Zöckler 144.             |
| 510. 573.                   | 355. ff. (B. 65).          | Zöllner 332.             |
| Zahl der Missionare 387.    | Zeisberger 366.            | Zorn, Miss. 476.         |
| (B. 8.)                     | Zeller 100. 128.           | Zulu 280. 513.           |
| Bahn, Ansp. 513. (B. 29).   | Zeller, Rev., in Palästina |                          |
| " Miss. (B. 83. 87).        | 239.                       |                          |







1878  
v. 5

Allgemeine Missions-Zeitschrift

CBPaQ

GTU Library



3 2400 00255 3232

